

Deutsche Dichtung

Karl Emil Franzos

PROPERTY OF

*The
University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.



³⁰
Dreißigster Band.

April bis September 1901.



Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1901.

S 30.6
D 48 3
V. 30

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXX. Bandes.

	Seite		Seite
A dler, Paul, in Prag	140	Reinhardt, Adalbert, in Hamburg 1.	33, 57, 81, 105, 129, 153, 181
Arnold, Robert F., in Wien	116	Michaeli, Otto, in Offenburg 44.	44, 66, 88, 112, 146, 265
Auerbach, Verthold (Ungebr. Nachl.)	25, 99	Witis, Franz Xaver, in Oherio	240
B ecker, Carl Hermann, in Königsberg i. Pr. 87. 116. 163		Wüller, Hans, in Wien	14, 194
B ecker, Heinrich, in Bergen bei Frankfurt a. M.	46, 114, 138, 290	Wassen, J., in Jülich	249, 269, 293
B efreund, Ernst, in Hannover 17. 47. 72. 89.	117, 147, 169	Nowak, Karl, in Wien	137, 218, 265, 286
Brafelmann, Albert, in Vörsenburg	221	Oswald, Josef, in Wiesbaden 165. 195. 222. 241. 267	
Brüdy, Armand, in Wien	239, 262	Ollmer, F., in Berlin	205, 229, 253, 277
C astelle, Friedrich, in Aachen	115	Wache, Alexander, in Godesberg	16, 52, 71, 95, 116, 150, 194, 221, 240, 264, 289
D iedhöfer, E., in Bonn	239	Paulschneider, G., in Würzburg	114
D ochnahl, Peter, in Frankfurt a. M.	268	Preussner, Hermine von, in Berlin	13, 97
E dstein, Tosca, in Dresden	86	Promber, Otto, in Bittan	179
E dward, Georg, in Chicago 14. 44. 87. 217.	238, 288	Reimerdes, Edgar, in Berlin	86, 113
F ränkel, Jonas, in Bern	221, 266	Reuß, Jenny von, in Graz	16, 192, 218
F ranzós, Karl Emil, in Berlin 141. 175. 199. 238		Roeder, Hans, in Götting	146, 290
F reund, Richard, in Brünn	292	Rübfaamen, Moja, in Berlin 159. 163. 193. 238	
G ärtner, Rudolf, in Dresden 46. 115. 137. 162.	240, 287	Rüttning, Paul, in Berlin	16, 86
G oldbaum, Wenzel, in Frankfurt a. M.	221, 287	S achse, Hugo, in Hamburg	96, 116, 193, 221
G oosh, Roberich, in Marburg a. L. 95. 113. 137.	164, 193, 218	S alus, Hugo, in Prag	192
G rüninger, Hans M., in Redorbijhofseheim 61. 114. 138. 164		S hellenberg, Ernst, Ludwig, in Weimar	287
H ennig, Richard, in Berlin	140, 219, 264	S chmidt, Robert, in Berlin	286
H erzog, Rudolf, in Berlin	97, 111	S chneider, Maria, in Bremen	291
H eufie, Paul, in München 13. 43. 66. 87. 111.	136, 162	S choenaich-Carolath, Prinz Emil von, in Haindorf	266
H oefler, Ferdinand, in Braunschweig	96, 111	S chweifer, J., in Weigenstein	30
H üdingtonhaus, Karl August, in Elberfeld	52, 174	S ilvester, Oswald, in Strahburg i. G.	265, 288
I del, Wilhelm, in Barmelskirchen	15, 98	S tadler, Ernst, in Strahburg i. G.	146
K iefewetter, Max, in Danzig 71. 97. 111.	139, 193, 263, 289	S tern, Rudolf, in St. Petersburg 88.	113, 138, 164, 219, 291
K indt, Otto, in Gießen	16, 150, 168, 194, 262	S trassburger, Egon Hugo, in Berlin	292
K leit, Gertrud, in Berlin	14, 98, 113, 137, 163	S ufan, Camillo B., in Wien	45, 115
K nodt, Karl Ernst, in Ober-Rillingen	65	T ielo, A. S. T., in Berlin	88, 113, 163, 217
K nuffert, Rudolf, in Donaueschingen 71. 87. 218. 286		T uppin, Karl, in Wien	164, 292
K örber, Karl, in Berlin	292	W erschöfen, W. V., in Bonn	263
K roff, Friedrich, in München	140	S ulvinius, Th., in Colmar i. G. 30. 95. 112.	139, 193, 219, 229, 263
K rönig, Marie, in Berlin	16	W agner, Christian in Darmbronn	290
K udwig, Erna, in München	96, 112, 150	W allowig, J. F., in Buenos-Aires 240. 264. 292	
K uggin, Maria, in Wien	217	W ertheimer, Paul, in Wien 43. 138. 163. 217.	240, 289
M atthey, Maja, in Mavecchia	44, 220	W eitenholz, Lizzie von, in Stuttgart 98. 115.	239, 262
M ayer, Karl Leopold, in Berlin 114. 139. 168. 220		W ichert, Ernst, in Berlin	9, 53, 67
M ayerhofer, Hermann, in Wien	43	W weig, Stefan, in Wien	71, 86, 111, 174, 194, 218, 246, 247, 248, 266, 289

Inhalt des XXX. Bandes.

	Seite
Novellen, Erzählungen, Skizzen.	
Catarina. Das Leben einer Adälerschwester. Von Adalbert Meinhardt I. 33. 57. 81. 105. 129. 153. 181	181
Zilberbild. Novellen. Von Ernst Behrend	
Das Mannharts glückliche Schicksal (Schluß).	17
Das alte Klavier	22
Feuergarben	72
Ein gewagter Handel	89
Das letzte Vachen	91
Waldfest	117
Leutholds Los	121. 147. 169
Der Metzger. Ein Anstaltsbild. Von Karl Emil Franzos	141. 175. 199
Schweigen. Erzählung. Von A. C. Tinner	205. 229. 277

Lyrik.

Sicilianen. Aus dem Italienischen des C. G. Boner von Paul Henje	13
Villa Medici. Von Hermine von Preuschen	13
Psyche im Hades. Von Gertrud Klett	14
Holländisches Wiegenlied. Aus dem Englischen des Eugène Field von Georg Edward	14
Tag und Nacht. Von Hans Müller.	14
Vorfrühling. Von Paul Rütting	16
Abendlicht. Von Alexander Pache	16
Margherita. Von Marie Strödig	16
Mütterchen. Von Otto Kindl	16
Wo bist Du? Von Jenny von Keub	16
Auf dem Kirchhof. Aus dem Italienischen des Cesare Rossi von Paul Henje	43
Ritornelle. Von Hermann Mayerhofer	43
Begegnung. Von Paul Wertheimer	43
Lied. Von Georg Edward	44
Abendlicht. Von Otto Michaeli	44
Heber eine Weile. Von Raja Matthen	44
Die Weisen der Menschheit. Von Camillo V. Sufan	45
Großstadt-Frühling. Von Heinrich Peder	46
Weil sie im Herzen blüht. Von Rudolf Gärtnner	46
Meine Tränen. Von Alexander Pache	52
Ein kleines Lied. Von Karl August Hädinghaus	52
Der Jauntönnig. Von Hans M. Gröninger	52
O Frühling. Aus dem Italienischen des Cesare Rossi von Paul Henje	66
Der Mai. Von Hans M. Gröninger	66
Waldfreude. Überiegung von Schöffels Juniperus-Kantilene „Lactinia silvestris“ Von Otto Michaeli	66
Wieder wach. Von Karl Ernst Anodi	66
Videns im Lager. Aus dem Englischen des Bret Harte von Max Kieffewetter	71
Das Mädchen. Von Stefan Zweig	71
Poesie. Von Rudolf Knußfert	71
Frühlingsturm. Von Alexander Pache	71
Meines Glück. Von Stefan Zweig	86
Schneeberg. Von Tosca Caffrin	86

	Seite
Glücklose Liebe. Von Edgar Heimérdes	86
„Wie bist Du gedankenvoll Dein sädunes Haupt“ Aus dem Italienischen des Augusto Ferrero von Paul Henje	87
Die Woge. Von Rudolf Knußfert	87
„Aller ernen Seligkeit“ Von Karl Hermann Peder	87
Dämmerung. Von Georg Edward	87
Das Lied vom traurigen Grafen. Von Otto Michaeli	88
Frühlingsglück. Von A. R. T. Fielso	88
Wüde. Von Rudolf Stern	88
Der Wechsel. Von Th. Sulpinus	95
Glosse. Von Roderich Wooh	95
Hero. Von Erna Ludwig	96
Ein Abendlied. Von Hugo Sachse	96
Vorbei. Von Ferdinand Hofer	96
Stimmen. Von Alexander Pache	96
Ich und Du. Eine Wanderung. Von Rudolf Herzog	97
Der Sturmvogel. Aus dem Englischen des Carl Benjamin von Max Kieffewetter	97
Firnwolf. Von Hermine von Preuschen	97
Aus der Tiefe. I II. Von Gertrud Klett	98
Das Lied. Von Wilhelm Jdel	98
Rebel. Von Lizzie von Beh-zuholz	98
Die Nacht der Toten. Aus dem Italienischen des Cesare Rossi von Paul Henje	111
O komm zurück! Von Ferdinand Hofer	111
Merci, mein Herr. Von Rudolf Herzog	111
Das Leben. Von Stefan Zweig	111
Der Traum eines Freiwilligen. Aus dem Englischen der Minna Irving von Max Kieffewetter	111
Genejung. Von Erna Ludwig	112
Spagnumotal. Von Otto Michaeli	112
Einfamkeit. Von Gertrud Klett	113
Schlaf ein. Von A. R. T. Fielso	113
Vagans scholasticus. Von Karl Roderich Wooh	113
Sommersehnen. Von Rudolf Stern	113
Ergeben. Von Edgar Heimérdes	113
Der junge Schwan. Von Karl Leopold Mayer	114
Frühlingsabend. Von Hans M. Gröninger	114
„Du weichst mir aus“ Von G. Pausschneider	114
„Wenn der Tag zur Mitternacht“ Von Heinrich Peder	114
Abend. Von Friedrich Caselle	115
Die Amfel. Von Camillo V. Sufan	115
Witag. Von Lizzie von Westenholz	115
Abchied. Aus dem Englischen des Algernon Charles Swinburne von Robert F. Arnold	116
Maientlied. Von Alexander Pache	116
Junii. Von Carl Hermann Peder	116
Gräber im Morgenrot. Von Hugo Sachse	116
Die weißen Vögel. Aus dem Italienischen des Arturo Graf von Paul Henje	136
Der Arch. Von Roderich Wooh	137
Das alte Lied. Von Karl Kowat	137
Auferstehung. Von Gertrud Klett	137
In Gesellschaft. Von Rudolf Gärtnner	137
Die Kirche. Von Rudolf Stern	138

	Seite		Seite
Holländische Landschaft. Aus dem Italienischen des Edmondo de Amicis von Paul Wertheimer	138	In der Fremde. Von Georg Edward	238
Oaft Du's gesehen? Von Heinrich Beder	138	Der Flegeidnapfer. (Siegeländer Mundart.) Von Rosa Rübfaamen	238
Zusammenhang. Von Karl Leopold Mayer	139	Der erste Tropfen. Von Armand Brödy	239
Das Balllager. Nach dem Englischen eines Unge- nannten von Max Kiefewetter	139	Anadomenen. Von Lizzie von Westenholz	239
Die Distel. Von Friedrich Kroff	140	Am Schreibtiisch. Von G. Diederhöfer	239
„Du armes Herz . . .“ Von Paul Adler	140	Mittag. Von Alexander Pache	240
Lied der Leibeigenen. (Anno 1500.) Von Otto Michaeli	146	Am Meere. Von Franz Xaver Miris	240
Abendrot. Von Ernst Stadler	146	Am Jaun. Von Rudolf Gärtner	240
Im Sonnenschein. Von Hans Noeder	146	Der Wasserfall. Von Paul Wertheimer	240
„Mein Herz, ach warum wachst Du noch . . .“ Von Rosa Rübfaamen	150	Um Sie. Aus dem Französischen des M. Baquerie von J. F. Wallowig	240
Wanderlust. Von Alexander Pache	150	Gedichte von Charles Baudelaire. Aus dem Franzö- sischen von Stefan Zweig	246
Verheißung. Von Otto Kindt	150	Kampf. Von Otto Kindt	262
Leidenchaft. Von Erna Ludwig	150	Alpenglühn. Von Armand Brödy	262
Weiß dämmert's überm Hügel. Aus dem Italienischen des Antonio Fogazzaro von Paul Heyse	162	Die schweigende Stadt. Aus dem Englischen des Henry E. Cornewell von Max Kiefewetter	263
Am Himmelsthor. Von Rudolf Gärtner	162	Vor meinem Fenster. Von Lizzie von Westenholz	262
Sommer. Von Karl Hermann Beder	163	Dein Bild. Von W. L. Vershofen	263
Im Weizen. Von A. S. T. Fielso	163	Merresleuchten. Von J. F. Wallowig	264
Der Kranz. Von Paul Wertheimer	163	Der Dichter. Von Karl Nowak	265
Vorüber. Von Gertrud Klett	163	Kranz im Dorn. Von Otto Michaeli	265
„O Du falsches Vögelein . . .“ Von Rosa Rübfaamen	163	Es war ein Traum. Von Ewald Silvester	265
Frühlingwind. Von Hans M. Grüninger	164	Siegeslied. Von Prinz Emil von Schönau- Carolath	266
„Ich bin ein Jäger . . .“ Von Karl Luppy	164	Wieder daheim! Von Alexander Pache	266
Genesung. Von Rudolf Stern	164	Spelen. Aus dem Französischen des Charles Vaude- laire von Stefan Zweig	266
Hochlandsohn. Von Roderich Gooß	164	Koturno. Von Jonas Kränkel	266
Abendlied. Von Otto Kindt	168	Stimmung. Von Rudolf Knuffert	266
Niederland. Von Karl Leopold Mayer	168	Ich muß Dich lieben. Von Karl Nowak	266
Abschied. Von Stefan Zweig	174	Herbst. Von Robert Schmidt	266
Martirium. Von Karl August Händinghaus	174	Eines Andern Weib. Von Wenzel Goldbaum	287
Das Glas. Von Hugo Sachs	192	Und waren's nicht Rosen und Hyazinth' . . . Von Rudolf Gärtner	287
Glückes Ende. Von Jenny von Kenß	192	Gestrautes Glück. Von Ernst Ludwig Schellenberg	287
Meine Liebe. Von Hugo Sachs	193	Eine Begegnung. Von Georg Edward	288
Ein Singen. Nach dem Englischen des Marvin Dana von Max Kiefewetter	193	Jungwirth. Von Peter Dornbachl	288
Der Gladiator. Von Roderich Gooß	193	Der Sonne entgegen. Von Armand Brödy	288
Die Fräulein. (Siegeländer Mundart.) Von Rosa Rübfaamen	193	Sommernacht. Von Ewald Silvester	288
Erkenntnis. Von Stefan Zweig	194	Willu Blue. Aus dem Englischen der Minna Irving von Max Kiefewetter	289
Morgenzauber. Von Alexander Pache	194	Schmerz. Von Paul Wertheimer	289
Frühlingssehnen. Von Otto Kindt	194	Auf der Fahrt. Von Alexander Pache	289
Sterne. Von Hans Müller	194	L'irreparable. Aus dem Französischen des Charles Baudelaire von Stefan Zweig	289
Ein weißes Segel. Von Georg Edward	217	Hochsommer. Von Christian Wagner	290
Der Kranke. Von A. S. T. Fielso	217	Herbst. Von Heinrich Beder	290
Reigen. Von Paul Wertheimer	217	Aus dem russischen Studentenleben. Von Rudolf Stern	291
Darum! Von Maria Yuggin	217	Schicksal. Von Maria Schneider	291
Sommertende. Von Stefan Zweig	218	Besuch. Von Richard Freund	292
Die drei Fräulein. Von Rudolf Knuffert	218	Sommerabend. Von Egon Hugo Strasburger	292
Am Weiler. Von Karl Nowak	218	In memoriam. Von Karl Luppy	292
Liebe. Von Jenny von Kenß	218	Das Silberhaar. Aus dem Neugriechischen eines Un- genannten von J. F. Wallowig	292
Abend am Meere. Von Roderich Gooß	218	Ich habe eint. Von Karl Noeder	292
Der russische Student. Von Rudolf Stern	219		
Im Park der Königin. Von Karl Leopold Mayer	220		
Bekanntnis von Raja Matthey	220		
Die Trauben. Von Hugo Sachs	221		
Einsam. Von Jonas Kränkel	221		
Die goldene Saite. Von Alexander Pache	221		
Geiger Tod. Von Wenzel Goldbaum	221		
Im Dom. Von Albert Fraielmann	221		

Sprüche und Parabeln.

Ewigamene. Von N. Schweifer und Th. Vulpinus 30

	Seite		Seite
Spruch. Von Paul Rütting	86	Gaus-Bachmann, A.: „Der Teufelskloster“	128
Zwei Sprüche. Von Hans W. Grüninger	138	German, Wilhelm: „Stephan Heub“	152
Sprüche. Von Th. Vulpinus	139. 193. 219. 239. 263	Goethe-Jahrbuch. XXII. Band	180
Literarische Epigramme. Von Karl Emil Franzos.	238	Greinz, Hugo: „Küße und andere Novellen“	128
Spruch. Von Hans Noeder	290	Gunther, Gernot: „Heidelberger Lieder“	31
Epische Dichtungen.			
König Regnar. Von Carl August Hüdninghaus	15	Haggemacher, Otto: „Bilder“	56
Karls des Fünften Krönung. Von Wilhelm Jdel	15	Hauer, Otto: „Nofetis, Das Haus des Lebens“	128
Michal. Von Th. Vulpinus	112	Hermelinus, Paul: „Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts“	180
Das Dienstjubiläum Von Rudolf Gärtnner	115	Himmelbauer, Franz: „Waldfegen“	128
Sten Stures Tod. Von Richard Hennig	140	Hofm, Kurt: „Meine Welt“	128
Zwischen zwei Knezen. Ein Sommerdahl. Von Josef Oswald	165. 196. 222. 241.	Hübel, Felix: Pariser Novellen	126
Der Sprung. Von Otto Fromber	179	Katsch, Adolf: „Perseus tristitia“	127
Heidegespräch. Von Richard Hennig	219	Klein-Gattling, Oscar: „Das Liebesleben Gödterlins. Venaus. Heines“	103
Gregor VII. in Salerno. Von Richard Hennig	264	Kühnlein, O.: „Das Ludwigs Kampf gegen Schiller“	31
Dramatische Dichtungen.			
Des Königs Dank Schauspiel in drei Aufzügen. Von Ernst Wihert (Fortsetzung und Schluß.)	9. 53. 67	Lamarque, Friedrich: „Der Hochzeitskrug“	31
Essays und Mitteilungen.			
Briefe von Verthold Auerbach. (1865—1867.) (Abgedruckt Nachlaß)	25. 99	Langmann, Philipp: „Aporosal Söhr“	32
Heine und Kleist	227	Leise, Richard: „Erzählungen“	180
Kleine Heine-Studien. Von J. Kasseu:		Leverführ, August: „Jugendgedichte“	126
I. Heine und Steinmann	249	Lie, Bern: „An Knut Arnebergs Haus.“	299
II. Steinmanns Erinnerungen an Heine	269	Liliencron, Detlev von: „Kampf und Spiele.“ „Kämpfe und Ziele“	151
III. Schüding über Heine	298	Lohmeyer, Julius: „Zur See, mein Volk“	125
Litterarische Notizen.			
31. 56. 79. 103. 125. 151. 183. 204. 252. 276. 299.		Lojinski, Wladislaw: „Das Marienbild von Quisowista.“ Deutsch von Helene Rajdanska	31
Neue Bücher.			
32. 56. 80. 104. 128. 152. 180. 204. 252. 276. 300.		Mafurin, Konstantin: „Die Jugend“	56
Aufrufe.			
Für das Kernerhaus in Weinsberg	299	Meier, Hans Georg: „Gedichte“	180
Verzeichnis der besprochenen Bücher.			
Arnold, Dr. Robert F.: „Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Litteratur“	204	Mondheim, Max: „Johann Ludwig Hßland“	299
Beg, Dr. Louis P.: „Die französische Litteratur im letzten Heinrich Heines“	79	Ruth, Richard von: „Lenz und Verbis“	151
Bienendahl, Carl: „Ardilos und treu“	127	Reesheimer, Eugen: „Die Romödie der Liebe“	31
Bodmann, Emanuel von: „Natos Schöpfe“	299	Reumann-Gofer, Annie: „Tote Liebe“	56
Braune, Rudolf: „Thüringer Dorigeschichten“	56	Vochhammer, Paul: „Dantes göttliche Komödie“	125
Dähnhardt, Oscar: „Heimatlänge“	31	Rudolf, Wilhelm: „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland“	125
Dörnte, Albert: „Erzählende Dichtungen“	151	Sabil, Meinrad: „Tantalos“	80
Eisenstich, Friedrich: „Ja wir!“	180	Sawka, Michael: „Die Künstler-Arche“	126
Ewart, Felicie: „Goethes Vater“	127	Schöbel, A.: „Aberflüchtige Liebe“	127
Filet, Egid von: „Mein Frühling“	80	Schullern, Heinrich von: „Neues Stizzenbuch“	128
Fraungruber, Hans: „Auffere Geschichten“	104	Thoma, Dr. Ludwig: „Athenor Karlchen und andre Geschichten“	125
Friedrich, Ernst: „John Bull und die Buren“	127	Thyrnan, E.: „Aus dem Buge des Lebens“	299
Fuchs, Hermann: „Das Glend“	80	Walz, Gallus: „Früh am Morgen“	151
		Wardke, Paul: „Zuerig Lüd“	32
		Weber-Lutrow, Hans: „Schlummernde Seelen“	128
		Wichert, Ernst: „Aus eigenem Recht“	32
		Wied, Gustav: „Vier Sainrspiele“	180
		— „Die liebhaftige Bosheit“	252
		Wille, Otto: „Das Buch des Lebens“	151
		Wrede, Färl Friedrich: „Die Goldschilts“	32
		— Richard: „Alerlei Liebe“	127
		Zamarra, Leo: „Dramatische Dichtungen“	180
		Zobeltis, Hans von: „Talmi“	127





Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

I.

„Catarina!“

Von ihrer Thürschwelle, auf der sie spinnend gestanden hatte, trat Fran Lapa Benincasa um ein paar Schritte in die schmale Straße vor und blickte zur Seite, wo zwischen dem Hause ihres Eheherrn und dem des Nachbarn eine Treppe aufwärts führte. Und sie schüttelte ihren Kopf zu dem, was sie sah.

„Catarina!“ rief sie noch einmal in strengem Ton.

„Ja Herr, da seht Ihr's“, sagte sie dann, indem sie zu ihrem Gastfreund zurückkehrte, der mit seinem Sohne vor dem Hause auf der Steinbank saß — „es ist, wie ich's dachte, sie kniet dort schon wieder.“

„Ja, ja, Monna Lapa“, versetzte der Fremde, „so geht's in der Welt. Es ist keiner mit dem zufrieden, was ihm zu teil ward. Seht da meinen Tommajo, — was gäbe ich drum, wenn ich in dem eine rechte Votation zur Frömmigkeit verspüren könnte, wie ihr sie bei Eurer Tochter beklagt. Denn ich muß ihn heute nach San Domenico bringen, daß er sich in das Kleid der schwarz-weißen Predigermönche stecke. Ob's ihm selber nun lieb oder leid ist, ich muß es thun, weil seine arme Mutter in schwerer Krankheit es einst so gelobt hat. Aber da naht ja das heilige Fräulein, von dem Ihr eben so viel erzählt. Nun, Catarina, bekommt nicht der alte Pate ein Küßchen?“

Von der Treppe, die man hier nicht sehen konnte, war das Kind mit einem raschen Satz in die enge Straße hinabgesprungen, und es war, als ob die Sonne, die dort droben auf der Terrasse noch scheinen mochte, mit ihr käme. Denn auf ihren blonden Haaren, die ihr offen um die Schulter hingen, lag es wie Lichtgold, und in dem schmalen weißen Gesichtchen leuchteten die dunklen Augen. Sie schien nicht sehen, als die Mutter ihr zurück, näherzutreten und auch nicht trotzig. Aber sie blieb, wo sie einmal stand, die schlanken Hände auf dem Rücken zusammengefaltet. Und als der

fremde Mann den Arm vorstreckte, sie zu sich heranzuziehen, da wich sie ihn aus.

„Se, was für ein zerbrechlich' Püppchen“, höhnte der Alte, „Du fürchtest Dich wohl, meine groben Finger möchten Dir wehthun?“

„So ist sie immer“, sprach senkend die Mutter, „ich sag't es Euch doch schon. Meine anderen Kinder, die kamen und schmiegen sich an mich und ließen es sich wohl sein, wenn ich sie streicheln wollte und küssen. Aber die! Küßr' mich nicht an und weicht mir aus, als ob ich ihr Böses anthun wollte. Catarina, geh hin zu dem Herrn, gib ihm hübsch die Hand. Es ist unser sehr werter Herr Gevatter, der Herr della Fonte, der bei Deiner Tante Pate gestanden.“

„Ja, als Du so klein warst“, jagte jener und maß ihr an seinem Arm die Länge ab, die sie damals gehabt haben mochte. „Nun sind sechs Jahre ins Land gegangen, daß ich nicht mehr nach Siena hereinkam. Und da ich hent komme nach meinen lieben zwei Patlein zu sehen, da ist eines gestorben, und das andere, das am Leben geblieben, gar so wenig freundlich zu mir.“

„Auch meiner Schwester waret Ihr Pate?“ fragte das Kind.

„Freilich wohl.“

„Und wie groß war sie damals?“

„Nun, so groß wie Du selber, da Du mit ihr als Zwilling geboren.“

„Nicht größer? Und ist doch ein Engel geworden?“

„Gewiß. Auch Du bist brav wie ein Englein, hoff' ich. Also komm näher und gib mir Dein Händchen.“

Das Kind stand, wo es von Anfang gestanden, es rührte sich nicht.

Fran Lapa hob zu schelten an, was denn alle die Frömmigkeit nütze sei, das viele Beten, Knien und Fasten, das könne so ein kleines Ding von sechs Jahren jügl'ich den erwachsenen Leuten lassen, die

einmal dafür angestellt wären, und dagegen kindlich, vümtlich gehorchen, thun, was Vater und Mutter ihm jagten. Nur das sei brav und das sei fromm.

Das Kind Catarina stand mit den Händen auf dem Rücken, hörte zu mit ernsthaften Augen und regte sich nicht.

Herr della Fonte stellte sein Schießgerät, das er im Arm getragen hatte, auf die Seite, lehnte sich zurück an die Wand, schlug seine Beine übereinander, und lachte, daß es zwischen den hohen Hänjern der schmalem Gasse dröhnend hallte.

„Mu der werdet Ihr Ener Wunder erleben, ha, ha, ha! Die wird noch anderen und klügeren Lenten, als Ihr seid, Donna Lapa, manch ein Mätjel zu lösen geben. Sie hat ihren Kopf für sich alleine, die, ha, ha! die weiß, was sie will. Das Fräulein Catarina wird nicht nur Euch Eltern, sondern alles, was Mann heißt in Siena, dereinst in ihre Tasche stecken, nach ihrer Weise tanzen lassen. Ja wohl, ja wohl, ich kann darans stolz sein, so ein gar absonderlich Maidlein zum Patkind zu haben.“

Sein Sohn, der ueben ihm auf der Bank saß, hatte sich unruhig auf dem Sitz hin und her geschoben. Nun stand er auf, als ertrüge er es nicht länger, und rührte seinen Arm an:

„Vater!“

„Was willst Du? Ach soll wohl nicht so lachen? Daß so ein Ding von knappen sechs Jahren, weil sie grade die Augen im Kopf und den Eigensinn dazu hat, große Lenten zu Schanden macht mit ihrem Willen, das soll ich nicht lustig finden? Ja, wenn ich die Welt nicht gar so gut kennte und nicht schon so vieles gesehen hätte, an Männlein und Weiblein. Du bist jung, laß Du Dich un von der da beherzen, oder fromm machen, wie sie es wünscht. Wenn sie es darauf angelegt hat, wird sie Dich auch wohl befehren können, daß Du morgen die weiße Kutte mit Freuden anlegst. Geh nur mit ihr.“

Der Sohn ging zu dem Kinde. Ein junger Burck von fast achtzehn Jahren, hoch aufgeschossen in seinem langen Rock, der schon halb geistlich war und doch bäurisch dabei erschien. Er mußte sein Haupt zu der Kleinen niederbengen, die in ihrem grauen Kleidchen neben ihm herschritt. Und wieder wehte es wie Sonnenschein um ihr Köpfelein und die laugen flatternden Haare schimmerten goldbig, da sie zu der Treppe einbog und also beide aus dem Gesichtskreis der Eltern verschwanden.

Donna Lapa ließ die Spindel sinken, die sie unwerdrossen geschwungen hatte — die Feinheit des Fadens war ihr Stolz — und wischte sich mit der Hand von ihren Wimpern die Thränen ab. Es

dünkte ihr eine arge Schande vor dem fremden Herrn, daß ihr eigen Kind ihr nicht gehorchte. Zwanzig Knaben und Mägdelein habe sie ihrem guten Manne geboren und seien auch viele gestorben, — der Herr hab' sie selig, — die am Leben geblieben waren, die hätten auf Vater und Mutter geachtet und wären alle gut ausgefallen: die Mädchen zu ehrfamen tüchtigen Hausfrauen für ihre Ehegatten, Färber und Walker, die der Vater ihnen bestimmt, die Söhne selbständig, schon im Gewerbe. Da sei unerwartet, wie ein Geschenk von den Heiligen im Himmel, fast wie ein Wunder des Zwillingspärchens noch gekommen, so fein, so zart, recht wie zwei Püppchen. Und da die Pest im nächsten Jahr gleich das eine wieder genommen, sei die Ninetta allein geblieben, allein im Hanje, allein im Herzen, ihres Vaters vergötterter Liebling.

Der Herr della Fonte nickte dazu: „Ja, ja, Frau Lapa, ich kann es mir wohl denken. So geht's in der Welt.“

„Nun“, schluchzte die Fran, „nun ist sie zum Dank für all unsere Liebe nicht unser Kind, wie die anderen es waren, die ich geschlagen habe und gescholten und geküßt und die mich doch liebten. Ein Fremdling ist sie in unserm Hanje, mein Wort berührt sie nicht, meine Zärtlichkeit thut ihr nicht wohl, mein Zürnen nicht wehe. Aber ich, ich leide, leide bitter von ihrer Fremdheit.“

„Ein Kind von sechs Jahren!“ jagte der Pate.

„Mein Kind, mein Kind, das ich geboren, gehegt, gewartet, mit diesen meinen beiden Händen gehegt und gehätschelt. Und will nicht mehr mein sein. Ob sie sechs Jahre alt ist oder sechsundzwanzig — der Schmerz bleibt der gleiche. Nein, vielmehr, er ist jetzt viel herber, weil unnatürlicher. Daß ein Mädchen sich um eines Liebsten willen oder aus was immer für einem Grunde von der Mutter abwendet, das ist wohl oft schon gesehen. Und es muß getragen werden, denn sie ist ein fertiger Mensch dann und geht ihres Weges und denkt ihr Denken. Aber so ein Kind, ein Ding, das noch nicht denken kann, nicht fühlen, das mit allem Anieen und Beten nicht weiß, was sie thut, das das . . .“

„Frau Lapa“, jagte der della Fonte, „ich will Euch raten, wartet ein wenig, grämt Euch nicht zu frühe. Wer weiß, vielleicht — eines Tages besinnt sie sich anders und dankt Euch noch für alle die Liebe, die sie zu fühlen jetzt nicht den Verstand hat. Doch ich höre da eben das Ave-Maria-Läuten und die Färbertuechte kommen schon aus Eurem Hanje. Jetzt, denke ich, wird Meister Jacomo,

Euer Gatte, wohl für mich frei sein. Wollt Ihr mich also zu ihm führen?"

Die beiden gingen hinein in das Haus.

Unterdessen war Tommaso mit dem Kinde die enge Treppe zu der Terrasse hinaufgestiegen, er wie andere gewöhnliche Menschen auf seinen zwei Füßen. Das blasse kleine Mädchen aber kniete auf jeder einzelnen Stufe mit gefalteten Händen wie betend, dann war es wie ein Schweben, wie sie sich auf die nächste emporhob, so als ob nicht ihre Glieder, sondern die Gedanken in ihr sie aufwärts trugen, und wieder lag sie in sich versunken, das Köpfchen gebückt, daß die blonden Haare sie ihm verhällten. Auch er hielt unwillkürlich dann inne.

„Warum thust Du das?“ fragte er, als sie nun oben waren, und deutete auf die Stufen zurück.

Sie sah ihn an. „Warum? Ich weiß nicht. Weil ich so muß.“

Sie ging voran unter dem Schatten der blaugefärbten Dächer, die zum Trocknen hier auf Stäben ausgespannt waren, und kam zum Rande der Terrasse, wo diese die Dächer der benachbarten Häuser überragte. Mit einem leichten Satz schwang das Kind sich auf die Brüstung der Mauer und winkte ihn näher: „Da sieh!“ sagte sie und wies ihm die Stadt, die weit ausgebreitet mit Hügel und Thälern vor ihnen ruhte.

Seine Augen glitten gleichgiltig hin über die Paläste und Türme, über die Kirchen und Brunnen. Er wünschte es sich nicht, so einen Steinhaufen fortan zu bewohnen. Vielmehr verlangte ihn nach den Bergen, deren wellige Höhenzüge er im blauen Abendhimmel jenseits der Stadtmauern noch unterschied. So hörte er auch nur halb hin auf das, was seine Genossin ihm erzählte, von dem Tom dort gegenüber, wie mächtig groß der werden sollte, doppelt so groß wie bis jetzt und größer als irgend einer in der ganzen Christenheit.

„Ich weiß, ich weiß, wie Ihr Euch rühmt. Gab es denn jemals so eitle Leute wie das Volk von Siena?“

„So? Wer jagt das?“ fragte sie mit großen Augen.

„Einer, den, solange er lebte, Florenz verbannt hatte und dessen Knochen es heute mit Freunden sich heimholen möchte, aber nie erhalten wird. Daut hieß er und gehörte zu den Allighieri.“

„Den kenne ich nicht,“ sie schüttelte verächtlich den Kopf, — „er ist wohl auch nie hier in Siena gewesen. Sonst sagte er das wohl nicht.“

Sie fuhr fort, ihm die Türme der Stadt zu zeigen, den Mangia dort, der am Rathaus steht,

den höchsten, auf dessen Spitze ein Eisenmann an die Glocke anschlägt. Und andere Kirchen und endlich die neue — San Domenico hier ganz in der Nähe.

Er senkte, als sie ihm den mächtigen hochaufragenden stolzen Bau mit ihrer schmalen Kinderhand wies.

„Freut es Euch nicht Herr, dort wohnen zu sollen?“ fragte sie mit leiser Stimme.

„Nein,“ gab er rauh und kurz zur Antwort.

Sie faltete wie erschrocken die Hände über ihrer schmalen Brust. Und es reizte ihn und es ärgerte ihn, daß sie ihn so barmherzig anjah. Solch ein Kind!

„Möchtest Du wohl ein Mönch sein?“ fragte er spottend.

„Oh wie gern! wenn ich könnte . . .“

„Ja wohl, in härterer Kutte schlafen, Sommers und Winters in der kalten, schwülhumpfigen Zelle und nichts vom Wald sehen, die Vögel nicht hören, nicht reiten, nicht jagen, nicht wissen, was vorgeht und wo es Krieg giebt, nichts thun als beten, beten früh und beten spät, in der Zelle, in der Kirche, beim Essen, beim Schlafen, sein ganzes Leben!“

Es war ihm so herausgefahren. Er hatte es nicht seinem Vater und gewiß nicht der sterbenskranken Mutter und keinem Freund und keiner Seele so offen gesagt, wie ihm zu Mutte war. Nun hier in der allerletzten Stunde, an der Schwelle des Klosters, vor diesem unmündigen Kinde sprang ihm sein Denken laut von den Lippen. Er wußte selber nicht, wie es geschah.

Aber des kleinen Mädchens Augen waren weit und groß geworden und sie füllten sich mit Thränen. Die blaffen Finger fester an ihr Herz gepreßt, das ihr hörbar klopfend die Kinderbrust hob, wiederholte sie, Silbe um Silbe was er gesprochen. „Oh, in härterer Kutte schlafen, Sommers und Winters in enger Zelle, nichts sehen, noch hören, nicht wissen, ob Krieg ist, nichts thun als beten, beten, früh und spät, beim Essen, beim Schlafen, das ganze Leben!“

Und das klang nicht wie Klage, es klang wie ein Sehnen, wie ein Jubel, wie ein Gelübnis von ihren Lippen.

„Du möchtest das?“ wiederholte er ungläubig.

Sie hob die Augen zu ihm auf. Und es lag ein so glückseliges, sehnsüchtiges Leuchten in dem Blick, daß er beschämt sich zur Seite wandte.

„Warum bist Du so fromm? Wie kann ein kleines Kind so fromm sein? Du weißt nicht, was Gott ist, was Himmel und Hölle, und nicht was das Leben.“

Sie schwieg darauf und schien wie versunken

in ihr Träumen. Er rührte ihr unjanzt an die Schulter.

„Du, was denkst Du? Warum bist Du so? Wer hat es Dich gelehrt?“

„Ich weiß nicht.“

„Warst Du wohl drüben in San Domenico und haben die Mönche Dir geboten, so zu mir zu reden?“

„Ich war oft dort. Es ist kühl und still und hoch, so hoch. Ich darf dort beten. Aber die Mönche reden nicht mit mir. Sie sehen mich an dem Steinboden knien. So ein Kind, das wär' besser zu Hause bei seiner Mutter, jagte der eine. Er hat mich fortgeschickt, als ich ihn bat, mir den Leib des Herrn zu reichen.“

„Wie alt bist Du denn?“

„Sechs Jahre.“

„Wichtig, ich weiß. Der Vater hat es mir oft erzählt, wie er mit unserem Herrn gen Siena geritten kam, der Keuschheit Hilfe zu leisten in einer Fehde gegen einen vom Adel, der es mit den Ghibellinen hielt. Bei einem Färbermeister lagen er und seine Knechte zur Nacht. Der hatte just seine älteste Tochter mit einem della Fonte versprochen, der in Siena uns verwandt war. Und nun wurden ihm in selbiger Winternacht zu seinen schon erwachsenen Kindern noch zwei Mägdelein geboren . . .“

„Meine Schwester und ich. Sie ist nun aber ein Engel im Himmel.“

„Und Du möchtest auch einer sein?“

Das Kind lächelte wieder. Es war dasselbe überirdische Lächeln. Ihu schüttelte etwas wie Reib, wie Zorn, daß er, der ein Mann war, ein Mönch werden sollte, nicht fühlen konnte, wie dieses kleine, unwissende Kind.

„Willst Du wohl eine Heilige werden“, jubte er sie an, „daß Du so viel bereist?“

„Wenn ich wüßte, wie man das macht. Wüßt Ihr es, Herr, wollt Ihr mir es nicht sagen?“ fragte sie mit der sanftesten Stimme.

„Es ist sehr einfach“, jagte der Knäuling. „Du mußt nie etwas thun, was Du möchtest, sondern alles nur, was Du nicht magst, mußt beten, fasten, Dich kasteien — nun, das thust Du ja so schon. Und mußt in die Wüste fliehen, als Einsiedler leben, daß kein Menschenhand Dich verjucht.“

„Wo ist die Wüste?“ fragte das Kind.

„Dort“, er wies mit der Hand über die Mauern von Siena hinaus, „ja“ — er senkte, „Du brauchst nicht einmal weit zu gehen. Die Wüste ist überall da, wo Du Dich einsam fühlst,

verlassen und keine Seele in Deiner Herzensnot Dir hilft.“

„Ich will's mir merken“, stütete das kleine Mädchen.

II.

Es war ein früher Herbstmorgen, die Sonne stand noch vom Nebel verhüllt. Stille ringsumher, die Schatten lagen gran und kühl, der Dom auf seiner Höhe dort drüben, die ragenden Mauern von San Domenico hoch zur Rechten blickten finster dränend nieder. Da that sich in der Strafe dell' Oca die Thür des Färberhanfes auf und heraus schlüpfte ein schmächtiges Figürchen und drückte sich an den Häuserwänden hin. Mit ängstlichen Augen spähte das Kind nach jedem Schritt, ob niemand folge. Erst da, wo die Strafe abwärts führte nach Fonte Branda, der kühlen Quelle nahe dem Stadthor, da ließ sie schneller. Sie kannte den Weg, ihre Schwester Nicoluccia, die mit Palmiero della Fonte vermahlt war, wohnte dort in der Nähe. Wenn sie heute im Hause fehlte, so würden die Eltern meinen, sie sei bei ihrer Schwester. Man würde sie also nicht suchen, nicht heimholen wollen. Sie atmete freier, da sie das dachte.

Als sie dann aber unten war und gerade an Fonte Branda vorübergehen wollte, rief eine Stimme sie an: „De, Nina, Catarina, wo willst Du denn hin?“

„Sie erschraf so, daß sie stehen bleiben mußte.“

Es war aber niemand aus ihrem Hause, nicht der Vater, noch einer der Knechte, der sie heimholen wollte, sondern ein altes, gebücktes Weiblein kam aus dem Brunnenhanse gehmupelt, in dessen Schutz sie genächtigt haben mochte, und verstellte ihr den Weg: „Run, kleine, wohin so früh und so eilig? Willst Du wohl die Messe schwänzen, in die Du so pünktlich sonst gehst mit der Mutter? Laß sehen, was trägt Du da im Tüchlein?“

Mit den häßlichen braunen Fingern wollte sie nach dem Päckchen greifen, das Catarina im Arm gehalten. Die aber trat rasch zurück, öffnete selber das verknüpfte Tuch und hielt es, so daß jene den Inhalt sehen konnte.

„Gib“, rief die Bettlerin, „ei sehr doch, da giebt's was zu schmausen, Brot, blaue Trauben und Feigen dazu! So gut ist mir's schon lang nicht geworden. Hör' Du, mein Pappchen, wo Du dies herahmilt, wär' da nicht für Dich auch noch anderes zu holen? Laß dieses hier mir.“

Catarina hatte nicht den Mut, ein Wort zu entgegnen. Sie stand zitternd, wie gebannt. Die alte Cecca — sonst saß sie auf den Stufen vor San

Domenico, wo jeder Kirchengänger ihr ein Almosen reichte, — die bettete heute nicht, sie befaß. „Du mußt es mir geben“, rief sie dem Kinde zu. „Sie jagen alle ja, Du bist so fromm und wolltest eine Heilige werden. Versuch' es doch selbst, wie Hunger weh thut. So gute leberne Schuhe tragen und lange Haare und Weißbrot essen, das ist mir eine bequeme Art der Heiligkeit. Meinst Du damit in den Himmel zu kommen? Da sieh mich an! Da, sieh, so sieh doch, wie ich barfuß gehen muß mit meinen Wunden, wie ich krank bin, alt, schwach und elend!“

Dabei hatte sie ihren nackten Fuß angedeckt, das geschwollene Bein, mit schmutzigen Binden umwickelt, zu zeigen. Von den zerlumpten Kleidern, aus dem zahnlosen Munde der Bettlerin ging ein übler Dunst hervor. Nun streckte sie ihren Arm nach dem Kinde aus, mit ihren gekrümmten, gichtischen Fingern, die wie Krallen erschienen, wollte sie es näher ziehen. Catarina wich schaudernd ihr aus.

„He, das verwöhnte Fräulein Prinzesschen fürchtet wohl, einer Bettlerin Hand möchte ihrem schönen Kleide Schaden zufügen, das Färberstöcklein scheint sich vor Flecken?“ höhnte die Alte und dann jammerte sie kläglich: „So muß ich also verhungern, verjuchnachten? Du willst mir nichts geben?“

Das Kind reichte ihr so hastig das Tischlein mit dem Brote und den Trauben, daß diese alle zur Erde fielen. Sie bückte sich, suchte die Beeren zusammen und gab ihr auch die schnell. Dann streifte sie von beiden Füßen die Schuhe noch ab und warf sie ihr zu und lief davon. Die Bettlerin rief etwas hinter ihr drein. Ob Dank, ob Scheltworte, Catarina hörte nichts mehr. Sie flog den Abhang hinab, an der Stadtmauer hin, zum Thor. Da stand der Wächter mit einem Landmann, der gerade sein Maultier zum Markte hereintrieb. Die plauderten und sahen sie nicht. Die Pforte war offen, sie schlüpfte hindurch und lief und lief geradeaus, immer weiter.

Hinter sich hatte sie eine Zeit lang noch gemeint, die krächzende Stimme der alten Bettlerin zu vernehmen. Dann war es ihr, als ob der Thormächter laut ihren Namen rief. Und zuletzt klang es ihr im Ohr, als gingen all' die Glocken und Glöcklein der Stadt rund um sie her. Sie mußte stehen bleiben, Atem zu schöpfen. Vielleicht war das Tröbnen auch drinnen in ihrem Kopfe selbst gewesen. Die Kirchenröhre und die Glocken von Siena, wo waren sie denn? Sie wagte es endlich, nachdem sie eine ganze Weile nur vorwärts gerannt war, den Kopf umzudrehen. Sie war noch nie weit draußen vor der Stadt gewesen. Da, dort

lag Siena unter ihr. Die Mauern und ihre Türme sah sie, und das war der Dom, und dort der Mangia und San Domenico zur Linken. Aber so klein, so klein, so fremd in dem Rebel. Alles anders, als sie gewohnt war es zu sehen. Und sie so fremd hier draußen in der Kühle, ganz allein. . . .

Das Kind zitterte vor Angst und vor Müdigkeit und Hunger. Sie hätte weinen mögen. Aber das wollte sie nicht. So kniete sie nieder neben dem alten Olivenbaum, bei dem sie Halt gemacht hatte, und sang an zu beten. Alle die Gebete, die sie wünschte, sagte sie her, und sagte noch eines, das hatte niemand sie gelehrt, das trat ihr wie von selbst auf die Lippen: „Lieber Herr Heiland da droben in Deinem schönen Himmel, steh mir bei, auch hier in der Wüste!“

Und als sie so gebetet hatte, da kam über sie eine Kühle, daß sie ganz still ward. Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Alleinsein, nicht vor dem Wind, der die granen Zweige schüttelte, noch vor den Blättern, die feucht und kalt auf sie heriederfielen. Sondern sie betete sich in das Moos hin, zu Füßen des Baumes, nah' am Stamm, faltete ihre Hände zusammen, legte ihr Gesicht daran, wie sie es zu Hause in ihrem Bett that. Und da sie nun wieder beginnen wollte, auch wie im Bette eine Arie zu beten, da versagte ihr die Stimme, ihre Lippen konnten nur lassen und eh' sie es wollte, war das Kind seit eingeschlafen.

Der Wind ging stärker durch die halbentblätterten Zweige, die Wolken zogen in Eile vorüber, nun kam die Sonne hervor und strahlte und braunte über der stillen Erde. Ein Rabe schwang sich durch die Lüfte, flatterte nieder, da er im Moose etwas Helles liegen sah. Sein scharfer Schnabel rührte an das goldene Kreuzlein, das die Schlafende auf ihrer Brust trug. Sie bewegte sich ein wenig. Da ließ er von ihr ab, schlug ein paar mal mit den großen, schwarzen Flügeln und trippelte näher und zog den Kopf ein und saß dann still, ihren Schlummer bewachend. Und die helle Sonne zog weiter und trocknete die Morgenfeuchte und zog die Dünste auf und den Rebel und die Wolken, daß es ein klarer, heißer Tag ward.

Als das Kind aufwachte, hob der Rabe gerade die Flügel und schwang sich empor und flog von dannen, in Schatten und Kühle den Durst zu stillen. Catarina blühte ihm nach. Sie spürte ein Brennen in der ausgehörten Mhle. Vor den jonnengeblendeten Augen lag ein schwüler, roter Dunst. Immer dachte sie an die Traube und an die guten saftigen Feigen, die sie der Cecca gegeben hatte. Ob

die jetzt alles schon aufgelesen? Ob nicht von der Traube noch ein Endchen, vielleicht eine Beere übrig gelieben? Sie sah es vor sich, ganz deutlich, das Zweiglein, daß sie in Haft vorhin von der Erde noch aufgelesen, die Beeren an kurzen Stielen so dunkel tiefblau, leicht beschlagen wie von grauweißem Reif, daß der Anblick allein schon den Durst lösch. An das Mittagmahl, das daheim jetzt die Mutter hereintrug, gerade jetzt, denn die Glocken von Siena begannen fern und dumpf nun wieder zu läuten, daran dachte sie nicht. Nur an die Trauben, die letzten Trauben. Es braunte sie in der Kchle vor Sehnsucht, vor Begehren nach deren Saft. Und sie betete wieder. „Lieber Herr Heiland da droben in Deinem goldenen Himmel, steh mir bei, hilf mir, daß ich nicht verdurste, gib mir eine Traube, nur eine, eine Beere, Du kannst es, denn Du kannst ja Alles, gib sie mir doch!“

Als sie aufstund von ihren Knieen, fiel etwas zur Erde. Sie bückte sich danach. Am Kleidhann hatte ein Zweiglein mit zwei kurzgestielten blauen, grauweiß bestaubten großen Beeren sich eingehängt. Das Kind schrie auf, sie nahm die Trauben und verzehrte sie mit Wonne. Und dann kniete sie hin und dankte dem Himmel, der ihr dies Labial gesendet hatte. Und dann sang sie geistliche Lieder, die sie in der Kirche gehört, so viele sie wußte. Und dann betete sie wieder. Und wenn sie alle die frommen Verse, die sie kannte, hergesagt hatte, begann sie von vorn. Der Tag ging so hin und die Sonne schritt weiter. Catarina war über dem Beten abermals still eingeschlummert. Nun wachte sie wieder auf mit demselben brennenden Durstgefühl im Halse. Und der leere Magen schmerzte und es fröstelte sie. Die Raben flogen über das Feld und über die Bäume hin, der Himmel sah grau aus, und die Nacht kam schon näher. Sie fürchtete sich. Immer enger, immer fester drückte sie sich an den Stamm an, als sei der ihr Freund und ihr Schutz. Ueber Tage waren auf der Straße, die nicht weit von dem Erdhügel, auf den sie sich gestülcht hatte, vorüberführte, wohl mancherlei Leute einhergezogen, Hirten mit ihren Herden, Reiter, Reifige und jahrendes Volk und Händler mit hochbepackten Karren, die alleamt der Stadt zustrebten, andere, die wieder von dort kamen. Jetzt aber, seit Ave Maria, war alles still. Catarina hatte den Abendregen, wie sie es zu Hause that, gesprochen. Das Läuten hörte auf. Das Thor von Siena mochte eben geschlossen werden. Und der Mond kam heraus aus den Wolken. Nun rauschte es im Baum, ein Windstoß, fern ein Rollen wie Donner.

Die Jähne schlugen ihr klappernd zusammen, vor Grauen, vor Angst. Naum, daß sie mit ihren bebenden Lippen noch die Worte bilden konnte:

„Herr, liebster Herr Heiland da droben, Du im lichten Himmel, hilf, steh mir bei, laß mich nicht so allein hier in Finstern!“

Ein Laut auf der Straße wie von Schritten. Sie horchte, so gut sie es konnte, das Herz klopfte ihr aber überlaut. Wenn ein Mäner jetzt käme, ein böser Mensch, der sie schlagen würde . . . Bete, so wird Dir geholfen werden. Sie betete wieder, wortlos, stimmlos, in ihrem Herzen, mit den aufgehobenen gefalteten Händen: „Herr, hilf, Herr, hilf mir!“

Auf der Straße zwei Männer, in weißen Kutten, mit dem schwarzen Mantel der Dominikaner, der eine beritten, der andere zu Fuß. Sie halten gerade vor dem Hügel: „Etwas regt sich dort unter dem Olivenbaum, ein verrichtet Lamun, ein Kind gar — sieh nach, was es ist“, spricht der auf dem Maultier.

Sein junger Gefährte reicht ihm die Zügel, erklimmt den Abhang, sieht die Knieende, bückt sich, sie noch näher zu sehen.

„Catarina! Catarina Benincasa! Bist Du das wirklich? Wie kommst Du hierher? Was machst Du? So sprich. Kennst Du mich nicht mehr?“

„Doch, Herr, gewiß. Ihr seid ja gerade der Junker Tommaso, der es mir gesagt hat, daß ich hierher gehen sollte.“

„Ach Dir? Was sagte ich Dir?“

„Wißt Ihr es denn nicht mehr? Ihr solltet am Tag darauf in das Kloster eintreten . . .“

„Ja gewiß. Du sprichst mir zu. Und Deine Worte, obwohl Du ein Kind bist und nicht verstandest, was sie mir sagten, Deine Worte kräftigten mich und haben mir den Mut gegeben, zu thun, was ich doch einmal thun mußte. Sieh' her, ich trage nun das Mönchskleid, ich habe zu Rom Profess geleistet und komme jetzt wieder in unser Kloster. Aber was hätte ich Dir denn geboten?“

„Herr, wißt Ihr es nicht mehr? Es ist lang her. Jeden Tag wohl hundert Mal wieder dacht' ich daran, wie Ihr zu mir sagtet: wer heilig sein wollte, müßte in die Wüste flüchten. Und als ich fragte, wo ist denn die Wüste, da spracht Ihr: hier, gar nicht weit vor den Thoren . . . Dessen müßt Ihr Euch doch erinnern?“

„Und deshalb?“

„Ach Herr,“ schluchzte das Kind, „fürst mir nur nicht, weil ich erst jetzt ging. Jeden Abend, jeden, dachte ich: Morgen früh. Aber am Morgen stand dann die Mutter bei mir am Bett. Und wenn

ich zur Thür wollte, rief sie: Wohin? und ließ mich nicht fort. Bis gestern. Da nahm ich mir vor, es müßte nun sein. Die ganze Nacht habe ich gebetet: Laß mich nicht einschlafen, Herr Jesus. Er thut mir immer, um was ich bitte. So hielt er mich wach. Und als der Tag graute, da schlich ich hinaus, an den Eltern vorüber, sie merkten nichts, weil er mich schützte, ich schob den Niegel zurück von der Hansthür . . .

„War das recht?“ fragte der junge Mönch.

„Herr, was meint Ihr? Habt Ihr es mir doch selber gesagt.“

Tommaso nickte: „Es scheint so. Aber ich sage Dir jetzt noch ein Anderes: Wer ein echter Heiliger ist, der darf nichts thun aus eigenem Willen, hörst Du, Catarina? sondern seine erste Regel, sein Wunsch, sein Wille ist der Gehorsam. Du sollst Vater und Mutter gehorchen, lernest Du das nicht?“

„Herr, ich bin jung, ich lerne noch gar nichts!“

„So merke es Dir denn. Das kannst Du sehr gut schon. Gehorche Deiner Mutter immer. Es ist manchmal schwer. Weiß der Himmel, wie schwer es ist! Ihn, was Dein Vater Dir gebietet, er lennt, was Dir frommen wird. Und nun komm, es ist spät.“

Er nahm das Kind, das ihm nicht widerstrebte, bei der Hand und führte sie den Abhang hinunter bis zu seinem Genossen, der dort auf dem gemächlich graufenden Tier saß und wartete. Die beiden Männer unterhielten sich ein paar Minuten, aber da sie Latein sprachen, verstand das Kind sie nicht. Sie hörte nur das Lachen des Priors. Der beugte sich zu ihr.

„So bist Du denn in die Wüste geflohen, eine kleine Heilige dort zu werden?“

„Ja“, sagte das Kind.

„Nun und was meinst Du, bist Du auf dem Wege zur Heiligmachung auch vorwärts gekommen?“

„Ja“, — das Kind sah mit den ernsthaften Augen voll zu ihm auf — „denn der Herr erhörte mein Beten, er gab mir alles, was ich begehrte.“

Der alte Dominikanerprior schüttelte seinen grauen Kopf. „Bruder Tommaso“, sprach er mit gedämpfter Stimme, „es giebt doch wunderbare Mänze unter den Menschen, giebt solche, die etwas vom Teufel haben, und andere, denen, meint man, stecken die Engelsflügel schon halb fertig unter dem Kleid. Unseres Amtes aber ist es, die letzteren stärken. Versteh' mich wohl. Du sollst nicht absichtlich diesem siebenjährigen Kinde etwas sagen, das sie noch zu größerem Eifer anspornen würde. Aber Du sollst

ihren Glaubenseifer also leiten, daß er ihr zur Ehre gereiche und zu gleicher Zeit — uns! — Vergiß das nicht, Du gehörst ja nun zu uns Dominitaners, den wachsamten Hunden im Weinberg des Herrn.“

Und Fra Tommaso senkten Hauptes: „Ich habe das Gelübde gethan. Es heißt Gehorsam. Ich werde ihm leisten.“

Er hatte inzwischen die Jügel wieder über seinen Arm genommen und leitete das Maultier seines Obereu behutsam bergabwärts. Dabei führte er Catarina an seiner Rechten. Weil aber das Tier und der junge Gesell, beide kräftig und groß gewachsen, sehr viel längere Schritte machten, als das Kind sie zu thun vermochte, so ließ sie ängstlich an seinen Fingern geklammert neben ihm her, über das unebene steinige Erdreich mit ihren armen nackten Füßen. Nach einer Weile vernahm er etwas wie ein Wimmern. Er bückte sich zu ihr. Und da er merkte, daß sie hinkte, und ihre Kinderfüße naht sah und blutend von den Steinen des Wegs und von Dornen zerrißen, fragte er es ihr ab, daß sie ihre guten Schuhe einer Armen geschenkt habe. Er hob sie auf und trug sie nun die letzte Strecke. Es war nicht sehr weit. Sie kamen durch das Stadthor von Siena, der Thorvort öffnete den Mönchen. Was der eine da auf der Schulter schleppte, das zusammengebrückte Bündel, das mochte er wohl für einen Sack mit Büchern halten oder mit erbettelten Gaben, so unbeweglich lag Catarina. Fra Tommaso aber hörte, als er weiterschritt, an seinem Halse wieder etwas wie ein unterdrücktes Weinen. Er forschte abermals, was ihr fehle. Nun gestand sie ihm, daß sie Hunger fühle und Durst, weil sie auch das Brot und die Trauben, die sie in die Wüste habe mitnehmen wollen, fortgegeben. Er bat seinen Gefährten um Urlaub für ein paar Minuten. Und weil sie juit vor dem Brunnenhaus von Fonte Branda angelangt waren, trug er sie dorthin, kniete nieder und schöpfte ihr Wasser mit seiner Hand. Sie trank es lechzend in einem Zuge. Aus seiner Stutte holte er ein Brot und brach ihr ein Stück ab. Mit ihren kleinen, nüglichen Zähnen biß sie gierig hinein. Dann gab er ihr noch einmal zu trinken. Und wieder schlürfte sie mit Behagen ans seiner höfgehaltenen Rechten das klarfühlende Wasser. Er stand und sah auf die Kleine nieder.

„Am Fonte Branda gab' ich nicht den Anblick“ — murrte sie er.

„Was sagt Ihr, Herr? Ich hab's nicht verstanden.“

Da lachte er. „Nichts für Dich, vergiß das

lieber Worte, die gar nicht hierher gehören. Aus der Hölle. Von einem Dante Alighieri, den mein Vater noch gekannt hat."

"Ich weiß, Herr, Ihr erzähltet mir von ihm — der von den Leuten von Siena sagte, sie seien eitel."

"So, das hast Du Dir auch gemerkt? So irate ihn Lügen, werde nicht eitel."

"Nein Herr," sagte sie ernsthaft, „gewiß nicht."

Er hatte ihr von seinem Brote noch abbrechen wollen, aber da sie sich weigerte, mehr als den einen Biß zu essen, lehnte er mit ihr zu dem Prior zurück, und die Drei setzten sich wieder in Bewegung. Wo der Weg nach San Domenico zur Linken abbiegt, befahl jener seinem jungen Geossen, daß er das Kind bis an das Haus ihrer Eltern bringe und ritt von dannen. Tommajo trug sie also noch zu der StraÙe dell' *Dea* hinan. Seit sie vorher getrunken hatte, lag sie so still, als ob sie schlief. Er unterschied kaum, war es ihr Herzschlag oder seiner, den er spürte. An der Last ihrer jungen Glieder hatte er nicht schwer zu tragen und schritt doch langsam, immer langsamer aufwärts, als ob er nicht an das Ziel kommen wollte. Sie lag so warm und weich ihm im Arme. Er dachte an eine kleine Schwester, die er einst besessen und früh verloren. Und er gedachte seiner Mutter, die so fromm war, daß sie sein Leben dem Kloster geweiht. Ob die ihn je so, an ihre Brust geschmiegt, im Arm gehalten? Er wußt es nicht. Und seine Gedanken gingen ihm weiter, er wollte es nicht denken und mußte es doch sich vorstellen, wie das hätte sein können, hätte er ein Weib sich werden dürfen und ein Kind sein eigen nemten. Weib und Kind, ihm war, als hielt er beide am Herzen, da er an seiner Wange das weiche Wehen von Catarinas Atmen fühlte, die Wärme ihrer nackten FüÙe in seiner Hand, in seinem müden Arm ihre Schwere . . .

Vor der Thür des Färberhauses hob sie den Kopf von seiner Schulter und sah zu ihm auf mit wachen Augen:

"Ich danke Euch sehr, Herr", sagte sie.

Er setzte sie wieder auf die Schwelle und nahm ihre kleine Hand in die seine: "Du wirst nie mehr so weit fortlaufen? Versprich es mir."

"Ich verspreche es, Herr."

"Nenne mich nicht Herr. Ich bin Bruder Tommajo, ein armer Mönch. Sag', Du wirst Deinen Eltern gehorchen?"

"In allem und immer, Fra Tommajo. Ich möchte fromm sein und bin nur ein Kind und weiß noch nicht wie."

Er nickte dazu. Mit der Hand auf ihrer Schulter stand er zögernd. So viele Gedanken denkt ein Mensch zu gleicher Zeit. Wenn ich nicht ein Mönch wäre, dachte er bei sich, ich möchte wohl auf dieses unjuchulbigen Kindes Lippen meinen Mund drücken, es müÙte wohlthun, beruhigen, kühlen. Aber für Mönche wird alles das, was sonst natürlich wäre, zur Sünde. Und in eben dem Atemzuge fragte er sich: War das auch richtig, wie der Prior es mir geboten, daß ich sie anwies, den Eltern zu folgen? Die Mutter möchte ja alles eher als eine Heilige aus ihr machen. Ich hätte am Ende ihr zureden sollen, stets einen Dominikaner zu fragen, bevor sie etwas thut und will. Und diese beiden Gedankenreihen krenzte eine andere: Gleichviel, es ist recht so und ist für ihr Glück. Sie soll nur ihrem eigenen Herzen folgen, das wird sie gut führen, denn es ist gut! — Und indem er sich aufrichtete: Damals wollte sie sich nicht küssen lassen. So als ob sie ihre Lippen jungfräulich für den einen bewahren müÙte, der kommen wird. So darf ich sie ihr auch nicht entweihen.

"Kind, Catarina", sprach er wie segnend, „bleib, wie Du bist!" und wandte sich und schritt von ihr fort, die StraÙe hinunter, in die Nacht. —

Catarina hatte sich auf die Zehenspizzen stellen müssen, die Hausthür zu öffnen. Drinnen war es finster, über den Fluß tappte sie sich zu dem Zimmer der Eltern. Seit Fra Tommajo es gesagt, wußte sie es erit, daß sie ein Unrecht begangen hatte. Ob um die Mutter sie züchtigen würde? Und der Vater, — er hatte sie noch nie geschlagen, er nannte sie nur seine kleine Santa, sein weißes Lamme. Was würde der Vater jetzt zu ihr sagen? Sie horchte an der Thür. Und da — es klang schauerlich durch die Stille, ein Stöhnen, schmerzlich dumpfes Stöhnen. So war der Vater erkrankt an dem Tage? — Sie stieß die Thür auf:

"Mutter, Vater, weint nicht so, was fehlt Euch?"

(Fortsetzung folgt.)





Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der König und der Generaladjutant Graf Vohlbach.
bemerken, und begrüßt den Herzog Ferdinand.) Erw. Liebden geht's gut?

König. Guten Tag, meine Herren!

Alle. Guten Tag, Majestät!

König (geht an Hofot vorüber, anscheinend ohne ihn zu bemerken, und begrüßt den Herzog Ferdinand.) Erw. Liebden geht's gut?

Ferdinand. Trefflich. Ich habe Eurer Majestät für die Ernennung zum Chef der Fußgarde zu danken.

König. Die Fußgarde wird stolz darauf sein, in dem Herzog Ferdinand von Braunschweig einen Führer erhalten zu haben, der ihr schon Kriegslorbeer zu bringt. D'Argens — Algarotti — Vesne willkommen!

Hofot (für sich). Mich behandelt er als Lust.

König (Schwerin in die Hand reichend). Das freundliche Gesicht muß den Griesgrämigsten in heitere Laune versetzen. Sie ist mir heut besonders nötig. Welcher Doktor hat Ihnen das Rezept verschrieben, sich die ewige Jugend zu bewahren?

Schwerin. Der Pferde doktor, Majestät! Aber bald wird auch eine Pferdekur nicht mehr helfen. Die Beine — die Beine!

König (wirds zu Gotter). Können wir zur Tafel gehen, lieber Graf?

Gotter (der sich durch Zeichen mit Zoyard verständigt hat, verneigt sich).

König. Ich bitte also. Erw. Liebden zu meiner Rechten, Marquis d'Argens zu meiner Linken. Die übrigen Herren nach Belieben. (Er setzt sich. Die Gesellschaft nimmt von ihm nach rechts in folgender Reihenfolge Platz: Herzog Ferdinand, Graf Vohlbach, Vesne, Graf Vohlbach, Algarotti, Pöllnitz, Schwerin, Marquis d'Argens.)



Hofot (für sich). Nummer noch Lust für ihn. Wo soll das hinaus? (Zieht sich ebenfalls.)

XXX.

Zoyard (überredet dem König ein Glas mit einem Beistell).

Die Speisefarte, Majestät.

König (weist einen Kell darauf und legt sie beiseite). Die Kochkunst ist nicht die verächtlichste der Künste. Sie abelt den gemeinsten Trieb des Menschen, den nach Nahrung, und giebt der Heiligkeit einen feineren Anreiz.

Gotter. Sie schafft aus dem rohen Material der Natur mißlicher sehr witzige Werke und wirkt durch den Gaumen auf die Nerven, welche heitere Empfindungen zu erwecken bestimmt sind.

König. Da hört man den Epikuräer! Ihre witzigen Werke, kann man danach behaupten, stärken den Will der Unterhaltung. Es soll sogar Leute geben (nach links blickend), die ein gutes Diner erst witzig macht.

Pöllnitz. Sehen Majestät dabei abichtlich mich an?

König. Sie könnten mir dankbar sein, lieber Baron. Es giebt bekanntlich auch Leute, deren Will selbst das beste Diner nicht stärkt.

Pöllnitz. Ehe ich mich zu ihnen zähle, würde ich eher behaupten, bei Erw. Majestät noch nie gut gegessen zu haben. Da das aber eine Unwahrheit wäre —

Ferdinand. So verlangt die Logik das Anerkennnis, daß Ihr Will sich überhaupt nicht von leiblicher Speise nährt.

Pöllnitz. Die Bescheidenheit verbietet mir, dieses Lob anzunehmen, Durchlaucht. Ich bekenne, daß die Befechtung der Zunge (legt das Glas an den Mund und wieder ab) durch ein gutes Glas Champagner zum Beispiel —

König. Das Ihnen immer zu spät kommt. Pöllnitz. Es ist doch noch nicht ansängem, Sire, ob nicht jedes gute Diner mit dem Champagner beginnen sollte.

Gotter. Da hat Pöllnitz nicht so nurecht. Ein Spitzgläschen wenigstens —

Schwerin. Zuderwasser, Zuderwasser! Ich bin fürs Solide. Schade um den schönen Kognak, der da verschwendet wird.

König (winkt, wohnt Champagner emgehoben wird). Jeder

nach seinem Geschmack. (Zu d'Argens.) Wissen Sie, daß ich Hoffnung habe, einen interessanten Laubsmann von Ihnen für meinen Dienst einzufangen zu können, Marquis?

d'Argens. Darf ich fragen, wen Majestät in Sinn haben?

König. De la Meurie. Sie kennen sein Buch: Der Mensch eine Maschine.

d'Argens. Ein sehr merkwürdiges Buch.

König. Nur zur Hälfte wahr; aber auch so schon für den Herrn der Schöpfung sehr demütigend.

Pojadowski. Es gelingt nicht einmal ganz, den Soldaten zu einer Maschine zu drillen.

König. Er behauptet, wir marschieren alle lebendig nach den Gesetzen der Mechanik und haben uns so wenig unserer tugendhaften Entschlüsseungen zu rühmen, als unserer Dummheiten zu schämen.

Pöllnig. Das letztere lasse ich mir gefallen. Und was die tugendhaften Entschlüsseungen anbetrifft —

Ferdinand. Die haben Sie noch nie beschwert. Pöllnig. Ew. Durchlaucht überschätzen mich doch. (Lachen.)

König. De la Mettrie hat die Absicht, ein vielleicht noch ärgerlicheres Buch zu schreiben: Der Mensch eine Pflanze.

Schwerin. Das ist Nuisin!

König. Aber ein sehr geistreicher. Ja, man muß den Mann doch sagen lassen, was er zu sagen hat. Ich will ihm die Mühe dazu geben. Erfreuen wir uns vorläufig der Einbildung, aus unserm Genie herans etwas geleistet zu haben, das der Verherrlichung durch Antoine Vesnes Pinself wert ist.

Pesce. Ich hätte Zeit meines Lebens Arbeit genug daran und könnte die Keimwand nie groß genug nehmen.

König. Ich hoffe, Sie sollen zu Wand- und Deckengemälden noch mehr Stoff erhalten. Die Ruhm- begierde hat de la Mettrie vergessen.

Chafot. Und ist doch ein Franzose!

(Die Aufmerksamkeit richtet sich allgemein auf Chafot.)

König (nach einer kurzen Pause). Ah — Chafot! Ich sah Sie noch nicht.

Chafot. Majestät werden guten Grund gehabt haben, mich nicht sehen zu wollen.

König. Den kennen Sie, deut' ich.

Chafot. Ich bin hier auf Ew. Majestät Befehl.

König. Ich wollte es einmal wieder mit Ihnen versuchen. Wofasteln wir doch zuletzt zusammen?

Chafot. In Dresden, Sire. Es war, wenn ich nicht irre, bei der Friedensfeier.

König (lachend). Nach der Sie den Krieg auf eigene Faust fortritten.

Chafot. Nicht gegen die Österreicher, Sire.

König. Aber Blut mußte fließen.

Götter (beiseite zu Chafot). Schweigen Sie, Graf.

Pöllnig (beiseite, sich die Hände reibend). Nun wird's interessant.

Chafot (immer bemüht, sich zu beherrschen). Majestät be- lieben auf einen Vorfall anzuspicien, bei dem ich in der bedauerlichen Lage war, Ihre und Leben gegen einen Polen verteidigen zu müssen.

Pojadowski. Einen Nameraden.

Chafot. Ja, er war, wie Sie und ich, in des Königs Dienst.

König. Sie scheinen Ihre Verteidigung doch etwas zu vehement geführt zu haben.

Chafot. Das war gegen die einhellige Stimme des Kriegsgerichts Ew. Majestät Meinung, der ich mich pflichtschuldigst gebeugt habe. Ich weiß, Sire, daß Ihnen mein Kopf zur Verfügung stand, und daß ich es Ihrer Gnade zu danken hatte, wenn ich nur mit einem Jahr Festung bestraft wurde.

König. Und Sie wollen nicht einsehen, daß Sie sich schwer verfehlt hatten, Chevalier? Ich kenne Ihre Fehlstun. Es würde Ihnen ein Leichtes gewesen sein, den wüthenden Gegner abzuwehren, bis man zu Ihrem Bestand herbeieilt. Der Major wäre seiner Strafe nicht entgangen. Aber Sie wollten sich rächen und stechen zu.

Chafot. Ich besige vielleicht ein zu empfindliches Ehrgefühl, Sire. Ich achte meine Ehre höher als mein Leben.

König. O, diese Franzosen, diese Franzosen! Die Überlegenheit des Geistes macht sie zu Führern im Kampf gegen das überlebte Vorurteil, aber ihre unsinnige Verbastigkeit reizt in einem unbewachten Augenblick nieder, was die Philosophie in einem Jahrhundert aufbaute.

Chafot. Sire — es ist die französische Nation, der Sie das Urteil sprechen.

König. In Ihnen, Chevalier. Sie sind in diesem Fall ihr würdigster Vertreter.

Chafot. So will ich versuchen, es auch darin zu sein, daß ich einen Angriff auf ihren Charakter nicht ohne Erwiderung lasse.

König (weist die Dienste auf den Abt). Sie vergessen, an wen Sie Ihre Worte richten, Herr Oberst.

Chafot. Ich vergesse nicht, daß ich ein Vater- laub habe, dem ich die älteste Pflicht der Dankbarkeit schulde.

König (wieder eintretend). Die Franzosen pflegen kauft die Höflichkeit für eine gesellschaftliche Tugend zu achten.

Chafot. Aber es giebt für sie höhere Tugenden, als die gesellschaftlichen.

König (steht auf und geht erweit durch den Saal. — Die Herren erheben sich von ihren Sitzen und wenden sich mit heftigen Gebärden gegen Chafot).

Ferdinand (stark und leise). Ihr Benehmen gegen Seine Majestät ist unverantwortlich, Oberst.

Götter (ebenso). Sie gehen in Ihrem patriotischen Eifer zu weit!

Pojadowski (ebenso). Viel zu weit!

Chafot. Aber es war meine Pflicht —

d'Argens. Nein, Herr Graf, nein! Sie dürfen unter keinen Umständen die Ehrfurcht verlesen, die Sie Ihrem hohen Vortr. schulden.

Algarotti. In der That —

König (wieder ganz ruhig). Ich bitte Sie, behalten Sie Platz, meine Herren. (Er setzt sich.) Ich habe Ihnen Zeit gelassen, sich zu beruhigen, Chevalier, und hoffe nun von Ihnen das Geständnis zu erhalten, daß Ihre Hize nicht leicht weiter getrieben werden konnte und Ihre Lebhaftigkeit mich wenig schonte. Es ist nicht genug, ein ehrlicher Mann und ein braver Offizier zu sein; man muß sich auch in der Gesellschaft zu mäßigen wissen und nicht gleich jede Kleinigkeit hoch aufnehmen.

Chafot (steht auf und neigt sich, die Hand aufs Herz leand). Sire, ich fühle, Sie haben recht und ich unrecht und bitte deshalb um Verzeihung.

König. Dann denken wir nicht mehr daran.

Chafot. Aber zugleich bitte ich Sie inständigst, Sire, mir künftig die Aene über meine Hize zu ersparen. Ich bin nicht Herr über mich, wenn Ew. Majestät sich in meiner Gegenwart über die französische Nation ansetzen.

König. Aber habe ich das gethan? Was habe ich denn von Ihrer Nation Übles gesprochen? Ich will die ganze Tischgesellschaft darüber befragen. Sollte sie darin übereinkommen, daß es meine Absicht gewesen sei, mich über die Franzosen anzuhalten, so will ich es gern vor Ihnen entschuldigen, Chevalier. Nun, meine Herren?

(Bestehtes Schweigen.)

Sprechen Sie sich ganz offen aus.

Ferdinand. Chafot selbst wird nicht so weit gehen, Ew. Majestät eine solche Absicht unterlegen zu wollen.

Gottes. Ew. Majestät tabelten allerdings die zu große Hize und Lebhaftigkeit der Franzosen —

Schwerin. Aber mit Recht. Es ist doch wahr, daß ihnen immer gleich das Blut in den Kopf steigt, wenn man sie nur mit dem kleinen Finger anrührt.

d'Argens. Doch wohl mit Unterchied, Excellenz. Es giebt eine Empfindlichkeit —

Pöllniq. Aber davon ist ja hier nicht die Rede.

König (eine Blicke wartend, ob sich noch andere Stimmen geltend machen werden. In etwas zerstreuter guter Laune). Nun, meine Herren, da man mich, wie es scheint, weder verdammen, noch lössprechen will, so halte ich mein Wort und bitte hiernit alle Franzosen feierlich um Verzeihung.

Chafot. Ew. Majestät beschämen mich.

König (lachend). Aber das werden Sie mir doch zugeben müssen, daß der Chevalier so ansah, als ob er gute Lust hatte, mir den Teller an den Kopf zu werfen.

Gottes, d'Argens, Besue, Pöllniq.
Ah — ah — ah!

Pojadowski. Es ist nicht zu leugnen, daß die Augen des Chevaliers etwas wie Blut verrieten. Chafot (heftig). Nur von Ihnen, Herr General, erwartete die Gesellschaft eine so gefällige Antwort.

Pojadowski (will aufstehen, mähtigt sich aber).

König (steht auf). Lassen Ew. Liebden sich nicht stören. Ich habe heute wenig Appetit.

Ferdinand. Ew. Majestät wollten —

König. Ich hätte die Tafel abragen sollen. Folgen Sie mir, General. (Ab nach rechts vorn.)

Pojadowski (folgt ihm).

(Die Herren sind aufgehoben und vom Tisch fortgetreten.)

Ferdinand. Der König ging erzürnt.

d'Argens. Er schien jetzt ganz ruhig.

Ferdinand. Ich kenne ihn besser. Er ist in ungläublichem Maße Herr seiner selbst, wenn er will. Vorhin war's anfloderndes Feuer; er ließ es in sich zusammenbrennen. Viele neue Insulte aber —

Chafot. Wer hat insultirt?

Alle. Sie — Sie — Sie!

Chafot. Graf Pojadowski hat mich insultirt.

Pöllniq. Er sagte nur, was Seine Majestät hören wollte.

Chafot. Aus Liebedienerei, die dem König sonst zuwider ist.

Schwerin. Ei was! Von seinem gnädigen König muß man sich so was gefallen lassen.

Chafot. Ew. Excellenz beweisen, daß man bei so zahmer Gemüthsart siebzig Jahre alt werden kann.

Schwerin (drohend). Junger Herr —!

d'Argens. Hätten Sie geschwiegen, es wäre alles gut gewesen.

Chafot. Sie sind ein Franzose wie ich, Herr Marquis. Hätten Sie sich das ruhig bieten lassen? Ich, des Königs Bufenfreund seit zehn Jahren, sein steter Gesellschafter in Rheinsberg, sein Bundesbruder im Bayarorden, sein Waffengefährte in zwei Kriegen, ich sollte auf ihn einen wütenden Blick — ah, es empört mich von neuem!

d'Argens. Ich fürchtete gleich, meine Herren, es würde heut ein Unheil geben. An meinem Auerwert lagen Messer und Gabel verkehrt.

Algarotti (achselzuckend). Wie kann eine Leuchte der Wissenschaft so abergläubisch sein?

Ferdinand (zu Chafot). Der König hat recht, es fehlt Ihnen alle Mäßigung. Ihr Temperament ist stärker als Sie. Sie sind undankbar, Chevalier, sehr undankbar. Der König hat Ihr heißes Blut schon so oft entschuldigt, aber seine Langmut hat ihre Grenze.

Chafot (betrohnen). Durchlaucht wissen noch nicht einmal alles. Ja, ja, ja! Das verdammt heiße Blut. Es pridel mir in den Adern, es reizt die

Kerben, es brennt mir unter der Junge. Was kann ich thun, mir den gütigen Monarchen wieder zu verhöhen?

Ferdinand. Nun sehen Sie ein, was Sie mit Ihrer Festigkeit angerichtet haben. Es kann im Augenblick nichts geschehen. Rügen Sie sich in Geduld und warten Sie ab, bis der König Sie ermuntert. Vor allen Dingen meiden Sie jeden unenen Konflikt. Es geschah nicht ohne Grund, daß Seine Majestät den Grafen Pofabowski mit sich nahm. — Kommen Sie, meine Herren! Auch uns allen ist wohl der Appetit vergangen. Auf Wiedersehn, Chevalier — wenn Sie Ruhe gethan haben. (ab noch links vorn.)

Watter, Schmerlin, d'Argens, Nigranti, Deone folgen ihm in lebhaften Gespräch.

Pöllnig (an Chasol vorübergehend). Die Champagnerflaschen sind noch halb voll, und mein Magen ist mehr als halb leer. Sie böser Mensch! Diesen Tag freide ich mit einem großen schwarzen Kreuz in meinem Kalender an. (Ebenfalls ab.)

Chasol. Ich bin ein Undankbarer — ja, ja! Wenn ich das Billet richtig lese . . . Warum vergaß ich das? O diese himmlische Güte. —

Dreizehnter Auftritt.

Chasol, auf der Terrasse Josephs, gleich darauf Maria.

Josephha (stapft leise ans Fenster). Ist — dit! Herr Graf. —

Chasol. Was giebt's? Ach! wieder die alte Person!

Josephha. Herr Graf sein allein. Können wir fürchten keine Überfallung?

Chasol. Kommt unbesorgt, gute Josephha; ich bin gemieden, wie ein Ausfägiger. Was habt Ihr mir zu sagen?

Josephha (winkt). Meine Fräulein —

Chasol. Maria. Wo ist sie — wo finde ich sie?

Josephha. Will ich halten Wache hier draußen, daß nichts Unrechtes können geschehen.

Maria (tritt von der Terrasse her ein). Herr Graf —

Chasol. O mein Fräulein. (stößt ihre Hand.) Darf ich es denn wagen zu verstehen? Der König — Maria. Hat bei seiner Frau Mutter um meine Hand für Sie angehalten.

Chasol. Und Sie selbst würdigten mich dieser Nachricht! Wie kann ich Ihnen mit genug dankbaren Worten —

Maria. O Herr Graf —! Wenn ich Ihnen schrieb —

Chasol (stehe lebhaft). Der König hat für mich gesprochen, der König selbst. Ich hat ihn einmal darum, aber ich wagte nicht mehr zu hoffen. Und nun hat seine großherzige Freundschaft sich auch darin bewährt. Mögen Sie mir's glauben, mein theures Fräulein, daß in dem Augenblick, der mich begnadete, Ihr Anblick zu schauen, auch schon mein Herz durch-

zittert wurde von dem ahnungsvoll wohnigen Gefühl, hier den ersehnten Gegenstand meiner zärtlichsten Träume gefunden zu haben.

Maria. Sie bemühigen mich noch mehr, Herr Graf, durch ein Bekenntnis, auf das ich nicht gefaßt war. Ich glaubte, eine Lanze des Königs — Chasol. Aber nun wissen Sie die Wahrheit, theuerste Maria. Lassen Sie mich zu Ihren Füßen —

Maria (eine Handbewegung verbindend). Nein, sagen Sie mir nichts mehr, ich bitte Sie. Ich wende mich an Ihren Edelmut, der besser begreifen wird, als Ihre ungestüme Leidenschaft, daß ich in meiner Lage eine Begegnung mit Ihnen nur suchen konnte, weil ich von Ihnen — allein von Ihnen — Hilfe in schwerer Not erhoffen darf.

Chasol. Hilfe? Ja, so liebten Sie. In schwerer Not? Wie soll ich das verstehen? Sprechen Sie, sprechen Sie! Meinen Degen stelle ich in Ihren Dienst. Man soll erfahren, daß Sie in meinem ritterlichen Schutze stehen.

Maria. O, es ist nicht das, Herr Graf. Einer Ihrer Freunde ist gefährdet.

Chasol. Einer meiner Freunde? Wer wäre das?

Maria. Ich glaube wenigstens, ihn so nennen zu dürfen. Und wenn er auch nicht Ihr Freund wäre —

Chasol. Nur Ihr Freund, Ihr Schützling — Sie haben recht, er darf auf meinen Peitschstand zählen. Von wem sprechen Sie?

Maria. Von dem Kammerjunker der Königin, Joachim von Brandt.

Chasol. Joachim? Ach bin sein Freund. Und der wäre bedrängt?

Maria. Sie wissen nicht, was im Schloß geschehen ist! Ich vermutete es.

Chasol. Ich hielt mich, nachdem ich vom König und von der Königin abgewiesen war, den ganzen Vormittag in meinem Quartier, sprach niemand —

Maria. Der Junker von Brandt hat mit dem Junker von Kellig in den Gemächern der Königin — einer Dame wegen — Streit gehabt, ihn genötigt, den Degen zu ziehen und ihn schwer verwundet.

Chasol. Ah! Einer Dame wegen?

Maria. Fragen Sie nicht. Der Zufall führte den König selbst im entscheidenden Moment hinzu; er war Zeuge der That und hat dem Junker bereits das Urtheil gesprochen.

Chasol. Das Urtheil?

Maria. Die Übertretung des Duell-Edikts ist mit Todesstrafe bedroht.

Chasol. Pah —! auf dem Papier.

Maria. Der König ist entschlossen, Ermit zu machen.

Chasol. Keine Sorge! Er wird den heißblütigen Junker auf die Festung schicken, wie mich, und nach einigen Wochen laufen lassen.

Maria. Sie irren, Herr Graf! Ich kann Ihnen den zwingendsten Beweis dafür geben: Die Königin, seine Mutter, hat bereits vergeblich um das Leben ihres Stammerjunkers gebeten.

Chajot. Unmöglich! Die Königin?

Maria. Ich weiß es. Er ist verloren, wenn Sie nicht einen Weg der Rettung ermitteln.

Chajot (aufgesetzt). Ach — ich! Wenn selbst die Königin . . .

Maria. Sie stehen hoch in des Königs Günst, Herr Graf —

Chajot. Ich habe ihn nur eben aufs schwerste gegen mich erbittert.

Maria. Befreien Sie den Unglücklichen —

Chajot (nachdenklich). Die Königin, seine geliebte Mutter, umsonst . . . Und der Streit, sagten Sie, einer Dame wegen . . . Maria —!

Maria. Retten Sie ihn und — rechnen Sie auf meine Dankbarkeit.

Chajot. Sie lieben ihn?

Maria. Ich habe nichts gesagt.

Chajot (dringlich). Sie lieben ihn, Maria? Und ich — soll ihn befreien — ich!

Maria. Erhalten Sie ihm das Leben. Ich könnte keine ruhige Stunde mehr haben, wenn er es für diesen Feh! einbüßte.

Chajot. Das Leben! Aber so lange er lebt . . . Sie fordern mein eigenes Leben, Maria.

Maria. Nein, er hat keine Hoffnung. Retten Sie ihn und mein Dank soll unbegrenzt sein.

Chajot. Wie aber, wie? — Ah, das kann des Königs grausamer Wille nicht sein. Ich kenne ihn besser. Er muß mich hören — jetzt muß er mich hören.

Maria (strebzig). Sie wollten —

Chajot. Eines Duells wegen — nachdem ich begnadigt bin —? Es darf nicht sein.

Jojepha (setzt sich an der Brusthül).

Maria. Ich komme.

Chajot (fährt Maria die Hand). Vanen Sie auf Ihren Ritter!

Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Sicilianen.

Eine Bäuerin singt:

Der Mandelbaum blüht auf dem Hügel schon,
Barzissen seh' ich aus dem Grase lachen.
Umsonst braußt noch der Sturm mit rauhem Ton,
Und Morgens sud' ich Reif noch beim Erwachen.
Ich merke doch, der Winter ist entflohn,
Der Februar soll mir nicht bange machen.
Ich wollt', ich säße auf dem Weltenthron,
Da hüß' ich allen Traurigen und Schwachen.

Ein Händt.

Als meinen armen Vater in der Wut
Der harte Herr zu Boden hat geschlagen,
Befann ich mich nicht lang, in wilder Blut
Das scharfe Messer ihm ins Herz zu jagen.

Das wässh kein Meer wie ab mit seiner Flut,
Kein Priester wird mich loszusprechen wagen.
Nur weiter, weiter jeh! Blut fordert Blut.
O Mutter! Gram wird nun dein Herz zertragen!

Ein Improvisator.

Als Gott die Welt erschaffen, ließ er sich
Wid' in Sicilien nieder, und sogleich
Erblickte rings die Erde jugendlich,
Und alle Vögel sangen freudenreich.
Er sprach: Hier bau' ich einen Thron für mich,
Und jeden Frühling leb' ich hier. Und gleich
Wie Mongibel die Berge königlich,
Beherrsche sie das ganze Erdenreich.

Aus dem Italienischen des E. G. Zoner von Paul Hepe.

Villa Medici.

Die Sonne ging zur Rüste,
Die Steppe lag im Duff,
Bis fern zur Meeresküste;
Im Lorbeer die Amsel ruff.

Auf Goldgrund blaut Santh Peter,
Die Passiflora blüh'n,
Ein Duff, ein wunderwehler,
Will uns die Stern umzieh'n.

Das war ein Flammenglühn
Im letzten Abendglanz,
Das war ein Blickesprühen
Im goldenem Funkenlanz.

Akathynsbülfenkrone
Leuchstern im Wälferschau,
Es fluff sich wie von Chronen
Zum Wurmortempel auf.

Auf den Säulen sah'n wir liegen
Leuchstern ein Flammennal,
Uns war, als ob wir fliegen
Empor zum heiligen Gral.

Bermine von Preußen.

Nycté im Bades.

Hinter mir verglimmt der Tag der Erde
Wie ein Stern. Wohl, daß ich ruhen werde.

Ach, auf heißen Bohlen, wegewunden,
Hab' ich tastend mich zum Ziel gefunden.

Meine eignen Schritte hör' ich schallen
Wie ein Echo noch — und fern verhallen.

Hinter mir verschwebt der Klang der Erde
Wie ein Hauch. Wohl, daß ich ruhen werde.

Graue Schemen, Czug- und Scheingefallen,
Die mir eust als warmes Leben gallen.

Die mich an das Licht gefesselt hatten —
Weicht von mir! Ihr wart nur Schatten — Schatten!

Hinter mir verglimmt der Tag der Erde
Wie ein Stern. Wohl, daß ich ruhen werde.

Von den Augen reiß' ich mir die Schleier.
Einsam geh' ich ein zur letzten Feier.

Hinter mir versinkt der Tag der Erde
Wie ein Traum. Wohl, daß ich ruhen werde.

Und Du, Bote, der mich still geleitet,
Der auf Flügeln durch die Wellen schreitet.

Weißer Bote mit beschwingten Füßen,
Pessen Augen Schein und Wesen grüßen.

Gehst Du wieder aufwärts zu den Andern?
Mich gestüllet nicht, mit Dir zu wandern!

Nicht mehr loht's mich, sonnenwärts zu steigen.
Mich umfängt das große, dunkle Schweigen.

Gertrud Klett.

Holländisches Wiegenlied.

Zwinker, Winker und Bich, die Drei,
Die sahen im Holzschuh aus
An stillen Strömen bei Nacht vorbei
Auf's einsame Meer hinaus.

„Was habt Ihr vor und wo kommt Ihr her?“

Frag der Mond und lachte voll Freud' —

„Wir wollen den Hering fangen im Meer,
Anser Bek ist voll von Gold und von Silber schwer
Und wir sind aus Holland drei Fischerleut'“,
Sprach Zwinker, Winker und Bich.

Und der alte Mond hat laut gelacht
Ob der Drei im hölzernen Schuh,
Und der Wind trieb sie lustig durch Nebel und Nacht,
Und die Wellen sangen dazu,
Und die Hering', das waren die Sternlein licht,
Die da schwimmen im Meer voll Freud': —
„Werst die Beke aus, wo die Flut sich bricht,
Ihr macht uns nicht bang und wir fürchten uns nicht!“
So klang's, und so hörten's die Fischerleut',
Zwinker, Winker und Bich.

Und die Drei, die lachten die ganze Nacht,
Bis die Nacht und der Nebel schwand,
Und der Holzschuh schwamm durch die Bäum' rung lacht
Und trug sie zurück an den Strand.

Ach, es war eine fröhliche, seltsame Fahrt,
Eine Fahrt voll Tachen und Freud'!

Obder war's nur ein Traum von seltsamer Art,
Wie ein Herz ihn träumt, das sein Glück sich bewahrt? —
Doch ich will sie euch nennen, die Fischerleut',
Zwinker, Winker und Bich.

Zwinker und Winker zwei Auglein sind
Und Bich ist ein Köpfschen klein,
Und der Schuh, der sie hintrug durch Nebel und Wind,
Ist ein Bellschen mit Timmen fein — —
Nacht' die Auglein zu, Peine Mutter wacht,
Und sie singt Dir von Lust und Freud',
Von heiteren Spielen, von Glanz und Pracht,
Wenn sie leise Dich wiegt in der friedlichen Nacht,
Wie der Holzschuh gewiegt die drei Fischerleut',
Zwinker, Winker und Bich.

Nach dem Englischen des Eugene Siedl von Georg Edward.

Tag und Nacht.

Der Tag ist so geheimnißsicher,
Von nie geahnten Wundern tief.
Du gehst im Tag, weißt nicht woher,
Weißt nicht, was in den Tag Dich rief.

Die Nacht ist wie eine welke Hand,
So still und schon so lebensmüde.
So fern und doch so krautbekannt,
Wie ein vergeh'nes Liebeslied . .

Aber zwischen Nacht und Tag
Werden Peine Sterne prangen,
Und Dein Herz mit jedem Schlag
Ahnt sie schon in heißem Bangen:
Peine Nacht und Peinen Tag.

Hans Müller.

König Regnar.

König Regnar trägt gar stolzen Sinn —
Und lieblich und mild ist die Königin;
Wo ihre kleinen Füße schreiten,
Da löst es und klingl's wie von tausend Saiten,
Als käme lächelnd und solz inmitten
Eines jubelnden Chors
Die leuchtende Schönheit selber geschritten.

König Regnar trägt gar stolzen Mut —
Keiner Recken Sinn ist ihm zu gut;
Nicht Herr von Rechten will er, wein,
Ein König von Herren mücht' er sein.
In tiefler Seele drum ist ihm verhaßt
Ein niedriger Sinn und der bettelnde Gast.

In ei'gen Winters Laß und Not
Kommt hin zum Schloß um ein Stüchlein Brot
Der Sohn der Häuslerin aus dem Wald,
Und stierend steht er, schneidend halt
Dem Herbwind unlos, vor dem hohen Schloß.
Der König aber ruzelt die Brauen
Und winkt herbei der Pieuer Tros;
Der eilt und mit kläffenden Räden heht
Er den hungernden Knaben in Eis und Grauen. —

König Regnar trägt gar stolzen Sinn —
Doch bleich und krank ward die Königin;
Wie eine Blume bleich und Nil,
Die geblüht hat und verwelken will,
So liegt die Liebliche in den Rissen.
Nad der König ruft Arzte von allen Enden,
Die Verborgenes kennen, Geheimes wissen,
Doch keiner vermag das Siechtum zu wenden.

Da flüstert's und dringt zu des Königs Ohren:
„Die Herrliche, Herr, sie ist Euch verloren,
Es kann in der Not Euch allein noch helfen
Die Alte vom Wald, die von Gnomen und Elfen

Einß lernte, höstlichen Trank zu bereiten,
Der Sterbende wieder ins Leben schreiten,
In Tod getross'ne gesunden machl.“ —

Da schicht der König inmitten der Nacht
Zur Allen im Walde berittene Boten;
Die aber empfängt sie mit Spott und Hohn:

„Und heh! mir der König den einzigen Sohn
Mit Hundem vom Hofe in Eis und Verderben,
So mag ihm zum Lohne die Gattin sterben.“ —

Und zu der Greisin verfallendem Haus
Schicht neue Boten der König aus;
Die türmen auf vor ihr Haufen Gold's,
Doch die Alte weist zurück es stolz:

„Was soll mir der Bettel? Es ist nicht feil
Mir um schnödes Gold der Königin Heil;
Doch liebt König Regnar sein Eh'gemahl
Und will er sie selten von Sterbens Qual,
So seh' er mich an hier auf seinen Knien,
Dann erhält er den Trank — dann sei ihm verziehen.“

König Regnar trägt gar stolzen Sinn —
Doch todrank ist die Königin
Des Königs Solz durch die Heide liegt,
Und in der Hülle der Bettlerin
Ein König auf den Knien liegt,
König Regnar mit dem stolzen Sinn.

König Regnar trägt gar stolzen Sinn —
Und gesund ward wieder die Königin,
Und wo ihre kleinen Füße schreiten,
Da löst es und klingl's wie von tausend Saiten,
Als käme lächelnd und solz inmitten
Eines jubelnden Chors
Die leuchtende Schönheit selber geschritten.

Karl August Büdinghaus.

Karls des Sünsten Arönung.

(1530.)

„Heil dem Sieger von Pavia!
Heil dem König! Heil dem Kaiser!“
Also hallt es in Bologna
Wieder in dem hohen Dom.

Biederkniet der mächtige Carlos,
Und es schmückt der Papst das Haupt ihm
Mit der Krone der Lombarden,
Mit der römischen Kaiserkrone.

Süße Weihrauchdüste wallen,
Durch die Hallen schallen brausend
Feierliche Weihgesänge
Mächtiger Posaunen-ton.

Lächelnd schaut zurück der Kaiser,
Auf dem Haupt die Eisenkrone,
Die nach ihm kein römischer Kaiser
Mehr aus Papstes Hand empfing.

„Heil dem Sieger von Pavia!
Heil dem König! Heil dem Kaiser!“ —
Der Gewaltige erhebt sich,
Grüßt die Rinde hoheitsvoll.

Nicht von Hermelin untklossen,
Auf dem Haupt die Eisenkrone,
Schreitet würdig und gemessen
Er zur Blumenpforte hin.

Und zur Königsburg hinüber
Führet ihn die lustige Bräute.
Wie er kann sie überschreiten, —
Weh' da für! sie hrachend ein!

Wilhelm Idel.

Erste Lerche in klarer Luft,
Blaue Fecue und Frühlingsduft.

Schmetterlinge im Liebestanz.
Das Land voll Hoffnung und Sonnenglanz.

Mein kranken Auge steigt drüber hin.
Im Blauen die Wolken, die Wolken zieh'n.

Paul Rüttning.

Abendslied.

Die Sonne sank. Ihr letztes Gold
Fern das Gebirge übersprüht.
Nun kommt die wunder süße Zeit,
Da träumende Vergessenheit
Zur Ruhe wiegt, zur Ruhe wiegt,
Was Tags gesorgt und sich gemüht.

Der Mond steigt auf. Schon hie und da
Ein Sternchen durch die Lannen glüht.
Und leiser, leiser schlägt mein Herz . . .
Nun kommt die Nacht, die allerwärts
Zur Ruhe wiegt, zur Ruhe wiegt,
Was Tags gesorgt und sich gemüht.

Alexander Paepc.

Marguerita.

Im frühen Leyz entfaltet eine Blume
Die unberührten weißen Blütenferne,
In ihrem Kelche schimmern klare Tropfen,
Wie Thränen tief empfand'ner Lebensnothe!

O Mädchen mit den hold verträumten Augen,
Geheimnisvoll durchleuchtet, wie Opale —
Du blickst hinaus in blaue Frühlingsfernen —
Die weiße Blume blüht in Deiner Seele.

Marie Krönig.

Mütterchen.

Mütterchen, ach, kaum wecht sie der Morgen,
Drängen sich schon um ihr Lager die Sorgen:
Kaum, daß die Bubens sind erwacht,
Ist schon entbraunt eine Bettenschlacht!

Eilt sie herbei, dem Lärmen zu wehren,
Geißt zu befruchten, und süchtig zu lehren,
Giebts ein Gefrag ohne Anterlaß:
Wo und warum und weshalb und was!

Strenge bezwingt sie das Reich nun der Schwämme,
Heilige Ordnung der Fürsten und Rämme;
Gestern war heil noch Heud und Hof',
Heute, ach heute schon hoffnungslos!

So geht es fort, kein Tag wil' ja langen,
Nimmermehr Ruhe; es glüh'n ihre Wangen,
Und mit energisch kleiner Hand
Baby ihr immer am Schürzenband! —

Häuslicher Friede geht in die Brüche,
Wenn sich die Hausfrau nicht regt in der Küche.
Schaut sie nicht oft in Cops und Schrank,
Spielen die Mäuse auf Tisch und Bank!

Schweht dann der Kinderengel hernieder,
Staut dann der Sandmann den Schlaf auf die Lider,
Sinkt ihr die Hand wohl in den Schoß,
Liebe und Leid ist der Frauen Los!

Horch, durch die offene Thüre der Stuben,
Lobt jetzt von neuem die Schlacht bei den Ruben,
Bosheit ist, ach, der Menschen Sinn
Schon von der Jugendzeit Anbeginn.

Aber ihr Herz sucht jenen da droben,
Der ihrem Schicksal die Fäden gewoben,
Der sie in Gnaden benediet.
Herzliche Mutterseligkeit!

Otto Kindt.

Wo bist Du?

Schwarz wölbt sich des Himmels Gezelt.
Im Osten, ach so fern, so fern,
Erglühet ein einziger Stern —
Eine neue — eine schönere Welt?
Ansägliches Sehnen
Durchkittert die Nacht —
Von quellenden Thränen
Sind feucht meine Wangen.
Schlaf überall — nur meine Seele wach
In heißen Verlangen.
O Du mein Stern dort in der Weite,

O breite
Aber mein suchendes Herz Dein tröstlich Licht!

Wo bist Du? Ich seh' Dich nicht . . .
Auch Du, mein Stern, mein Ziel,
Versuchen an des Horizontes Saum
Wie ein schöner Traum —
Wie ein Traum triebst Du mit mir Dein Spiel
Und läßt mich allein in der Dunkelheit
Verbluten, sterben in Einsamkeit.

Jenny von Kempf.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Hans Mannharts glücklich Schifflein.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Sie lieben ja unsern vortrefflichen Harzreim, Fräulein Kelly,“ sagte der Doktor am Tage nach seiner Erlösung von den Mammonsesseln, als die beiden sich in einem Zimmer der Geheimratswohnung allein beisammen befanden. „Sie lieben ja diesen schönen Spruch:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“

Sie sind selbst bewundernswoll durch unsre gemächlich in erstem Schweigen gen Himmel strebenden, aber im Wettersturm mächtig rauschenden Tannenforsten gewandert, und der liebe Gott hat Ihnen zu eigenem und zu Ihrer Angehörigen Glück ein fröhliches Herz beschert, was Sie, den! ich, wohl zu würdigen wissen. Doch um das Wachsen des Erzes in den Harzbergen haben Sie sich wohl noch nicht bekümmert? So hören Sie denn! In verschiedenen Gegenden des Harzes, vornehmlich in der Grafschaft Mansfeld und dort, wo die sieben alten Bergstädte unterm Brockenfelde liegen, werden seit Jahrhunderten vielerlei Schätze der Teufe, wie der Bergmann das Innere der Erde nennt, zu Tage befördert, Gold und Silber, Blei und Kupfer und noch manche andere Metalle, die die Menschheit zu ihren Kulturzwecken mehr oder minder nötig hat. Zu schwerer Arbeit gewinnen fleißige Häuer das im Gestein der Berge verschichtete Roherz, aus dem dann von den Hüttenleuten das reine Metall herausgeschmolzen wird. Ein Hauptgegenstand der Ausbeute unsrer Bergwerke ist das Silber, das man in besonderen Silberhütten aus dem Wertblei, das heißt dem silberhaltigen Blei, herausstreibt. Dies geschieht auf den Herden der Flammöfen durch kolossale Hitze, die das Blei in flüssiges Dryd, in die sogenannte Bleiglätte verwandelt, und auch das Silber in Fluß bringt. Aber während die Bleiglätte aus dem glühenden Bade abläßt, bleibt das Edelmetall auf dem Herde. In dem Augenblick, wo die letzte Drydhaut über dem Silber zerreißt, blüht

dieses in magischen Glanze auf — — das ist der Silberblick, der Graß des Fürsten der ewigen Teufe, an sein Gefinde, süßester Trost für den beutelustigen Sinn. — Ein paar Sekunden, und das wunderfame Leuchten der nun erstarrenden Silbermasse ist vorbei.“

„Wie schön das sein muß, dieser Silberblick!“ rief das junge Mädchen begeistert aus. Der Hüner betrachtete bewundernd die ihm vertrauten Züge ihres hübschen Gesichts wie etwas ganz Neues. Sie sah, eine Stickerie in den Händen, auf einem erhöhten Erkerplatz zwischen Palmen und anderen Topfgewächsen, euporstrebenden, rankenden, frantartigen, deren üppiges Gedeihen der kalten Witterung draußen spottete. Fahler Sonnenschein stahl sich durch das lockere Gewebe der Fenstervorhänge, durch das Gewirr von Blättern und Ranken und setzte den wohlgeformten Mädchenkopf mit den geschmackvoll geordneten, goldglänzenden Haaren in matte, dem Auge des Beschauers wohlthätige Beleuchtung. Der brave Hans, der sich an dem holden Bilde nicht satt sehen zu können schien, hockte in der Mitte des Zimmers auf einem gotischen Schemel, der für sein erpbeliches Körpergewicht wie geschaffen war. Neben ihm besaß sich ein mit orientalischem Teppich bedeckter Tisch. Nachdem er das Antlitz der Geliebten längere Zeit studiert hatte, wandte er ein wenig den Kopf und ließ den Blick über das prächtige Muster der Tischdecke schweifen.

„Fräulein Kelly,“ fragte er dann, „darf ich Ihnen von einem andern Silberblick erzählen?“

Und als sie dann mit hellem „ach ja, bitte!“ antwortete, da hub er, die weiche Schnurfläche streichelnd, mit etwas stoßender Stimme an:

„Es war einmal — nun, es ist ein ganz modernes Märchen, darum will ich die Leute, die darin vorkommen, in der heute bräunlichen Weise benennen — es war also ein Gymnasiallehrer, der lebte in einem stillen Harzstädtchen schlecht und recht mit den Eingeborenen, deren er selbst einer war. Seine Eltern, einfache Förstersleute, hatten sich das

Ahrige vom Munde abgeipart, um den Sohn studieren zu lassen. Als er die Examina sämtlich bestanden hatte, legten sie sich zum Sterben. Geschwister hatte er nicht. So stand er allein in der Welt, denn die in der weiten Ferne lebenden Verwandten der Eltern waren für ihn so gut wie nicht da. Er lebte nur seinem Beruf und eifrigen Studien über die Vorzeit seiner Heimat. Dabei wurde er, der seinen Erziehung ermangelnd, fast ein Sonderling. Ein ausgemachter Hagestolz war er schließlich jedenfalls. Die Lenzeswonne des Daseins, die Liebe zu einem edlen weiblichen Wesen, kannte er nicht. — Darf ich weiter reden, Fräulein Kelly?"

Er warf einen kurzen, fast schüchternen Blick nach ihr hinüber, der sie gleichwohl veranlaßte, die Augen schamhaft niederschlagen. Ihre Wangen waren lieblich erglüht. Sie beantwortete seine Frage durch ein leichtes Nicken. Hans Mannhart betrachtete und streichelte die Tischdecke weiter und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Er war also, mit einem Wort, ein armjeliger Mann. Da geschah es, daß in die stille Bergwelt, darin er hauste, ein wunderhohes Wesen als Gast einkehrte, dem Mädchen aus der Fremde vergleichbar. Denn sie war nicht in dem Thal geboren und beseligend war ihre Nähe; nur hörte man nicht, daß sie mit ihren Gaben so verschwenderisch umging, wie ihr Gegenbild im Gedicht; man sah weder den Züngling noch den Greis am Stabe von ihr beschenkt nach Hause gehen. Doch Einer war's, ein Einziger, den sie reich begnadete mit den Gaben ihres Geistes und Gemüts. Das war der hagestolze Sonderling, der rauhsittige Harzker. Und er hob in Liebe die Augen an zu dem holden Geschöpf.

„Bald aber ward er mit Schmerzen inne, daß es frevelhaft sein würde, die prächtige Blume in das dürftige Erdreich zu verpflanzen, auf dem solch Dorubusch, wie er, wacker gedieh. Der arme Kerl sah wohl ein, daß die Hütte des Grafenroder Schulmeisters dem zu behaglichem Daseinsgenuss erzogenen Berliner Geheimratsstöchterlein zu schlecht dünkte für lebenslänglichen Aufenthalt. Da gebot er denn seinem Herzen Schweigen und entsagte — nicht der Liebe, nur der Hoffnung. —

„Ein modernes Märchen ist diese Geschichte. Klingt es nicht märchenhaft, Fräulein Kelly, wenn ich sage, daß das Schicksal gleich darauf den armen Hans mit mächtiger Spende irdischer Schätze überhäufte? Ein reicher Verwandter, ein Knappe in Antwerpen, starb plötzlich. Hans war der einzige Erbe seines großen Reichtums und — seiner geschäft-

lichen Sorgen. Dem Manne, der bisher mit dem genügsamen Bruder Studio hatte singen dürfen:

„Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin.“

schallte plötzlich laut an sein Ohr: „All der Reichtum, den ich Dir zeige, ist Dein! Was sollte ihn jetzt noch von der Werbung um die heimlich Heißgeliebte abhalten? Das Herz voll Seligkeit, machte er sich auf, sie zu gewinnen.

„Doch angezichts des hohen Zieles ward er von Angst um die Sicherheit seines blinkenden Hortes befallen. Die Frage, wie er es anfangen sollte, das Geld und Gut, das in einem ausgedehnten kaufmännischen Unternehmen steckte, zusammenzuhalten, die Schöpfung des Verbliebenen nicht zerfallen zu lassen, diese unabweisbare Frage machte ihn viel, viel Kopfzerbrechen, trotz seines vorzüglichen Rechtsverständes. Der hatte ihm mitgeteilt, daß in der letzten Zeit ein junger Mann mit leeren Taschen, aber hellem Verstande und bravem Herzen die Seele des großen Geschäftsbetriebes gewesen sei. Auch hatte ihm der Notar erzählt, im Hause des verstorbenen Kaufherrn sei ein verwaistes Fräulein aufgezogen worden, das der Alte ohne das unvermutete Dazwischentreten des Todes ganz sicher zur Erbin eingesetzt haben würde. Daß die junge Dame mit jenem Geschäftsleiter heimlich verprochen war, hatte der Notar gleichfalls zu berichten genützt. Nun war die in Bewöhnung und Sorglosigkeit Aufgewachsene plötzlich dem bitteren Mangel preisgegeben. Wieviel Ungemach war doch mit dem Glücksfall des harntlosen Schulmeisters verknüpft!

„Der aber, als er nun wieder vor der Geliebten stand, erkannte zu seinem größten Erstaunen, wie sehr er sich geirrt, wenn er geglaubt hatte, daß sich das süße Bild nur in der Fassung von Gold und Rubinen und nicht auch in einfachem Mahmen aneigenen ließe. Jetzt erst lernte er ihr wahres Wesen verstehen. Wie beseligte ihn diese Erkenntnis! Aber dann erst die Entdeckung, daß sie die heimliche Zehnjuchter teile, die ihn nach seiner schönen Heimat zog, nach jenem Thal, wo der Quell rieselt und die Tannen rauschen, nach jenen Bergen, wo der alte Göttervater mit wonnigstarken Atem um sich bläst! Dorthin, zur süßlichen Waldesau, begleitete ihre Zehnjuchter die seinige! Und als er mit scharfem Sinn aus einem kleinen Wort ihres Mundes, aus einem Blick ihrer Augen die Gewißheit herausgelesen hatte, daß es seiner holden Fee leicht fallen würde, ihm das herzige Dichterverort:

„Nimm ist in der steinigen Güte
Für ein glühtich liebend Paar! —

bewahrheiten zu helfen, da beging er ohne lang Besinnen den vernünftigen Streich seines Lebens. Bis her hatte er der Geliebten nichts von dem ihm zugefallenen Reichtum erwähnt. Trotz darüber, daß er es nicht gethan, entsagte er jetzt dem fatalen Gewinn. Einem schwachen Mädchen gab er dadurch wieder, was ihr von dem jah verbliebenen Schützer ihrer Jugend zugebracht gewesen war, sich selbst aber befreite er von der Last des Mammons, der weder ihn noch seine Auserkorene verblenden kann. — Das war der kurze Silberblick, der in mein Dasein hineinblitzte — —“

„O, wie dumm! — —“

Hans Mannhart, der sich in Feuer geredet und wie weltentrückt nach innen, nach einem ihm im Geiste geoffenbarten Paradies geschaut hatte, fuhr bei diesem Anruf zusammen und sah dem jungen Mädchen bestürzt ins Gesicht.

Was hatte sie gesagt? War sie's gewesen, der das häßliche Wort entfahren? O dieser abscheuliche Ausdruck des Argers, des hellen Zorns in ihren Wienen! Kein Zweifel! „O, wie dumm!“ Sie hatte es gesagt.

Hans Mannhart sprang auf, wie von schrecklicher Gewalt emporgerissen. Wilde Gedankenflucht durchtobte mit Blitzgeschwindigkeit sein Gehirn: Ach, so steht's! Wieder nicht wahr, was Du geglaubt! Furchtbarer Irrthum! Falsch ihr ganzes Wesen! Heuchelei ihr fremdbildiges Thun! — — Armer Narr!

Er wollte ihr etwas zurufen. Was denn? Einen Schrei der Entrüstung? Ein Wort des Zammers? Gleichviel, es ging nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er starrte sie weit geöffneten Auges an, aber er sah sie nicht mehr. Da — ein erlösender Gedanke: die Thür! Mit mächtigem Ruck drehte er sich um und ging. Das Klümmern verschwand, die Halsseffel dehnte sich, er vermochte ein heiseres „Leben Sie wohl!“ zurückzurufen. Dann schlug die Thür hinter dem Davoneilenden zu.

Das junge Mädchen stürzte ihm nach. Bis in die Mitte der Stube. Dann trug der Fuß sie nicht weiter. Auch sie wollte rufen, doch die Stimme erstickte vor dem ersten Laut.

Sie war vor Schreck fast gelähmt. So fiel sie auf den Schemel hin, auf dem er vorher gesessen hatte, und beugte sich dem Leide, das von neuem durch ihre Schuld über sie gekommen war. Einer winzigen Spanne Zeit hatte es nur bedurft, um sie ans heller Freude durch kindischen Unmuth in bitteres Leid zu treiben.

Hans Mannhart hatte nicht gesehen, wie schnell

der Widerschein des Argers über seine voreilige Großmuth von ihren Zügen wich, als sie die grausame Wirkung ihres unbedachten Ausrufs wahrte, dieser Äußerung einer Enttäuschung, die ihr nach der ertönenlichen Wandlung ihres Wesens seit den Strafenroder Tagen gewiß nicht tief zu Herzen gehen konnte, und die man ihr nicht gar so sehr verargen durfte. Und hätte er an ihrem Antlitze die Zuckungen des Schreckens und Schmerzes und den darüber hingleitenden süßen Abglanz von Scham und Liebe gesehen, wer weiß, ob er dann nicht rasch zur Besinnung gelangt und dageblieben wäre!

Es war am nächsten Vormittag. Die Frau Geheimrath saß in ihrer Wohnstube auf dem Sofa und hielt, was sie seit Jahren nicht mehr gethan, mit mütterlicher Bärtlichkeit ihre Tochter fest in den Armen.

Beide schwiegen. Kelly hatte den Kopf an die Schulter der Mutter gelegt und die Augen geschlossen. Sie war müde. Bitteres Herzleid hatte sie die Nacht über wach gehalten.

Nachdem Hans Mannhart gestern davon gestört und sie aus der ersten Betäubung wieder zu sich gelangt war, hatte sie sich in ihr Stübchen zurückgezogen und hernach gegen die Eltern, die während des Besuchs des Oberlehrers nicht zu Hause gewesen waren, über heftige Kopfschmerzen geklagt, so daß man sie allein gelassen hatte. Am Morgen darauf war sie nicht am Frühstückstisch erschienen, andauerndes Kopfschmerz voranschüßend, später aber, als der Geheimrath nach seiner Behörde gegangen, war sie blaßes Angesichts aus ihrer Kammer hervorgeschlüpft und im Wohnzimmer der Mutter schluchzend um den Hals gefallen. Die Frau Geheimrath, die die gestrige Anwesenheit des Doktors erfahren hatte, ahnte, daß die Schmerzen ihrer Tochter damit zusammenhängen. Aber sie wartete ab, bis Kelly aus eigenem Antrieb reden würde. Und das geschah bald. Sonst hätte es dem Mädchen mitunter wohl an dem rechten Maß kindlichen Vertrauens gefehlt; heute aber wurde sie von dem großen Leid der eigenen Brust an das mütterliche Herz getrieben, in das sie nun all ihren Kummer ausschüttete. Und vor der Wahrheit und Tiefe ihrer Empfindung vermochte die Oberflächlichkeit der weltklugen Dame nicht zu bestehen. Das Leid des Kindes erweckte bei der Mutter inniges Mitleid, und die ganze gerechte Entrüstung über das Unheil, das der Doktor mit seiner Verachtung der irdischen Glücksgüter und Kelly mit ihrer ungehinderten Beistärkung seiner Thorheit angerichtet

hatten, mußte schweigen, weil jetzt für nichts anderes Zeit war, als für lindernden Trost. Da ward die schlimmste Heftigkeit des Herzeleids gebrochen und eine wohlthunende Mäßigkeit befahl das Mädchen. Sie schloßte sich der Mutter in die Arme und beide schloßen die Lippen. Nun herrschte friedliche Stille im Zimmer.

Nach einer Weile erklang die Korridor-glocke. Eine Dame wurde gemeldet, die aber die Bitte zum Eintreten nicht erst abwartete, sondern dem Stubenmädchen hastig nachfolgte. Mit gleicher Hast erzählte sie, daß sie die Wirtin des Herrn Doktors Mannhart aus Grafenrode sei, von dessen Verlehr im Hause der gnädigen Frau sie wisse. Dem Herrn Doktor sei ein schwerer Unfall passiert. Gestern Nachmittag habe ihn beim Vorübergehen an ihrem Nachbarhause, wo Dachdecker beschäftigt seien, eine herabfallende Schieferplatte mit der scharfen Kante am Kopf getroffen. Durch den Hnt sei die Wunde des Schläges zwar so weit gemindert worden, daß der Ärmste nicht auf der Stelle todt geblieben, doch habe er außer einer klaffenden Wunde überm linken Ohr eine starke Gehirnerschütterung erlitten. Die Portierfrau von nebenan, so berichtete die Dame weiter, habe den Verunglückten erkannt und dafür gesorgt, daß er sofort in seine Wohnung hinaufgetragen worden sei. Ein schnell herbeigerufener Arzt habe die Wunde vernäht, Eisumschläge und Medizin verordnet, eine barumherzige Schwester sei geholt worden. Im allgemeinen liege er ruhig da, nur von Zeit zu Zeit fiebere er heftig und phantasiere dann allerlei unverständliches Zeug. Sie, die Erzählerin, wisse nicht, ob er Angehörige habe und wenn sie nach Grafenrode Nachricht zugehen lassen solle; da sei sie nun hierhergeeilt, weil sie annehme, daß die Frau Geheimrätin ihr sagen könne, was weiter zu thun sei.

Mit stummem Entsetzen hatte Kelly diese Vorschau zu Ende gehört. Da auf einmal löste sich all die verhaltene Klage in einem gelben Schrei. Die beiden Frauen stürzten auf sie zu, um sie zu halten, allein es war nicht nötig. Der Schrei hatte die fürchtbaren Klammern, die ihr ununterlang die Brust zusammengepreßt hatten, gesprengt. Der dumpfe Druck der Ratlosigkeit war von ihrem Hirn gewichen. Sie fühlte sich plötzlich wunderbar klar von Gedanken und stark von Willen und sagte mit ruhiger Stimme zur Mutter:

„Am Krankenlager meines Bräutigams ist jetzt mein Platz. Gott wird ihm und mir helfen.“

Die Frau Geheimrat glaubte zuerst nicht recht

gehört zu haben. Bräutigam? Was sollte das heißen? Sie starrte ihrer Tochter sprachlos ins Gesicht.

Dann wollte sie Einwendungen machen, doch Kelly sah sie mit einem Blick so heiligen Ernstes an, daß sie betroffen schwieg und sich mit jelsamer Ehen in den Willen der Tochter fügte, als sei diese das Werkzeug einer über alle Menschenjahung erhabenen Macht.

Würziger Lannendni erfüllte Hans Mannharts Zimmer und rief dem blassen Mann, der, auf dem Sofa liegend, die in der Abenddämmerung verschwimmenden Umrisse der Spenderin dieses Duftes, einer herrlichen Dame, betrachtete, süße Heimats-erinnerung wach.

Weihnachten war längst vorbei, der Baum mit seinem frischen Waldgeruch konnte kein Überbleibsel der Festbescherung sein. Wer hatte dies schöne Stück Gottesnatur in das Krankenzimmer verlegt? —

Weihnachten war längst vorbei, doch erst jetzt einer knappen Woche vermochte Hans Mannhart den Tag außer dem Bett zuzubringen. Er hatte schwer mit dem Nervenfieber gerungen, das ihn infolge der Verwundung und der vorausgegangenen seelischen Erschütterung befallen. Jetzt war er gerettet dank seiner zähen Natur und der guten Pflege. Aber schwach war er noch, und an Rückkehr nach Grafenrode war vor dem Frühjahr nicht zu denken. Wie schute er sich dahin! Nun fachte der köstliche Harzannendni diese Sehnsucht noch mehr an, aber zugleich trug sein Hauch ihm süße Verbeißung zu.

Das war jetzt die rechte Stunde für sülle Beschaulichkeit. „Einsamkeit ist fortan das beste Heilmittel,“ hatte der Arzt gesagt, und einsam war der Kranke, aber desto reichlicher hatte er Zeit zur Betrachtung der Bilder, die in buntem Reigen an ihm vorüberzogen. Keine Ausgeburteten mehr der fieberisch angelegerten Phantasie, sondern leicht untrüßene Abbilder des Erlebten, allmählich hervortretende Erinnerungen. Noch lange, nachdem der erste Strahl des wieder gewonnenen Bewußtseins in die tiefe Nacht seines Geistes gefallen, war er müde und sinnenstumpf gewesen; langsam hatte sich das Denkfürmögen wieder eingestellt; seit kurzen war er im stande, die schweifenden Gedanken zu sammeln, das Geschehene zu überblicken, dessen Ursachen zu erwägen und schließlich das gesante Ergebniss in die kurze Formel zu bringen: Alles verfliehen heißt alles vergehen. Doch das war das

Beste an der Sache, daß er hinzugehen durfte: „Herrgott, wie hast Du alles wohl gefügt!“

Mit wonnigem Behagen jog er eben das kräftige Aroma der Tanne ein. Wer hatte doch den Baum aus dem heimattlichen Harzforst hierher kommen lassen? Kelly! Dieser Gedanke mußte für den Patienten viel Erfrischendes haben. Wär' es heller im Zimmer gewesen, so hätte man sein Lächeln sehen können. Aber es wich bald einem ernsten Ausdruck; dem Kranken fiel die Zeit ein, da er aus langem, martervollem Schlaf zu neuem Leibes- und Seelenleben erwachte: das erste Bild des Heiligen, der nun so oft vor seinem Geiste schwebt.

Was sieht er nur?

Er liegt regungslos in seinem Bette, die matten Lider öfrend. Wie ein trüber Flor hängt es ihm vor den Augen. Aber milder Glanz durchbricht auf einmal die Wolke. Kellys Antlitz! Wie lächelt es ihm selig entgegen! Da schließt er die Lider, denn mehr als einen einzigen Augenblick des Glücks kann er noch nicht vertragen. Und den nächsten Tag und jeden folgenden sieht er sie wieder an seinem Lager sitzen und fühlt er die Heilkraft, die von ihnen, ihm liebenden Blicken ausstrahlt. Doch ach, sobald er die Augen schließt, hat er das schreckliche Gefühl, als ob ihm von ihr ein großes Leid widerfahren sei. Aber was es gewesen, kann er sich nicht jagen. Er grübelt darüber nach, aber seine Gedanken verwirren sich ihm. So liegt er durch manchen Tag in stetigen Wechsel von Glücksempfindung und dumpfem Schmerz. Endlich — Kelly erhebt sich von dem Stuhl an seinem Lager und spricht ein halblautes Wort zu einer fremden Frau; er versteht es nicht; die Stimme kennt er wohl, doch es ist ein peinlicher Mißklang drin: das Kläpplein läutet keinen stillen Frieden; wer hat die Kapelle entweiht? — endlich kehrt ihm die Erinnerung zurück. Nun kann er sich den nagenden Schmerz erklären. Nun weiß er, daß ihn die Geliebte schmähslich verlassen hat. Doch wie? Sieht er denn falsch? Ist sie's nicht leibhaftig, die jetzt wieder mit holdem Antlitz an seinem Bette sitzt? Die jetzt stillschaffend durch das Zimmer geht? Gewiß, sie ist es! Aber wie kam sie hierher, die sich mit einem häßlichen Worte von ihm losgesagt?! Da grübelt er weiter und gelangt dennoch nicht zur Klarheit. Eines Tages aber, als er fühlt, daß er wieder Worte für seine Gedanken zu finden vermag, fragt er seine Wirtin, die gerade den Platz neben dem Bett eingenommen und die er erkannt hat, ob nicht eine andere vor ihr dagefessen habe.

„O, Herr Doktor!“ antwortet sie, „das ist ja Ihre liebe Braut gewesen! Ach löse sie nur ein bißchen in der Wache ab. Ach, Sie haben ja in dem hitzigen Fieber so oft ihren Namen gerufen, und jetzt, wo Sie fieberfrei sind, haben Sie sie nicht erkannt?“

„Meine Braut?“ fragt er dann verständnislos.

„Ja, Ihre Braut, der herzige Engel, der Sie all' die böse Zeit so sorgsam gepflegt und behütet hat.“

Seltzam! Seine Braut! Und eben thut er in seiner Verwirrung die Frage: „Wie heißt sie denn?“

Die Frau aber erwidert: „Ach Herr Doktor, wenn man Ihnen die Krankheit nicht ansehe, müßt' man meinen, daß Sie scherzen. Fräulein Kelly heißt ja Ihre liebe Braut! Und jetzt schlafen Sie, das ist eben das Beste!“

Am andern Tage sieht wieder die Holde — die Schreckliche an seiner Seite. Von Zeit zu Zeit erhebt er den Blick nach ihr und sieht sie mit ängstlicher Frage an. Da streichelt sie ihm sanft mit der Hand über die Stirn, und nun kommt ihm blitzschnell die Erläuterung: die Aene hat sie ergriffen, ihr Herz verlenget das böse Wort des Mundes, sie hat sich tren zu Dir bekannt in Deinem Leide, sie hält fest an Dir in Deiner Niedrigkeit!

Wie er das erkannt hat, kann er laut rufen: „Kelly! Geliebte! Brant!“

Da fühlt er ihre Lippen auf den seinen. Selig schließt er wieder die Augen, erquickender Schlaf befällt ihn, und als er erwacht, da ist er von wunderbarer Lebenslust erfüllt. Nun geht die Heilung geschwind vorwärts. Es ist eine herrliche Zeit, da er stundenlang der Geliebten in die Augen schauen, ihre Hand in seiner ruhen lassen kann. Dann verordnet der Arzt Einsamkeit. Nur noch ab und zu tritt die Holde an seine Lagerstatt. Auch ihre Eltern kommen und nennen ihn „lieber Sohn.“ Das Glücksgefühl ist doch wohl noch ein besseres Heilmittel als die Einsamkeit. —

Weihnachten ist längst vorbei, aber Kelly hat ihm nachträglich eine Festfreude bereitet und ihm heute die Tanne beischert, die ihr Fran Heffelbarth aus dem Grafenroder Walde hat schicken müssen. Als sie den schmucken Mann in seinem Zimmer aufgestellt hatte, sprach sie, dem Geliebten zärtlich die Hand drückend:

„Es grüne die Tanne immerdar, wo bald unser beider Heimat sein wird! Es wachse für uns gleich dem Erz der ewigen Bergesteufe der Segen des slichen und schönen Berufs, den uns das Leben und die Liebe angetwiegen haben! Gott, der mir

durch Deine Errettung ein herrliches Zeichen der Vergeltung meines abscheulichen Betragens gewiesen hat, wolle uns ein fröhliches Herz schenken in allen guten und bösen Tagen, die da kommen werden!"

Bis dahin hat sich der schöne Wilderreigen vor der Seele Hans Mannharts angesetzt; es ist noch ein Vorrat von allerlei freundlichen Zukunftsbildern, die sich dem Einsamen häufig gezeigt haben. Heut aber, bei dem würzigen Duft der Tanne, hält seine Seele an dem Wilde der jüngsten Vergangenheit fest, da ihm die Geliebte den Heimatsbaum besichert und dabei den alten Hatzspruch sinmig für sie beide gedeutet hat. Und wenn er nun gerade mit den Augen des Erzählers dieser Geschichte sähe, dann würde er sein glüchhaft Schicksal bemerken, wie es, die rote Fahne der Liebe am Mast, sich ruhig auf der Welle des endlich erreichten Haines wiegt.

Das alte Klavier.

Nach zehnjähriger Trennung sah ich meinen Freund Winand Wölbers wieder.

Wir hatten mehrere Semester in Heidelberg und Leipzig studiert, das will sagen: im Gewusse der akademischen Freiheit die Strapazen der Arbeit gern und ganz entbehrt; dann aber war für uns Beide ein Wendepunkt gekommen. Ich zog ein Norden, um mich in Berlin für das erste juristische Examen drillen zu lassen, Winand mußte, durch anbahnende Kränklichkeit seines Vaters genötigt, nach Hanse in eine große niederheinische Stadt zurückkehren und vor Ablauf der ihm zum Austoben ursprünglich gesetzten Frist in das seit mehreren Geschlechtern von einem Wölbers an den andern vererbte Bankgeschäft eintreten. Wenige Jahre später war er selbst dessen Chef geworden, hatte sich, was ich aus einem Briefe wußte, verheiratet und mir dann in der Folge die Geburt mehrerer Kinder angezeigt. Im übrigen beschränkte sich unsere Korrespondenz schließlich auf gegenseitige Renjahrglückwünsche. Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn! Und als mich dann einmal mein Weg über seine Heimatstadt führte, hielt ich in seinem stattlichen Hause ein paar Tage Rast, mit dem alten Anaben manche schöne Erinnerung austauschend.

Es war ein trauliches Heim, das er sich geschaffen hatte, eine Stätte wohlthunender Behaglichkeit.

Die schlanke blonde Hausfrau, die unferu Klavieren teilnehmend zuzuhören und anregende Fragen zu stellen verstand, war, das hatte ich auf den ersten Blick gesehen, im schönsten Sinne des

Wortes die Seele des Hauses; die Augen des Mannes hingen an ihr mit dem Ausdruck jener Zärtlichkeit, die sich nicht aufdrängt, aber auch keinen Grund zum Verleistespielen findet.

Die Kinder, zwei flachshaarige Jungsgenossen, blunäugig wie die Mutter, im Alter von fünf und sechs Jahren, und das vierjährige Bräutchen, dem brannstoffigen Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, spiegelten in ihrem Betragen die treue Fürsorge der Eltern wieder, die neben andern guten Eigenschaften auch den Frohsinn in den jugendlichen Seelen pflanzte.

Vor der Kinder am ersten Abend meines Besuchs zu Bett gingen, bat sie, dem Onkel ein Lied vorsingen zu dürfen, was ihnen gern gestattet wurde. Die Mama ging mit ihnen ins Nebenzimmer, an dessen Thür ich Posto faßte, und übernahm die Begleitung auf dem Klavier.

Die Nacht am Rhein, das Preußenlied, Heil Dir im Siegeskranz, wurden mit wahren Enthusiasmus gesungen; dann folgte ein Solo Klein-Gitichens: „Ach wie ist's möglich dann, daß ich Dich lassen kann“.

Wir kam es sacht ins Auge, als das seine Stimmenchen die Verse sang:

Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Wir sind an Liebe reich,
Denn die stirbt nie bei mir,
Das glanze mir.

Ich wandte mich nach dem Hausherrn um; auch seine Augen glänzten im Schimmer der Nahrung; aber schnell kehrte mein Blick zu dem saugensfreundigen Kleblatt zurück, das lange Pausen nicht konnte und nun das Gaudemanns igitur angestimmt hatte.

Wie feierlich und tömisch zugleich klang die alte Burtschenweise, die ich sonst nur von dröhnenden Bierbässen hatte singen hören, von den Lippen dieser beiden spe-Füchse, denen die Herrlichkeit des akademischen Lebens noch viele Jahre ein Buch mit sieben Siegeln bleiben sollte, aus der zarten Kehle des stimm-jährhrenden Wägdleins, das vielleicht kein weiteres Wort Latein im Leben zu lernen brauchte und jetzt diesen Text so fest inne hatte, fester als die Brüder, bei denen es ab und zu haperte und denen die Kleine dann über alle Schwierigkeiten des vivat und percat siegreich hinweghalf. — Unvergessliche Szene!

Und noch hallen mir in den Ohren die dünnen, mitunter schrillen Töne des stelzbeinigen tafelförmigen Klaviers wieder, das von Anfang an meine Anmerkungen erregt hatte.

Wie kam der alte Klimpertafel, der allerdings in neuer Politur strahlte, in dies reich und mit dem besten Geschmack ausgestattete Zimmer? Was sollte hier unter Menschen der Schönheitsstrolchen

(Gegenwart dieser durchaus nicht ammuende Urväterhausrat?

Einen fragenden Blick, den ich auf das Hackebrett warf, mochte Binand richtig verstanden haben. Er trat, derweil seine Lieben noch der göttlichen Frau Musica huldigten, leis an das Klavier und fuhr wie zärtlich kosend mit der Hand über den Deckel. Hernach, als sich die Manna mit der kleinen Sängerschar entfernt hatte, die selig war, dem Dunkel ihr Bestes gezeigt zu haben, sagte er:

„Nicht wahr, über unser Instrument hast Du Dich höchlichst verwundert, lieber Freund? Aber das hat sich schon mancher gethan und dennoch soll es seinen Ehrenplatz behalten. Drüben im Saal steht ein neumodisches für die Paradenmusik; zu unsrer Hansnmusik taugt uns dieses allein. Ich will Dir übrigens kein Rätsel aufgeben und Dir von der Geschichte des alten braven Wäbels mitteilen, was ich davon weiß und was mir am Herzen liegt. — Habent sua fata libelli: dieses Klavier hat sonderbarere Schicksale gehabt, als manches Buch. Aber die lassen sich am besten bei einer Flasche Rheinwein erzählen. Sieh Dir den Kasten einmal genau an, er ist auch eine Gabe des Vaters Rhein — gesegnet sei der Rhein!“

Nachdem Binand dafür gesorgt, daß uns aus hochstieligem Römer ein guter Tropfen entgegenbrachte, begann er:

„Es war diesen Frühling vor sieben Jahren, als ich mich von vielerlei Aufregungen und Sorgen, die mich nach dem Tode meines Vaters einigermassen mitgenommen hatten, auf ein paar Wochen im Siebengebirge zu erholen gedachte. Die Jahreszeit ließ sich gut an, dabei war es noch zu früh, um dort auf Schritt und Tritt von den Touristenscharen behelligt zu werden, allzuweit durfte ich von Hause nicht weg und, um wichtige Briefe nicht zu verfehlen, mußte ich einen ständigen Aufenthalt nehmen. So konnte meine Wahl sogleich nur auf jenes herrliche Städtchen Welt fallen und Königswinter war der passendste Ort für das Hauptquartier.

In der Nähe des Stroms, an der Straße, die nach dem rheinabwärts gelegenen Dollendorf führt, wohnte ein altes Ehepaar, dessen bessere Hälfte, die treffliche Frau Monika, als junges Mädchen bei meinem Großvater in Dienst gestanden hatte und seitdem noch immer Anhänglichkeit an das Geschlecht der Wäbels zeigte. Die Leutchen stammten aus Königswinter, hatten sich dann hier in unsrer Stadt geheiratet und selbstständig gemacht und waren, nachdem der Mann in seinem Handwerk etwas von dem goldenen Boden gefunden, auf ihre Ruhetage nach ihrem Heimatort

zurückgekehrt. Sie bewohnten ein nettes Hänschen eines gutgepflegten Gartens und hatten Raum genug, mich zu beherbergen. Bei ihnen mietete ich mich ein und unternahm von dort aus meine Streifzüge in die Berge und Thäler.

Nach Hergenslust trieb ich mich, tagsüber meistens meinem Quartier fern bleibend, in der freien Gotesnatur umher und beobachtete mit Entzücken den Anmarsch des Lenzes, der es meines Bedünkens noch nie so eilig gehabt, das Rheinthäl mit dem Schimmer der Obstbaumblüte, dem Duft der Veilchen und dem Gejang der Nachtigallen zu erfüllen. Abends saß ich regelmäßig mit einigen Herren aus dem Städtchen bei einem Schöppllein leichtem Weilers und ebenso leichtem Geplauder in der Schenke zu den drei Grazien! — kein offizieller, aber durchaus zutreffender Name! — und widmete mich also ganz und gar dem süßen Nichtsthun. —

Das letzte Mal, da meine Nerven sich gemeldet hatten, war längst gewesen, als mein Urlaub zu Ende ging.

Den Abschied von dem rheinischen Paradiese wollte ich für mich allein auf dem Drachenfels bei einer Flasche schäumenden Drachenbluts feiern, das gemeinlich mehr von den Fremden als von den Rheinländern getrunken wird, mir aber für meinen Zweck gerade geeignet dünkte, und so machte ich mich denn trotz des schwülen Nachmittags auf die Weine, durch das reizende Nachtigallenthäuschen bergan steigend. Die Zahnradbahn gab's damals noch nicht.

Wir war bald recht heiß geworden, aber noch ehe ich das Ziel erreichte, kam eine gehörige Abkühlung. Ein kurzer Gewitterstauer, der prasselnd durch das Blätterdach der Buchen schlug, durchnähte mich bis auf die Haut. Gleichwohl ließ ich mich von meinem Vorhaben nicht abbringen, gab der Sonne das Trocknen meines klatschnassen Rockes anheim, spendete auf der Felsplatte das den inneren Menschen erwärmende Trankopfer und bestieg auch noch die Burgruine, da nach dem Regen die Luft klar geworden war und man die herrlichste Fernsicht hatte.

Südwestlich hoben sich gegen den von der sinkenden Sonne beleuchteten Himmel in scharfen Umrissen die Eifelberge ab; östlich, wo das Gebirge in sanftgeschwungenen Linien bis zur hochragenden Löwenburg emporsteigt, lag es wie reiner Diamantenstaub auf den tropfenbesetzten Mäthern und Tannennadeln der Wälder; feitwärts in grauer Ferne der Westerwald, ganz nach Norden das stolze Werk von Meisenhand, der Kölner Dom, dessen Thürme von dem mächtigen Gitterwerk des Gerüstes um-

spinnen waren; und zu meinen Füßen wogte im blauen Glanze seiner Majestät der Fürst der deutschen Ströme.

So oft ich in meinem Leben schon dort oben gestanden, je und je hatte ein Hauch des Ewigen meine Seele berührt; auch an jenem Abend fühlte ich mich mit Macht an die Stelle gebannt und das Herz mit heiliger Andacht erfüllt.

Aber die Lust ging empfindlich kühl, es durchfröstelte mich und ich trat schleimig den Heimweg an, ehe sich der Schleier der Dämmerung auf das entzückende Mundbild herablenkte. Auf dem nächsten Wege gelangte ich nach Königswinter.

Am andern Tage konnte aus der Abreise nichts werden, denn ich hatte mir ein tüchtiges Fieber zugezogen, das mich noch wochenlang an das Hans der braven Mutter Monika fesselte. —

Wierzehn Tage hatte ich wohl im Bette zugebracht, da durfte ich eines schönen Mittags auf ein Stündchen ins Freie. In dem Garten, der das Hans meiner Wirtskente umgab, stand eine Bank zwischen stattlichen Rotdornbäumen. Sie waren gerade in voller Blüte, daneben Goldregen und eine süßduftende Akazie. Zu jener Bank geleitete mich Mutter Monika, den ersten kurzen Ausgang ihres Pfleglings mit treuen Augen bewachend. Nachdem sie mir ein Weilchen Gesellschaft geleistet und gemerkt hatte, daß ich am liebsten allein sein mochte, ging sie ins Haus zurück und überließ mich dem Genuß der seligen Stille um mich her. Mit Wohlbehagen sog ich die balsamische Luft ein, die vom Rhein wehend den Duft der Pflanze und Blumenbeete mit sich führte. Aber ich war noch nicht fähig, die Fülle dieses Genußes zu bewältigen, große Müdigkeit überwältigte mich und ich nickte allmählich ein.

Als ich nach einiger Zeit erwachte, glaubte ich im Traum seltsame Töne gehört zu haben, wie die eines alten Klaviers, das meine frühverstorbene Mutter als Erbstück wert gehalten und bisweilen gespielt hane. Auch eine eigenartige Weise, die ich von ihr gehört, vermeinte ich träumend wieder vernommen zu haben; doch ich vermochte in wachem Zustand die Melodie nicht mehr zusammenzubringen, nur abgerissene Phrasen schwirren mir im Ohr. Nichts Greifbares; aber gerade das Trümmerhafte dieser Erinnerung wirkte eindringlicher auf mein Gemüth, als es ein klares Bild gethan hätte.

Tiefes Heimweh nach der Jugend, nach den

Armen, die einst den Anaben so lieb und treu umschlossen hatten, ergriff mich und trieb mir Thränen ins Auge.

Aber in die Thränen der Wehmut mischten sich allgemach heiße Zornesjähen. Denn plötzlich trat mir eine Szene vor die Seele, wo ich jenes alte Klavier zum letzten Mal gesehen hatte, wo mir sein letzter Ton, ein leises Wimmern, dem Sterbenszitter eines Singschwans vergleichbar, erklingen war. Und diesen letzten Seufzer hatte ich verschulden helfen! Das Bewußtsein dessen erfüllte jetzt mein Herz mit Unmut und Zorn.

Dann aber war mir's, als hörte ich das martige Gaudeamus igitur und das alte Klavier mühte sich mit seiner Fittelstimme ab, eine fröhliche Schar zum Kultus der Freude, solange noch die Jugend währe, zu ermuntern — juvenes dum sumus!

Auch ich war ja noch jung. Fort denn mit den Thränen und aller Küßseligkeit und: „Mopj hoch, Winand,“ rief ich mir zu, „daß Du bald wieder als fröhcher Kerl des Lebens Würze, die Arbeit, schmecten kannst!“

Zu solcher Ermahnung erhob ich mich von der Bank und machte nach dem Rhein hinunter einen Spaziergang, der mich wunderbar erquickte und frächtige. —

Der Erzähler gönnte sich eine Pauze, blickte sinuend in den funkelnden Römer, schlürfte bedächtig den Rest und fuhr dann fort:

„Zwei Jahre vorher, im Sommer nach unsrer Trennung, hatte ich zum ersten Mal an der Rheinfahrt teilgenommen, die von der Liebertafel unsrer Stadt alljährlich veranstaltet wird.

Du weißt, lieber Freund, daß ich der edelen Sangeskunst auch während der Studenzeit geübt und damals für einen leidlichen zweiten Tenor gehalten habe. So war ich denn auch bald nach meiner Heimkehr eifriges Mitglied unsrer gestrengen Sangesbruderschaft geworden, die allseitig bestrebt gewesen ist, nicht nur daheim Tüchtiges zu leisten, sondern auch auf Lieberfahrten die Ohren und Herzen der Menschen zu erfreuen.

Also eine Rheinfahrt! Mainz war das Endziel; unterwegs sollte gelandet, gesungen, gebeckert werden, wo am Ufer frohe Gesichter uns entgegen schauten, schöne Augen erglänzen, fromme Wirte schänken würden.

(Fortsetzung folgt.)





Briefe von Berthold Auerbach.

(1865—1867.)

I.

Die nachstehend mitgetheilten Briefe Berthold Auerbachs an Max Ring stammen aus den Jahren 1865—1867, bilden also Fortsetzung und Schluß der im XXIX. Bande der „Deutschen Dichtung“ (S. 35 ff., S. 59 ff., und S. 229 ff.) veröffentlichten Mittheilungen aus den Jahren 1852—1853 und 1855—1856. Aus der Zeit bis 1852, dem Jahre 1854, dann den Jahren 1857—1864, endlich aus der Zeit nach 1867 sind leider Briefe Auerbachs an Ring nicht erhalten geblieben. Die an dieser Stelle bereits abgedruckten, wie die im vorliegenden Aufsatz mitgetheilten Briefe lassen das Bedauern über diesen Verlust gewiß als ein gerechtfertigtes erscheinen. Denn diese Briefe Auerbachs sind hauptsächlich für sein innerstes Wesen bezeichnend und für die Erkenntnis desselben wichtig; sie sind es schon durch ihre Tonart.

Diese Tonart ist eben darum in allen drei Briefserien, die wir aus dem vorhandenen Material zusammengestellt haben, nicht genau dieselbe; Auerbach selbst wandelt sich in diesen Jahren und noch mehr wandelt sich der Charakter der Beziehung zwischen den beiden Schriftstellern. Sie bleibt immer gleich herzlich, aber zunächst ist Auerbach der Protector des jüngeren Genossen, stets bereit, diesen literarisch zu fördern und durch Zuführung neuer Verbindungen auch materiell zu kräftigen, aber bei allem Wohlwollen doch immer der Protector, auch da, wo er — übrigens in durchaus einwandfreier, beiden Theilen nicht zur Unehre gereichender Art — als Gegendienst Rezensionen seiner Werke anregt oder geradezu wünscht. Schon die zweite Serie weist eine bedeutsame Schattierung auf: Max Ring hat sich aus einem jungen, vornehmlich als Kritiker thätigen Tageschriftsteller in einen Romandichter von Namen gewandelt, der auch über gute Verbindungen in der Presse, wie bei den Theatern verfügt, und Auerbach spricht nun zu ihm, wie wir gesehen haben, allerdings als zu dem jüngeren und weit minder berühmten Kollegen, aber doch dem Kollegen. Er kritisiert die Romane Rings brieflich, wie öffentlich, wünscht andererseits auch Rings private Meinung über seine Dramen zu hören, und bittet den Freund, seinen Einfluß bei Bühnencritikern für seine Werke geltend zu machen. Es ist ihm übrigens schon dieselbe Tonart, aus der auch die heute mitzuteilenden

Briefe gehen, nur tritt in diesen als neues Moment das brüderliche „Du“ und die größere Intimität der Beziehung hinzu. Die kurzgeleitete Anekdote mit Vor- und Zunamen, deren sich sonst nur Potentaten in den allerfeierlichsten Handschreiben, Ministerernennungen und dergl. bedienen, spricht nicht dagegen; das war eben eine Gewohnheit unseres Dichters, freilich keine löbliche. Wie hier „Lieber Max Ring!“ so schrieb er auch: „Lieber Gottfried Keller!“ und sogar „Lieber Friedrich Theodor Vischer!“, legteres freilich eine zeitraubende Anrede. Auch der Mittheiler dieser Briefe bekam in den ersten Zuschriften Auerbachs an ihn seine beiden Vornamen samt dem Zunamen zu lesen; als er sich einmal mündlich die scherzhafte Bemerkung erlaubte, er erbiete längere Briefe und eine kürzere Anrede, lächelte Auerbach ein wenig gezwungen, ließ es aber in Zukunft beim: „Lieber Emil Franzos!“ bewenden. Darunter aber that er's nun einmal nicht.

Zeit 1859 in Berlin wohnhaft, war Auerbach mit Ring in nahe Verkehr getreten; es verging kaum eine Woche, wo sie sich nicht gründlich ausgesprochen hätten. Daneben gingen auch Briefe hin und her, die aber leider, wie bereits bemerkt, verloren gegangen sind. Das erste Schreiben, das erhalten ist, erhielt Ring im Mai 1865 in Karlsbad, wo er zur Kur verweilte. Es lautete:

Lieber Max Ring!

Vor Allem verlangt mich's natürlich, zu wissen wie Dir's geht.

Hier ist eine kaum zu ertragende Schwüle. Ich freue mich indeß der Hoffnung, in den ersten Tagen des Juni auch nach Karlsbad zu reisen. Wir werden dann noch gute Waldtage zusammen haben.

Seute schreibe ich Dir, weil ich eine Vine habe. Schreib mir oder laß mir durch Deine Frau (die ich herzlich grüße) schreiben, wie weit Deine Mittheilungen aufgenommen. Ich bin nämlich Willens an Meil zu schreiben und ihm zu sagen, daß der Malender anderswo erscheint &c. Ich habe dazu keine ängere Verpflichtung, aber Du weißt ja, es ist mir eine Vah, mit einem Menschen, mit dem mich ein freundschaftliches Verhältnis verbunden hatte, nun in Differenz zu stehen.

Ich will aber nicht schreiben, bevor ich von Dir weiß, wie Keil meinen Brief annehmen wird. Ich will (Du verstehst mich recht) keine neue Verbindung, nur die Wäiss der Ausständigkeit aufstellen.

Gieb mir also in zwei Worten Deine Ansicht und die gewünschte Auskunft.

Dein alter Freund

Verthold Auerbach.

Berlin, 24. Mai 1845.

Der Brief berührt eine Angelegenheit, die unserem Dichter viel Verdruß gemacht hat. Nach Hebel's Vorbild einen inhaltlich begiegnen, obendrein aber schön illustrierten Volkskalender herauszugeben, war einer seiner frühesten und eifrigst festgehaltenen Pläne. Gewiß war er auch in geistiger Hinsicht und kraft seiner Verbindungen mit Künstlern der richtige Redakteur für ein solches Unternehmen. Nur fehlte ihm eine Eigenschaft — wir folgen hier seinen eigenen mündlichen Mitteilungen —, ohne die sich ein derartiges, aus weitestehender Kreise berechnetes und darum naturgemäß sehr billiges Unternehmen nicht für die Dauer durchzuführen läßt: er verstand es nicht, der kaufmännischen Kalkulation des Verlegers Rechnung zu tragen. Er nahm es mit der Redaktion sehr ernst und gewissenhaft, beorgte gern alles selbst, auch Dinge, die ein anderer einer Hilfskraft überlassen hätte, wendete also viel Zeit und Kraft daran, forderte dann aber auch — und gewiß von seinem Standpunkt unter diesen Verhältnissen nicht mit Unrecht — ein hohes Honorar, ein zu hohes, wie die Verleger meinten, jedenfalls aber ein höheres, als ein so billiges Unternehmen decken konnte. Hierzu aber kamen zwei andere Umstände, die diesen Widerstand vergrößerten. Von berechtigtem literarischem Ehrgeiz erfüllt, und dem gewiß nicht bloß eben, sondern auch an sich richtigen Grundfals huldigend, daß für das Volk das Beste gerade gut genug sei, zog Auerbach die besten Dichter als Mitarbeiter, die besten Künstler als Illustratoren heran, und wenn dann der ihm gesetzte Etat stark überschritten war, so ging ihm dies zwar nahe, aber dem Verleger noch näher, und wenn dieser dagegen remonstrirte, so gab es eben launige Differenzen. Undes auch hier wären gelinder gewesen und hätten sich rascher in beiderseitiges Wohlgefallen aufgelöst, wenn nicht auch ein anderer leidiger Umstand mitgewirkt hätte: Die von Autor und Verleger erhoffte Massenverbreitung blieb aus. Auerbach's Volkskalender, gewiß die besten unterer neueren Litteratur, haben es nie zu großem Absatz gebracht. Als dies unserem Dichter vor 1848 mit seinem ersten, in seiner Art ganz vortrefflichen Unternehmen dieser Art, dem „Gewaltersmann“, passierte, welcher Kalender, 1845 begründet, schon nach vier Jahrgängen von den Wirren des „tollen Jahrs“ verschlungen wurde, tröstete sich Auerbach damit: vor 1848 habe ein billiges Buch dieser Art noch keinen genügenden Boden gefunden, denn sei es im Strom der politischen Bewegung er-

trunken, aber wenn es neu aufgenommen werde, dann sei ihm der große Erfolg gewiß. So rettete er denn das Beste aus dem eingegangenen Kalender im „Schwäbischen des Gewaltersmanns“ (1856) und that sich um einen Verleger für eine neue Serie des Kalenders um. Er war so glücklich, seinen „Deutschen Volkskalender“ in die Hände desselben Mannes legen zu können, der durch die Art, wie er ein Familienblatt, Redakteur und Verleger in einer Person, zu einer in Deutschland damals beispiellosen Verbreitung gebracht, sicherlich den besten Befähigungs-Nachweis für diese neue, wenigstens scheinbar ähnliche und gleichfalls nicht leichte Aufgabe erbracht hatte. Dies Blatt war die „Gartenlaube“ und der Mann Ernst Keil. Aber auch diesmal glückte der Versuch nicht auf die Dauer. Ein Donator, wie es Auerbach für sich, einen Etat, wie er ihn für seine literarischen und artistischen Mitarbeiter beanspruchte und erhielt, hätte Keil auf die Dauer nur aufbringen können, wenn der Kalender eine ähnliche Verbreitung gefunden hätte, wie die „Gartenlaube“ — und die war eben nicht zu erzielen. Denn die wahrhaft Gebildeten kauften nur ausnahmsweise einen Volkskalender, den Halbgebildeten, aus denen sich die Hunderttausende von Abonnenten der „Gartenlaube“ rekrutierten, mündete die Stoff nicht, die ihnen Auerbach vorlegte, und ins eigentlichen „Volk“ drang der Kalender eben auch nicht. Ein ähnliches Schicksal hatten die von Auerbach im gleichen Verlage herausgegebenen „Deutschen Blätter“, ein Weibblatt zur „Gartenlaube“, ein immerhin beachtenswerter Versuch Auerbach's, sich eine Tribüne zu errichten, von der herab er sein Sprüchlein zu den Ereignissen der Zeit sagen konnte. Kurz, Keil verlor die Hoffnung, die beiden Unternehmungen auch materiell lebensfähig zu machen; zuerst ließ er die „Deutschen Blätter“ eingehen, dann gab er auch den Verlag des Kalenders auf. Wie beim Abschluß der Verträge mit Keil, so spielte Max Ring auch bei Lösung derselben die Rolle des ehrlichen Mädlers, da er ja auch mit Keil befreundet, zudem der Berliner Vertreter der „Gartenlaube“ war. So ließ denn Auerbach auch durch ihn Keil wissen, daß er den Verlag des Kalenders einer anderen Firma übertragen wolle; moralisch war er, da ja Keil dies Unternehmen angegeben hatte, zweifellos dazu berechtigt; ob auch juristisch, war zweifelhaft, besonders da es sich um die Beibehaltung desselben Titels, die fortlaufende Jahrgangszahl n. s. w. handelte. Doch machte Keil keine Schwierigkeiten und der Kalender konnte bei Dümmler (Darrwitz & Hofmann) in Berlin erscheinen.

Viel Freude hat Auerbach auch mit diesem Verleger nicht erlebt, im Gegenteil, noch weit mehr Verdruß. Daß Keil nicht zu hande gebracht hatte, vermochte die Berliner Firma noch weniger zu leisten, und das Unternehmen mußte eingehen. Vorher aber erlebte unser Dichter noch einen ihn aufregenden Zwischenfall. Der im September 1846 erschienene

Jahrgang 1867 wurde am 12. Oktober 1866 von der Berliner Staatsanwaltschaft konfisziert, und zwar, weil nach Auffassung der Behörde eine darin enthaltene Erzählung Auerbachs gegen den bekannten Daß- und Berachtungs-Paragrafen verstieß. Bestürzt schrieb der Dichter, der damals in Bonn verweilte, an den Berliner Freund:

Zwar habe ich Brief von Dir zu erwarten, aber ich muß Dir doch heute schreiben, denn wären wir an Einem Ort, wäre ich längst bei Dir und spräche mit Dir.

Du weißt gewiß bereits, daß mein Kalender am 12. d. von der Staatsanwaltschaft dort konfisziert wurde und zwar wegen der Geschichte, die die Abschaffung der Todesstrafe behandelt und worin Schmähung oder Aufreizung zu Daß &c. gegen bestehende Einrichtungen gefunden werden soll. Ich erwarte zwar mit Bestimmtheit, daß der Anklagegenat die Konfiscation aufhebt, aber ich möchte doch wissen, was meine Freunde dazu denken und thun. Ich, der ich in 32 Jahren nichts Konfisziertes geschrieben habe und mich für die gerechte Würdigung Preußens zumal in meiner süddeutschen Heimath gewiß nach bester Kraft bemüht habe, soll nun vor einem preußischen Gericht auf der Anklagebank sitzen und den Feinden Preußens zum Beweis dienen, wie man einen sich selbst Anuechtenden und freien Vorkämpfer malträtiert. Das thäte mir sehr wehe.

Wäre mein Dichten und Trachten anders gestellt, so könnte es mir erwünscht sein, in einer großen Frage der Humanität, die nun zur Zeitfrage wird, persönlich leidend und kämpfend aufzutreten zu müssen, aber mir ist es immer und vor Allen um die Sache zu thun gewesen und um friedlichen Anstrag in gerechter Erkenntnis.

Ich breche gewaltsam ab. Mir wird das Schreiben schwer, ja selbst das Denken, denn mein tiefstes Sinnen war nach rein poetischer Seite hin gewendet und nun so in Gerichtsdebatten &c. hinein-gezerrt — es ist entsetzlich!

Ich bitte Dich nur, mir umgehend zu sagen, wie die Sache von Dir und Deinem Bekanntenkreis angeht und ob Du vielleicht etwas thun willst. Schreib umgehend

Deinem

Berthold Auerbach.

Bonn 15. Oct. 66.

Hotel Bellevue.

Die Geschichte „Auf Leben und Tod“ spielt factisch gar nicht in Berlin, wie schon aus S. 15 zu ersehen ist.

So Auerbach selbst. Wir aber hätten noch einiges andere zur Sache zu bemerken.

Ob die Konfiscation nach dem Buchstaben des Gesetzes gerechtfertigt war, läßt sich heute nicht mehr fest-

stellen. Denn das Corpus delicti ist nicht mehr aufzutreiben. Wohl wurde der Kalender, wie wir später hören werden, nach einigen Wochen wieder freigegeben, aber die Blätter, auf denen die inkriminirten Aeußerungen standen, waren vorher herausgeschnitten worden; sie wurden dann vom Verleger durch Blätter ersetzt, welche diese Aeußerungen gar nicht oder nur in abgeschwächter Form enthielten. In seine Sammlung: „Zur guten Stunde“. Gesammelte Volkserzählungen (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung), hat der Dichter die Erzählung (sie steht dort im II. Bande, S. 327—364) in der zweiten, abgeschwächten Fassung aufgenommen; dies scheint uns aus inneren und äußeren Gründen ganz zweifellos. Aber erwägt man den gelinden Ausgang des Processes — wir kommen später darauf zurück — so wird selbst die formal-juristische Berechtigung jener Maßregel recht fragwürdig erscheinen. Die preussischen Strafrichter jener Zeit gaben einer milderen Auffassung nur dann Raum, wenn es die Sache gebot.

Sehen wir aber von dieser formalen Berechtigung, die sich heute mit einigem Grund in Zweifel ziehen, aber nicht entschieden verneinen läßt, ab, so wird man eine andere innere Berechtigung schwerlich finden können. Auf dem politischen Standpunkt des Beurtheilers kommt es dabei gar nicht an, nicht einmal auf die Frage, ob er die Todesstrafe aufrecht erhalten oder abgeschafft sehen will. Aber gewiß ist, daß noch niemand, der gegen diese Einrichtung kämpft, es deshalb gethan hat und thun konnte, um den Staat, dessen Gehege diese Strafe noch vorschreibe, den Daß und der Berachtung preiszugeben. Es handelt sich um eine Frage, in der Erfahrung und Weltanschauung entscheiden. Man faun ein begeisterter Anhänger des Staatsgedankens und ein erbitterter Gegner der Todesstrafe sein und umgekehrt. Nur, eine dolose Absicht, das Ansehen des Staates zu schädigen, kann verständiger Weise nicht von vorn herein angenommen werden, wenn jemand gegen die Todesstrafe schreibt; eine solche Absicht läßt sich vielmehr nur unter ganz besonderen Umständen aus der Persönlichkeit des Autors, der sonstigen Tendenz seiner Schriften, und endlich aus einer besonders aufregenden und gehässigen Tonart seines Pamphlets plausibel ableiten.

Wie nun sieht es hier um diese Momente? Berthold Auerbach war ein durchaus loyal gesinnter Mann, einer der begeisterten Anhänger Preußens und seiner nationalen Mission; seiner ganzen Tendenz nach in jeder Hinsicht, auch in seinem Liberalismus sehr gemäßigt. Die Tendenz seiner Schriften, soweit sie eine politische war, ging immer auf Belebung des Nationalgefühls und Wehrung der Sympathien für Preußen, dessen Bedeutung als Vormacht Deutschlands dem schwäbischen Dichter so früh klar war, wie nicht vielen Norddeutschen. War diesem Manne — nebenbei bemerkt, einem damals nicht bloß;

bei preussischen Ministern, sondern auch am Berliner Hofe geru geschehen Manne — auch nur euerent, auch nur mit dem Schatten einer Verchtigung zuzunicken, daß; er deshalb sein Wort gegen die Todesstrafe erbob, um dadurch den preussischen Staat dem Hof und der Verachtung preiszugeben?!

Aber vollends weiß man sich vor Stammen über diese Auflage kaum zu fassen, wenn man die Erzählung selbst liest. Sie ist in Erfindung und Ausführung eine der schwächsten, wo nicht geradezu die schwächste Volkserzählung Auerbachs. Von seinen guten Gaben — der klugen Erfindung und Ausgestaltung einer wirksamen Fabel, dem Reichtum an gemüthvollem und sinnigen Detail, der lebensvollen Charakteristik — ist hier nichts oder doch so wenig zu finden, wie in kaum einer anderen seiner Geschichten, hingegen von seinen minder guten Eigenschaften, namentlich dem Ueberflusse an Reden und theoretisirenden Ausführungen so viel, wie man es erfreulicherweise bei ihm selten beisammen findet. Die Geschichte ist — um es mit einem Worte zu sagen — langweilig und hat gewiß seinen Leser zum Gegner der Todesstrafe gemacht, der es nicht schon ohnehin gewesen ist. Man sollte denken, daß ein erprobter Erzähler wie Auerbach sich zum mindesten eine Fabel konstruirt hätte, die an sich ein Protest gegen die Todesstrafe gewesen wäre, etwa die Geschichte eines Justizmordes, oder die Beichte eines Richters, dem hinterdrein Zweifel an der Schuld eines von ihm verurtheilten Mörders gekommen oder dergleichen. Aber in Auerbachs „Auf Tod und Leben“ findet sich nichts von alledem, und was man darin findet, wird man, da es sich eben um das Werk eines sonst so vortrefflichen Erzählers und zudem um ein solches handelt, von dem ein Behörde besondere Wirksamkeit voraussetzte, nicht ohne Staunen hören. — „Auf Tod und Leben“ — so lautet der Titel in der zweiten Fassung — ist eine Ich-Geschichte. Der Erzähler, ein Pfarrerssohn und Neffe eines Amtsdichters, sieht als vierzehnjähriger Knabe einen Verbrecher ins Gefängnis abführen. Dies ist eine der tiefsten Erinnerungen meiner Kindheit! — wie und warum wird dem Leser nicht klar; er begreift nicht, wie sich die alltägliche, mannschaftlich berichtete Thatsache der Phantasie und dem Gemüth des Knaben eingepägt haben kann. Einige Jahre später hört der Held zu, wie sein Vater, der Pfarrer, der Mutter erzählt, er habe im Traum nach einer Hinrichtung vom Schafot herab predigen müssen, und dann schließt: „ . . . Wenn wir einem zum Tode Verurtheilten geleiten, so sanktionieren wir damit die Todesstrafe. Das darf nicht sein. Wenn mir die Pflicht auferlegt würde, einen Verurtheilten auf seinem letzten Gange zu begleiten, ich würde lieber mein Ant niederlegen und mein Brot als Tagelöhner verdienen.“ Auch dies macht auf den Helden einen ungeheuren Eindruck; der Leser begreift dies noch weniger, als wie jenes erste Erlebnis, den Helden zum Gegner der Todesstrafe ge-

macht haben soll. Denn der Gedanke, den Auerbach hier anspricht, ist nicht bloß an sich verkehrt, sondern kann geradezu als typisch dafür gelten, auf welche Irrwege selbst ein so geistvoller und origineller Denker wie Auerbach geraten kann, wenn er in jeder Zeit, die er schreibt, geistreich und originell sein will. Wenn ein Priester, der einen zum Tode Verurtheilten geleitet, damit die Todesstrafe sanktionirt, dann sanktionirt die Samaritaner vom „Roten Kreuz“ durch ihre ansperrnde Pflege der Verwundeten den Krieg, und wer eine obdachlose, von einem hartberzigen Hausbesitzer auf die Straße gewiesene Familie aufnimmt, sanktionirt damit die Hartberzigkeit des Hansherrn. Der Priester, der einem Unseligen auf dem Gang zur Richtstätte den letzten, den einzigen Trost verweigert, der ihm noch geblieben ist, handelt nicht bloß aus lauter humaner Prinzipienreiterei ungläublich brutal, sondern auch höchst thöricht, denn durch die Verweigerung seiner Amtspflicht lassen sich Staat und Gesellschaft gewiß nicht von der — gleichviel ob richtigen oder unrichtigen — Ueberzeugung abbringen, der Todesstrafe zu ihrem Schutze zu bedürfen. Aber unser Held trägt, wie gesagt, auch dies schiefe Wort fortab wie ein Heiligthum im Herzen. Drittens aber hört er einen Knecht (Grafen) von einer Hinrichtung erzählen, die hiermit nicht angelesen hat. Jurist wird er aber deshalb dennoch, mit 30 Jahren nicht bloß Richter, sondern sogar „Derrichter“ — wo mag der Staat zu finden gewesen sein, wo die jungen Juristen vor einem Menschenalter solche Karrieren machten? — verlobt sich mit seiner Cousine, der Tochter des Rhein Amtsdichters, der aber inzwischen „etwas anderes“ geworden ist und erhält „am 10. November, an Schillers Geburtstag“, seine Ernennung zum Mitglied eines Schwurgerichtshofes. Woran muß er aber da nun zuerst denken? An Schillers Anspruch: „Einen Menschen aus dem Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt eben so viel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist.“ Man denke, am Tage seiner Beförderung in eine neue Wirkungssphäre ist dies der erste Gedanke des jungen Bräutigams, und damit wir eher glauben, daß ihm dieser Satz aus einer wenig geleseuen Abhandlung Schillers wirklich als erstes eingefallen sei, muß es gerade Schillers Geburtstag sein! Noch am selben Tage erzählt ihm der Rhein Gr.-Amtsdichter seine Geschichte. Er war bei jener Hinrichtung dabei, von der auch der alte Knecht erzählt hat; „der Mörder war unbedingt schuldig und blieb verstockt;“ eine zweite Hinrichtung, bei der der Mörder „tiefte Reue“ zeigt, macht ihn vollends zum Gegner der Todesstrafe — aber was thut er nun dagegen? Er reist zu seinem König, und sucht ihn zu bewegen, die Todesstrafe abzuschaffen oder doch jeden Mörder zu begnadigen, und als der König nicht sofort darauf eingeht, scheidet der Rhein aus dem Justizdienst und — geht zur Verwaltung über. Nachdem unser Held dies vernommen, liest er ver-

chiedene Schriften gegen die Todesstrafe und wird nun vollends ihr entschiedener und überzeugter Gegner. Am Abend vor der Schwurgerichts-Verhandlung, in der ein Mörder abgeurteilt werden soll, besucht er diesen im Gefängnis; der Mann ist verstört und von abstoßender Nothheit. Dennoch fühlt sich der Erzähler tief erschüttert und seine Bewegung wächst, als er nach der Unterredung in den Hof des Gefängnisses tritt, wo eben das Fallbeil für den Mörder aufgerichtet wird. Am Vorabend des Tages, wo die Schwurgerichts-Verhandlung gegen ihn beginnt! Wir haben Auerbach in seinen Bemerkungen über Max Kings Roman „Verriert und Erlöst“ als einen strittler kennen gelernt, der jeden Verstoß gegen den formalen Realismus, jedes Abgehen von der Wahrheitsähnlichkeit auch in den geringfügigsten Details aufs Schärfste rügt — und denselben Dichter läßt hier ein so grobes Versehen unter, wie man seinesgleichen schwerlich bald finden wird. Jeder Mensch weiß, daß von dem Tage, wo ein Schwurgericht ein Todesurteil spricht, bis zu dem, wo es vollstreckt wird, mehrere Wochen vergehen müssen, und in der Regel mehrere Monate vergehen; man weiß ferner, daß die sehr einfache Maschine des Fallbeils, die binnen wenigen Stunden in stand bereit ist, stets erst in der Nacht vor der Hinrichtung aufgerichtet wird — und was jeder Mensch weiß, sollte ein so weiskundiger, allseitig verrierter Mann wie Auerbach nicht gewußt haben?! Selbstverständlich hat er es gewußt — aber es paßte ihm hier, es nicht zu wissen. Er brauchte ein Motiv mehr, das den Absichten des jungen Richters vor der Todesstrafe verstärken sollte, und darum muß diesem beim Anstrich aus der Zelle das Fallbeil in die Augen fallen und — der Scharrichter in den Weg laufen! Wir hätten bei diesem Detail nicht verweilt, wenn es für die Art des alternden Auerbach nicht so bezeichnend wäre: er lieh den Realismus gelten, so weit er ihn im Konstruieren nicht behinderte; war dies der Fall, so hob er ihn ruhig beiseite. „Die innere Wahrheit steht höher als die äußere“, pflegte er zu sagen, wenn man ihn auf solche aufmerksam machte, — als ob beide Feinde wären, als ob volle innere Wahrheit bei voller äußerer Unwahrheit denkbar wäre! . . . Nun die Schwurgerichts-Verhandlung, über die uns nichts berichtet wird, als daß der verstoßte Missethäter das feierliche „Schuldig!“ der Geschworenen mit einem kräftigen „Pni Teufel!“ aufnimmt. Wie sich der Held nun benimmt, sei mit des Dichters eigenen Worten geschildert:

„Wir zogen uns in den Sitzungssaal zurück. . . Während der Präsident das Geizbuch da, wo er schon vorher ein Buchzeichen eingeklebt hatte, aufschlug, ergriß ich einen Fegen, der auf dem Tische lag und schrie darauf mit kurzen Worten eine Anzeige an den Justizminister, daß ich aus dem Richteramt austrete. Ich übergab das Blatt dem Gerichtsdosen, stand auf und verließ das Sitzungszimmer. Der Präsident rief mir nach: „Sie machen ein Erkenntnis unmöglich.“ — „Das will ich!“ entgegnete ich, und die Thüre schloß sich hinter mir.“

Wie ist diese Handlungsweise zu charakterisieren? Als eine Selbstthat, wie dies Auerbach that, als eine That, welche die ganze Großstadt in Begeisterung versetzt, so daß dem Helden schon wenige Stunden später von Tausenden eine stürmische Ovation gebracht wird?! Wir glauben nicht, daß bisher viele Leser der Erzählung im Stillen dieser Ovation beigefasst haben. Denn in Wahrheit handelt es sich um einen Dubenstreich — nichts mehr. Wer gründlich nie bei einem Todesurteil mitwirken will, braucht sich zu keinem Straßenaufzuge zu lassen, oder findet Mittel und Wege, die Fellen, wo es dazu kommen kann, nicht mitzuführen. Aber einer Verhandlung bis zum Schlusse beiwohnen und sie dann vereiteln, ist nur eben eine Vbärei; denn wer so handelt, erzielt nichts, als daß das Ansehen der Justiz leidet, und daß die ganze Verhandlung nochmals stattfinden muß. Wäre Auerbach in dieser ganzen Geschichte nicht ein Fanatiker einer bestimmten doktrinären Tendenz, so hätte er sich sagen müssen, daß er seinen Helden schon deshalb unmöglich so handeln lassen könne, eben weil dieser uns jedenfalls nicht inhuman erscheinen dürfte. Und der Dubenstreich, den er begeht, ist auch deshalb ein solcher, weil er die ärgste Inhumanität gegen den Angeklagten bedeutet. Der Verbrecher weiß, daß er diesmal nur eben nicht verurteilt wurde, weil ein Richter durchbrannte, er weiß, daß sich nach einigen Wochen oder Monaten die Qual der Verhandlung wiederholen, daß diese neue Verhandlung ebenso enden wird wie die erste, — die einzige Folge für ihn sind also einige Monate Lebensangst mehr! Und in einem Manne, der dergleichen that und bewirkte, sollen wir nach Auerbachs Wunsch den herrlichen Vorkämpfer einer großen Idee erblicken, der nur äußerlich besiegt wird, indem er eben sein Amt verliert, aber in Wahrheit einen glänzenden Sieg für diese Idee erkämpft!

Natürlich stirbt am selben Abend, wo der Held diese That vollbringt, sein Oheim und Schwiegervater, natürlich verhöhet die stürmische Ovation, die dem Er-Richter gebracht wird, seine letzten Minuten. Aber mit diesem melodramatischen Schluß ist die Erzählung noch nicht zu Ende. Als sollte sie ein Paradigma aller Schwächen werden, die sich in des Dichters Werken in leiseren Spuren finden, also gleichsam ein „Spitalspferd“ seiner Mängel, folgt noch eine lange theoretische Abhandlung gegen die Todesstrafe; die wichtigsten Stimmen für und gegen werden angeführt, ja sogar ein Verzeichnis der Länder, in denen die Todesstrafe damals (1866) abgeschafft war, und zwischen- durch finden sich auch Notizen, wie die folgende: „In Portugal hat seit 19, in Michigan seit 20, in Freiburg und Neuenburg seit 34, und in Toscana seit 35 Jahren keine Hinrichtung mehr stattgefunden.“ Zum Schluß schreibt der Held eine kleine Schrift gegen die Todesstrafe, die u. a., was gewiß sehr konsequent von diesem Manne ist, „eine Verteidigung der Richter“ enthält, „die im Amte bleiben, denn es liegt außerhalb der

Nichterpflicht, das Gesetz zu ändern", wird Agent einer Lebensversicherungs-Gesellschaft, und lebt mit seiner jungen Gattin in großer Thätigkeit, bis — jener Knecht bei ihm erscheint, der einst die granige Hinrichtung mit angesehen und dem Anaben von ihr erzählt hat. Besagter Knecht legt ihm zur Belohnung für seinen Kampf gegen die Todesstrafe „einen großen Beutel mit mehreren Hundert Thalern" auf den Tisch. Als nun der heldenmüthige Agent gegen Todesstrafe und für Lebensversicherung — man beachte wohl, welchen sinnigen Gegensatz da der Dichter hineingelegt hat! — sich dessen weigert, erklärt ihm der Knecht: er wüßte das Geld annehmen, denn sonst werde ihn „sein Schwelsterjohn beerben, und das sei ja der verdorbenste von allen Menschen auf der Welt — der Scharfrichter . . ." Und nun es nicht dem Scharfrichter zu lassen, nimmt der Held das Geld, womit die Geschichte schließt!

Man sieht: der Berliner Staatsanwalt von 1866 hätte, auch wenn er der begeistertste Anhänger der Todesstrafe war, keinen Grund gehabt, die Erzählung zu konfiszieren, und Grund, über sie betrübt zu sein, hatten und haben nur im Grunde diejenigen, die, wie Schreiber dieser Zeilen, Schärer Auerbachs und überzeugte Gegner der Todesstrafe waren und sind.

Biel besser, als den Dichter, werden wir diesmal den Menschen verstehen. Bei aller Bravheit und Festigkeit der Gemüthung war Berthold Auerbach keine Kämpfernatur. Er wollte in Ruhe schaffen, und nach dem Dornentranz; des Märtyrers empfand er leiserlei Sehnsucht. Er erhoffte sich einige Wirkung auf den Gang des Prozesses, wenn in der Presse daran erinnert wurde, welche Verdienste er sich um Preußen erworben, und darnach schrieb ers dem Freunde und fragte an, ob er „was ihm wolle".

An dem guten Willen, Auerbach nützlich zu sein, fehlte es Ring nicht, wohl aber an der passenden Gelegenheit für eine derartige Anherung. So begnügte er sich denn, dem Freunde zu schreiben und ihn seiner herzlichen Anteilnahme zu versichern, vor allem aber ihn zu beruhigen.

Der Brief erreichte seinen Zweck, wie aus der folgenden Antwort Auerbachs ersichtlich ist:

Dein guter Brief, lieber Max Ring, hat mir gutgethan. Ich freue mich des Bewußtseins treu zugehöriger Freunde und da kann ein Ortswechsel nichts ändern. Die leidige Kalenbergschichte nimmt nun einen milden Verlauf und das ist

mir besonders lieb, weil ich durch solcherelei mehr gefört bin als andere Naturen. Ich will arbeiten und glaube, daß ich was Ergiebiges habe.

Daß Du fröhlich und allseitig thätig bist, ist erfreulich. Ich habe in Wiesbaden, wo ich zum Abschlusse für die englische Uebersetzung mit Landnig eine Zusammenkunft hatte, das erste Capitel Deines Romans in der freien Presse gelesen. Der Titel ist nun besser. Wenn alles fertig ist, will ich Dir gerne das Ganze durchsehen und Notabene's machen.

Wenn die Kalender-Affaire ganz aus und vorbei ist, könntest Du ein Wort darüber sagen. Die Herren von der Polizei betrachten einen Mann, der seit dreißig Jahren nicht ohne Einfluß auf den Geist des Volkes, noch immer wie in der alten Zeit einen passlosen Sandwerksburischen. Das muß man ihnen unter die Nase reiben.

Ich kann Dir heute nicht viel schreiben, denn leider nehmen die vielen Briefe noch immer einen großen Theil meiner Zeit.

Ich grüße Dich und Deine Frau und Deine Kinder von Herzen

Dein
Berthold Auerbach.

Vonn 26. Oct. 66.

In der That nahm die Kalender-Geschichte einen gelinden Verlauf; wie uns Herr Justizrat Eugen Auerbach auf unsere Anfrage freundlich mittheilte, war der Abschluß der, daß das Verfahren ohne mündliche Verhandlung eingestellt, die Exemplare nach Befestigung der Blätter, welche die inkriminirten Stellen enthielten, dem Verleger zurückgegeben wurden. — Das „Ergiebige", was Auerbach damals vorhatte, war wohl sein Roman „Das Landhaus am Rhein". — Die englische Uebersetzung war die von „Auf der Höhe". — Der Roman, den Max Ring damals in der Wiener „Neuen Freien Presse" veröffentlichte, hieß ursprünglich: „Ein verlorenes Fürstengeschlecht", dann „Ein verlorenes Geschlecht." — Das gewünschte Schlußwort zu der Anlage-Affaire schrieb Ring nicht; erstlich, meinte er, habe ja die Polizei nichts mit der Sache zu thun gehabt, und zweitens habe, wenn nicht der Staatsanwalt, so doch der Gerichtshof wahrlich genügende Rücksicht auf Auerbach genommen.

Die letzten Briefe Auerbachs an Ring werden wir in einem Schlussartikel mittheilen. Fr.

Epigramme.

Die Wildheit der Natur zu zähmen,
Das ist der Bildung hoher Zweck;
Doch stakt die Wildheit wegzunehmen,
Kimmst oft sie die Natur hinweg.

J. Schweifer.

Der Mann geht nicht aus sich heraus;
Mir grant vor seiner Nöhe! —
Verreih' ihm! Schrecklich wär' es, wenn
Er sich von außen sähe!

Jb. Vulpinus.

Litterarische Notizen.

— Die Komödie der Liebe. Ein wunderliches Gedicht und Anders von Eugen Keresheimer. München, August Schupp, o. J. — An dem Gedicht ist nur wunderbar, daß sich zwei Leute gefunden haben, die es für ein Gedicht und des Trudes würdig hielten, der Verleger und der Verleger. Auch alles „Andere“ ist von derselben Sorte; leichtes, ja albernes Zeug, anpruchsvoll mit allerlei modernen Mädchen ausgestattet.

— Das Marienbild von Dufowiska. Novelle von Wladyslaw Kozjusi. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helen Majdansta. Berlin, S. Koenigsmann Verlag, 1900. Eine vorzügliche Erzählung, die namentlich durch die Charakterzeichnung das Beste überträgt, was wir an polnischer Erzählungs-Litteratur kennen; auch die Milieu-Schilderung ist ebenso treu wie wirkungsvoll gemalt; hinter diesen Vorzügen treten die Mängel — die Erzählung ist nicht original und die Ausführung nicht gleichmäßig — so weit zurück, daß der Dichter im ganzen warme Anerkennung verdient; schon eine einzige Gestalt, die einer armen Waisenfrau, ist so wahr, so ergreifend und dabei mit solchem Respekt vor der Natur gezeichnet, daß kein Leser den Namen des Dichters wieder leicht vergessen wird. Leider steht die Uebersetzung nicht auf gleicher Höhe; die Dama, die sie angefertigt hat, scheint allerdings beider Sprachen genügend mächtig und könnte bloße Unterhaltungs-Litteratur gewiß in einer Art übertragen, die weiter nicht stören würde; an drei Aufgaben, zu deren befriedigender Lösung ein feineres Stillschreiben, ein gewisses Maß von künstlerischem Empfinden gehört, mag sie sich in Zukunft nicht heranwagen, weil damit dem Dichter kein guter Dienst erwiesen ist. Es ist etwas Kladderhas, Gedächtnis in dieser Uebersetzung, die nirgendwo sicher dahinschießt, sondern wie auf Stelzen einherwandert. Hier eine Probe: Er blickte auf die Berge und schrie etwas auf einen großen Felsen; wenn er müde wurde, lag er in einem Busch, und wenn er auch daran genug hatte, sah er mit halbgeschlossenen Augenlidern und sah sehr traurig aus. Er würde ganz einjam dahin, wenn nicht die Götter einige Male um Tage mit kleinen munteren Schritten hinaufgeklüffelt käme, um sich neben ihm hinzusetzen, und nachdem sie Atem geschöpft, ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Sie sprach dann so lange, bis auch er ins Kludern kam — u. i. w. Also Imperfekt, dann ein plötzlicher unbegründeter Sprung ins Präsens, und dann wieder Imperfekt. Ebenso werden Indefinitiv und Konjunktiv ohne Sinn und Grund bunt durcheinander gemischt: „Für das Bild wäre es sogar weitaus besser: der Regen würde es nicht abspülen, und die Sonne nicht ausbleichen; es würde lange erhalten bleiben, bis in späte Zeiten, wo die Kassa nicht mehr auf der Welt sein wird.“ Das geht so Seite für Seite fort und macht den Leser schließlich fast seufzend. Bei Leihbibliotheks-Bare verhilft dies nicht viel; wer solches Futter in großen Massen verfrachtet, hat auch einen Magen, der etwas vertragen kann, aber wenn, wie hier, ein wirklicher Dichter und ein feines Stillschreiben in beide Hände geraten, so thut's einem leid.

— Die „Weidelberger Lieder“ von Gerhart Hauptmann zur sogenannten „Berion-Zweifel“, das heißt, sie sind so schlecht, daß sie bei Berion in Dresden im stammförmigen-Verlag erklommen sein könnten. Doch ist es zur Abwechslung ein anderer weitläufiger Verleger, der auch wenig nach dem litterarischen Wert der Ware fragt, die er mit seiner Flagge beden soll, der J. B. Neugebauer Verlag in Stuttgart, der sich im vorliegenden Falle das Verdienst um unsere Litteratur erworben hat. Es ist die zweite Auflage des Buches, denn die erste Auflage ist handschriftlich erschienen“, wie eine Notiz auf dem Titelblatt sagt. Also ein zweiter Truf, dem noch mehrere andere folgen kann, denn der Verleger ist, wie die Nachachtung beweist, ein wohlhabender Mann. Er ist Wadenreißer und für seine Heimat, wie ihren Beherrscher sehr begeistert:

Und jenen Kutter hat er regiert
Ein Fürst, den besten gleich —

Ferner ist Gerhart Hauptmann für das Studentenleben im allgemeinen begeistert:

Füllt die Becher, laßt sie stingen,
Einmal laßt ja nur der Mai,
Laßt uns scherzen, laßt uns singen,
Denn die Zeit ist bald vorbei —
und im speziellen namentlich für das Heidelberger Studenten-Leben:

Im Heiligen Deutschen Reiche blüht
Biel' Kutenhäute immergrün.
Vor allen aber fern und nah
Kreiß' ich Ruperto-Carola.
Die Hochburg deutscher Bissenhaft,
Wo Lehner wirken legendhaft:
Die man in fernem Landern kennt,
Mit Ehrfurcht und Bewund' rung nennt.
Und herrlich grünt dort, reich an Ruhm,
Knecht-fröhlich Korpustudentum;
Das Freiheit ehrt und Pflicht Gehang
Und Lieber liebt und Becherklang;
Das seht zu Eurer Majestät,
Dem Allerhöchsten Korpustier liebt.

Nicht minder aber schwärmt unser Dichter für Bismarck, den er den „deutschen Siegfried“ (nicht etwa den französischen oder spanischen Siegfried), den „Zachienherzog“, den „Prinzen aus Nördenland“, den „schneidigen Korpustudenten“, den „Schmid der deutschen Einheit“:

Tamit draucht Tag und Jahr er hin,
Der Wasbalg ähzt im Mamin —

sowie auch den „herborragenden Appellmeier“ (wörtlich! S. 35), den „vortrefflichen Winzer“, den „Philosophen im Strah“, den „getreuten Baialen“, den „genialen Staatsmann“, den „Löwen im Sachsenwald“, den „Meister im Schachspiel“, den „Ritter mit dem Goldhelm“, aber auch den „weisen Chronomen“ und den „Steuerungsmann der Höhenzollern“ nennt. Nicht minder begeistert ist der Poet auch für die Mark Brandenburg, Achen, Venedig und — das Tempelhofer Feld. Alles in allem ein Band, dem Freunde untreuwilliger Komik nicht ohne reiche Befriedigung einige Stunden widmen werden. A. B.

— Otto Ludwig's Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik von Heinrich Kühnlein. Leipzig, Gustav Fock, 1900. — In unndersiem Stil, zwischen Schwung und Klüchtigkeit schwankeud, giebt der Verfasser eine Analyse der Kritik, die Otto Ludwig an Schiller's Drameu geübt hat. Es kommt nicht viel Klärendes dabei heraus, weil es Herrn Kühnlein, den guten Willen abgerechnet, an allem anderen, was zu dieser Aufgabe gehört, namentlich an dem tieferen Einblick in die Individualität der beiden Dichter fehlt. Daß es sich hier in letzter Linie nicht darum handelt, ob Ludwig oder Schiller Recht hat, sondern um den notwendigen Kampf zweier Richtungen, die beide so alt und jede an sich berechtigt sind, wie die dramatische Dichtung selbst, dieses Erkenntnis, die jeder klare und reiche Beurteiler von vornherein mitbringen muß, tritt leider nirgendwo zutage.

— Der Hochzeitskranz. Gedichte und Lieder von Friedrich Lamaraue. Berlin W. Verlag Neureta. 1900. Der neue Verlag mit dem früh-fröhlichen Namen wird hoffentlich andere Verlagswerte finden, zu denen dieser Name besser paßt. Denn hier hat er nur einige Dilettanten gefunden, die es eher in Teufelskand hunderttausende giebt. Einiges ist nur unbedeutend, anderes schlecht und einiges lächerlich.

— Dreiaktstücke aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Zahnhardt. I. Aus Marck und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, A. G. Teubner. 1901. Der Titel ist weiter, als das Programm des Buches. Es handelt sich nicht um eine Zusammenstellung der besten Dichtungen, welche die einzelnen deutschen Gauer, Land und Leute, Sage und Geschichte, schildern, sondern der Rundartdichtung. Demgemäß will das Buch auch weniger ein Bild der einzelnen Gauer im Spiegel der Dichtung liefern, sondern möchte als ein Beitrag zur Charakteristik der deutschen Volksstämme angesehen werden. Denn in der Rundartdichtung, sofern sie echt ist, spiegelt sich die Eigenart des deutschen Volkes, das bei aller Einheit doch eine wundervolle Mannigfaltigkeit anwies. Anders erstingen die Saiten der Seele, wo das Meer an das Gschade rauscht,

anders, wo der Bergwind mit den Waldbäumen Zwiepsprache hält, anders, wo der Föhn über die Schneefelder lobt. — Gewig, aber auch die Sprache an sich klingt anders, und der Leser, der sich nicht etwa von vornherein mit dem Studium der deutschen Kindarten befaßt hat — und an solche Leser ist hier nicht gedacht, sondern an weite Kreise, namentlich an die heranwachsende Jugend — bedarf viel Zeit und Mühe, um sich in eine Mundart hineinzufinden; natürlich muß ihm dann auch das genügende Material gegeben werden. Dem ist hier leider nicht so. Der vorliegende Band umfaßt auf 170 Seiten eine Anthologie aus der Mundartdichtung der preussischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover, Pommern, Sachsen, Brandenburg, West- und Ostpreußen und Westfalen, ferner wider Mecklenburg, der Hansestädte, Oldenburgs, Braunschweigs und endlich der nördlichen Rheinprovinz. So entfallen auf jedes Land einige wenige Gedichte (z. B. auf Westpreußen 4 Gedichte) — und wie wenige nun erst auf jede Mundart! Wie fürchten, damit wird die Jugend ohne Anleitung nicht viel anzufangen wissen, und ein Schlußbuch ist's ja auch nicht und soll's nicht sein; für Leser aber, die sich ernsthaft für die Mundartdichtung interessieren, ist die Auswahl so farg. Der gute Wille des Herausgebers ist ein so lässlicher, die Ausstattung, die der Verlag dem Bändchen gewidmet hat, eine so geschmackvolle, daß es uns ordentlich schwer gefallen ist, unsere Ansicht auszusprechen. Daß es der Herausgeber nicht etwa bloß gut gemeint, sondern sich auch redliche Mühe gegeben hat, muß besonders betont sein. Mit der Auswahl an sich wird man im ganzen einverstanden sein dürfen; uns ist nur ein Gedicht störend aufgefallen: „Jettes Sonnett jejen den Vaterlands-Verrat“ von Richard Schmidt-Gabanis. Das ist nichts für die Jugend und nichts fürs Volk.

— Aus einem Rechi. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert. Leipzig, Philipp Reclam jun. Die seltsamen Schicksale des Beres, wie eine kurze Charakteristik seines Inhalts ist kürzlich — in dem Aufsatz über Ernst Wicherts Selbstbiographie — in dieser Zeitschrift gegeben worden. Die Buchausgabe wird vielen willkommen sein, namentlich da sich das Werk nun auch neuerdings seinen Platz auf den deutschen Bühnen erkämpft.

— Die Goldschilde. Auktographischer Roman aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Von Friedrich Fürst Wrede. Berlin, Ernst Hofmann & Co. Ein mit reichem Ringen nach Objektivität geschriebenes Buch, das dennoch gerade mit seinem, schon im Titel ausgebräuteten Anspruch auf kulturgeschichtliche Bedeutung jedenfalls abzuweisen ist, während man es als bloße Unterhaltungslektüre immerhin gelten lassen kann. Fürst Wrede, ein uneres Würens in Salzburg lebender Autor, der uns auch schon mit einzelnen Skizzen in der Litteratur und mit dramatischen Versuchen auf der Bühne begegnet ist, hat sich hier zum Ziel gesetzt, die ungeheuren Wandlungen im inneren und äußeren Leben der Juden in der Zeit von 1850 bis 1900 im Rahmen einer Familiengeschichte zu veranschaulichen; er hat offenbar viel über das Thema geleitet, sogar nachgedacht, aber den Eindruck unmittelbarer Beobachtung und damit der Lebenswahr-

heit gewinnt man doch nur in einigen wenigen Kapiteln; bei den meisten sagt sich der fundige Leser: Das ist die Diagonale aus philo- und antiemittischen Schilderungen, aber die Wahrheit ist es deshalb doch noch lange nicht. Auch die Charakterzeichnung macht sehr selten den Eindruck des Lebensvollen; in der Tendenz, nur ja möglichst das Typische herauszuarbeiten, verfließen die individuellen Züge. Immerhin mag man, wie bemerkt, das nicht eben langweilige Buch in einer müßigen Stunde durchblättern; eine Befanntschaft, die sich dauernd lohnt, bedeutet es nicht. Der Herausgeber, Bücher ohne Jahreszahl erschienen zu lassen, ist bisher bei besseren Verlegern in Deutschland nicht üblich gewesen; die Begünstigung auf dem Titel eines Zeitromans, wie der vorliegende, verdient sogar eine ernste Rüge.

— Korporal Zidhr. Drama in drei Akten von Philipp Langmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901. Wir haben zuletzt bei Besprechung des vorletzten Werkes des Dichters, der mit seinem „Martei Tureler“ berechtigtes Aufsehen erregt hat, unserer Verächtlichkeit Ausdruck gegeben, daß sich sein Schaffen nicht in aufsteigender Linie bewege. Dieses neue Werk ist nicht geeignet, diese Verächtlichkeit zu beseitigen; es ist redliche Arbeit, aber ohne großen Zug und der Schmutz des Milieus, was des unerquicklichen Stoffes wird nirgendwo von der Plomme einer großen Leidenschaft aufgezehrt und gereinigt. Im Gegensatz zu seinen meisten Altersgenossen, die den „sonnequanten Naturalismus“ nur als Sprungbrett benötigen, bleibt Langmann auf der einmal eingeschlagenen Bahn, aber es ist leider auch diesmal nur eben ein vielfach achtungswertes Bemühen, aber kein volles Gelingen zu verzeichnen.

— Enurria Vid'. Satirische Skizzen ut Stadt un Land. In Aimeis von Paul Barnde. Leipzig, A. Voigtländer Verlag. Das kleine Büchlein gehört zu der nachgerade unabsehbar gewordenen Goliathgattung, die hinter Fritz Reuters „Läuschen und Nimmels“ einzieht. Als Reuter viele eigene Einfälle und viele alte Schmutzen in Reime brachte, da hatte er aus zwei Gründen großen Erfolg: erstlich, weil er ein echter humoristischer Dichter, und ferner, weil er der Erste war, der nach langer Pause die heimische Mundart wieder zu Ehren brachte. Was aber können seine Nachfolger, was namentlich aus Herr Barnde für sich anführen, wenn sie unalte skalenberische und die ehrwürdigen Stammgänger aus dem „Humoristischen“ der Provinzialblätter in Reime bringen? Der hollernde Antiker, der sich entschuldigt, er hottere nur, wenn er spreche (es kann auch eine Theater-Gebier oder ein Rekrut sein), oder der Jodhpeller, der für die zuerst beistellte Torte ein Gläschen Vitor wünscht und dann dieses nicht bezahlen will, weil er die Torte nicht gegessen hat u. s. w. — sind das wirklich „Schmutzen“, die man noch in Reime bringen darf? Die Dixerer würden das gewiß nicht hochbedenken wagen, aber plattdeutsch geht noch an. Möglich, daß es da noch hässler findet, aber es bleibt deshalb doch ein Reiznenn, das eben so geschmacklos, wie unbedeutend ist. Schade um die hübsche und sorgfältige Ausstattung, die der offenbar sehr strebsame und tüchtige Verleger daran gewendet hat.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:

Dichter und Dichtler. Herausgegeben von Dr. Rudolph Vothar. VI. Band. 2. H. Tolstoi von Eugen Jabel. Leipzig 1901. E. A. Zemann.

Walz, Gallus. Früh am Morgen. Studien. Leipzig o. J. Robert Baum.

Vernoulli, C. A. Seneca. Novelle. Zürich 1901. Schulthess & Co.

V. Aillet, Egid. Wein Frühling. Kleine Geschichten. Wien, Leipzig 1901. C. F. Weyersche Verlagsanstalt.

Trepplin, Georg. Wenden. München o. J. August Schupp.

Alle Gedanken, neu gedacht und in Anstellerschein gebracht von Till Eulenspiegel posthumus. Göttingen o. J. Franz Wunder.

Frankhauser, Karl. Der Herr Professor. Lustspiel in 5 Aufzügen. Straßburg i. E. 1901. J. S. Ed. Feig. Hammer, W. A. Vogelgang. Märchen aus dem Bienenwalde. Linz, Wien, Leipzig o. J. Österreichische Verlagsanstalt.

Bernard, Walter. Morgendämmerung. Ein dramatisches Gedicht. Berlin 1901. Verlag Anklärung.

Hornesser, Dr. Ernst. Vorträge über Nietzsche. 2. Auflage. Göttingen 1901. Franz Wunder.

Kocher, Professor Wilh. Der Student und die Politik. Vortrag. Berlin 1901. Akadem. Verlag für soziale Wissenschaften.

Gamer, Vertha. Aus verborgenen Schatti. Gedichte. Stuttgart o. J. Glaeser & Sulz.

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stenzen frei bearbeitet von Paul Foshammer. Leipzig 1901. W. G. Teubner.

Besichtig unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Neumann in Berlin. — Nachdruck aus dem Göttinger ist unterliegt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von B. & C. Neumann, Berlin i.



Catarina.

Das Leben einer Färbers-tochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

Ein Schrei gab der Kinderstimme Antwort, ein Schrei von zweien zugleich ausgestoßen, ungläubig, doch janzend, ein Schrei der Borne, halb von Thränen erstickt. Die Mutter griff nach ihr im Dunkeln, der Vater war im Bett aufgesprungen, auf dem er jammernd gelegen hatte, und warf sich über sie, hielt sie, umfing sie, drückte sie an sich und küßte und herzte sie unter Schluchzen, unter Lachen, bis das Kind auch anfing zu weinen.

„So bist Du's wirklich“, rief er, „nicht Dein Geipensst, das wir schon zu hören meinten? Du selbst, Du selbst. — Ja, ich erkenne Dich daran, daß Du unseren Küßten ausweichst. Aber ich muß Dich auch noch sehen, meine süße, süße Ninetta, um ganz sicher zu sein, daß Du's bist!“

Er lief und holte den Stein vom Herde und schlug Feuer und brachte den Docht an der Lampe zum Brennen und füllte Öl nach und kam mit dem Lämpchen zu ihr in die Kammer. Denn schon ehe das Licht recht leuchten konnte, hatte die Mutter, die ihr Kind Glied um Glied befühlt und betastet, es gewußt, daß Catarinas Füße naht und daß sie zerrissen waren und wund. Sie hatte die Kleine in das Schlafkammerlein getragen, das halbverborgen, des Hauses innerster, heiligster Raum, hinter der Wand, an welcher das Kopfende des elterlichen Bettes stand, um ein paar Stufen höher lag. Dort bettete sie ihr Kind auf das Linnen, wusch und verband ihm die schmerzenden Füße und beide Eltern knieten vor ihr und streichelten ihr das Haar und den Hals, die Arme, die kleinen Hände und weinten dazu. Wie sie beide sich gebaunt und wie sie gesucht, erzählten sie abwechselnd. Erst, am Morgen, hatten sie gemeint, die Nina sei einmal, wie andere Kinder, davongelaufen, in der Straße zu spielen. Als sie sie in der Straße nicht sahen, hatten sie gedacht, ihr Töchterchen wäre bei der Schwester, mit deren Kleinen sich zu tummeln. Und als sie auch dort nicht war, war die Mutter nach San Domenico gegangen, dort mußte sie sicher zu finden sein, die

Ninetta liebe ja leider Beten und Messchören mehr als jedes Spiel. Auf den Kirchenstufen aber, just vor der Thür, da hatte Frau Lapa die Cecca gesehen und als sie ihr um Gotteswillen, auf daß die Bettlerin ein Gebet für ihr Kind sprechen solle, gerade ein Almosen reichen gewollt, da habe sie am Halse der Alten das Tuch bemerkt, Ninettas Tüchlein! Sie habe es gefunden, hatte die Cecca gelogen, gefunden nahe bei Fonte Branda, da wo die Manern der Kirche von San Domenico steil wie ein Fels aus der Tiefe aufragen. Und die armen Eltern hatten schauernd gemeint, ihr Kind müsse dort abgestürzt sein und hatten gesucht und geforscht nach den toten Nesten ihres verloren geglaubten Lieblings.

Mit großen Augen lag Catarina und hörte zu, wie die beiden alten Leute einander erzählend unterbrachen, berichtigten, wie jeder seinen Schmerz und seine Angst schildern wollte, die heftiger waren als die des anderen. Sie selbst sagte nicht viel. Als sie ihnen gestanden hatte, sie sei draußen vor den Thoren von Siena gewesen, da fragten die Eltern sie nicht weiter, weshalb sie denn davon gegangen. Beglückt und dankbar nahmen sie ihres Kindes Rückkehr wie ein Geschenk der Heiligen hin.

Doch ehe sie sich entfernten, damit Catarina nun schlafen könne, wie die besorgte Mutter wünschte, beugte Meister Jacomo sich noch zu ihr nieder: „Kleine Ninetta, mein einziger Liebling, Du bleibst doch, gehst nicht wieder fort von Deinem greisen alten Vater, der ohne Dich nicht leben könnte?“

„Nie mehr,“ sagte sie.

Er lächelte. „Oh doch, so strenge mein' ich es gar nicht. Wenn Du erst groß bist, fünfzehn Jahre, dann will ich Dir, wie ich es Deinen Schwestern that, einen braven Mann zum Verlobten aussuchen, den besten, schönsten, der sich in allen vier Quartieren von Siena für meine kleine Santa findet. Mit dem darfst Du, als mit Deinem

Garten, dann auch in sein Haus gehen. Nur mache mir nicht den Schmerz mehr wie heute!"

"Nie," sagte sie. Sie lag auf einem weißen Kissen und ihre langen blonden Haare umgaben ihr ernsthaftes Gesichtchen gleich einem gold'nen Heiligenschein. Ihre dunklen, schwermütigen Augen blickten zu dem Vater auf.

"Nie," sagte sie nochmals, „ich will zu keinem Garten ins Haus, will keinen anderen Verlobten haben als meinen lieben, süßen Herrn Heiland droben im Himmel“.

Der Alte bengte sich auf sie wieder und küßte ihre Kinderfinger andächtiglich, als ob sie schon eine Heilige wäre.

„Sie träumt,“ flüsterte er. Und dann verlöschte er seine Lampe und auf lautlosen Sohlen schlichen die Eltern sich aus der Kammer fort.

III.

In der Straße dell' Oca, der Gänsestraße, im Bezirk Fonte Branda von Siena kamten die Nachbarn einander alle. So gut, wie man es sehen konnte, was für Tücher von dem Dach des Färberhauses bis hinunter an die Straße zum Trocknen hingen und daran wußte, ob der Meister für diese Woche rot oder grün, schwarz oder lichtblau in seinen Bottichen gewischt, so meinte auch jeder genau zu wissen, was sich im stillen Innern des Hauses, ja zu verstehen, was im Innersten der Menschen sich begab. Sie hatten die kleine Catarina heranwachsen gesehen, sie hatten miterlebt, wie die Eltern dies Jüngste, Nachgeborne, verzogen, hegten und pfl egten. Frau Lapas Kammer um des Kindes widerspenstige Kühle, Frau Lapas Freunde, als seit jenem Tag der Angst die Kleine so gefügig geworden, das hatten sie all's mitempfun den. Und sie besprachen des Mädchens gute Gaben, ihre klugen Reden und lobten sie, als es damals hieß, Catarina habe ihre Schuße der alten Bettlerin von der Kirtentreppe, der Cecca, geschenkt, die sie ihr freilich am Tag darauf verächtlich wieder zurückgebracht, weil sie so kleines Fußzeug un möglich tragen könne, und tabelten sie, so oft man erfuhr, ein neues Kleid, das die Mutter selbst ihr genäht, oder ein Tuch, das der Vater zum Färben erhalten, oder das Essen für ihr Nachtmahl hätte sie gleichermaßen auch an Arme fortgegeben. Man lachte, als eines Morgens das Mägdelein mit kahlem Kopfe vorüberging. Denn sie hatte sich die langen, blonden Haare, die in Siena so selten waren, daß jeder sie darum ansprach, selbst abgesehnitten, um auf den Schmuß nicht zu eitel zu werden. Frau

Lapa freilich vergoß heiße Thränen über diese kindische That, und die guten Nachbarinnen besklagten mit ihr den Verlust. Aber hinter ihrem Rücken zuckten dieselben Frauen die Schultern: „Was will sie nur! sie selbst und ihr Mann allein tragen die Schuld. Als Catarina noch so klein war wie unsere Kinder, die lustig in der Gasse spielen, hat die Mutter sie nie von sich lassen wollen, sobald die Kleine weinte, trug jene sie ängstlich nach Haus. Jetzt, wo sie größer wird, steht sie abseits, wenn unsere Mädchen tanzen und singen, und will nichts vom Spielen wissen. Im August, wenn auf der Piazza del Campo vor dem Palazzo Pubblico il palio stattfindet, unser größtes Stadifest, zu dem eine jede den schönsten Schmuß anlegt, den sie besitzt, muß sie natürlich sich in ein graues Büßerkleid stecken von Nonnenschmuck und in ihrer dunklen Schlafkammer knien, sich geißeln und beten. Das haben aber die Eltern davon, daß sie von jeher etwas Besonderes aus ihr machen wollten. Nun thut sie, was ihnen selber leid ist. Und sind doch soust ein paar brave Leute, von guier Art und beliebt in der ganzen Gegend. Freilich, Frau Lapa ist nur von geringer Herkunft. Ihr Vater trieb kein ehrbar Handwerk, wie ihr Mann und wir andern hier. Er war, mäßt Ihr wissen, Nuzio Piagenti, der alte wandernde Straßenjänger, dessen sich viele noch sehr wohl erinnern, weil er immer ein freundlich Wort und ein nachdenklich Lieblein für Kinder und für Arme hatte. Wer weiß, vielleicht kommt es der Ninetta noch von dem Alten her, daß sie lieber mit den Armen und Elenden geht, als mit Ihresgleichen, den wohlangeesehenen und ehrbaren Leuten.“ So sprachen die guten Nachbarinnen.

Catarina war nun allmählich in das Alter gekommen, in dem ihre Schwestern das Elternhaus verlassen hatten. Sie war wie diese von der Mutter unterwiesen in jeder Tugend und Hausfrancenspflicht, die einem Mägdelein wohl ansteht. Von Wissenschaften, wie Lesen und Schreiben, die nur die Tugend verschärfen können, hatte sie nichts erlernt. Wenn nun auch Meister Giacomo vor dem Augenblick bangte, wo er sein Herzblatt, seinen Augapfel hergeben sollte, so hätte er doch gemeint, seiner Ehre als Bürger etwas zu vergeben, hätte er die Zeit vorübergehen lassen, sie zu vernählen. Nun traf es sich gut, daß gerade, als sie fünfzehn Jahre zählte, der Meisterfucht, ein Bürgersohn von Siena und ein stattlicher Mensch, durch seinen Vater bei dem alten Benincasa um des Kindes Hand werden ließ. Er wollte auch die Färberci gern übernehmen

und in dem Hause weiterführen. Meister Jacomo hätte nichts lieber gesehen. Fühlte er sich doch schon müde, nicht mehr recht fähig, das Geschäft so zu leiten, wie es jetzt gefordert wurde. Die Färberei nun aufzugeben, nachdem er sie in Flor gebracht, das hätte ihn geschmerzt. Darum gefiel ihm der Gedanke sehr wohl, sie dem Tochtermann zu lassen, der von ihm selber angelernt worden. Und vor allem: daß er sich dann nicht von Catarina zu trennen brauchte, sondern mit seinem Weibe in demselben Hause bleiben, immer sie um sich haben könne, das entschied. Nachdem er die Sache gehörig verhandelt, festgesetzt und abgeschlossen mit dem Vater des jungen Mannes und mit diesem selbst, ging er strahlenden Gesichtes, seinem Töchterlein zu vermelden, was ihr bevorstand und welsch ein gutes, behagliches Leben er ihr liebend bereitet hatte. Da aber geschah, was Meister Jacomo nie und nimmer, auch im Traum nicht für möglich gehalten: Catarina weigerte sich. —

Die Mutter hatte freilich schon öfter ihn gewarnt, auf des Mädchens Gehorjam zu fest zu trauen. Wie dienstbereit und willig sie seit ihrem siebenten Jahre geworden, sie sei im Herzen noch immer dieselbe, die nur that, was ihr gefiel, und nichts darüber, die gehorchte, weil sie es wollte, nicht aus kindlich demüthig sanfter Ergebenheit. Meister Jacomo aber vermochte an seinem Töchterlein kein Fehl zu finden, und weil die Mutter von jeher dies und jenes, den Stolz und die Klugheit, just was ihm lieb war, getadelt hatte und eifersüchtig war, daß er dieses jüngste all ihren anderen Kindern vorzog, so glaubte er ihr nicht.

Aber nun wollte Catarina den Mann nicht nehmen, den er als den besten, tüchtigsten, bravsten in ganz Siena ihr ansaugeht hatte. Er durfte sich das nicht bieten lassen. In dem Vertrag mit dem Vater des Jünglings war festgesetzt, daß, wer von dem Verlöbniß zurückstand, dem andern eine Entschädigungssumme auszahlen müsse. Und er besah die Summe zur Zeit nicht, weil Catarina ihm für ihre Armen so viel abgettelt hatte und fortgeschenkt. Er hätte bei Söhnen und Schwiegertöchtern das Geld sich leihen müssen, um die Buße leiten zu können! Das wollte er nicht. Es dünkte ihn wie eine Schande. Er besah seiner Tochter mit Strenge, ihm zu willfahren, er bat, er schalt, er drohte ihr.

Aber das Mägdelein blieb ganz ruhig:

„Ich kann nicht, Vater, ich hab's ja geschworen.“

Und das Wort, das sie als Kind von sieben Jahren, da sie den Eltern davongelaufen war, im

Bett spät abends, verweint, halb schlafend ihm zugerufen, sie wolle nie einen anderen Verlobten, als den Heiland im Himmel, nie einem menschlichen Gatten folgen in sein Haus — das er halb gehört und halb vergessen, das hielt sie wie ein Gesetz ihm entgegen. Es gab böse Stunden und böse Tage zwischen Vater und Tochter im Färbereihause. Donna Lapa stand händeringend daneben, sie wußte sich machtlos, ihr Kind zu bereden. Und die Nachbarn und die Freunde kamen und gingen, schüttelten die Köpfe über das schlechgezogene Mädchen, zuckten die Achseln über den allzu nachgiebigen Vater, der sie nicht mit Schlägen zwingen wollte, wie jeder andere gethan haben würde. Der Vater des höchsten Färbereifellen aber pochte auf seinen Schein — entweber die Heirat oder die Buße.

In ihrer Not lief endlich Frau Lapa nach San Domenico in die Beichte. Fra Tommaso, ihr einjähriger Gevatterssohn, hatte längst die Weihen erhalten. Ein gern gehörter Prediger, ein gelehrter Schriftforscher, dabei ihr und der Nina treuer Freund und Berater, aber, wie die Leute nunkelten, kein so ganz säugamer Diener des heiligen Dominicus war aus ihm geworden. Dem klagte die gute Frau den Zwiepsalt, der in ihrem Hause entstanden, und bat und flehte so lange, bis er ihr versprach, selbst einmal nach dem Rechte zu sehen und der Ninetta ernstlich ins Gewissen zu reden. Er wollte am selben Abend noch kommen. So nah es von San Domenico hinüber nach der StraÙe dell' Dea ist, — der Mönch durfte den Gang doch nicht thun, durfte nicht außerhalb der Kirche die Beichte hören, ohne dazu seines Priors Erlaubnis sich zu erbitten. Die erhielt er denn auch. Nur hatte der Prior, der sich des Erlebnisses an jenem Abend vor acht Jahren noch sehr wohl entsann und auch seitdem oft die kleine Benincasa in der Kirche beten gesehen und beobachtet hatte, ihn dabei abermals ermahnt, wohl zu bedenken, was ihrem Orden zur Erhöhung gereichen würde. Die Mönche des heiligen Franciscus besaßen in ihrem Stifter einen Heiligen ihres Landes, zu dem jedermann geru betete; sie aber, die Predigerbrüder, hatten einen Ausländer — Dominicus war ein Spanier — in die Verteidigerschar der Kirche eingeführt, sie bedurften einheimischer Mitkämpfer, hier in Laube gebürtiger Frommen. Ob das Mädchen dabei Glück oder Unglück fände, das kümmerte ihn nicht. Und ob gar der Vater Kummer und Geldverlust davon hätte, war für den Klosterherrn ohne Bedeutung. „Ist sie wirklich tauglich, eine Heilige aus ihr zu machen, so rede Du ihr zu, in dem

Sinne. Ist sie es nicht, ihr Wollen, Geloben, Beien und Geißeln alles nur Spiel, Fiererei und Eitelkeit, so mag sie den oder einen anderen zum Ehemann nehmen, das ist uns dann gleich. Also forsche Du gründlich, was an ihr echt ist, und berichte es mir und sage mir die Wahrheit, mein Sohn!“

Mit schwerem Herzen ging Fra Tommajo den kurzen Gang. Donna Lapa führte ihn in das Kämmerlein hinter dem Schlafgemach der Eltern. Sie fanden das Mädchen auf ihren Knien vor dem Kruzifix. Fra Tommajo wartete, bis sie zu Ende gebetet. Er betrachtete sie unterdessen. In den drei Monaten, seit er sie zuletzt gesehen — er hatte zu Florenz und Pisa in der Fastenzeit gepredigt — weicht sie in keinem Weichtheil vor ihm gelegen und sich weinend böser Eitelkeit angeklagt, weil sie sich, um nicht eitel zu scheinen, ihre Haare abgeschritten, seitdem war das Blondhaar ihr schon wieder ein wenig gewachsen. In leichten Löckchen gekraust und lustig umgab es die Stirn. Und als sie nun aufstand von ihren Knien, schien sie selber auch gewachsen, gestreckt und voller zur Jungfrau erblüht. Dem jungen Mönch schlug das Herz an die Rippen.

„Du willst nicht heiraten, Catarina?“ fragte er.

„Herr, ich kann nicht, ich habe es geschworen.“

„Ich frage Dich, ob Du es nicht möchtest?“

„Herr, ich . . .“ Sie sah zu ihrer Mutter hin, die noch in der Thür stand.

Er winkte Frau Lapa hinanzugehen und setzte sich auf den hölzernen Schemel, neben dem Bett. Sie kniete vor ihm inmitten des Mannes, nur ein vergittertes schmales Fenster dicht unter der Decke gab dem kleinen Schlafkammerlein Licht. Und doch sah er sie, wunderbar deutlich, viel zu deutlich.

Er senkte: „Also ist es ein anderer, den Du zum Ehemann haben möchtest? Nur der nicht, den Dein Vater bestimmte, ein anderer wohl?“

„Nein, keiner auf Erden.“

„Sieh mir in die Augen, Catarina, und sprich die Wahrheit. Du bist jung, aber nicht so jung, daß Du nicht wüßtest, was leben heißt und glücklich sein. Ein Blick für ein Weib ist es, einem braven Mann anzugehören, Kinder zu gebären, wie Deine Schweigern. Wünschst Du Dir das gar nicht?“

„Manchmal wohl.“

„Nun, so thu's — er stand heftig auf — sei glücklich, gehorche Deinem Vater, — thu' was alle Welt thut, das wirst Du sicherlich nicht bereuen.“

„Fra Tommajo, ich kann nicht, ich habe es geschworen!“

„Und wenn auch! Sind wir Priester nicht da um zu lösen und zu binden? Deinem Vater Gehorsam zu leisten, das ist Deine Pflicht.“

„Ich schwor ja damals, ihm zu Liebe. Und nun . . . Fra Tommajo, das könnt Ihr nicht wollen. Mein Vater weiß nicht, was er fordert. Kennt Ihr den Mann denn? Diesen Menschen! Ihr seid doch sonst gütig zu mir gewesen, selbst wie ein Vater, Fra Tommajo, das wollt Ihr doch nicht, daß der mich in seine Arme nehmen, mich herzen soll, wie meiner Schweigern Ehemänner es ihnen thun?“

„Deine Mutter hat mir gesagt, er sei ein hübscher Burfch, nicht viel über zwanzig, rotbäckig, gesund.“ —

Sie schanderte nur bei seinen Worten.

„Was willst Du also,“ fuhr er fort, „sprich, wo ist einer, der Dir gefiele und wie müßt er sein?“

„D, der!“ — es kam in ihre Augen ein wunderjam Leuchten, das Blut stieg rosig in ihre schmalen, sonst bleichen Wangen und die jungen Lippen thaten sich ihr ein wenig auseinander wie eine Blume, die erblühen will, sehnüchtig, durstig.

Er sah das alles, so bunte die Klammer war, sah es nicht mit den Augen nur, auch im Herzen.

„Ich wüßte schon, wie er aussehen müßt“, flüsterte sie, „er ist ganz nahe.“

Der Mönch bog sich über sie. Seine Hände griffen nach ihren und packten sie, wie mit eisernen Klammern, sein Atem ging leuchtend, seine Augen glühten düster in ihren Höhlen: „Catarina“, rief er, „wo ist er, wo? So sprich doch, hier?“

Da hob das Mägdelein sich von den Knien, leicht, wie schwebend, kam sie noch einen Schritt zu ihm näher und zog seinen Arm, der ihre Hand hielt, empor und wies ihn auf die Wand hin und auf das Kruzifix, das dort hing.

„Da“, jagte sie, „der ist mein Verlobter!“

Fra Tommajo hob rasch seine Hände vor sein Antlitz und verbarg in den langen weißen Ärmeln der Kutte sein Erschrecken und seine Scham. Sie war doch anders, als er es gedacht. So ein Mädchen zu begreifen, ein Menschenkind und so unschuldig, wissend unwissend, auf Erden wandelnd, dabei voll überirdischer Träume, das kann ein Mann und ein Mönch nicht erreichen. Während er also seine Gedanken aus der kurzen Verwirrung, die ihn überfallen hatte, wieder sammelte, erzählte sie ihm mit schüchternem Stimm, verschämt und stoßend, wie andere Mädchen auch von ihrer Verlobung berichten, daß sie als Kind schon zu sieben Jahren sich dem

Heiland angelobt. Hatte doch ihre fromme Namensschwester und Schutzpatronin Catarina von Alexandria sich mit dem Jesusknaben versprochen und von ihm einen Ring erhalten, wie man noch es gewahrt sieht in so vielen Kirchen. Und wenn sie auch in anderen Dingen jener hehren Märtyrerjungfrau nie zu gleichen hoffen durfte — jene hatte vierzig hochgelahrte Philosophen und Heidenpriester im Disput widerlegt und durch ihrer Rede Gewalt für das Christentum gewonnen, sie aber, sie konnte ja nicht lesen noch schreiben — sie würde auch schwerlich von dem Himmel gewürdigt werden, auf dem Rade um ihres Glaubens willen zu leiden, sie wollte aber jede Strafe eher erdulden und jegliche Buße thun, alles, nur nicht dem schönen Gianni, dem Fürber, als ihrem Ehemann sich ergeben.

Und wieder seufzte der Mönch Fra Tommaso und schlug sich an seine eigene Brust. Denn er trug Mitschuld, daß sie so dachte und sich dem Leben abwenden wollte. Aus ihren Worten hörte er oft seine eigenen wieder. Das hatte er sie im Beichtstuhl gelehrt und jenes auf der Kanzel gepredigt, die Heidenbefehrerin Catarina hatte er selbst ihr als Vorbild geschildert. Jede Silbe war auf ein fruchtbar Erdreich gefallen, hatte gewurzelt in ihrem Herzen und war in Blüte aufgeschossen; daß er nun selber machtlos dastand, nicht austrotten konnte, was er gesäet. Und durfte er's denn? Und — wollte er's denn? Er sah sie an, wie sie da vor ihm kniete. Sein Prior befahl ihm, sie anzufeuern, daß sie eine Heilige würde, so er sie dazu tauglich fände. — Das hieß, er sollte sie ermahnen zu beten, zu büßen, sich zu geißeln, sich zu kasten und allem Erdenglück zu entsagen. Nie würde sie Gattenliebe genießen, nie Kindeslächeln, nie das thätig friedliche Leben, das ihr Vater für sie ersehnte. Sollte er ihr, die ihm so lieb war, dazu raten? In dem Elend, das er wohl kannte, ach nur zu wohl! Oder zu ihrem wahren Glück, das er niemals kennen würde? Er zögerte. Und zögerte doch nicht. Denn in ihm war etwas, das rief, das schrie, das würgte ihm am Hals, daß ihm der Atem vergehen wollte und Hören und Sehen und Bewußtsein. — Er konnte sie keinem anderen lassen, er wollte das nicht.

„Catarina“, sagte er leise.

Sie wandte sich auf ihren Knien von dem Kreuzifix ab und zu ihm.

„Soll ich Dir helfen?“

„Fra Tommaso, mein gütiger Vater! wisset, er hat mir Hilfe versprochen, mein Bräutigam, als ich

ihn so verzweifelt gebeten. Er sendet Euch zu neuem Beistand. Ich danke ihm nur, indem ich Euch danke.“

Er hob sie auf, da sie sich bückte, den starrigen Saum seines Mönchsgebändes zu küssen.

„Catarina, so wird Dein Leben schwer sein und traurig, voll von Entbehrung, — denn Du bist weich gewöhnt und zärtlich, — voll von Qualen, — denn Du wirst den Armen und Kranken wohl beistehen, aber nicht helfen können, — und voll von Neueschmerz und Enttäuschung, — denn dem Herrn, den Du Dir erwähltest, wirst Du doch nimmer an Reinheit, Mut, Entfagung, Größe zu genügen vermögen. Bedenk es wohl, was willst Du, Mädchen, bedenk es Dir nochmals, — Glück oder Elend — Du hast die Wahl!“

Da stand sie auf vor ihm, ihr Antlitz glühte, ihre Augen blickten leuchtend über ihn fort, wie in den Himmel, verzückt, mit weit ausgebreiteten Armen stand sie und sprach mit bebender Stimme, feierlich, aus tiefstem Herzen:

„Ich will das, was Ihr Elend nennet. Dem das ist mein Glück.“

Der Mönch Fra Tommaso begab sich heim zu seinem Prior. Er berichtet ihm: „Das Mägblein ist rein und gläubig, sie ist wie geschaffen, eine Heilige zu werden und — ich habe ihr beigestanden auf dem Wege dahin.“

IV.

In der Straße dell'Oca standen die Leute am Nachmittag vor ihren Thüren und sahen zwei Nonnen nach, die gesenkten Blickes, die Hände gekreuzt in den weiten Ärmel der weißen Kutten unter dem schweren schwarzen Mantel feierlich langsam vorübergingen und im Hause Benincasa verschwanden. Es waren Schwestern von der Buße des heiligen Dominicus, die man die Mantellate nannte. Eine Nachbarin kannte sie beide: Mutter Nera war es, die Oberin, eine Witwe aus edlem Geschlechte, und Suor Palmerina, die freilich nie vermählt gewesen. — Die Mantellate nahmen sonst meist nur Witwen auf — aber diese fromme Jungfrau war so gottesfürchtig und so alt, daß man sie zugelassen, insbesondere, da sie ihr Vermögen auch der Schwesternschaft eingebracht hatte. Und die Nachbarin wunderten sich, was die zwei, die sonst nur in die ärmsten Häuser gingen, wo es Verhungernde zu stärken, Sterbende zu erquickend gab, bei den Benincasa zu thun hätten? Sie kamen wohl um der Nina willen, die so viel kränkelte. Das hat sie davon, das arme Ding, daß sie nicht

hat heiraten wollen, als damals im Frühling der Vater es für sie gewünscht. Damit wäre wahrscheinlich alles andere auch gut geworden. Man kennt das schon, wie solche Mädchenleiden sind, beziehen zu drei Vierteln meist ans erhitzter Phantazie und zum letzten Viertel ans Langeweile. Andere haben das auch wohl zu leiden in diesen Jahren. Nur daß sie es leiden müssen, weil keiner sie zum Tranantlar zu führen beehrte. Catarina aber hätte einfach ihrem Vater zu gehorchen brauchen und alles wäre gut gewesen. Ob ihr das nun gefiel, daß ihre eigene Nichte, die Nanna, ihres älteren Bruders Tochter, einen Monat danach mit dem Färber Gianni vermählt ward und sie zurückstand, eine Lebige blieb? Zum Sommer war die Mutter mit ihr in ein Schwefelbad gegangen, nicht weit von der Stadt, daß all die bösen Säfte in ihr gereinigt würden und das heiße Blut sich beruhige. Aber das hatte auch nicht geholfen, obwohl — die Nachbarinnen rückten flüsternd mit den Köpfen noch näher zusammen, — Nonna Lapa berichtet hatte, das Mädchen sei immer tiefer, immer näher in den glühheißen dampfenden Quell hineingeschritten, daß sie, die Mutter, und die Badefrau mit ihr laut aufschrien, vor Angst, sie müsse lebendigen Leibes verbräuen. Aber die Maid war unverfehrt und unverlezt aus der Glut hervorgegangen. Und als man sie gescholten hatte ob ihrer Unvorsicht, hatte sie nur den Kopf geschüttelt: „Wir that es wohl, es brennt ja nur außen, innen nicht.“ — Jetzt liegt sie schon wieder, seit Wochen und kann sich kaum rühren; alle Glieder sind ihr geschwollen. Zu dreien Malen hat Nonna Lapa zu den Mantellate gehen müssen mit Botschaft von ihr, bis diese endlich sich entschlossen, aller Regel und Satzung zuwider zu ihr zu kommen. Und was sie von ihnen will, — die nächste Nachbarin, die Hans an Hans mit dem Färber wohnte, hatte auch das durch ihre Magd von der Magd nebenan zu erfragen gewußt, — was sie von ihnen will, ist unmöglich, ist nur zum Lachen. Sie möchte in den Orden eintreten, ein halbwüchsig Ding von fünfzehn Jahren und die Tochter des Färbers! — Obwohl Siena seit Jahren schon von den Popolanen gelehrt wurde und die Adeligen nichts mehr zu sagen hatten, ihr altes Ansehen blieb ihnen doch bei aller Welt und in solchem Orden fanden nur die vornehmen Frauen Aufnahme. Die Schwestern würden nimmer sich dazu entschließen.

So standen sie in der StraÙe und schwaften, besprachen, was drinnen geschehen mußte, und was nicht geschehen durfte, und eine jede gab ihre

Meinung, und jede Meinung lautete anders. Aber in Einem stimmten sie alleamt überein: „Ein wunderlich Ding, die Catarina Benincasa, eine, über die man immer neu sich verwundern und den Kopf schütteln muß.“

Die aber, von der so viel in der StraÙe hin und her geredet wurde, lag zu derselben Stunde ausgestreckt in ihrem Bette in der halbdunklen Kammer, mit über der Brust gekreuzten Händen und starrte angstvoll auf zu den beiden alten Frauen, die sich prügend über sie beugten.

„Schön ist sie nicht“, jagte in verächtlichem Tone Snor Palmerina, „sieht ja zum Erbarmen krank aus. Keiu, zu schön wär' die auch für uns nicht.“

Aber die Mutter der Mantellate neigte sich in ihrem weißen Gewande noch tiefer, daß der große schwarze Mantel sie selbst und die Bettstatt und das Mägdelein in ihren Linnen umhüllte und vor den hinter ihr Stehenden verbarg und abhloß.

„Kind Catarina“, sprach sie sehr leise und ihre sanfte Stimme streichelte wie mit lindem Fingern die Fiebernde, — „Kind Catarina, Du bist fünfzehn, sagen sie mir, und sie sagen mir, daß Du fromm bist und daß Du Dir nichts sehnlicher wünschst, als in unseren Orden zu treten. Unser Reichvater Fra Tommaso hat mich gebeten, Dich kennen zu lernen und dann zu prüfen, ob in den Satungen unserer Schwesternschaft sich vielleicht um Deinethwillen eine Aenderung machen ließe. Denn wir anderen jonst sind müde und alt und mit dem Leben fertig. Keine Anfechtung kann uns mehr drohen, wenn wir gleich frei sind, nicht in enge Klausur gebannt, wie andere Konnen, sondern gehen dürfen und kommen, pflegen, beten oder nicht beten, wie es unjer Gewissen uns vorschreibt. Aber Du . . .“

„Frau Oberin, ich bin auch müde, ich will auch fertig sein, ich mag die Welt nicht, ich will nichts anderes, neunt Ihr mich auf?“

„Catarina, Kind, sprich die Wahrheit! Sieh mich an, mir gerade in die Augen, weshalb bist Du müde, weshalb? Mit fünfzehn Jahren giebt es nur einen, nur denselben Grund für uns alle. Sag mir es. Ganz leise. Schwester Palmerina hört nicht so scharf mehr, — es war wohl Euer, den Du gern gehabt hättet und der — er hat Dich im Stiche gelassen?“ —

Da lächelte die Catarina: „Einer ist und hat mich lieb. Noch sehr viel lieber als ich ihn habe. Der dort. Unser Heiland droben im Himmel. Im goldenen Strahlenglanz, der hehre! Um dessentwillen möcht' ich Euch dienen.“

„Und das ist die Wahrheit?“

„Seht mir in die Augen, ehrwürdige Mutter, glaubt Ihr mir nicht?“

Sie hatte sich im Bett ausgerichtet, obwohl ihre kranken Glieder sie schmerzten, daß sie stöhnen mußte; Frau Lapa war hinzugeprungen, ihr Kind zu stützen; die Frauen sahen die schmalen Schultern, die mageren Arme des jungen, allzu zarten Geschöpfes.

„Soll ich es Euch noch schwören?“ rief sie, „fragt meine Mutter hier, fragt meinen Vater, fragt meinen Weichtiger und wen Ihr sonst wollt. Ich liebe nur ihn, den Einen, Einen, ihn ganz allein. Er hat mich zu sich emporgehoben, sein Verlöbniß mit mir zu feiern, er nahm mein Herz in seine Brust auf und gab mir seines, das große, milde, allerbarmende, gewaltige. Das klopft und klopft nun. Gebt Eure Hand her, legt sie mir dahin, hier her, da könnt Ihr es fühlen, wie es pocht und wie es hämmert. Es ist zu stark für ein menschlich Wesen, es ersticht mich, es martert, es wird mich noch töten, sein Herz, mein Herz!“

„Sie redet irr im Fieber“, schluchzte hinter dem Rücken des Kindes Monna Lapa, „ach, sie hat schon oft so gesprochen!“

Catarina war in das Kissen zurückgesunken, sie lag da keuchend: „Rehmt Ihr mich an?“ flehte sie mit heiserer Stimme, „nehmt Ihr mich an?“

„Und was will sie uns dafür geben, wenn wir sie in unseren Orden einlassen würden, das kranke Ding?“ fragte Suor Palmerina; „sie ist doch nicht reich, sie wird uns kein Vermögen zubringen. Am Ende haben wir sie noch zu pflegen.“

Die gute Mutter Vera zögerte mit ihrer Antwort.

Catarina aber hatte die Worte vernommen. Abermals stützte sie sich im Bett auf. „Was ich Euch bringe, wollt Ihr wissen, was ich dem Orden nützen werde? Nun Besseres als Ihr. Was ich mitbringe, ist mehr als Gold wert. Denn ich trage in meinen Händen Euch sein Herz zu, seine Gnade und ich bringe Euch seine Gebete, die er gewähren wird, und meine Worte, die er mir auf die Zunge gelegt hat, werden Andächtige sammeln, und meine Hände, die er segnet, werden Kranke heilen, Lahme gehen, Blinde sehen machen und ich werde Wunden verrichten, durch seine Hilfe in seinem Schutze, mit seinem Beistand, wenn er es will, mein Fürst, mein Herr . . .“

Ihre anfänglich jauchzende Stimme erstarb in leisem unermelnden Flüstern.

Frau Lapa weinte. „Fromme Mutter Vera“, flehte sie, „schlagt es ihr nicht ab. Mir und meinem alten Manne ist es wie Sterben, wenn wir sie Euch hergeben sollen: Aber sie stirbt uns, wenn Ihr sie nicht nehmt. Will sie etwas, so muß sie es haben. Sie ist immer so gewesen, als kleines Kind schon. Thut man ihr den Willen, so wird sie gut und sanft und folgsam. Aber vorher ist's wie ein Fieber, gleich wie ein Krampf, der sie gepackt hält und gefangen. Erde und Himmel möchte sie in Bewegung setzen, daß ihr das wird, was sie braucht und begehrt.“

„Nun, uns soll sie nicht so beherrschen!“ rief Suor Palmerina.

„Sie erreicht immer, was sie sich vorsetzt. Und sie bietet uns ihren Willen für unseren Orden an?“ fragte die Mutter Vera, — „sie ist klug, sie weiß, was uns frommt. Kind Catarina, hör' mich noch einmal, weißt Du, daß, wenn Du bei uns eintrittst, Deine erste Pflicht, Dein einzig Gebot der Gehorsam gegen mich sein wird?“

„Ich weiß,“ — flüsterte tonlos das Mädchen, das nach dem Krampf, der sie geschüttelt hatte, blaß, wie leblos, mit geschlossenen Augen da lag.

„Weißt Du, daß Du betteln gehen mußt, um Arzneien und Linnen und Geld, unser Leben zu frieren?“

„Ich weiß es.“

„Und Du willst das auf Dich nehmen, alles thun, was ein jeder Dir anstimmt, als die Jüngste in unserer Genossenschaft, Magdbdicente verrichten, das Geringste, Gemeinste nicht gering finden noch gemein, sondern es thun mit Deiner ganzen Kraft, Deinem Willen, — sag', willst Du das?“

„Ich will, ich will, — um feinetwillen!“ handte sie, wie ersterbend. In der abenddunklen Kammer sah man nur ihre Augen noch leuchten, wie sie sich jetzt in schwüchtigem Strahle seitwärts wandten zu dem alten Kreuzfisse über dem Betischemel an der Wand.

Die fromme Mutter der Mantellate bekreuzte sich und legte dann ihre weiche, weiße volle Hand dem Kinde auf die brennende Stirne: „So sei es denn. Wir nehmen Dich auf. Möge es Dich nie gereuen, daß Dein Wunsch Dir erfüllt worden ist.“ — Und sie segnete Catarina.

Dann, als die beiden das Haus des Färbers wieder verließen, sprach sie im Davongehen zu Suor Palmerina, die von dem Geschehenen nur wenig erbahnt war: „Ergibt Euch darin, gute Schwester, Euch wird es künftighin noch ganz bequem sein, Euch von dem Kinde bedienen zu lassen.“

Und die Schwester nickte, daß der alte Kopf an ihrem dünnen Hals ihr wackelte: „So, hui, so meint Ihr es! Ja, dann ist's was anderes; einer Magd bedarf unser Haus wohl. Und schön ist sie nicht, daß sie übles Gerede in unseren Orden bringen könnte. Und klug scheint sie wahrlich, wie Ihr schon jagtet. Also möge sie denn nur kommen.“

Weil aber Schwester Palmerina zu ihrem dünnen, laugen Hals eine gar harte Stimme hatte, die man sehr laut und weit hören konnte, so vernahmen die, welche in der Straße noch vor ihren Thüren saßen, sich der Abendkühle aufatmend zu erheben, ein jedes Wort. Und alsbald ging es von Mund zu Munde, von Haus zu Hause: „Wißt Ihr's auch schon, Catarina Benincasa wird trotz ihrer fünfzehn Jahre von den Mantellate aufgenommen! Und wißt Ihr warum? Weil sie nicht schön ist — nicht schön, aber klug!“

Und jeder, der das wieder sagte, und ein jeder, der es hörte in der Straße dell'Orto, der lachte! Denn da sie wohl wußten, daß eines von den beiden nicht wahr sei, so konnten sie auch das andere nicht glauben. Jeder von ihnen hätte die Worte gerade umgekehrt gesagt: Catarina Benincasa, die mit fünfzehn Jahren sich weigert, einem braven Mann zu gehö- ren und lieber eine Nonne sein will, die ihre blonden Haare sich abschneid und die nun ihre jungen Glieder in ein haren Gewand, in die weiße Kutte, den schwarzen Mantel verhüllen will, schön ist sie freilich, aber klug? nein, klug wahrhaftig ist sie nicht!“

Ein paar Tage später aber, als man die Maid nun wirklich in der Tracht der Mantellate, die ersten Augen demüthiglich zu Boden geschlagen, vorübergehen sah, da neigten sich ganz unwillkürlich dieselben Leute, die über sie geipottet hatten, und die Kinder, die vor den Schwellen der Häuser spielten, ließen ihr nach und begehrten ihr die Hand zu küssen. —

V.

Catarina war, nachdem die zwei Schwestern von ihr gegangen, wie durch ein Wunder von dem Fieber geheilt worden. Ob sie noch Schmerzen litt oder nicht, wollte ihr blasser Mund nicht verraten, der Mutter selbst nicht. Die Nacht hindurch hatte sie geflehen und an dem Kuttenkleide genächt, daß sie fortan tragen sollte, und in aller Morgenfrühe, nachdem sie in San Domenico erst die Messe gehört, war sie zu den Nonnen gekommen. Und so hielt sie's auch fürderhin, die halben Nächte brachte sie in Bußübungen wachend hin, früh morgens ging sie in die Kirche und den übrigen Tag war

sie den frommen Schwestern zu Diensten. Diese besaßen dazumal noch kein eigenes Kloster, sondern sie bewohnten, soweit sie nicht in ihren Familien geblieben waren, ganz am andern Ende von Siena, nahe bei der Porta Romana ein kleines Haus, das Suor Palmerina der Gemeinschaft zugebracht hatte. Weil aber die meisten von ihnen betagt waren, und verwöhnt obendrein, so gab es viel Arbeit, die als der Jüngsten und zuletzt Eingetretenen selbstverständlich Catarina zufallen mußte. Sie hatte die Treppen und Dielen zu waschen, die Betten zu machen, das Wasser vom Brunnen heranzuschleppen, das beiseidene Wäsche zu kochen, den Tisch zu decken, die Speisereife zu Armen und Kranken fortzutragen. Aber sie that es alles fremdlich, ohne Murren, ohne Bögeren. Und wenn sie einmal nach Hause kommend, die Mutter, die plötzlich alt und schwach geworden schien, noch bemüht sah mit ihrer Arbeit, so griff sie mit zu, half dem Vater die gefärbten Zeuge falten, — er hatte nur mehr einen einzigen Knecht im Hause, er konnte seiner Frau auch keine Magd wie früher halten, — und trug auf ihren zarten Schultern die schweren Ballen die steilen Stiegen hinauf und hinunter, als wäre das alles nur ein Spiel. Oder sie stand bald nach Mitternacht heimlich auf von ihrem Lager, schlich sich aus der Kammer vorbei an den Eltern, die, von dumpfer Müdigkeit befangen, in ihren Betten schwer schlafend lagen, in die Küche und setzte den Herd rein und schichtete das Holz zum Feuer und setzte die Töpfe an, daß Nonna Lapa, wenn sie aufstand und die Tochter längst fort war, wie von heimlichen Geisterhänden alle ihre Arbeit gethan fand. — Früher, als Kind, hatte Catarina sich wohl geweigert, so niedere Dienste zu verrichten, sie habe nicht Zeit dazu, sie müsse beten. Nun schien sie für alles Zeit zu haben, nur nicht ruhig sitzen, nicht stille halten, nur etwas thun! Und am liebsten zwei Dinge zugleich. Während sie mit Sand den Steinfußboden scheuerte, sprachen ihre Lippen Gebete; während sie betete, waren ihre Hände beschäftigt, die weißen Kleider der Nonnen zu waschen, ihre Mäntel zu reinigen.

Die ließen sich alle Catarinas gute Dienste sehr geru gefallen. Besonders eine, Suor Alessia, vom stolzen Hause der Saracini, nicht viel älter als jene, aber schon Witwe. In ihrem ersten Schmerz war diese von gelbhierigen Verwandten berebet worden, dem Reichtum wie der Welt zu entsagen und bei den frommen Mantellate einzutreten. Nun aber, da Jahr und Tag vergangen, seit ihr Gatte gestorben, der Schmerz sich, wie wohl leicht begreiflich, gemindert hatte, langweilte sich das junge

Geschöpf zwischen all den alten Weibern, und über ihrem Hörenbuche mit den schön gemalten Lettern, das sie zum Eintritt erhalten hatte, vergoß sie heimlich manche Thräne und gähnte noch viel mehr dazu. Daßer wollte sie immer Catarina um sich haben. Aber wenn sie von ihrer kurzen Ehe zu sprechen aufing und von allen Wonnen derselben, jaß die Maid neben ihr still wie im Traume, die weit offenen Augen in unsichtbare Fernen hinausgerichtet, die Lippen bewegend in heimlichem Beten. Snor Alessia schämte sich dann, daß sie selber nun einmal nicht so fromm sein konnte, und ärgerte sich, weil Catarina gleichsam sich vor ihren Neben stüchtete und weil ihr das wie ein Tadel erschien. Manchmal legte sieß förmlich drauf an, die junge Genossin zu verwirren und anzuregen, sie erzählte ihr immer mehr und immer deutlicher von dem Glücke, daß sie so kurze Zeit nur genossen, und daß sie — wie gern! — jetzt noch einmal und länger und besser, seit sie wußte, wie sehr man es entbehrt, mit einem Anderen erlebt haben würde.

Und sie schalt mit Catarina, daß die sie nicht verstehen wolle, immer sich stelle, als ob sie so meilenfern und fremd und nicht auch ein Mädchen von Fleisch und Blut sei.

„Wie kannst Du nur beten, wenn ich zu Dir spreche? Wenn ich Dir von seinen Küßen erzähle, denkst Du dabei an den Heiland im Himmel?“

„Ja“, jagte Catarina leise.

„Denkst Du an ihn auch, wenn Du den Fliesenfußboden anspädest in der Küche, wenn Du den Wein im Keller festerst, wenn Du betteln gehen mußt? Oder im Refektorium bei Tische, wenn die alten Nonnen dann neben Dir einander von ihren Gebreften erzählen, flüstern, zischeln, Dir und mir viel Übles nachsagen? Dann auch, ist das wahr?“

„Zimmer“, flüsterte Catarina, „wo ich auch bin, ich bin allein in meinem Herzen, wie in meiner Kammer, auch unter Menschen, allein mit ihm!“

Snor Alessia schüttelte ihren Kopf. Sie konnte ihr so recht nicht glauben, sie hatte es ihr nimmermehr nachahmen können. Aber sie begann allmählig für ihre stille, fromme Genossin eine große Freundschaft zu fühlen, eine wachsende Verwunderung, einen umgebungen Glauven an ihre Güte und an ihre Macht. Catarina war selbst nicht immer so ruhig, noch so gefaßt, wie sie schien und wie sie sein wollte.

Im Reichthum lag sie zu San Domenico vor Fra Tommaso auf den Knien und klagte ihrer Sünden sich an:

„Vater, o Vater, heßt mir von den Teufeln, die mich verfolgen, und vor meinem süßen Herrn

schuldig machen wollen! Keulich auf der Straße kam einer, flüsterte mir ins Ohr und verhiß mir feidene Gewänder und goldene Ketten!“

„Du bist ihm gefolgt?“

„Nein, o nein, ich wies ihn von mir, mir schanderte. Aber — es muß ja ein Teufel gewesen sein! — Denkt nur, welche Lästerung, welche Bosheit, — er blendete meine Augen so, daß ich gestern, ich hatte mein leyttes, weltliches Kleid einem armen Kinde gegeben und kniete vor dem Kreuzfize und wollte beten, da sehe ich — denkst nur —, den Heiland, der sich zu mir bengt, von seinem Kreuzestamm herunter, und hielt in seinen beiden Händen weit ausgebreitet mir das Kleid hin, mein eigenes Kleid, das ich getragen, nur anders, Edelsteine säumten den Hals und die Aermel, goldener Zierrat und köstliche Stickereien waren an allen Nähten, mein Mädchenrock schien ein Königsgewand, wie im Himmel die Engel es tragen. Und zu denken, daß mir ein Teufel solche Bilder vorpiegelu konnte.“

„Arme junge Catarina!“ — sie konnte nicht sehen, wie hinter dem vorgehaltenen Kuttenärmel der Predigermönch mitleidig lächelte, „der Teufel, den kenne ich sehr wohl.“

Doch sie zieh sich noch ärgerer Sünden. Sie arbeitete und schenerte und schleppte die Wassereimer vom Brunnen, sie ließ sich gar keine Zeit um zu denken, nur den bösen Geistern den Weg zu wehren. — „Aber sie kommen doch, kommen plötzlich, ungerufen, wenn es Nacht ist und ich allein liege in meinem Bette, höllische, verruchte gemeine Gedanken, dergleichen ich nie früher gedacht.“

„Arme junge Catarina“, murmelte lautlos Fra Tommaso.

„Und sie kommen mitten im Beten. Und sie kommen, wenn ich vor dem Heiland knie, mir mit scharfer Weißel den Rücken wund schlage, plötzlich muß ich ihn dann anschauen und stelle mir vor: — nähme er jetzt mich in seine Arme und küßte mich, wie das wohlthun würde! — Und auf der Straße, — ein Mensch geht vorüber, denkt es Euch, Fra Tommaso, mein Vater! — ich sah auf meinen Rosenkranz nieder, ich sah ihn gar nicht, ich betete fleißig, und plötzlich sehe ich seine Lippen, die rot sind wie Kirschchen, — und ich fühle es auf meinen Lippen drücken, brennen, glühen, und denke, wie seine Küße süß schmecken müßten. Hab ich dazu irdisches Lieben von mir gewiesen? ich weiß nichts von Männern, ich weiß nichts von Küßen! Seit ich ein Kind war, hat mein Vater, hat meine Mutter meine Lippen nicht anrühren dürfen. Und nun, und jetzt! Was hab' ich gethan, was unterlassen, daß die Dämonen

Macht über mich haben? bin ich nicht ins Kloster gegangen, in den Orden der Buße eingetreten, den Ihr mir rietet? Helft mir, Fra Tommaso, mein Vater!"

Ihr Beichtiger beugte sein bleiches Antlitz auf seine Hände. „Du auch, Du auch!! So leiden wir alle, die wir, dem Himmel zu dienen, uns opfern. Der böse Dämon erjagt es keinem.“

„Wie ist das möglich! Dann müßte es ja heißen, der Himmel strafe die fromme Buße.“

„Vielleicht,“ jagte der Mönch, „wer kann das wissen!“

Sie starrte ihn ungläubig an durch das Gitter: „Auch Ihr, Ihr hättet auch so gelitten?“

Er lächelte nur.

Sie aber sah durch das Gitter sein Lächeln, sah, wie seine schwarzen Augen senkt schimmerten. . . . Und plötzlich schrie sie auf, daß es gellend von den Kirchewänden von S. Domenico zurückklang.

„Fra Tommaso, Fra Tommaso, selbst hier in der Kirche! In der heiligen Beichte vor Euch, frommer Bruder, auf meinen Knien hat er Macht über mich. Ah, wie soll ich es Euch nur gestehen, wie soll ich es sagen, ohne zu sterben vor Erdröten, vor Scham. Eben jetzt, da Ihr mich anblicket, eben jetzt hier . . . was ich dachte, als ich Eure Lippen sich teilen und so lächeln sah, nein, das kann ich nicht gestehen!“

Er hatte den Armel rasch wieder vor sein Antlitz erhoben. Er murmelte etwas, es klang, als schlänge er mit der Faust sich vor seine Brust, er mochte beten. „Absolvo te“ — vernahm sie endlich. Doch sie wollte sich nicht rühren. Sie lag wie gelähmt. Da stand er zuerst auf:

„Geh hin und sündige nicht wieder!“ und wollte aus dem Beichtstuhl gehen.

Sie schleppte sich auf ihren Knien zu ihm heran: „Mein Vater, süßer Vater Tommaso, legt mir eine Buße auf, sagt, was ich thun soll, mich zu reinigen von der Sünde!“

„Du! meine fromme, arme Catarina, Du!“

„Vater Tommaso, ich gehe nicht von Euch, bis Ihr mir sagtet, wie ich büßen kann, und bis Ihr mich segnet.“

Da legte er ihr die Hand, wie er's immer gethan nach der Beichte, auf den groben, schwarzen Mantel, der ihr gebengtes Haupt verhüllte. Doch die Hand zitterte ihm dabei.

„Widerstehe der Versuchung, so gut Du es kannst. Du bist tapfer und stark. Es muß Dir gelingen, sie wird von Dir weichen. Nach einiger Zeit, wenn Du nicht mehr so jung bist, nicht so

kräftvoll . . . Dem die Dämonen und Teufel haben mehr Macht bei jungem Blute, das heiß und rasch strömt. Haben sie uns so lange gemeinigt, daß wir siech sind, zerbrochen, elend, dann — hoffen wir's! — dann werden sie wohl befriedigt sein und lassen von uns.“

„Aber was soll ich thun bis dahin? Legt mir etwas auf. Ich will ja büßen. Soll ich noch zehn Aves mehr jagen? Soll ich auf dem nackten Boden schlafen? Soll ich nur Brot und Wasser genießen und nie etwas anderes? Sagt doch, was soll ich?“

„Es hilft nichts,“ murmelte Tommaso.

„Sagt mir, was ich thun muß,“ rief sie wie drohend, „ich will etwas thun, ich will nicht so leiden. Ihr seid mein Beichtiger, Ihr müßt mir helfen. Was soll ich? Rasch!“

Er seufzte und mußte dabei lächeln ob ihrer ungehämten Neue, ihrer gebieterischen Demut.

„Hilf dem ersten, der Dein bedarf vor der Kirchenthüre und siehe ihm bei in seinen Nöten,“ sagte er sanft und ging fort von ihr in die Sakristei zu den anderen Brüdern.

Sie stand und runzelte die Brauen. Das war alles! Schöne Buße für solche Sünde, daß sie der Cecilia, der alten Bettel, — denn sie würde jonder Zweifel die erste sein, die draußen gleich auf den Stufen sie ansprach, — ein Almosen reichte. Bruder Tommaso war nicht der Beichtiger, den sie brauchte. Er wäre ihr strenger weit lieber gewesen. Ein Beichtiger, der mit Höllestrafen droht und ihr vor- schreibt, wie viele Geißelhiebe zur Nacht, wie viele zur ersten, zur zweiten Messe sie sich zuzügen soll, der wäre der rechte. Aber dieser! Immer schien es, als ob er sie schonen, jeden Schmerz ihr ersparen möchte. Vor ein paar Wochen, als sie ihm gestanden, wie das härene Kleid, das sie unter ihrer Kutte trug, einen so bösen Geruch verbreite, daß sie vor sich selber drob Ekel empfinde, — da hatte er ihr wahrlich geraten, es anzugeben, und als sie zweifelte, ob sie das dürfe, da hatte er als ihr geistlicher Vormund und Berater ihr mit Strenge anbefohlen, sie solle nicht länger mit sothamem groben Bußheud ihre jungzarte Haut kasteien. Sie hatte ihm gehorchen müssen, das fragende überlichiende Haarkleid fortan von sich gethan. Aber sich kasteien wollte sie einmal, ob er's gestattete oder nicht. Drum hatte sie ihre Mutter gezwungen, heimlich ihr beim Weisser Wärtler einen Gürtel machen zu lassen mit stählernen Spitzen, die nach innen gekehrt bei jeder Bewegung sie ritzen und vernunben mußten. In der Beichte hatte sie davon nichts gesagt. Fra Tommaso hätte, wer weiß, es ihr wieder verboten, da

er für so viel größere Sünde heute noch eine geringere Buße ihr auferlegt. Mißmütig ging sie zur Kirchenthüre. Es fiel ihr auf, daß nicht die welcke Hand der Cecca ihr wie sonst immer den schweren Teppichvorhang zurückschob. Beim Eintritt, sie entsann sich dessen erst jetzt, war die Alte auch nicht auf ihrem gewohnten Posten gewesen. Catarina stand vor der Kirchthür auf der obersten Stufe und sah um sich her. Keine Bettlerin. Sie schritt die Stufen hinab und weiter. An der Ecke der nächsten Straße, da, wo es zum Stadthor und nach Ponte Branda hinabgeht, hockte ein alter verwachsender Krüppel an einer Hauswand, sie kannte ihn wohl und ging auf ihn zu und fragte ihn, was mit der Cecca wäre?

„Die! Herr des Himmels, fromme Mutter Benincasa, so wißt Ihr es nicht? Sie hat den Ausfall, denkt nur den Ausfall! Hier in Siena! Die Kommission der öffentlichen Sicherheit wies sie fort von der Straße. Sie darf sich vor keinem Christenmenschen mehr blicken lassen. Denn die Krankheit ergriß sie sonst andere, wer weiß von den edlen Herrn der Regierung, deren so manche die

Messe in San Domenico hören. So eine schandehafte Plage! Wer will denn auch elend und den Menschen zum Abscheu werden! Die Cecca hat es lange verheimlicht. Aber nun es doch rüchbar geworden . . .“

„Und wo ist sie?“ fragte Catarina.

„Weiß ich's? Jemandwo. Vor den Thoren vielleicht. Kann auch sein in dem alten Pethof auf der Lizza, wohin dazumal, Ihr, Fräulein, war't wohl erst eben geboren, die Siedchen, die in den Straßen lagen, gebracht worden sind, um dort zu sterben. Wer fragt auch danach.“

„Es ist gut, ich danke“, sagte Catarina und wandte sich von dem vedseligen Alten. Sie ging wie auf Flügeln, froh und eilig. Dem Ersten, der Dein bedarf, sollst Du helfen und in seinen Nöten ihm beistehen . . . hatte nicht Fra Tommajo andrücklich ihr das geboten? Nun wollte sie es thun, vielleicht anders, als er es gemeint. Doch je schwerer es ihr fiel, dies war eine Buße, wie sie gerecht schien, und wie es ihr dünkte, daß ihr Herr und Verlobter im Himmel sie lobend anerkennen müsse. (Fortsetzung folgt.)

Auf dem Kirchhof.

Am einsam dunklen Himmel verbreitet sich
Ein aschefarb'ner Schleier so trauervoll,
Und ahnend schau' Boombenwähe
Starren die Lüfte von grauer Schwerwut.

Nicht hingit im Wald mehr flatternder Vögel Sang,
Nicht haucht die Wiese würzige Düste mehr;
Ein grauer Nebeldunst umspinnet die
Sträucher und Steine mit dichter Hülle.

Die dürren Schollen haben, vom Regenguß
Gepeitscht, in laugen Rissen sich aufgethan.
Mit starren Wellen gleicht der Boden
Einem vom Sturm zerriß'nen Meere.

Und hier, die bleichen Hände gefaltet, ruht
Wie eine Heil'ge, wie eine Märtyrin
Du, meine heißgeliebte Mutter,
Von Deines Lebens gehäufster Mühsal.

Mein dumpfer Gram löhnt tief mir im Innersten,
Stumm von der Wimper kräuf meine Thränenlut;
Ich all're — und die Stund' erseh'n' ich,
Die mich für immer mit Dir vereiniget.

Aus dem Italienischen des Cesare Rossi von Paul Heyse.

Rifornelle.

Nimm diese Weilchen;
Ich scheid, meine Arbeit noch zu thun,
Dann komm ich ganz zu Dir. Sei treu ein Weilchen!

Brombeer und Baidekraut.
Der Hand des Blühens, und geriste Kraft, —
Ich weiß ein Bild, wo beides ich geschaut.
Bermann Maperdoser.

Begegnung.

Du grüßtest kaum, da ich Dir heut' begegnet.
Du rittest mir vorüber, kurz, im Schritt.
Da schrie mein Herz und folgte dennoch mil.

Es hant wie Gold ans Deinen Haar gereget.
Und dieses Kadrens Croh! Inbes ich litt,
Wie warst Du schön. Wie haß Du mich geseget!
Paul Wertheimer.

Lied.

In meines Vaters Garten,
Da wächst das Gras so grün, so grün,
In meines Vaters Garten,
Wo still die Rosen blüh'n.

In meines Vaters Garten
Klingt süßer Nachtigallenschlag —
Hinter den dichten Büschen
Erlöbn's den ganzen Tag.

Ich sah wohl oft in Träumen
Und hab' mich weit hinaus gesehnt,
Zu wandern, ach, zu wandern,
Wo sich die Ferne dehnt.

Und Wald und Berg und Fluren
Und all' die Welt ist nicht so grün,
Wie meines Vaters Garten,
Wo still die Rosen blüh'n.

Du steh' ich still am Wege
Und denke der vergang'nen Zeit —
Kings blüht die Welt und leuchtest
Und strahlst in Herrlichkeit.

Kings schimmern die Gebirge
Und hohe Palmen steh'n am Strand —
Und ich bin hergewandert
Weit, weit durch Meer und Land.

Ich hör' ein helles Singen
Und Lust und Lachen überall —
Doch süßer sang vor Jahren
Daheim die Nachtigall.

Georg Edward.

Abendsicht.

Wo des Lichtes letztes Leuchten
Rheinwärts das Gebirg' umsonnt,
Zieh'n die bunten, herblich leuchten
Wolken hin am Horizont.
Bunt und herblich ist mein Träumen
Und mein Hissen thränenseucht,
Seit mir aus verschwiegnen Räumen
Leuchstete ein mild Gelächert.

Hinter jenes Walds Bezirken,
Wo die Abendsonne glüht,
Ist im Schatten weißer Birken
Mir ein Liebchen aufgeblüht.
Blonde Flecken, blaue Sterne,
Roten Mundes Silberklang
Locken westwärts mich zur Ferne
Augefläm mit heißem Prang.

Der Du Sommers Pracht in Splitter
Anbeugsam, o Herbst, persdherbst,
Ob auch mich Du herb und bitter
Meines blühenden Glücks entlebst?
Ach, die Wolken werden dunkel,
Und mein Blick durchdringt sie nicht.
Aus Gebirg' nur mit Gefunke
Laut ein Nüchtern, Spühchen Licht.

Süßes Licht, o laß mich glauben,
Sende Hoffnung meiner Pein.
Mag der Herbst mir alles rauben,
Nur dies Flämmchen mag gedeih'n,
Daß es mir in Winters Härmen
Leuchtel und mich fröhlich macht
Und erhellt mit frommen Wärmen
Meiner Stube frühe Nacht.

Otto Michaeli.

Über eine Weile.

Eine kleine Weile
In des Tages Hall und Prang
Lancke Du des Liedes Klang,
Eine kleine Weile.

Spieler mit den Reimen,
Die sich schmeickeln durch Dein Ohr
Bis durch Peines Herzens Chor.
Spieler mit den Reimen!

Fang die zarte Seele
Mit der Reimen liebend ein.
Laß Dich ganz gefangen sein —
Fang die zarte Seele!

In des Tages Mähen
Weht sich Dir ein Paradies,
Ein Gebet für das und dies
In des Tages Mähen.

Über eine Weile
Wirft Du nicht mehr müd und bang —
Alles Leben ist ein Klang
Über eine Weile.

Maja Matthey.

Die Weisen der Menschheit.

Ein Knabe noch träumt' ich von manchen Kräupen.
Mit Alexander zog ich unglück hin
Nach Indien, im Entloberger Walde
Wart ich mit Hermann ab das fremde Joch,
Und mit Columbus hoffend lagt' ich aus
Am Bord des Schiffes nach den neuen Rissen.
Und schaut' ich auf in klaren, stillen Nächten
In den Gestirnen, die mit gold'nen Wägeln
Das herrliche Geheimnis jener Welten
So schön verschließen, Kepler, Dein gedacht' ich,
Da in dem weiten Dunkel meiner Träume,
Du sunkelte ein gold'ner Stern am andern
Und ihre Sonne sah ich und erhaunte
Die ewigen Gehefte ihrer Ordnung.
Pann lodte mich des Dichters Lorbeerkranz,
Der unverwundlich durch Jahrhunderte
Die Marmorstirne schmückt. Und seine Tieder,
Die er begeistert aus des Menschenschicksals
Verwirren Sturmarmelodien griff,
Die ihm der milde Hauch des Abendhimmels
Von stillen blauen Bergen zugeweht,
Sie lönten Tag und Nacht in meiner Seele
Und riefen nach den ewigen Geschwistern,
Die hier noch dunkel träumend schlummerten.

So sah ich Große nach dem Größten streben
Und eine Welt erobern in der Welt.
Hochragend, Hirnbehrängt, so schritten sie
Aus den Jahrhunderten an wir vorüber.
In heißer Liebe sah ich auf zu ihnen,
Und fassch und echt verstand ich nicht zu scheiden.
Begierig nur griff ich nach ihren Kränzen
In die Unendlichkeit hinaus, wie Kinder
Mit ihren Händchen nach den Sternen greifen.

Ein eitles Kinderspiel! Ihr schönen Tage,
Die ich verträumt, als ich aus Blumenhöltern
Den Weg des Knaben zu den stillen Höhen
Des Mannes glug, euch bringt kein Traum mir wieder!
Und doch, so schön ihr waret, keine Sehnsucht
Wächst euch noch einmal leben! Aufwärts geht
Der kurze Weg des Menschen, zu erfüllen
Sein hohes Schicksal, sich den Sinn der Welt
Zu denken, und das edle Wort zu finden
Für jeden schönen ewigen Gedanken,
Der ungesprochen in den Dingen schlummert.
Und nicht verträumen wie in dumpfem Schlaf
Soll er das Licht der Sonne und das Blau
Des hohen Himmels, sondern frischen Auges,
Beneht mit Morgenlauh der grünen Wiesen,
Die Welt von Hefeln sich entschleiernd schauen,
Und, das Gesetz der Menschlichkeit erkennend,
Die Tage leben, die in seine Seele
Ein Gott hineingehaucht, mit ihren Sonnen
Von hohen, ewig leuchtenden Gedanken.

Es schön ist es, in solchen Tagen leben
Und nicht gedenken all der kurzen Freuden,
All der unweisen Sorgen, die das Tier
Entsüßend oder quälend! Wie ein Schiffer,
An Beute reich, zum Heimatstrande kehrt,

Und seiner Hülfe tilles Glück erschaut,
So heimzukehren aus der Fint des Lebens,
Reich an Gedankenbeute, zu der stillen
Und schönen Welt der eignen Menschenseele!
Und dringt Dein Blick nur bis zum Schein der Dinge,
Kann er des Himmels Blau nicht überfliegen,
In Deiner Seele ruht die ganze Schöpfung
In ihrer Auerwähltheit, und der
Sie schuf, er ist in Dir. Du bist Dein Ather,
Der wolkenlos sich über Berge wölbt,
Dein Adler, der in ihm die Schwingen breitet.

Was kümmert den, der solche Welt erheut,
Der Ruhm des Lebens, das nach Stunden zählt,
Der heiße Kampf, der Tag und Nacht nicht ruht,
Bevor die Schläfte nicht vom Lorbeerkranz
Beschatelt ist? Anwillig hört er nur
Die Schwerter klirren und das laute Klagen
Der Armen, die der Ehrgier hingenordet,
Und mit Verachtung nur gedeutet er jener,
Die um des Ruhmes willen Macht und Weisheit
Erjagen wollen und ihr gauges Leben
Auf den Gewinn der einen Stunde sehen,
In der die blinde Menge auf ihr Haupt
Die unverdiente Krone drückt. Seht dort
In stiller Einsamkeit den Sänger stehn;
Schön ist die Welt um ihn, zu seinen Füßen
Kauscht in der Tiefe unten durch die Schlucht
Die junge Quelle. Zwischen grünen Zweigen
Sieht man in weiter Ferne Türme ragen,
Und laufflos dehnt sich in dem breiten Chale
Die Stadt dahin. Da träumt er seine Tieder
Aus tiefstem Herzensdrange, unbekümmert
Am Adel oder Gunk, und voll Gefänge
Steigt er in stiller Nacht beim Glanz der Sterne
Himunter zu den Menschen. Aber niemand
Tausch seinem Tiede, während laufend Kränze
Dem Akerdichter jeden Vers belohnen.
Was kümmert's jenen, ob er ohne Ehren
Einst in die Erde sinkt, ob Tage kommen,
Wo Noth ein Meißel seine Stirne formt,
Das Volk begeistert seine Statue
Mit Kränzen schmückt? Sein Leben war ihm Lohn
Genug, und einen Kampf nur kämpfte er,
Das Ewige der edlen Menschenseele
Sich aus der Flucht der Dinge zu erobern.
Du unverzagtes Ringen nach Erkenntnis,
Du froher Kampf der hochgeschundenen Menschen
Um eine Welt der Schönheit und der Sitte,
Was ist des großen Alexanders Zug
Nach Indien, mit euch verglichen, was
Napoleons so blutgetränkte Siege?
Euch reicht die Weltgeschichte ihren Lorber,
Ist sie gerecht nur, und läßt unbekrönt
Die Mäuner, welche nur der Ehrgier stieb,
Die Welt mit ihrem Namen zu erfüllen!

Wer schied den Menschen vom dem armen Tier
Und hob ihn über seine Erdenbrüder,
Dass nicht der tierische Stern so ferne blinkt,
Wie Menschengeist ist fern vom Geist des Tieres?

Nicht der war's, der in wilder Ehrbegier
Ihn zwang, das Schwert für seinen Ruhm zu rühen,
Der ihn von Kampf zu Kampf, von Sieg zu Sieg
Geführt, und der ihn lehrte, mit der Kraft
Und Kubarmherzigkeit des wilden Tieres
Sich zu behaupten in dem Kampf des Lebens;
Hein, der war's, der zum erstenmal gedacht
Den leisesten Gedanken von der Hoheit
Der Menschenseele, der zum erstenmal
Ein Ewiges geahnt und in dem Schauer
Erhabener Gefühle Worte fand,
Durch die, gleichwie Planeten von der Sonne
Ihr Licht empfanden, seit Jahrtausenden
Die herrlichsten Gedanken angelenket.
Sie waren es, die Weisen, die dem Menschen
Das Seelenauge aufgethan, zu schauen
Das Ansehnbare, Ewigwolkende;
Sie waren es, die über Purpurwolken
Von Schneebedeckten Gipfeln uns die Welt
Von ewigen Gestalten hingekümt,
Damit dem inneren Auge sichtbar wandle
Die Kraft des Ewighohen, Ewigschönen,
Und daß wir nicht verzagen, wenn das Leben
Mit seinem Ketten Scheiden uns verwirrt.

Kein Stein nennt ihren Namen, kein Gesang

Erzählt von ihren Thaten. Niemand doch
Sanft ihrer Seele Sonne, seit dem Tage,
Da sie zum erstenmal der Welt geleuchtet.
Was Moses schrieb, was Buddha sann, was Christus
Die Menschen lehrte und was Goethe schaute,
Es war der hellgeword'ne volle Tag
Der Morgenröthe, die um dunkle Gipfel
Einst jene Weisen leuchtend hingegossen.

Verehre denn die Weisen unsrer Menschheit,
Die nur dem Geiste lebten und den Ruhm
Nicht suchten, und die unverlockt vom Blühen
Der schönen Erde nur dem blauen Ather,
Der lautlos über höchsten Gipfeln ruht,
Entgegenstrebten, hüthne Wandervogel,
Die in dem Prange unstillbarer Sehnsucht
Ins Land der ewigen Gedanken flogen.
Und sorg' Dich nicht, ob Dich die blinde Menge
Als Weisen ehrt, ob Du als toller Bahr
Ihr giltst. Du deute Dir den wirren Traum
Der Tage, da ein Unnenbares Dich
Ans Licht gerufen, und mit hüthnem Flug
Eil' jenen edlen Wandervögeln nach,
Die aus dem Schein der Dinge Dich entführen
In jene Welt, die wir nicht nennen können,
Doch fühlen, die allein nur wirklich ist.

Camillo V. Susan.

Großstadt-Grübling.

Jetzt zieht der Frühling in die Lande ein
Und wird auch durch die enge Gasse kommen.
Da Hol und Elend um die Hüften schleicht. —
Wenn er auch nur so im Vorübergeh'n
Im Blumentopf, den eine blasse Hand
Voll froher Hoffnung an das Fenster stellte
Ein Rosenknösplein oder Weitschen wecht,
Paran sich eines Kranken Seele freut —
O glaube nur: er spendet auch damit
Denselben Segen, wie auf freier Flur,
Wo sich sein Rauber tausendfach entfaltet. —
Der Frühling weiß, wie ihn der Arme liebt.
Er zieht vorbei, wenn sich im Pämmerlicht
Der Goltfesrieden auf die Erde senkt.
Ein leises Klüstern wandelt vor ihm her
Und blüht den schlichten Vorhang auf, damit

Er ungestört ins Zimmer schauen kann.
Im Käfig dort der Pomsfaff, ganz allein
Hat ihn bemerkt und sang sogleich ein Lied
Von Kälte und von Sonnenglanz und Glück.
Das noch in weiter, weiter Ferne weilt. —
Sonst alles still. — Doch wenn der junge Tag
Im Purpurglanz die Dächer übersteigt,
Der erste Sonnenstrahl die Scheiben küßt; —
Wird eine Kinderhand aufs Fenster deuten,
Wo sich das erste Knösplein zeigen will.
Und eine Stimme spricht, vor Freude lallend:
„Ach Mutter, sieh! Der Frühling war bei uns
Und hat die schönen Blumen wiederbracht.“ —
Die Mutter aber träumt die alten Träume
Von einem Glück, das einstens kommen will . . .

Heinrich Heine.

Weil sie im Herzen blüht —

Im Palmenhaus zu Herrenhausen wars,
Der Gärtner führte mich, sein Versein betend,
Das er manch hundertmal schon hergesagt,
Mit monotonem Klang die Pflanzen nennend
Und ihre Länder, wo sie heimisch sind.
Da vor der größten Palme blieb ich steh'n,
Die schlank und stolz sich nach der Höhe reckt,
Nur wenig noch, dann streift ihr Grün das Glasdach.
„Was dann,“ steng ich den Gärtner, „wenn das Haus
In klein der Palme wird? Wird mans erhöh'n,
Wird man etwa den stolzen Prachbaum opfern?“

Da sprach der Gärtner: „Keins von beiden, Herr,
Die Palme da ist nennig Jahre alt
Und hat noch nie gelübt in ihrem Leben,
In diesem Jahre wird sie's thun und dann
— Sie blüht im Herzen, Herr — dann geht sie ein.“ —
Und wie ich längst schon aus dem Palmenhause
Und durch Hanoovers Gassen wieder schritt,
Da fuhr mirs immer wieder durch den Sinn:
„Weil sie im Herzen blüht, blüht sie nur einmal,
Dann geht sie ein.“

Rudolf Gärtner.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Das alte Klavier.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein Dampfer war angemietet, hübsch aufgetakelt, im tiefsten Bauche mit köstlicher Zehrung befrachtet. In hellen Haufen standen die Sangesbrüder bereits an der Landungsbrücke und auf dem Schiffe; Schwestern und Bräute hatten sich die Begleitung der Brüder, der Liebsten bis zum Augenblick der Abfahrt nicht versagen können; Scheidegrüße hüben und drüben; der Liebevater eifrig inmitten seiner Scharen, um sie zu einem Abschiedsgejang zu sammeln — — da fiel einem ein, daß ein Klavier fehle! Ein Klavier muß an Bord! Wie soll man joust die Stimmen zusammenhalten? Ein Klavier, ein Klavier, ein Königreich für ein Klavier!

Aber Klaviere sind keine Reisegegenstände und die Kot war groß.

Doch wie? Staud nicht bei uns auf dem Dachspeicher ein altnodisches Instrumnt, das seit Jahren nicht mehr benutzt worden war? Dem würde die Reise nicht schaden! Da war uns ja schnell geholfen! Her mit dem Kasten! Gedacht, gethan. Bald hatten handfeste Arbeiter das alte Möbel aus seinem Ruhestand befreit; schon war es unter der Kommando-Brücke der „Harmonia“ aufgestellt; ein paar heisere Akkorde und dann brauste, während die Akter gelichtet wurden, aus nahezu hundert jugendfrischen Kehlen ein mächtiges Lied hervor. —

Es war eine prachtvolle Fahrt. Tage des Jubels, schäumender Jugendlust. Blauer Himmel und lachende Sonne über dem Rhein, lachende Augen und blinkende Gläser an den Stätten der Mast. Kommt, laß uns anklingen zum Gedächtnis aller frühlichen Stunden, die uns das Leben gebracht hat! —

Ebenso heiter wie die Hinfahrt verlief die Heimkehr.

Als wir bei wundervollem Mondschein am Draußenfels vorbeikamen, verlangte die gehobene Stimmung der Rheinfahrer einen nachhaltigen Ausklang. Es galt, dem Vater Rhein in feierlicher Weise den Dank für seine Gunst abzustatten.

Gejang erscholl zu seinem Ruhm; Neben wurden ihm zum Preise gehalten; die Schiffsböller trachten; von den Bergen antwortete vielstimmiges Echo; aus den Gärten der stattlichen Landhöfe längs des Stromes stiegen Raketen gen Himmel, ein feuriger Gruß an die Säger; unzählige Gläser wurden geleert, hie und da flog eins in der Begeisterung des Augenblicks in leuchtendem Bogen über Bord.

Nun wünschte ein lustiger Burck, den Rixen, die uns hold gewesen und uns den Vater Rhein günstig gestimmt, ein Weisheitsgeschent zu spenden.

„Einen goldneuen Mann, wie ihn die Urlei hat!“ hieß es hier. „Eine helltönende Harje!“ rief man dort.

„Sangesbrüder, ich hab’s!“ schrie ein Dritter. „Verwachen wir ihnen doch den alten Klumpertasten, der uns wacker genug gedient hat. Fortan mögen in der kristallenen Tiefe die Rheintöchter seine Saiten rühren!“

Der Eigentümer ward um sein Einverständnis gar nicht gefragt. Aber ich besand mich in dem allgemeinen Mauth und jubelte sofort mit in dem lauten Beifall, den der Vorschlag fand, ja ich legte selber Hand an, als das ehrwürdige Möbel nach dem Heck getragen wurde, von wo es hinunter sollte in das seuchte Grab.

Noch eine kurze Mast. Wie vor dem Auslöschen der Fackeln nach einem Fackelzuge hieß es: „Silentium!“ Wir singen das gaudeamus, die Musik spielt die Weise vor! Zum letzten Male wurden die alten Saiten geschlagen; unter schallendem Vivat hob ein Duzend Arme das brave Möbel empor, dessen Saiten beim Anstoßen an die Bordkante einen leisen Senzger gaben; dann hatte ich’s zum letzten Mal gesehen. Dampf klatzte es von unten herauf, die rauschende Flut hatte über den Empfang quittiert.

Hurrabgebraus rings um mich her; ich aber sah stumm in die Wellentreife, die der Sturz verursacht hatte und die allmählich in dem glühenden Niewasser des Dampfers verschwanden. Der klingende Senzger

hallte mir an jenem Abend noch öfter in den Ohren nach.

Dann aber hatte ich mich dieser Szene nicht wieder erinnert, bis sie mir in Mutter Monikas Garten von neuem vor die Seele trat. —

Als ich den zweiten Ausgang nach meiner Krankheit machte, — es war ein köstlicher Junimorgen und auf die Gräzer war reichlicher Tau gefallen, — da fühlte ich mich zwar noch nicht ganz als junger Kiese, aber es ging mir schon bedeutend besser, jedenfalls schloß ich auf der Gartenbank, die ich mir schnell zum Lieblingsplatz erkoren, nicht wieder ein. Vorher hatte ich, wie gesagt, tagsüber wenig im Städtchen verweilt, sondern unermüdet Berg und Thal durchstreift: der kleine Garten war mir daher fast unbekannt geblieben und bot jetzt meinen Blicken allerlei zierliche Sehenswürdigkeiten.

Ich glaube, man hat für die winzigen Erscheinungen in der Natur wie solch' offenen Sinn, als wenn man sich selbst infolge einer schwereren Niederlage einmal recht klein und dürrig vorgekommen ist. Gerade dann besißt man auch den besten Maßstab für die Bedeutung und Schönheit der mannigfachen kleinen Dinge der Schöpfung, die der Mensch sonst in seinem Vergnügen leicht übersieht. Noch niemals hatte ich mich über die Form eines Blatts, das Farbenspiel einer bescheidenen Blume, über das Irrillieren der Vöglein und die Jagdbahenener von Käfern und Schmetterlingen so gefreut, wie in jenen Tagen der Genesung. —

Aber noch eine ganz andere Entdeckung als auf dem Gebiet der Natur Schönheit sollte ich im Garten der Mutter Monika machen.

In der Mittagsstunde hatte ich eben den Schatten der Nottornbäume wieder aufgesucht und mich auf die Bank niedergelassen, da schlugen plötzlich an mein waches Ohr die Töne, die ich gestern im Traum gehört zu haben glaubte. Wiederum klang's genau wie von den Seiten des alten Spinetts, das meine Mutter einst gespielt hatte und das nun im Rheinstrom lag. Wiederum dieselbe Weise, die mir gestern zerrissen und zusammenhangslos durch den Kopf geslattert war. Nun erkannte ich sie auch, sie war ja eine der Lieblingsweisen der Seligen gewesen, eins jener kleinen Präludien Bachs, die auch auf dem mangelhaftesten Instrument von ihrer rührenden Schönheit nichts verlieren.

Ich verhielt mich lautlos, schier versteinert vor Verwunderung. Jetzt war das Stück zu Ende, ein paar Akkorde leiteten zu einer neuen Melodie

über, jetzt setzte eine weibliche Stimme ein, süßer, lieblicher Gesang:

Ah, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lösen kann!

Leise erhob ich mich und trat auf die Heubuchenshecke, die die Grenze gegen das Nachbargrundstück bildete, bog die dichtbelaubten Zweige behutsam aneinander und hatte nun Gelegenheit, gerade in das offene Fenster des Nebenhäuschens hineinzuschauen und die Sängerin zu sehen: ein junges, ungefähr neunzehnjähriges Mädchen, blond von Haaren, blauäugig und mit frischen Wangen. Das Profil ihres Antlitzes wies sich mir, gleichwohl erkannte ich, wie traumverloren sie vor sich hinblinzelte, als weilte ihr Geist in anderer Zeit und Welt. Jetzt der letzte Vers, dann stand sie auf und schloß das Klavier; ich aber entfernte mich aus meiner Lauscherstellung, die sie mit einem Blick auf die Hecke hätte wahrnehmen können.

War meine Aufmerksamkeit zuerst von den Klängen des Instruments gefangen genommen, so hatte mich alsbald der entzückende Gesang dieser leisen Mädchenstimme hingerissen. Ich war wie verzaubert. Auch ein Mittagszauber, aber nicht der große Zauber beherrschte die Stunde, sondern Amor, obgleich mir dies erst später klar geworden ist. —

In der Hecke befand sich eine niedrige Lärche, die in verrottenen Ängeln hing und wohl seit langer Zeit nicht mehr benutzt gewesen war. Als ich dieser Thür nahe kam, bemerkte ich das Mädchen. Ich grüßte bescheiden, sie erwiderte freundlich und unbefangenen den Gruß. Das, lieber Freund, war der Anfang eines anmutigen Verkehrs, der heilkräftig auf mich wirkte und mich schneller ganz wiederherstellte, als Luft und Licht, Ruh' und Raht allein es zu stande gebracht hätten. Über die Heckenlärche diesseits und von dem bewußten Fenster jenseits spannen sich die Fäden unserer harmlosen Unterhaltung und leise, leise die unseres Geschicks. —

Einmal, es war bald nach Beginn unserer Bekanntschaft, war ich auch durch die Pforte an ihr Fenster herangetreten, nachdem ich sie gebeten hatte, das Klavier in Augenschein nehmen zu dürfen, dessen Töne liebe und trübe Erinnerungen bei mir geweckt.

Ich schaute in das Stübchen hinein und — Wunder über Wunder! da stand, ich möchte sagen leibhaftig, das alte Spinett, das ich längst auf dem Grunde des Rheins zerstückelt geglaubt. Diese gedrungene Figur des Kastens, darunter die unverhältnismäßig dünnen Stelzen mit den eigentümlichen, wie Blumenkelche geschnittenen Kläufen;

über den Tasten das eingelegte Ornament aus vergilbtem Eisenblech; es stellte tanzende Amoretten dar — alles, wie ich es an dem alten Erbstück gesehen, wie es sich meinem Geist einst für immer eingepägt hatte! Die Staubschicht des Vergessens war wie weggeblasen.

Meine Augen mochten sich nicht abwenden, denn immer neue Erinnerungen strömten von dem Gegenstande aus. Ich sah die teure Mutter am Klavier sitzen, mich daneben auf einer Fußbank, ihrem Spiele lauschend; ich sah, wie sie die Notenblätter mit ihren schlanken weißen Fingern umwandte, den Fingern, die mir so oft Haar und Wangen gestreichelt; ich sah an ihrer Linken den seltsam geformten Ring, ein zum Meisen gebogenes, winziges Kreuzifix, auch ein Erbstück; ich vermeinte fast, ihre liebe Stimme zu vernehmen, wenn sie rief: „Winand, mein Kerlchen, nun hol' mir das schöne Notenbuch aus dem Eckspind, Du weißt, das blaue!“ Wie eifrig war ich dann bemüht gewesen, den für meine kleinen Arme gar schweren Band heranzuschleppen! Das war nun zwanzig und einige Jahre her und das längst Vergessene lebte wieder auf bei dem Anblick eines alten Klaviers im Stübchen der blonden Brigitta zu Königswinter.

Ich mochte wohl recht lange still und stumm dagestanden haben, als mich eine herzige Stimme fragte:

„Nicht wahr? Ein sonderbares Instrument. Aber ich halt' es hoch in Ehren und es ist mir fast das Liebste, was ich auf Erden besitze; nur die Andenken von meinen seligen Eltern geh'n mir darüber!“

Und ich, dem ein gleicher Gegenstand ein teures Andenken hätte bleiben sollen, hatte ihn im Übermut der Jugend einer tollen Laune geopfert!

An dem Tage sprachen wir nichts weiter über das Instrument. Es gab ja noch über andere Dinge zu reden, über das herrliche Wetter, die Blumen im Garten und die Blumen, die auf dem Tisch meiner holden Nachbarin lagen. —

Brigitta, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußte, fertigte für ein Bonner Fußgeschäft künstliche Blumen und allerlei Tand aus solchen an. Daneben beschäftigte sie sich mit dem Trocknen bescheidener Feld-, Wald- und Wiesenblumen, die sie auf sonntäglichen Spaziergängen pflückte. In gelegentlicher Ermangelung jener nahm sie wohl auch Zöglinge der Garten und Zimmerkultur und vereinigte die zarten vegetabilischen Mumien zu Arabesten und Sträußen, die, zwischen durchsichtiges Papier gepreßt, den Schmuck von Lampenschirmen,

Fensterbrettern und sonstigen Transparenzen bildeten. Sie besaß von Kind auf ein vorzügliches Geschick für derartiges Basteln und wußte allen diesen Gegenständen, die doch recht eigentlich nur Kunstfeleien sind, das Gepräge einer wirklich künstlerischen Natur anzubringen. Früher hatte sie solche Beschäftigung bloß zu ihrer eigenen Freude getrieben und für das elterliche Heim und die eigene niedliche Person mancherlei freundlichen Haus- und Bierat geschaffen, auch wohl Fremdbiinnen mit den Werken ihrer Hände beschenkt, jetzt aber lenkte die Sorge ums tägliche Brot diese geschickten und fleißigen Hände.

Sie war eine Waise und ihre Eltern ruhten seit etwa drei Jahren im Grabe. Der Vater, von Hause aus Chemiker, war zuletzt als technischer Direktor einer Fabrik in Bonn angestellt gewesen, nachdem er vorher die Bitternis des Lebens reichlich zu schmecken bekommen. Als er, noch im rüstigsten Mannesalter, und gleich nach ihm die Gattin das Zeitliche gesegnet, fand sich das einzige Töchterlein in Vermögenssicht gegenüber dem Nichts. Der Nachlaß reichte gerade aus, die Kosten der Begräbnisse zu decken und kleine Schulden aus dem letzten Lebensstagen der Verbliebenen zu tilgen. Brigitta versuchte durch Erteilen von Musikunterricht sich durchs Dasein zu schlagen, doch die Konkurrenz ließ das arme Mädchen, das zudem den Fehler hatte, für die Stellung einer Lehrerin zu jung zu erscheinen, nicht Fuß fassen.

Da bot eine alte Verwandte in Königswinter der Waise an, bei ihr zu wohnen und mit ihr das Auentchen Wohlstand zu teilen, dessen sie sich selbst erfreute. Das war Hilfe in der höchsten Not. Brigitta zog zu der Alten, die sich bei fremdlichen Leuten, den Nachbarn meiner guten Mutter Monika, eingemietet hatte, und machte einen Versuch mit dem Werthen ihrer Fertigkeit in der Herstellung von Blumensträußen. Sie hatte hierin von vorn herein Erfolg und war bald im stande, einen erheblichen Beitrag zu den Kosten des gemeinsamen Haushalts zu leisten. Ja, als einige Zeit darauf auch die Tante starb, konnte Brigitta deren kleine Wohnung übernehmen und mit einiger Sicherheit in die Zukunft schauen. —

Was sie in der neuen Lebenslage mit am schwersten empfand, war der Verlust ihres geliebten Pianinos. Sie hatte durch ihr Spiel dem Vater, wenn er Abends abgepaunt aus der Fabrik heimgekehrt war, manche kleine Freude bereitet. Auch das Piano hatte ihr die unbarmherzige Nachlaßregulierung geraubt. „Der Preis, den es erzielt hat,“ meinte Brigitta, als sie mir ihre Lebensgeschichte

mittheilte, hat grade den Sarg meines teuren Vaters bezahlt gemacht.' So mußte sie denn in tiefer Trauer des Trostes der Frau Musica entbehren. Die Vieder, die man in solcher Lage vor sich hinzunimmt, sind doch nur ein Ausdruck des Schmerzes und vermögen alles eher, als das betrübte Herz aufzurichten.

Einmal brach nach langer grauer Zeit wieder ein Sonnenstrahl des Glücks durch die Wolken. Ich habe noch heute die Worte im Gedächtnis, mit denen mir Brigitta das kleine Ereignis erzählte.

Es war ein klarer Abend im vorigen Sommer, jagte sie. Nachdem ich den Tag über eifrig hinter meinem Tischchen gearbeitet hatte, ging ich hier im Gärtchen auf und ab und atmete die würzige Luft ein, die einer armen Stubenhockerin so wohl thut. Da erscholl von einem vorüberfahrenden Dampfer Musik. Es war ein Waldhornquartett, das eine anmuthige Volksmelodie spielte. Keine traurige Weise, vielmehr eine recht fröhliche, die das Herz zum Mitjubeln zwingt. Auch mir war zum Rauchen zu Mute, denn nach Kummer und Leid kommt für das junge Herz auch wieder einmal ein Augenblick, wo es ganz von dem Gefühl erfüllt ist, daß es nichts Schöneres giebt, als Gottes schöne Welt. An jenem Abend war meine Seele der düstern Vergangenheit weit entrückt und schwelgte in der Banne des Daseins.

Längst war das Schiff vorbei, die Hörnerklänge waren längst verhallt, aber immer noch wirbelte mir das lustige Lied als Ausdruck meiner Stimmung im Kopf herum. Hernach, in mein Stübchen zurückgekehrt, empfand ich den Mangel eines Instruments schmerzlicher als je. Ich hatte früher, wenn ich außerhalb des Hauses Musik gehört, mir gern daheim die Weise an dem Klavier zusammengeführt, und mit diesem angeborenen und sorgfältigsten Bedürfnis war ich dadurch vor die Stelle an der Wand getreten, wo — ein Klavier stehen konnte.

Ich hatte mir schon öfters die Freude ausgemalt, mit der ich, wenn mir langer, langer Fleiß und manch' kleine Entbehrung in anderen Dingen eine hinreichende Ersparnis ermöglicht haben würde, ein Pianino ersehen und ihm an jener sahlen Stelle seinen Platz anweisen würde. Nun überzählte ich mir das Sümuchen, das ich bereits zurückgelegt; ach, es fehlte noch viel, sehr viel an dem Preise für das billigste Instrument, und mit Seufzen dachte ich daran, daß Jahre darüber vergehen könnten, ehe sich mein Wunsch erfüllen ließe. Da war aus der fröhlichen Laune, die mir der Abend

gebracht hatte, zuletzt doch eine recht wehmütige geworden.

Am nächsten Vormittag hatte ich einen Geschäftsgang in die Stadt zu thun und kam in die Nähe der Dampfischifflandungsstelle. Zur ungewohnten Stunde war hier viel Volk versammelt. Alles scharte sich neugierig um einen Gegenstand, den ich nicht sah. Nun hörte es sich an, als hielte jemand einen Spruch, ähnlich wie Zimmerleute, wenn sie ein Haus gerichtet haben; es wurde Hurrah gerufen, eine Klarinette quinkelte, Kinder johlten und sprangen, dann setzte sich die Menge in Bewegung, es wurde ein Zug gebildet, dem der Klarinettenspieler, ein Dollendorfer Fischerjunge, voranmarschierte. Hinter ihm wurde etwas Unföruliches getragen, das ich zunächst nicht zu erkennen vermochte. Ich ließ den Zug dicht herantommen und sah nun, daß es ein schwerer, über und über mit Blumen und Laubstränzen bedeckter Kasten war, den vier Dollendorfer Fischer sich auf die Schultern geladen hatten.

Die Sache war mir denn doch zu rätselhaft und ich bat eine neben mir stehende Frau um Aufklärung. Sie teilte mir mit, der Kasten sei ein Klavier und die Fischer hätten es nächstens ans dem Rhein angeführt. Es sei jedenfalls ein ganz altes Ding, das man vielleicht in der Franzosenzeit in den Strom versenkt habe, denn jetzt baue man solche stelsbeinigen Dinger nicht mehr. Ein Wunder sei es nur, wie es sich dort unten erhalten habe, denn nichts fehle, nicht einmal die Beine, obschon ein paar umgetnickt und arg beschädigt seien. Nachdem die Dollendorfer den Fang aus Land gebracht, hätten sie ihn befränzt, um ihn im Triumph durch die Stadt nach ihrem Dorf zu tragen, und wenn sich ihre Landsleute daran satt gesehen haben würden, dann wollten sie das Möbel verkaufen und sich von dem Erlös einen guten Abend gönnen. 'Viel werden sie für den Klappertafel nicht kriegen,' meinte die Frau, 'aber es wird hinreichen, ihneu für morgen einen tüchtigen Brammischädel zu verschaffen.' Nach diesen Worten ging die Frau fort, ich aber fragte mich, wieviel Geld wohl dazu gehören möchte, bei den Dollendorfer Fischern die besagte Wirkung zu erzielen. Würde die kleine Ersparnis, die ich in meiner Kommode verwahrt, wohl hinreichen, das Instrument zu ersehen? Ach, ich schute mich mächtig nach seinem Besitz und gerade die Wahrscheinlichkeit, daß es für die Fischer nur geringwertig sein würde, ließ mich im Geiste schon ans Ziel meiner Wünsche gelangt sein.

Als ich mit dem Voratz nach Hause eilte, meine paar Thaler daran zu wagen, war ich siegesgewiß.

Es wollte mir nicht aus dem Kopf, daß der Vater Rhein, der soviel Freude schafft, es im Sinne gehabt, mir armen Mädchen den sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, und wie ich bei diesem Gedanken in märchenhafte Stimmung geriet, war ich überzeugt, daß ganz allein für mich das Wunder des Janges geschehen sei. Nun freute ich mich, daß mein Klavier — im Stillen nannte ich es schon mein —, daß der Fremd, der meine künftigen Tage erheitern sollte, vorerst noch soviel der Ehren auf seinem Triumphzuge einheimen würde. Dann schmückte ich mein Zimmerchen mit frischen Blumen und hängte eine Guirlande über der Thür auf, damit der Einzug des lieben Fremdes in sein Heim an Ehrenschmuck nicht hinter dem Triumphzuge zurückbleibe.

Was man so recht von Herzen wünscht, an was man glaubt, das trifft ein. Wenige Stunden später stand das Klavier an der Stelle, die es heute inne hat, und die Dollendorfer Fischer konnten sich für all' das liebe Geld, das ich sauer verdient und mit Sorgen erspart hatte, einen vergnügten Abend verschaffen. Allerdings that mein Schatz mir erst nach einer Reihe von Tagen den Gefallen, in erträglicher Weise mit seiner Sprache herauszukommen, denn er mußte erst wieder fest auf die Beine gebracht und mehrmals gestimmt werden. Die Wellen auf dem Grunde des Rheins hatten recht unbarmherzig an den Saiten gezupft und gesauft.

Nun wissen Sie, wie teuer mir das Instrument ist, mein gutes altes Klavier, und Sie glauben nun doch sicher, daß ich es immerdar in hohen Ehren halten werde! —

Also endete Brigitta ihren Bericht, die Fortsetzung der Geschichte jenes Möbels, das einst in meinem Elternhause gestanden und das ich nicht in gleichen Ehren gehalten hatte, wie sie das brave Kind für selbstverständlich erachtete.

In die fromme Hut der Fremden hatte das Schicksal nun das alte Erbstück gegeben. Sie also war ansehnlich, das wieder gut zu machen, was der leichtsinnige Sohn geunübt hatte.

Sollte ich ihr erzählen, wie das Klavier in die Tiefe der Flut gekommen war? Sollte ich ihr meine Bietartlosigkeit gestehen und mich vor ihren reinen Blicken demüthigen? Sollte ich ihr sagen, wie ich mich seit dem Tage, da ich wie im Traum die Ruft meiner Kinderzeit wieder vernommen, nach dem Besitz des verschlunderten Erbstücks zurückgesehnt hatte in Scham und Neid?

Kaft war ich daran, es zu thun, als mir einfiel, was dann werden sollte, wenn mir das Mädchen großmüthig mein früheres Eigentum anbieten

würde. Sollte ich ihr den gemeinen Wert reichlich ersetzen und es wieder an den Platz bringen, den er in meinem Hause je hätte behalten müssen? Oder sollte ich es in der treuen Pflege lassen, in die es das Geschick gegeben hatte? Ihr war das alte Ding, das wie durch ein Wunder dem fenchten Grabe entrissen worden, für das sie die ersten Ersparnisse ihres jungen, sorgereichen Lebens hingegen, das ihr nach schwerer Trübsal den ersten Trost der Töne gespendet hatte, doch viel, viel wertvoller, als ein neues modernes Stück. Unersehlich war es ihr, es war ihr wirklich ein treuer Freund geworden — und den sollte ich ihr rauben? Nein, nein und dreimal nein! Ich schwieg also.

Aber noch in mancher Dämmerstunde, wenn Brigitta ihr Tagewerk vollendet hatte und ich an der Hainbuchenhecke stand, lauſchte ich den rührenden Beissen, die sie den dürrigen Saiten entlockte und hörte auch wohl ein Lied, wenn ich die Bitte darum an meine herzige Nachbarin gewagt hatte. —

Als ich gänzlich wiederhergestellt war, reiste ich ab. Ich benutzte, um die Hitze der Eisenbahnfahrt zu vermeiden, einen Dampfer und war gegen Abend an Bord gestiegen. Natürlich war der Abschied von Mutter Konita und ihrem Wamme etwas rührselig gewesen und die gute Alte hatte es sich nicht nehmen lassen, mich bis an die Landungsbrücke zu begleiten und mir noch lange mit thränendurchſenchtetem Tüchlein nachzuwinken.

Brigitta hatte ich am Nachmittag Abo gesagt mit wenig Worten, schlich wie ein Bruder, der sich auf eine kleine Weile vom Schwesterlein trennt. Denn, daß ich bald einmal Königswinter wieder ansuchen würde, hatte ich ihr schon früher erklärt. Ich war dessen gewiß, mußte ich mich doch ab und zu nach dem alten Klavier umsehen! Einen andern Grund hatte ich mir bis dahin nicht eingestanden. — — —

„Ich habe Dir, liebster Fremd,“ fuhr Winaud nach einer kurzen Pause fort, „die wunderſamen Schicksale eines leblosen Dinges erzählt, aber auch was mit mir der Himmel vor hatte, soll Dir nicht verschlossen bleiben. Es war die Bereinigung zweier Menschenherzen, die durch die Unverwundlichkeit und das letzte Abenteuer des alten Erbstücks herbeigeführt werden sollte.“

Erst als ich stromabwärts der Einsamkeit meines Hauses zuſuhr, fühlte ich, mit welchen holden Fesseln zwischen mein Herz an das Licht und Leben geknüpft war, das unter dem Namen Brigitta in dem kleinen Hänschen zu Königswinter gedieh.

Weshalb dieß Licht und dieß Leben nicht an

deinen Herd tragen, in dein Haus verpflanzen? fragte ich mich. Weshalb warten und warten, bis vielleicht die Tage kommen, da es zu spät ist für Glück und irdische Seligkeit? Weshalb nicht zugreifen, wenn du an dem leisen Hauche verspürst, daß unsichtbar die Fee deines Lebens mit der schönsten Gabe an dir vorüberfliehet? —

Ein Stern fiel herab in der Richtung des Siebengebirges, das nun schon fern lag und dem meine Blicke zugewandt blieben. Es heißt ja, der Wunsch gehe in Erfüllung, den man ausspricht, sobald man einen Stern fallen sieht. Ich hatte meinen Wunsch in diesem Augenblick geäußert, in einem tiefen Seufzer hatte ich ihn angesprochen. Wollte der fallende Stern des Himmels mir verheißen, daß ein Stern irdischen Glückes für mich im Aufgehen begriffen sei? —

Jetzt läutete die Schiffsglocke, ich wandte mich

nach der Fahrtrichtung um, da sah ich die fernem Lichter des „hilligen Köhn“. Auf! Aus Land, nach dem Bahnhofs, und dann zurück nach Königswinter, so schnell dich das Dampfroß entführt! —

Am nächsten Morgen hielt ich unjagbar glücklich eine glückliche Braut in den Armen, — Du hast sie ja heute kennen gelernt, liebster Freund, die meines Lebens Stern geworden und meiner Kinder treue Mutter ist.

Und dort steht das alte Klavier, auf dessen Tasten die Hände meiner Mutter gewelt, dessen Töne mir das Dasein der blonden Brigitta verraten haben, und das uns, seitdem es wieder über diese Schwelle hergelaugt ist, als Wahrzeichen unseres häuslichen Glückes gilt. Nun begreifst Du, daß es an dieser Stätte immerdar in Ehren gehalten werden soll.“

(Fortsetzung des Gellus folgt).

Meine Thränen.

Ach, wie sehn' ich mich nach einem Hafen,
Denn des Lebens wilde Stürme schweigen
Und des Herzens wilde Wünsche schlafen!

Meine Leiden sind so seltsam-eigen.
Laß sie mich am Herzen Dir bekennen
Und der Seele stille Wunden zeigen!

Diese Qualen, die so lieblich brennen,
Die so bitter und so süße schmecken,
Will ich alle Dir vertrauen nennen.

Alle laße Deinem Ohr entdecken,
Die geheim seit Jahren in mir schliefen —
Und Du sollst mir meine Thränen weden!

Meine Thränen, die in Herzensstiefen
Ach! so lange und so hart geschlafen
Und im Traume nach Erlösung tiefen!

Alexander Dache.

Ein kleines Lied.

So trüb' ist der Tag, durchs Thal die bleichen,
Berrinnenden grauen Nebel schleichen
Und füllen mit Dämm'rung und mit Schwüle
Die Kammer mir und meine Seele . . .
Doch plötzlich, als käme auf goldenen Schuhen
Durchs neblige Thal
Ein heller, leuchtender Sonnenstrahl,

Überflammt es purpurn Tisch und Erhen;
Rofgoldener Schimmer
Durchschwingt wein Bimmer
Und flammt und glüht,
Wie leise durch meine Seele klingt
Und geist und singt
Ein kleines Lied.

Karl August Büdinghaus.

Der Saunkönig.

Die Winterstürne haben sich aufgemacht;
Burr' ist der Tag, und lang die helle Nacht.
Der Strom froh zu, die Bäche sind erstarrt.
Im Hochwald eine brechende Eiche huarrt.

Aus seinem tiefgegrabnen Bau herauf
Schleicht sich der Fuchs, der Hunger trieb ihn auf.

Sein Auge glüht; er fällt den Wand'rer an,
Der sich verirrt, nächstlich, von Weg und Bahn.

Saunkönig aber stuget sein Lied gekroß
In Eis und Schnee, trotz allem Winterfroß.
Wie lautek, hord, sein hecker Spruch und Sang?
Gestrenge Herrn regieren nicht lang, nicht lang!

Hans M. Grüninger.



Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Vorzimmer der Königin. Thüren zu beiden Seiten und in der Mitte. Letztere steht offen und gewährt den Durchblick nach anderen Räumen. Gegen Abend.

Erster Auftritt.

Die Königin. Graf Götter.

Götter. Ich richte den Auftrag aus, wie ich ihn erhielt. Der König lasse anfragen, ob es seiner erlauchten Frau Mutter genehm wäre, ihn eine Stunde vor dem Konzert zum Thee zu empfangen.

Königin. Gewiß, gewiß! Aber es wundert mich . . . Wachte der König gar keine Audentung über irgend einen besondern Zweck seines Besuchs? Götter. Ich wurde durch ein intimeres Gespräch nicht beehrt. Majestät wissen wohl schon, was bei Tafel vorgegangen —

Königin. Durch Baron von Pöllung.

Götter. Seine Majestät hat dann einige Stunden lang niemand vorgelassen und allein gearbeitet.

Königin. Zeigte Ihnen der König ein strenges Gesicht?

Götter. Er war ernst und sehr wortkarg. Duanz, der vor dem Konzert zu einer letzten Probe erscheinen sollte, ist abbestellt. Es scheint, daß Majestät nicht selbst mitwirken wollen. So ist die Theestunde frei geworden.

Königin. Der König sucht bei mir Erheiterung nach den Verdrießlichkeiten des Tages. Möchte er sie hier finden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Morien, durch die Witte.

Frau von Morien. Oberst Chasot läßt Ev. Majestät um die Gnade bitten, empfangen zu werden.

Königin. Chasot? Aus welchem Grunde? Frau von Morien. Den wollte er nur Ev. Majestät nennen können.

Götter. Er wird Ev. Majestät um ein Fürwort beim König bitten wollen. Ev. Majestät sollten ihn nicht abweisen. Der König ist ihm nun einmal sehr freundschaftlich ergeben und dürfte es wohlthuend empfinden, wenn die frühere Intimität wiederhergestellt werden könnte.

Königin. Dazu helfe ich gern. (Sie geht Fran von Morien einen Wink.)

Götter. Empfehle mich zu Gnaden, Majestät. (Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Graf Götter. Chasot (durch die Witte).

Königin. Treten Sie näher, Chevalier. Ich sehe mit Freuden, daß die kurze Festungshaft Ihrem blühenden Aussehen nicht geschadet hat, aber es ist mir unlieh gewesen, zu hören, daß Sie nicht passibleren Gemüths retourniert sind.

Chasot. Ich will nicht fürchten, bei Eurer Majestät verkleumdet zu sein. Die Wahrheit würde mich schon genug belasten. Mein hitziges Temperament . . . Aber ich hoffe auch diesmal Verzeihung zu erlangen.

Königin. Sie sind sehr zuverfichtlich.

Chasot. Habe ich dazu nicht besten Grund? Nachdem der König die Gnade gehabt hat, bei Eurer Majestät für mich um die Hand einer Ihrer Damen anzuhallen.

Königin. Deshalb also kommen Sie. (Schmupf.) Aber wer weiß, ob der König Ihnen noch jetzt so affektioniert ist?

Chasot. Er ist großmütig und wird sein Fürwort nicht zurückziehen. Freilich — (sieht die Königin auf), ob es mir jetzt noch nützen kann . . .

Königin. Was haben Sie für Bedenken, Chevalier?

Chasot. Fräulein Maria van Boeren ist unabhängig.

Königin. Allerdings. Aber ihre Position bei Hofe nödtig sie, höhere Wünsche nicht unbeachtet zu lassen. Ich setze überdies voraus, Chevalier, daß es Ihrer persönlichen Amabilität gelingen wird, sich das Herz der jungen Dame zu erobern.

Chasot (sich vernigend). Es mangelt mir nicht an Selbstvertrauen, Majestät, aber — die Festung, fürchte ich, ist schon besetzt.

Königin (schmupfend). Ja, es scheint so. Maria hat mir halb und halb ein Aven gemacht.

Chasot. Nur halb und halb, Majestät?

Königin. Ach — sie sieht ja selbst ein, daß es Thorheit ist.

Chafot. Es giebt Thorheiten von Miesemstärke. Ich fürchte sie mehr als die klügste Aluqheit.

Königin. Ein armer Junker, der überdies des Königs schwersten Joru auf sich geladen hat —! Der kann kein gefährlicher Rivale sein. Unter uns, Chevalier, er ist verloren, und Maria weiß das.

Chafot. Um so thörichtcr hält vielleicht ihr Herz an ihm fest.

Königin. Was wollen Sie aber? es ist darin nichts zu ändern.

Chafot. Darüber eben möchte ich Gewißheit haben. Es ist mir eine Ehrensache, daß die Beiden einander noch einmal sehen und sprechen.

Königin. Ich begreife nicht —

Chafot. Wär's auch nur um einen regelrechten Abschied zu nehmen. So etwas beruhigt sehr.

Königin. Aber wie kann das geschehen?

Chafot. Es liegt in Eurer Majestät Hand.

Königin. Der Junker von Brandt ist ein Gefangener.

Chafot. Ja, aber jetzt noch in der Schloßwacht. Ich habe den Kommandeur gesprochen. Er wird sich nicht weigern, ihn auf Eurer Majestät Befehl vorzuführen zu lassen, und ich selbst werde mich mit meinem Ehrenwort dafür verbürgen, daß er richtig wieder zum Arrest eingeliefert wird.

Königin. Ich sehe noch immer nicht klar, wobei Sie mich interessieren, Chevalier.

Chafot. Nur in Eurer Majestät Zimmern kann die Zusammenkunft stattfinden. Es wäre grausam, wollten Eure Majestät —

Königin *(schnupft)*. Weiß Maria davon?

Chafot. Es gelang mir, ihr durch Josepha die Nachricht zukommen zu lassen, der Junker von Brandt wünsche dringend, sie noch einmal zu sprechen.

Königin. Ist das wahr?

Chafot. Ich zweifle nicht. Gesagt hat er mir nur, er beslage es sich, Eurer Majestät nicht seinen Dank für so vielfach erwiesene Wohlthaten zu Füßen legen zu dürfen. Aber Eure Majestät wollen bedenken, daß ich kaum eine Minute lang bei den Gefangenen verweilen und mich mit ihm nur in Gegenwart des Offiziers unterhalten konnte. Er hegte sicher die stille Hoffnung . . . *(Wendet)* Majestät!

Königin. Liebe Morien, sagen Sie Demoiselle Maria, daß ich sie zu mir bitten laße.

Frau von Morien *(ab nach links)*.

Königin. Wozu verabschieden Sie mich, Chevalier?

Chafot. Zu einem Werk der Barmherzigkeit. *(Er zieht ein Papier vor.)* Unterzeichnen Majestät diesen Befehl —

Königin. Nein, nein! nichts Schriftliches!

Chafot. Dann scheitert leider mein Plan.

Königin *(nimmt das Blatt)*. Sie sind hartnäckig. Was ist's denn?

Chafot. Eine einfache Gestellungs-Ordre. Ich verpflichte mich, sie in Eurer Majestät gütige Hand zurückzuliefern, sobald der Arrestant wieder zur Wade gebracht ist.

Königin. So sei's denn. *(Sie unterschreibt und giebt Chafot das Blatt.)*

Chafot. Tausend Dank, Majestät. *(ab durch die Thüre)*

Vierter Auftritt.

Die Königin. Maria. Frau von Morien. Josepha von links.

Frau von Morien *(zu Josepha)*. Sie sind nicht von Majestät befohlen.

Josepha *(sie zuckelt lebend und eintrübend)*. Sein ich immer befohlen: alle Josepha kommen mit Fräulein. Frau von Morien. Insupportable! Ich oder sie! Ich fordere meine Demission!

Josepha *(bedeckt ihr den Arm)*. Nicht sich regen auf, Excellenzen — machen häßlich.

Königin. Ich wünsche kurze Zeit mit Demoiselle allein zu sein.

Frau von Morien *(verbeugt sich)*. *(zu Josepha bittend)* S'il vous plait, Mademoiselle.

Josepha. Wir beide. *(Sieht Maria an.)* Aber — Maria. Geh' nur, geh'!

Frau von Morien und Josepha *(ab nach links)*.

Königin. Oberst Chafot war eben hier.

Maria. Chafot! So hält er Wort.

Königin. Sie wissen, was er wollte, liebes Kind?

Maria. Er hat mir geschrieben, Majestät —
Königin. Und es ist wirklich Ihr Wunsch, den Junker von Brandt noch einmal zu sehen?

Maria *(küßt ihre Hand)*. Majestät —!

Königin. Er soll erfüllt werden. Vergessen Sie aber nicht, daß der König unbeugsam ist und machen Sie dem Unseligen das Herz nicht noch schwerer.

Maria. Meinertwegen erleidet er das! Wenn es ihn tröstet kann, zu wissen, daß er geliebt war . . .

Königin. Ein sehr schmerzlicher Trost, aber allerdings der einzige, der ihn zu seinem letzten Gange stärken kann. Ich hoffe, mein liebes Kind, daß dieser Abschied auch Ihr Herz befreien und Ihnen den Entschluß erleichtern wird, sich des Königs Wünschen zu akkomodieren, die Ihr Wohl bedenken.

Maria. Könnte ich durch das Opfer meiner Liebe sein Leben retten! Ich klammere mich an eine letzte Hoffnung, Majestät. Wenn die schicksalägt — ich weiß nicht was geschieht!

Königin. Verlassen Sie sich auf niemand, als auf sich selbst.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Chafot durch die Thüre. Gleich darauf Joachim von Brandt. Zwei Bedienter besetzen den Eingang.

Chafot. Auf Ew. Majestät Befehl führe ich den Gefangenen vor.

Königin. Ich will meinen getreuen Kammerjunker noch einmal sehen.

Chafot (winkt hinein).

Joachim (tritt ein, tritt auf die Königin zu und wendet sich ihr zu). Dank, Majestät, Dank, für diese letzte Gnuft.

Königin. Ich bedaure Sie von ganzem Herzen und überlasse Sie ungern Ihrem Schicksal. Aber ich kann leider nicht mehr für Sie thun, als Ihnen diese Versicherung zu geben.

Joachim. Ich erfuhr, daß Ev. Majestät mit einer Bitte um Vergnadigung für mich eingetreten sind. Es ist das mehr, als ich zu hoffen wagte.

Mögin. Stehen Sie auf (Sie reicht ihm die Hand, die er nicht, indem er sich erhebt). So wissen Sie auch, daß meine Bemühung vergeblich war. Es ist Ihr Unglück, Junker, daß Sie der erste sind, an dem das Geieß seine Schärfe zu prüfen hat, aber ich kann es versprechen, wenn der König des Beispiels wegen gerade in diesem ersten Fall Milde nicht glauben walten lassen zu dürfen.

Joachim. Ich bin auf alles gefaßt, Majestät. Möge es meinem Herrn und König allezeit wohl-ergehen! Mit dieser Bitte an den Höchsten werde ich mich zum Tode vorbereiten. Nur eine Gnade erhoffe ich mir noch von seiner Güte: als Offizier den Stufen seiner Grenadiere meine Brust bieten zu dürfen.

Mögin Gottes Beistand stärke Ihnen den Mut bis zum letzten. (Sie winkt Chafot.)

Chafot (hinuntereind). Darf ich Ev. Majestät hinausgeleiten?

Königin. Ich bitte um die Stütze Ihres Arms. Die Szene hat mich sehr touchiert. (Zu Joachim.) Gott mit Ihnen! (Ab nach links, von Chafot geführt.)

Chafot (ab)

Joachim. Maria —! Sie bleiben? Welches unverdiente Glück —

Maria. Mir wird es zu teil, mir! O wenn Sie wüßten, wie schwer der Vorwurf auf mir lastet, Sie durch meine Unbedachtsamkeit in diese blinde Wut verlegt zu haben! Ich bin schuld an allem Unheil. (Sie reicht ihm die Hände.) Können Sie mir das verzeihen? Nein, nein! Es ist unverzeihlich.

Joachim. Wie sprechen Sie so, Maria? Nicht der leidenschaftliche Schmerz, einem andern angehören zu sollen, plögllich alle Schranken zwischen uns nieder? Gab er mir nicht die Gewißheit, daß ich geliebt sei? Und hätte ich mit tauend Leben zu büßen, die Banne dieses Augenblicks wäre nicht zu teuer erkauft gewesen. O, ich bin so ungeschickt, meinem Gefühl in Worten Ausdruck zu geben — ganz armselig komme ich mir vor. Könnte ich Ihnen sagen, was da in mir vorging, was seitdem . . .! Ich atme eine andere Luft, ich sehe die Welt um mich her in anderen Farben, ich höre in der Einsamkeit Stimmen wie von einer himmlischen Musik. Daß ich doch Vante fände, Ihnen das zu beschreiben,

Maria! Vergeblich suche ich sie. Aber ich fühl's so, ich fühl's — und bin glücklich.

Maria. Sie sind glücklich — und müssen mich doch so bald verlieren. Ach, daß ich Sie halten könnte mit diesen Armen, um Sie nie mehr freizugeben. Jetzt darf ich's ja sagen: ich liebe Sie, Joachim! Aber nicht mehr verheißungsvoll klingen diese Worte — O, könnten wir zurück, Joachim, zu dem heißen Gestern, das uns die Erfüllung einer seligen Hoffnung nur abuen ließ. Heut dürfen wir einander das Geheimste verraten, aber die Hoffnung ist hin. Uns bleibt nur das schmerzliche Scheiden.

Joachim. So ist mir auch das noch süß. Ich überlebe es nicht lange.

Maria. Rein, Sie dürfen nicht am Leben verzweifeln, mein lehrer Freund — am Leben nicht! Sie sind noch so jung, können reichlichen Ertrag finden für das, was Sie jetzt verlieren.

Joachim. Nie, nie!

Maria. Es ist noch nicht unumstößlich gewiß, daß der König nicht anderen Sinnes wird, und Sie haben einen Freund, der mutig für Sie eintreten will.

Joachim (ungläubig). Wenn selbst seine Mutter nicht im Stande war —

Maria. Und doch! Es soll sich niemand vor der Zeit aufgeben.

Joachim. Dieser Freund, Maria —?

Maria (lacht an ihn herantretend und ihn vorziehend, so daß die Grenadiere nicht bemerken können, was geschieht). Wenn's aber nicht gelingen sollte — man muß auch darauf gefaßt sein — sendet Ihnen dieser Freund hier . . . (Sie geht einen in Papier gewickelten Gegenstand vor und sieht ihm denselben in die Hand zu drücken.) Nehmen Sie — schnell! nehmen Sie!

Joachim. Was ist das?

Maria. Eine Stahlsäge und eine Feile. Mit Hilfe dieser Werkzeuge werden Sie auch eine wohlverwahrte Kerkerthür öffnen und die Freiheit gewinnen können.

Joachim. Und dann —?

Maria. Fliehen Sie in's Ausland. In Amsterdam wird man Sie reichlich mit allem unterstützen, was Sie zu weiterem Fortkommen brauchen.

Joachim (abschreibend). Maria —!

Maria. Sie dürfen sich nicht weigern, von mir anzunehmen, was ich Ihnen bieten kann.

Joachim. Und dieser Freund, der für mein Wohl so bedacht ist —? Ach zitt're, seinen Namen zu hören.

Maria. Oberst Chafot.

Joachim. Ja, Chafot. Und er . . . Sagen Sie es nur — sagen Sie mir auch das — er ist der Mann, den Ihnen der König —

Maria. Zum Gemahl bestimmt hat. Er weiß, daß ich Sie liebe.

Joachim. Und will mir das Leben retten? Um welchen Preis?

Maria. Er ist ein Ehrenmann.

Joachim. Um welchen Preis, Maria?

Maria. Ach weiß es nicht.

Joachim. Ach aber! (aus.) Er will mir das Leben retten, um sich für diese Großthat Ihr Herz zu gewinnen. O, ich durchschaue seinen klugen Plan. Er weiß, daß Sie mich lieben. In Ihrem Herzen, fürchtet er, werde ich nicht sterben. Wenn ich aber lebe — in Ungrube begnadigt oder in's Ausland entflohen, meint der Ketter Ihres edelmütigen Dankes eufser sein zu können.

Maria. Sie thun ihm Schmach an!

Joachim. Und sagten Sie nicht, daß wir Abschied nehmen müßten? Wir beide. Ob ich sterbe oder lebe —

Maria. Sie sollen leben, Joachim!

Joachim. Nein! nicht um diesen Preis. Wenn ich nicht mehr bin, mag geschehen, was ich nicht hindern kann. Aber so lange mein Herz schlägt . . . Ach, Maria, wie elend haben Sie mich jetzt gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Thüringer Dorfgeschichten. Von Anhoff Braune. Altenburg, Stefan Geibel. O. J. Ein recht braves Buch, das namentlich für Volksbibliotheken ganz gut geeignet ist. Braune erinnert in der Leichtigkeit der Befinnung, der Fähigkeit, ohne Ausdringlichkeit eine moralische Tendenz zu verkörpern, an Philipp Kniehl, den prächtigen, noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten Mann „von der Wasserfante“, freilich ohne ihn entsetzt zu erreichen, denn Kniehl ist ein wirklicher Dichter, Braune nur eben ein draber Volks erzähler. Aber auch an Männern dieses Schlages ist sein Ueberbüh. Am besten hat uns die Erzählung „Acht Thaler“ gefallen; sie giebt ein rundes Charakterbild aus dem Leben und erweist, was auch an sich minder begabte Schriftsteller zu leisten vermögen, wenn sie Respekt vor der Natur haben und redliche Mühe an ihre Arbeit wenden. Anderes wieder, so „Stätisch“, dürfte vielleicht auch für den Verehrer, an den sich Braune wendet, allzu kindlich sein.

— Die Jugend. Ein Poem von Konstantin Majurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoosmann. Mit illustrativem Schluß von W. Leo Arnold. (Berlin, Otto Elsner, 1898.) Das Buch darf, was seine Ausstattung betrifft, als ein Unikum gerühmt und anspruchsvollen Prunks gelten; es ist auf einem Papier gedruckt, das man sonst nur für Kunstblätter verwendet, mit Illustrationen in Wanddruck überreich ausgestattet, in Leder und Holz gebunden. Lieber den Geschmack dieser Ausstattung ließe sich gleichwohl streiten — und wie sehr! — aber gewiß ist, daß sie ein kleines Vermögen gekostet hat. Kechnlich lärmender, wenn auch vielleicht nicht gleich theurer Ausstattung begegnet man zuweilen bei Büchern, die einem momentanen Mode-Bedürfnis huldigen und von denen also der Verleger hofft, daß sie dadurch doppelt in die Augen stechen; noch häufiger freilich bei solchen Büchern, welche wohlhabende Dilettanten auf ihre Kosten drucken lassen; will man unferblich werden, so tann's Einem, der's dazu hat, auf einige hundert Mark mehr oder weniger nicht ankommen. Hier aber stehen wir vor einem Büchel, denn Nachdichtungen — du lieber Gott, wie viele Exemplare werden selbst von den besten abgesetzt, wenn sie nicht unter die hochpreisigen Flügel von Reclam oder Denbel flüchten?! Der Uebersetzer ist froh, einen Verleger zu finden, und dann der Verleger froh, auf seine Kosten zu kommen, auch bei bescheidener Ausstattung. Wo war hier die Lösung des Rätsels? Im Namen des Verfassers nicht;

wir sind ihm nicht bloß in unierer, sondern auch in seiner eigenen Litteratur noch nie begegnet, und selbst die ausführlichsten russischen Litteraturgeschichten nennen den Namen nicht; es mügte also wohl das Werk selbst sein, das Herrn Zoosmann zum Nachdichten, den Verlag zu solchen Ausstattungsanstalten erkaufte hatte. In dieser Erwartung begannen wir zu lesen — und was fanden wir?! Man soll es in condenserter Form erlauben. Auf der ersten Seite fragt eine Jungfrau „banger Verzens“: „Warum, zu welchem Zwecke mußt Du leben?“ und die traurigen Gedanken verweben sich zu einem Reggehäute“; bis — schon auf S 2 — ein Jüngling kommt, der sie das Rästel lösen läßt: „Und Liebe war die Lösung.“ Das war im Mai, aber als der Winter „sein weißes Blumennuster webt“, erkennt sie: „Das Leben war mir fremd, der Zufall fügte uns zusammen“ — und läßt sich von einem anderen fassen, was um so weniger hüßig von ihr ist, als dieser Zweite in gleich banalen Versen spricht, wie der Jüngling. Dieser aber darf, obwohl über den Verfall der Geliebten sehr bezweifelt, doch „sein Selbst nicht achlos von sich schließen“, weil er noch eine Mutter hat, die „näher ist dem Tod als er“, derweil sie nämlich älter ist, als ihr Sohn. Die Greisin tröstet ihn durch stiefinnige Aeden: „Ach, unrer Tage sind nur wenige!“ und „Ein Ideal wird nie auf Erden wohnen!“ und nimmt ihm das Wort ab, sich nichts anzuthun. „Aünf Jahre trug er den Dornenkranz in seinem Haare“, u. i. w., u. i. w., denn wir sehen ein, wir haben Schwerees unternommen, als wir leisten können. Wer nun noch nach der Dichtung läutert ist, mag sie lesen, er verdient nicht besser. K. B.

— Bilder. Dichtungen von Otto Dagenmacher. Zürich, Eduard Kaiser, 1901. Glatte, stellenweise auch hübsche Verse, denen es aber an Eigenart fehlt. Nur ab und zu wird man den Kopf schütteln, z. B. über die ganz ungeheuerliche Ueberschätzung Pestalozzi; das meiste wird man ruhigen Gemüths hinnehmen. Der Verfasser ist nicht zu jhellen, daß er seine Gedichte gemammelt hat; er wäre nicht zu jhellen gewesen, wenn er dies unterlassen hätte.

— Tote Liebe. Roman von Annie Reumann-Hofer, Köln. Albert Arn. O. J. Nur Unterhaltungs-Lektüre, aber eine solche, die man sich immerhin gefallen lassen kann. Einzelnes in der Schilderung von Land und Leuten, wie in der Charakteristik läßt sogar darauf schließen, daß die Verfasserin Bücher schreiben könnte, die nicht bloß unterhaltend wären.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:

Blanc, Ernst. Lieder und Apsillen. Dresden 1901.

C. Vientions Verlag.

Ermatinger, C. Jenieits des Tages. Gedichte. Zürich

o. N. Schulthess & Co.

Völscher, W. Die Eroberung des Menschen. Eine

Schwerlepreedig. Berlin 1901. Akadem. Verlag für soziale Wissenschaften.

Wichert, Ernst. Aus eigenem Recht. Vaterländisches

Schaupiel in 5 Aufzügen. Leipzig o. J. P. H. Reclam jun.

Wagner, Richard. Das Evangelium der Verachtung.

Soziale Satire. Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Seimatslänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt

von D. Dahnhardt. I. Aus Marich und Haide. Leipzig

1901. B. G. Teubner.

van der Eyns, Julienne. Scirocco. Dresden 1901.

C. Vientions Verlag.

Wichtig! unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Schöner in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist unerlaubt und wird

stetig gerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & G. Voermann, Berlin G.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Tag Mariä Himmelfahrt war der größte Festtag des Jahres in Siena. Auf dem Campo, dem halbrunden Platz vor dem Stadtpalaste, fand alsdann das berühmte Turnier und Ballspiel il palio statt. Alle Alter und alle Stände schauten dabei zu, der Adel, obwohl er nun schon seit Jahren das Stadregiment aus den Händen verloren, mißachte diesen Tag sich zwanglos mit den Popolanen, die ihn besiegt und vertrieben, Alt und Jung rechnete es sich zur Ehre, die Vaterstadt zu dem Feste zu schmücken. Selbst bei den frommen Schwestern der Buße war wochenlang vorher von nichts anderem die Rede. Waren sie alle doch jung gewesen und hatten mit ihren Vätern und Brüdern, mit ihren Gatten dem Schauspiel früher zugehört. Manche sehnte sich heimlich wiederum dabei sein zu dürfen. Und eine und die andere hatte durch reiche Verwandte Zutritt bekommen und rüstete sich zum Campo zu gehen. Snor Alessia konnte von einem Fenster im Palast ihres Bruders alles am bequemsten und besten sehen. Ja, das Fenster war so breit, daß es Raum bot für mehrere. Im letztvergangenen Jahre hatte sie Snor Palmerina mit sich genommen. Diesmal wollte sie die Alte zwar nicht zu Hause lassen, aber sie hatte ihre neue junge Freundin, Catarina, auch noch eingeladen. Die hatte zu der Aufforderung gelächelt und keine Antwort sonst gegeben. Und Alessia hatte nicht weiter davon gesprochen, weil es ihr selbstverständlich schien, daß Catarina, erfreut ob der Ehre, mitgehen werde. Nun war der Tag da, aus allen Häusern zur Linken und Rechten kamen schon die gepunkteten Menschen. Catarina hatte das Mittagsmahl für die Schwestern gerichtet, selbst wie gewöhnlich nur ein Stückchen vom Fisch und einen Bißchen Brot gegessen, ein Glas klaren Wassers dazu getrunken, nun ging sie rings um die Tische und sammelte die Speisereste, auch wie gewöhnlich, in kleinen Töpfen sie an Arme zu verteilen. Snor Palmerina sah ungeduldig ihrem Thun zu.

XXX.

„Bist Du noch nicht bald fertig?“ rief sie.

„Was habt Ihr für Eile?“ fragte Catarina erstaunt.

„Was für Eile! Weißt Du's denn nicht, daß die Leute schon unterwegs sind? Zieh doch hinaus, wie die Menschen in Scharen durch unsere Straße strömen. Es wird Zeit. Snor Alessia zieht sich ihre neue Kutte über, dann müssen wir gehen. So spüte Dich doch. Du könntest auch wohl zu solchem Feste, wie der palio ist, eine bessere Kleidung anlegen. Da Dein Stirntuch sitzt schief. Wir sind zwar Konnen und puken uns nicht, und ich weiß, Du hast Deinen guten Mantel einer Armeu geschenkt, aber doch, daß man zu einem solchen Feste in abgetragenen Mantel hingehet, der kann mehr schwarz ist, das . . .“

Catarina hielt das Suppennapfchen in ihren Händen und blickte von der alten Palmerina zu den anderen Schwestern hinüber.

„Ja, was redet Ihr da? Das Fest, neue Kutteln, bessere Mäntel? . . . Was geht uns Konnen-schwestern ein Fest an?“

„Nun ich dächte doch. Du solltest ja mitgehen.“

„Ich, ich! zu dem palio? Die Menschen kämpfen, sich verwunden, einander stoßen, bedrängen sehen, dazu sollte ich hingehen? ich? eine Schwester von der Buße, Dienerin Gottes und seine Verlobte! Ja, schämt Ihr Euch gar nicht, solche Pflichten vergessenseit mir anzuschinnen?“

Snor Palmerina ärgerte sich, wie nur natürlich: „Nun, ich meine doch, Du hättest Alessias Einladung angenommen.“

„Ach! Sie sprach etwas vom Fest. Glaubt Ihr, ich hätte es für Ernst gehalten? Glaubt Ihr, ich hätte nur in meinen Träumen mir vorstellen können, daß Mantellate, die ihr Leben dem Wohlthun weihen sollten und dem Gebet, daß die an lautem Musikgetöse, Fahnen, Wetten, Pferden, Tand und rohem Lärm teilnehmen könnten?“

Die Schwestern standen betreten, bedrückt und wußten nichts ihr dawider zu sagen.

8

Zudeffen kam Suor Alessia ins Refektorium in frischweisser Kutte, neuem Mantel vom feinsten Florentiner Tuch, einem Goldkrenz an langer Kette, wie sie sonst nur Melkistinnen tragen, die Finger voll von blinkenden Ringen. Und mit ihr zugleich trat die ehrwürdige Mutter Vera ein, feierlich geschmückt wie zu dem größten Kirchenfeste. . . Sie blieben auf der Thürschwelle stehen, sahen die verlegenen Gesichter, sahen Catarina inmitten, mit den Suppenmäpfchen in ihren Händen. . .

Die aber schien sie nicht zu sehen. Ihre Augen blickten starr an den beiden vorüber ins Weite, ins Leere. Und sie erhob ihre weissen, gefalteten Hände und begann mit leiser, leiser Stimme: „Herr, vergieb ihnen. Denn sie wissen nicht, was sie thun. Herr, mein Verlobter, der Du ganz Liebe bist, ganz Erbarmen, sich ihre Sünde nicht noch meine, sondern hilf ihnen, auf daß sie bereuen und erkennen, was sie Dir schulden. Und ferner hilf mir, gib meinen Worten, meiner Stimme Macht über die Herzen, daß ich sie führen könne und leiten vom falschen Wege fort und zu Dir!“

So betete sie. Es war aber den Schwestern, so mügen sie sich aufhalten lassen, ihr zuzuhören, da Catarina weiter sprach, als webe sich um ihre erhobene Stirn eine Glorie. Sie blickten auf ihre verzückten Augen und meinten mit ihr in den weitgeöffneten Himmelsaal hineinschauen zu dürfen, denn ihre Worte ihnen beschrieben. Sie schlugen sich vor die Brust und empfanden reing das Unrecht, daß sie, die Gottesbräute, sich gesehnt nach so irdischen Freuden. Sie fühlten mit jedem weiteren Worte sich doch gekräftigt und erhoben, weit über ihre Stadigenossen, weil sie Konnen sein durften und ihrem Heiland näher stehen als andere Menschen. Eine nach der andern beugte demüthig die Kniee. Schluchzend betreten sie sich, preßten Catarinas zerklüfteten, graugewordenen alten Mantel an ihre inbrünstigen, zitternden Lippen. So hatte noch keine Fastenpredigt von den besten Rednern des Predigerordens, so hatte noch nie eine Menschenzunge ihnen an ihre Herzen gegriffen, sie aufgerüttelt und erschüttert, wie die sanfte, traurige Stimme ihrer jungen Mitschwester. Und sie gelobten ihr, sich zu bessern und sie legten die Hände, die Ketten, den Schmach, vor ihr nieder.

Catarina strich sich mit der Hand über ihre weitgeoffenen Augen. Wie verzückt, wie aus fernen Himmelsböden hatte sie zu ihnen geredet. Nun kam ihr bei dem Weinen der Anderen Zeit und Stunde, die sie vergessen, plötzlich wieder zum Bewußtsein. Beim Anblick der Töpschen mit Zweije-

reiten fiel ihr ein, was sie damit gewollt. „Meine Armen!“ rief sie erschreckend, „sie warten schon.“ — Hastig raste sie alles zusammen, Alessia half ihr. An der Hinterpforte des Hauses stand ein Häuflein von alten Weibern, Kindern, Krüppeln. Sie teilte ihnen aus, was sie hatte, sie gab jedem ein gütig Wort, ein aufmunterndes Lächeln, einen freundlichen Händedruck mit, der ihm aufenernd half, sein Elend besser zu ertragen. Und als die Armen gegangen waren, stieg sie an den Boden im Linnen zu haken, denn sie mußte ja die Cecca noch besuchen und verbinden, die Ausstüßige. Die anderen Schwestern waren im Refektorium geblieben, in gemeinsamem Gebet. Nur Alessia war bei ihr, ging ihr nach auf jedem Schritt und Tritt, trenn und ergeben wie ein Hündlein. . .

„Bedeute, Du bist schon vor ein paar Tagen in eine lange Ohnmacht verfallen, weil Du Dir zuviel zugetraut habtest und den Anblick der gräßlichen Kranken nicht ertragen konntest. Und dazu diese Hitze; geh heut nicht zu ihr, Du solltest Dich schonen, Liebste, Süße!“

„Aber zum Pater hättest Du mich doch mitgenommen, obwohl Du meinst, ich müßte mich schonen.“

Da hing Suor Alessia den Kopf. „Du hast recht. Ich habe es mir nicht so klar gemacht. Ich that, was alle anderen auch thun. Aber nun, von nun an will ich immer, verstehest Du, in allem Dir nur folgen, Dir nachstreben, so sehr ich es kann. Denn Du bist vollkommen, bist fehlos.“

Catarina wies seufzend das Lob von sich ab. Es war gerade auf der Schwelle des Hauses, wo Suor Alessia also zu ihr gesprochen hatte, und da sie aus dem kühlen Thur auf die Straße hinausstraten, schlug ihnen glühend der Sonnenbrand des Angustnachmittags entgegen: „Es fällt auch mir manches schwer,“ sagte sie.

Sie gingen durch die bräutende Stille der jetzt menschenleeren Gasse und waren noch nicht weit gelangt, als ein Knabe auf sie zutrat. Es war das Kind eines Nachbarn aus der Straße dell'Uca und er kam, Schwester Catarina zu rufen, sie möge rasch nach Hause kehren, denn Messer Giacomo, ihr Vater, liege im Sterben.

Sie griff sich ans Herz. Es war, als ob sie umtinken wolle. Schwester Alessia stützte sie. „Ach komme!“ rief sie dem Knaben zu. Und hastig, auf leichten, flüchtigen Sohlen, atemlos lief sie die Straße weiter. Wo zwischen den Häusern sich zur Rechten ein Ausblick zum Campo bot, da sah man eine Menschenmenge, einen Wald von brennenen Fahnen,

und Trompetengejchmetter und Stimmengewirr tönten herüber. Auf ihrem Wege war's desto stiller, keine Seele begegnete den zwei häutig eilenden Nonnen.

„Catarina“, rief Alessia, „süße Mutter, Du gehst ja zu weit, Du fehlst des Weges, dort führt's schon hinunter nach Via dell'Oca, in den Bezirk von Fonte Branda.“

Catarina wandte den Kopf nicht: „Als ob ich's nicht wüßte! Aber ich muß ja erst zu der Cecca.“

„Catarina, um aller guten Heiligen willen, die fremde Bettlerin, die Ausjähige! Und inzwischen stirbt Dir Dein Vater.“

„Sie ist eben mir fremd und ist ansatzkrank. Mein Vater wird sterben, ich weiß es wohl, vielleicht heute schon oder morgen. Ich liebe ihn und er liebt mich sehr. In ihm zu gehen wär mir eine Freude. Darum darf ich es nicht. Muß das Andere zuerst thun. Denn das ist mir Pflicht.“ Sie konnte kaum sprechen im schnellen Laufen, atemlos leuchtete sie die kurzen Sätze hervor.

Und Alessia sagte sich, daß sie nicht werth sei, solcher Heiligen Freundin zu heißen. Einseitig kam sie sich vor und thöricht, weil sie sichlichen Sinnes die Kindespflicht für die größere gehalten hatte und nicht bedacht, wie eine Nonne ihren Lieben, Vater und Mutter, abzujaßen und vielmehr den Aernjsten als ihren Bruder anzusehen habe. Sie jeuzte dazu, — wenn sie noch ihre Eltern hätte! — Besser so, sie hätte nimmermehr sich zu solchem Grabe der Pflichterfüllung ausschwingen können.

Es war fast am nördlichsten Ende von Siena, nahe Porta Camollia, wo auf der Lizza, dem offenen, grünbebüschten Plage, ein hölzerner Schnuppen den Ansatzkranken zuertheilt war. Alessia blieb an der Thüre stehen, sie hatte den Mut nicht hineinzugehen. Aber sie hörte, wie da drinnen die häßlich krächzende alte Stimme Catarina begrüßte:

„He, gerührt Ihr eudlich zu kommen, Fran Königin von Fontebranda! Habt mich lang genug warten lassen. Aber freilich, ein krankes Bettelweib zu verbünden, ist schlechter Zeitvertreib für so ein Fränlein. Die hochwohlbede Fürberstochter ginge lieber mit anderen schönen Damen heute zum Palio und ließe sich von den jungen Herrlein jagen, wie ihre Augen strahlen und wie ihr Haar blond ist!“

Man vernahm draußien keine Antwort, nur ein sanftes Psalmenjingen.

Es danerte eine ganze Weile. Alessia wartete und horchte ungeduldig hinein und betete wieder, sich von der Ungeduld zu befreien. Als Catarina endlich heraustram, hatte sie den verzückten, welsfernen

Ausdruck, wie vorher, da sie im Refektorium zu den Schwestern geredet hatte. Und im raschem Weiterjchreiten wagte es Alessia, zu fragen:

„Ist Dir auch wohl? Du bist so bleich. Wie erträgst Du mir das alles! Die jredhe Alte mit ihren unverschämten Reden. Und ihre gräßlichen, eiternden Wunden. . . . Erlaßt Dich denn nicht Schauder, nicht Ekel?“

Aber Catarina drückte ihre gekreuzten Hände fester mit dem Rosenkranz auf die Brust: „Ich weiß nicht,“ sagte sie. „Die Alte jchmäht mit mir und will mich jchrecken mit ihren Reden. Dann jinge ich die Psalmen und höre sie nicht. Und wenn der Schwindel mich packen will vor ihren Wunden, so denke ich an meinen Verlobten im Himmel und sehe ihn droben thronen inmitten der lichten Engeljcharen, und ich fühle leises Wehen wie von ihrem Flügeljchlage um mich her. Und von den Wunden der armen Cecca steigt's zu mir auf wie Rosenbüste. Denn ich will nur Rosen atmen, nur Beilchengeruch, ich will es, ich muß und ich darf nicht unterliegen.“

Alessia jentete wieder die Stirn. Bejchämend war sie sich ihrer eigenen Schwachheit bewußt. Sie hätte nimmer, nur weil sie's so wollte, ihre Angst bezwingen können, noch da drinnen bei der ekelhaften Kranken Wundenbüste zu spüren vermeint.

Da sie in die Straße dell'Oca kamen, jahren sie von weitem schon vor der Thür des Fürberhanjes viele Nachbarn stehen. Ehrfurchtsvoll traten die Leute aneinander, um der Tochter Platz zu machen. Alessia ging mit ihr in die Stube. Auf dem Bett, vor seinen Söhnen und Töchtern umgeben, lag Messer Jacomo Benincasa und war tot. Und Catarina kniete nieder und legte ihre warme Wange auf seine kalte erstarrte Hand.

Alessia, die sich an der Thür gleich auf ihre Knie geworfen hatte, jähnte, wie man ihre Schulter berührte. Es war Lija, die Gattin des zweiten Sohnes Bartolommeo, die ihr mit angstvollen Augen winkte. Nun erkannte sie erst in dem verbunkelten Zimmer, daß Messer Jacomo dort nicht allein lag. Auf der anderen Seite des breiten ehelichen Lagers ruhte eine zweite Gestalt, nicht mit einer Decke halb verhüllt wie jener, nein, in ihren Kleidern, aber lang ausgejtreckt, starr und tot, eben wie er. Es war Nonna Lapa.

„Sie weiß es nicht“, flüsterte Alessia voll Entsetzen.

„Wie sollte sie auch“, verjegte die Lija, „die Mutter ist nicht krank gewesen. Sie pflegte ihn bis vor einer Stunde. Als wir zu Euch jchickten, da hatte er die letzte Selung eben erhalten. Der

Kuabe kam zurück und bestellte, Enor Catarina werde kommen. Wir warteten alle, der Sterbende auch, er schrie nach ihr, er wolle sie noch einmal sehen, noch einmal küssen, er könne so nicht fort aus dem Leben. Die Mutter hielt ihn. In ihren Armen hat er die Seele doch ansatmen müssen, ohne seines letzten Wunsches Erfüllung zu sehen. Dann hat sie ihn in die Kissen gelegt, ihm die Augen zugebrückt, die Decke ihm über die Brust gezogen und seine Hände darauf gekrenzt. Und dann wandte sie sich zu uns, gab einem jeden der Söhne und Töchter die Hand wie zum Abschied. Er ist tot, und Catarina, mein Kind ist nicht gekommen, ihm das Sterben zu erleichtern. Das sagte sie. Und ging um das Bett herum, streckte sich auf der andern Seite neben ihm aus und lag und war tot."

War's das Flüstern der beiden, war es sonst etwas in der schwülen Stille des Zimmers, was Catarina zum Bewußtsein drang? Sie hob plötzlich den Kopf von ihres Vaters Brust auf, an der sie leise weinend gelegen und sah sich um und sah in dem Halbbümel wohl nicht deutlich: „Mutter?“ rief sie. Es kam keine Antwort.

Sie sprang empor. Mit beiden Händen schob sie die Geschwister von sich, die es mitleidig wehren wollten, und trat um das Bett herum zu der angestreckt Daliegenden. „Mutter!“ schrie die Nonne noch einmal. Es regte sich nichts.

Da bückte Catarina sich und hob den schlaffen, reglosen Arm auf und schüttelte ihn:

„Mutter, hör! Du sollst mich hören. Ich bin da, ich, Dein Kind Catarina. Ach will, daß Du lebst. Wolltest Du so fortgehen, ohne Weichte, ohne Bezeichnung, unverzöhrt mit dem Herrn der Himmel, in Deiner Sünden Glanz und Blüte? Darfst Du Deine Pflicht von Dir werfen, die erste, höchste, Deinem Kinde beizustehen? Wir leben keiner muß selber zur Freude. Ich so wenig wie Du. Mutter, Du kannst noch nicht von hinnen, weil Dein Gatte von Dir ging. Für mich sollst Du bleiben. Herr, — rief sie, da jene regungslos dalag, „Herr, hör' mich auch Du an, mein Verlobter, süßer Heiland, ich will, daß sie lebe, Du sollst mir's gewähren, da ist mein Leib, da ist mein Leben, nimm es mir, nimm! Aber sie gieb Du mir wieder!“

So betete sie. Und sie trogte und sie drohte und bat dann wieder in flehend kindlich weichen Tönen zärtlich mit Thränen, bat und beschwor und bettelte.

Jene lag regungslos und leblos.

„Mutter, meine Mutter, ichbranche Dich, ich kann nichts, wenn Du nicht bei mir bist, meine Mutter, lebe für mich!“

Sie rührte sich nicht.

Die andern schwiegen. Catarina betete. Die Tote lag so tot und weiß. „Herr,“ rief Catarina, „Herr, mein Verlobter, hilf mir, Du hast mir noch immer geholfen!“ —

Und er hilft. Sie sehen es alle. Nonna Papa hebt langsam, langsam und noch wie bewußtlos ihren Arm, der kraftlos schlief vom Lager niedergehängen, hebt ihn zu der Tochter Antliy und streichelt es.

Und dann liegen sie beide Wange an Wange und weinen und sprechen Dankgebete. Aber die anderen Söhne und Töchter und Schwiegerkinder des Entschlafenen stehen in einem weiten Kreise stamend umher und sehen zu. —

Als Messer Jacomo Benincasa am nächsten Tage zu Grabe gebracht ward, da sind hinter seinem Sarge als erste und nächste Leidtragende seine Witwe und ihre jüngste Tochter, die Nonne, einhergegangen, dann erst die übrigen Kinder und Enkel. Und nach diesen kam ein Gefolge, so groß wie selten die Stadt eins gesehen, die ganze Einwohnerschaft der Straße dell'Uca, die halbe des Quartiers Fontebranda, die gesamte Gilde der Färber folgte und die acht Herren des Kriegs und des Friedens und noch viele, viele andere. Messer Jacomo hatte, seit die Popolanen in Siena die Regierung führten, selber ein und das andere Amt ehrenvoll ansehnlich, und wenn er später auch verarmt war und nun seit Jahr und Tag krank gelegen, er hatte immer Achtung genossen. Aber nicht um seinerwillen gingen so viele mit in dem Zuge und drängten sich hinter dem Sarg auf den Stufen von San Domenico, während drinnen die Kirche so voll war, daß zu dem Totenante keiner mehr hineinkommen konnte. Sondern was die Leute alle, Nachbarn und Fremde hinterdreinzog, das war die Kengier, das Verlangen, die Jungfrau zu sehen, Enor Catarina, die das Wunder vollbracht, eine Tote auferweckt hatte, durch ihre Gebete den Himmelsherrn besiegt und bezwungen. Dergleichen war von einem Stadtkind zu Siena nie früher gesehen. Und alle Leute sprachen von ihr und alle Leute waren stolz, sie zu ihrer Mitbürgerin zu haben.

Als aber der lange Leichenzug die Kirche von San Domenico verlassen hatte, trat in der Sakristei der Herr Prior der Predigermönche zu seinem Schüler Fra Tommaso, der eben seine Stola von sich legte:

„Halt Deine Sache gut gemacht, Freund. Das Mädchen bewährt sich. Man spricht schon von ihren Stränkenbesuchen, die Heilung bringen. Und nun die Erweckung der Mutter vom Tode. Wenn es so fortgeht, werden wir den Bettelmönchen St. Francisci ihren Heiligen mit samt seinen Wundmalen kann mehr zu beneiden haben.“

„Hochwürden, ich, ich that dazu nichts, wahrlich ich nicht!“ rief Tommajo.

Aber der andere lächelte zufrieden und klopfte ihm lobend, freundschaftlich die Schulter.

Und Fra Tommajo konnte nichts sagen. Der Kirchendiener ordnete seine Weggewänder. Er aber ging von den plaudernden Brüdern fort in seine Zelle und saß dort allein auf dem Bettrand und weinte. —

VII.

Stille, tiefe Stille ruhte um das Haus Benincasa gebreitet. Die Leute, die vorübergingen, blickten andachtsvoll hinauf. Driunen in der innersten Kammer auf dem kleinen Beschmel, — das wußten sie alle — lag Catarina auf ihrem Knieen, die fromme Mutter, wie ihre Getreuen sie benannten, und betete. Keine Speise genoß sie als nur ein wenig Brot oder Früchte, über ihre blutlosen Lippen kam kaum ein Wort als nur zur Beichte. Ihre Genossinnen, die in Donna Lapa's altem Heinnwesen mit ihr lebten, tragen den Traurigen ihre Grüße, den Armen ihre Gaben zu. Selten, zur Nachtzeit nur, ging sie selber einmal zu Schwercraufen, durch ihren Zuspruch sie zu stärken. Und wer sie gehen sah oder kommen, der segnete jeden ihrer Schritte, segnete sich, daß er ihres Grußes, ihres Anblicks gewürdigt worden. So wuchs ihr Ruhm in der Straße dell'Oca, im ganzen Stadtteil von Fontebranda. Und wie ein Jahr zu dem anderen sich fügte, breitete sich ihr Name aus über die Stadt und auf das Land hinaus, auf die Burgen der Adligen, auf die Sige der Mürger und Bauern, so weit das Gebiet der Kepnblik von Siena reichte.

So geschah es, daß eines Tages die gute Alessia von einer ihrem Hause Gefremdeten ein Schreiben erhielt, ob sie nicht Snor Catarina um Trost angehen könnte. Es hatte nämlich, die also bat, Donna Bianchina, vom edlen Hause der Salimbeni, ihren Gatten durch einen Sturz mit dem Pferde verloren. Und nun so härter traf das Leid sie, weil fast zu gleicher Zeit ihre Tochter, der schon einmal am Tage vor der Hochzeit der Jungverlobte gestorben war, nun eben vermählt, jählings auch zur Witwe geworden. Die beiden Frauen aber

jaßen auf ihrer jernen Burg, der Rocca, ohne geistlichen Zuspruch, nur umgeben von kriegerischen Leuten, unruhigen Söhnen und störrischen Brüdern.

„Wenn Du zu ihnen gehen könntest, Du zu ihnen reden, das würde sie trösten, müßte ihnen Beiden helfen, wie nichts anderes auf dieser Erde“, sagte Alessia zu Catarinen.

Diese zögerte, sie meinte, sie müsse sich erst mit ihrem hohen Verlobten darüber besprechen, bevor sie recht erkennen könne, was ihre Pflicht sei. So that sie's immer, wenn sie einen Entschluß fassen sollte. Am Morgen darauf aber trat sie hervor aus ihrer Kammer mit hellem Antlig, die Stirn erhoben, eins mit sich selber und mit ihrem Herrn und befohl Alessia, den edlen Frauen zu schreiben, daß sie ihre Bitte erfüllen werde. Und sie sagte ihrer Mutter, sie gedebte mit zwei Gefährtinnen über Land zu gehen, an die Rocca der Salimbeni. Frau Lapa erschraf; ihr Kind, ihr zartes Kind auf einer tagelangen Reise, nur von schwachen Weibern begleitet, in diesen kriegerischen Zeiten, wo niemand wisse, wer gut sieneßisch sei, wer nicht, wer quellsich, noch wer ghibellinisch, wo kein Papst und kein Kaiser im Lande, das dürfe nicht sein, das litte sie nimmer. Catarina lächelte ruhig. Sie befohl Alessia, das allernötigste zu richten, was sie zur Wegzehrung brauchen würden. „Gute Menschen giebt es überall“, sagte sie, „und arme Rounen auszuplündern, fällt keinem Söldner ein, keinem Räuber.“

Donna Lapa wollte sich nicht beruhigen. Hinter Catarinas Rücken schickte sie zu S. Domenico hinüber, Fra Tommajo möge gleich kommen. Es verging zwar selten ein Tag, daß er sich nicht im Haus Benincasa blicken ließ, wo er oft Catarina, die sich stets neuer Fehler zu zeihen wußte, doch öfter noch Hilfesuchenden, die sie zur Vereuung ihrer Sünden gebracht, die Beichte hören mußte. Diesmal aber, da er eintrat, fing Donna Lapa ihn gleich an der Thür ab, ihm ihre Sorgen zu klagen. Er war so ungehalten wie sie über Catarinas Abjicht, und da er hinein kam zu seinem Beichtkind, wartete er nicht erst ab, daß sie selber ihm ihre Pläne kundthun konnte, sondern verwies ihr kurz und gut den abentenerlichen Einfall. Zu den hochmütigen und übelbeleumdeten Salimbeni, die mit der Kepnblik von Siena just in Fehde lagen, auf ihre entlegene Rocca zu gehen, das sei nichts für ein züchtig Weib.

Catarina stand vor ihm, wie sie weiß sich hielt, wenn Reneo und Unerwartetes an ihr Ohr traf. Unter ihrem schwarzen Mantel senkte sie die Stirn ein wenig, die weißen Lider verdeckten halb ihre ernten Augen, so sah sie vor sich hin auf den

Boden und schien mehr auf die Stimmen in ihrem Zornern, als auf die ihres Weichtigers zu hören. Und als er geendet, blieb sie noch eine ganze Weile im Schweigen. Dann hob sie den Miec, sah ihn ruhig an und sieghaft:

„Ich gehe doch!“

„Catarina, kraft meines Amtes verbiete ich Dir . . .“

„Ich gehe doch hin. Frommer Vater, Ihr könnt nichts verbieten, was mein Gewissen besiegt und gutheißt.“

„Willst Du die geistliche Macht verneinen?“

„Das wahrlich nicht. Aber sie reicht bis zu mir nicht. Ich bin bevorzugt. Ich handle auch nicht unbedachtam. Ich liege auf meinen Knien und bete und bitte und frage um Rat bei dem Herrn an, bei der ewigen ersten Wahrheit, und wäge und sichte, bis ich weiß, was Recht und was Unrecht. Sagt sie mir einmal, was ich thun muß — nun, so kann keine Erbenzunge, kein geistlicher Mund, und wenn es der des Papstes selbst wäre, in meinem innersten Rechtsbewußtsein mich wanken machen.“

„Weißt Du, daß Du lästerst?“ fragte der König.

Sie blinnte unbewegt: „Was ich weiß, das ist mir, daß ich will. Und ich will, weil ich muß, weil ich nicht lästere, vielmehr meinem Himmelsherrn diene, wenn ich helfe, wo meiner Bedarf ist.“

„Anj der Rocca der Salimbene ist kein Bedarf für fromme Nonnen.“

„Anj der Rocca der Salimbene sitzen verzwweifelt zwei einsame Frauen. Ein gewöhnlich süßsam Mäulein könnte ihnen wohl wenig nützen, würde von ihren Kriegseuten vielleicht verpöttelet werden. Aber ich, — nicht mich an, mein ehrwürdiger Vater, seht mich doch nur an, — ich bin ich! Glaubt Ihr, daß ein Salimbene, daß ein Ritter, daß ein Kaufbold sich an mir vergreifen werde?“

Fra Tommaso geriet in Zorn: „Was für ein Hochamt ist das! Du willst allen Gefahren trotzen? Glaubst Du, daß Du gefeit bist? Ich kenne die Welt etwas besser als Du hier in Deinem mütterlichen Hause sie kennen kannst. Und ich verweise es Dir noch einmal kraft meines Amtes, als Dein geistlicher Vater, daß Du wie eine Landstreicherin Dich aus der Stadt formachst, von Kloster zu Kloster Almojen und Unterkunft heischend pilgerst und gar in weltlichen Herbergen nächtigst mit unsiherem Volk. Ich will Dein Weites, ich habe

Dich und Dein Leben zu schützen. Ich werde es Dir nimmer gestatten.“

Sie senkte ihr Haupt, so still ergeben, demütig gehorsam, schien es ihm, daß er aufatmete, wie nach schwer errungenem Siege.

„Mein teurer Vater, Fra Tommaso“, jagte sie mit ihrer kindlich sanften Stimme, „ich habe den beiden Frauen verheißt, zu ihnen zu kommen und Hilfe zu bringen. Alessia schrieb heute früh den Brief gleich, so wie ich ihm ihr vorsprach. Der Bote, der uns ihre Klagen hierher trug, nahm ihn mit sich zurück. Er war beritten. Er wird morgen vor Abend wohl dort sein. Ihr seht, ich kann das Wort nicht mehr brechen. — Und sollte es mich mein Leben auch kosten, das wär' mir Gewinn!“

„Du Du Dein Wort gabst oder nicht, ich verwehre es Dir. Heißt Dein Gelübde Dich nicht gehorchen?“

„Meinem Herrn, ja.“

„Und ich bin Dein Herr. Und ich vertrete ihn für Dich anj Erden. Und ich sage Dir, Catarina . . .“

„Fra Tommaso,“ sprach sie traurig, ihn unterbrechend, „was müht Ihr Euch nur so? Mein Herr ist viel näher, er redet viel lauter, denn er ist hier in mir. Sagt nichts dawider, es ist doch vergebens. Ich muß und ich will. Und wenn Ihr ein Geistlicher seid und lösen und binden und von Sünden frei sprechen könnt, — es thut mir weh, das sagen zu müssen, aber Ihr dürft es doch nicht vergessen! — so wurdet Ihr's nur, weil ich, ein armes Kind, es so wollte. Ich gehorche Euch gern, in Ansehung Eurer Würde, Eurer Gelahrtheit, Eurer Güte. Ich bin arm und unwissend. Aber im Glauben, im heißen Glauben an meinen süßen Herrn und Berlobten, — hört mich, Fra Tommaso, — darin bin ich stärker als Ihr seid. Und darum könnt Ihr das Wort, das ich ansprach, nicht ungefragt machen und, was mir mein Gewissen vorschreibt, nicht ungehört.“

Fra Tommaso jah anj die Jungfrau, wie sie da vor ihm stand in dem Kleide der Mantelkate. Und er gedachte des Kindes mit dem goldigen Heiligenscheine von leichten Löckchen um ihre Stirn, das damals ihm zugeredet hatte, ins Kloster zu gehen.

„Ja, Du bist Dir selbst tren geblieben,“ jagte er und senzte, „darum bist Du stärker. Ich kann nichts, weil Dein Glaube mir mangelt, der an den Himmel wie der an mich selbst. Mögest Du also Dich schützen und hegen, so wie ich es wollte, doch nicht gekont. Leb denn wohl, Catarina.“

„Halt Fra Tommaso! Fra Tommaso, mein

gütiger Vater, Ihr scheidet doch nicht von mir, so nicht von mir? Nein, das darf nicht sein, ich bitt' Euch!"

Er schüttelte den Kopf: „Wo zu? Ich tauge Dir nichts mehr. Du brauchst einen Weichtiger, der viel strenger ist als ich, Dir mehr Geißelungen und Fasten befiehlt, doch der Dich gehen läßt, wo Du hinwillst, ohne Dein leiblich Wohl zu bedenken — der Dich nicht lieb hat, Dich und jeden Deiner Finger und jedes Haar auf Deinem Haupte.“

„Ja,“ rief sie, ohne die letzten Worte, die er halbinnereclnd sprach, nur zur Hören, „ja, denn was ist dieser elende Leib mir! Hütle auf eine kurze Zeit nur, vergänglich, häßlich, qualvoll oft und schmerzreich!“

Er sah sie immer noch unverwandt an. Er selber, er selber hatte in angelernter Rede von der Naugel herab solche Worte benutzt. Sie nahm seine Sätze an und ergoß ihren Glauben, ihre Herzenswärme, ihren hinreißenden Eifer in die leere Form. Und so ausgerüstet von seinem Geiste ging sie Wege, die er nie hätte gehen können. Er über sah sie, er wußte genau, daß er ihr Lehrer, daß er klüger war als sie und folgerechter dachte. Aber sie besaß das Eine, was ihm mangette, und das Eine machte sie groß und ließ ihn klein. Er empfand es bewundernd und zugleich beschämend. So hob er ihres Mantels Falte an seine Lippe wie demütige Peter ein Heiligengewand erfassen: „Leb wohl, Catarina. Mögeit Du nie erkennen und fühlen, was ich jetzt fühle.“

„Nie“, jagte sie stolz.

Und er neigte das Haupt und ging von ihr fort.

Am nächsten Tage verließ Catarina die Stadt mit ihren Genossinnen, Enor Alessia und Cecca Gori, die eine Tochter war jener Bettlerin Cecca und durch deren Bekehrung und gottseliges Ende von bösem Lebenswandel zur Demut und zum Rommengelübde gleichfalls bekehrt. Furchtlos zogen die drei frommen Frauen auf die Burg der Salimbeni.

Darüber vergingen Wochen und Wochen, daß man in Siena nichts von ihnen hörte. Nonna Lapa hatte zwar einen Brief erhalten, von Alessias Hand geschrieben, und Fra Tommaso hatte ihn ihr vorlesen müssen. Darin ermahnte Catarina ihre Mutter zur Geduld. Für ihres Kindes geistig Heil zu beten sei löblich, aber für ihr leiblich Teil zittern, das zeuge von geringem Vertrauen. Sie selbst, Catarina, sei nur auf diese Erde gesendet, die himmlische Liebe, das himmlische Mitleid den armen Menschen hienieden zu spenden. Wollte ihre Mutter sie nun darin hemmen durch allzu große

Angst und Sorge, so würde auch sie ihr göttlich Werk nicht so, wie sie sollte, ausüben können. „Und so seid denn zufrieden,“ schloß sie, „daß ich meinem Schöpfer gehorche. Ich bitte Euch, selbst wenn es Euch so schiene, daß ich länger hier draußen bliebe als Euch gefällt, seid doch zufrieden! . . . Denn ich kann nun einmal nicht anders. Und wüßtet Ihr, um was es sich handelt, ich glaube, Ihr selber schickt mich her. Ich bleibe, ein großes Unheil abzuwenden, wenn ich's nur vermag. Es ist nicht Schutd der armen Gräfin. Und darum sage ich Euch allen, betet, betet zum Herrn im Himmel, daß er meinem Wunsch und Willen einen guten, rechten Erfolg giebt.“

Frau Lapa zeigte den Brief allen Leuten, die sie nach Catarina befragten. Und die Leute laßen das Schreiben und schüttelten ihre Köpfe und meinten, daß etwas auf der Rocca im Werk sei, mehr als die Tröstung der zwei armen Witwen, das stehe ja da klar und dentlich. Aber was? Schwerlich ein Uebel, dergleichen sich durch geistlichen Zuspruch bannen ließe. Sei es aber ein politisch Räufenspiel, eine Anzettelung wider die Stadt — von den Salimbeni könne man sich wohl des Schlimmsten gewärtig sein, — nun so habe eine Mantellata damit nichts zu schaffen und sie zeige geringe Treue und schlechten Dank für die Regierung ihrer Heimat, so sie sich noch länger auf dem Haus neß zurückhalten ließe. Daß die Acht von der Justiz zu ihr geschickt hatten, sie zur Heimkehr zu vernahmen, das hörte man bald. Auch der Herr Prior der Dominikaner hatte ihren Reichwarter Fra Tommaso della Fonte ihr nachsenden wollen, der frommen Maid ins Gewissen zu reden. Der aber hatte sich dessen geweigert, er sei nur ein Mönch, sei nicht vornehmem Standes, wolle zu Buße und Frömmigkeit predigen, so gut er's vermöchte, aber in politische Dinge und Streitigkeiten großer Herren sich einzumischen, dazu tange er nicht. So stand denn die Sache und ein Monat verging und noch einer. Von dem, was da draußen gesponnen wurde, erfuhr man nichts. Aber der gute Name der Jungfrau ward von den Nachbarn in der alten Straße dell'Oca, ward von den Mädchen, die früh Morgens mit ihren Krügen zur Fonte Branda hinunterstiegen, um Wasser zu holen, von den Bürgern, die nach Ave Maria auf der Piazza del Campo lustwandelten oder in Gruppen beisammen standen, arg mitgenommen. Am Ende, — eines Fürbers Tochter, die nichts kann als beten, was soll man von der wohl besseres erwarten, als daß sie von ritterbürtigen Leuten, Stadtfeinden, Erzschelmen sich

nißbrauchen und zu jeglicher treuloſen Schlechtigkeit verführen laſſe.

Und da ſie am ärgſten ſo von ihr ſprachen als Feindin des Staates, Verräterin, Abtrünnige, allerorten ſie verſchrie, da plözlich, urplözlich wurden alle die Lächerleben niedergeſchlagen. Denn es hieß, daß ſie zurück ſei.

Früh morgens, das Stadthor war noch nicht geöffnet, hatte man ſie draußen vor demſelben wartend ſtehen ſehen. In ihrem Nonnenkleid, in dem ſie vor Wochen ausgezogen, nur zerriffener, vom Wege verſtaubt. Und mit ihr waren Snor Aleſſia und Cecca Gori und noch eine Dritte, die auch wie jene, den ſchwarzen Mantel über dem Haupt trug. Unter den Leuten, welche die Frauen vorübergehen ſahen, meinten manche ſie zu kennen. Die Schlanke, die um Haupteslänge Catarina überragt haben würde, hätte ſie nicht ihren Kopf ſo demüthig geſenkt gehalten, ſei die Conteſſa, hieß es, die vielgenannte ſtolzſchöne Vandeca (auf ſieneliſch ward der Name Benedetta alſo verzärtlicht) die zwiefache Wittib. Und als ſie in die Via dell'Orca gekommen waren und in Donna Lapas Haus eingetreten, da wußte man auch ſchon, obwohl keiner recht jagen konnte, woher die Kunde ſich verbreitet, daß dieſe junge hoffärtige Dame in ſich gegangen, daß ſie dem Weltleben abſagen wolle und Nonne werden.

Catarina hatte gleich nach ihrer Ankunft nach S. Domenico geſchickt, um einen Weichwater für die Knechtſehrte, wie ſür ſich ſelber, doch ließ ſie ſagen, da ihr Jugendfreund Tommaſo ihr Seelſorger nicht mehr bleiben wolle, erbitte ſie einen andern der Mönche. Und zwar, — die Jungfrau Maria hätte ihr den Namen ins Herz gegeben, — und zwar den guten Fra Naimondo von Capua. Der ward denn auch zu ihr geſendet.

Als er zu ihr ging, die abſchüſſige Straße hinabwärts, von San Domenico zur Via dell'Orca, ſtand Fra Tommaſo vor der Kirchthür und ſchaute ihm nach. Sein alter Gönner, der Herr Prior, der neben ihm ſtand, blickte in der gleichen Richtung. Und er berührte Tommaſo's Schulter:

„Es ſchmerzt Dich, geſteh's nur.“

„Grade der“, rief Fra Tommaſo, „jeden, jeden anderen Bruder hätte ſie ja wählen dürfen. Doch grade den!“

Der greiße, kluge Prior nickte: „Grade den nicht. So geht es meiſtens. Der uns ſorntummt, was unſerem Herzen lieb iſt und teuer, der iſt der letzte, iſt der ärgſte von allen Menſchen, die wir wiſſen. Und wär' es ein anderer Bruder geweſen,

hättet Du ihm dieſes Mädchens Seele, die Du Dir bildeteſt und heranzogſt, nicht ebenſo ungeru auwertant?“

„Ich weiß nicht, vielleicht. Aber Frate Naimondo! . . . Er iſt ja nicht ſchlecht. Er iſt nur nüchtern, mit ſich ſelber immer zufrieden. Er wird ſie es ſpüren laſſen, daß ſie Härberſtochter, daß er ein Herr iſt vom Geſchlecht der della Vigue, wird ſie in Zucht und Strenge halten, wie andere Nonnen und Könnlein auch. Ihre Leidenschaft, ihre heiße Demut, ihren Geiſt, ihre Größe kann er nicht verſtehen.“

„Begriffſt Du ſie denn ganz?“ fragte der Prior. „Wenn Du erſt Deine Feſtigkeit, die Dich jählings mit ihr entzweite, geungſam berent haſt, ſo wirt Du mir vielleicht noch geſtehen: ſo ſchlecht war die Wahl nicht. Und die ſie ihr riet, iſt die Madonna allein nicht geweſen, ſondern des Mädchens ſcharſichtige Klugheit. Für die Heilige und Seherin, für die junge ſchwerringende Seele biſt Du der beſſere Führer geweſen. Aber der, den ſie jetzt braucht, um mit einer Conteſſa Vandeca, mit den Salimbini und deren Genoffen gut fertig zu werden, muß ein Mann ſein, in Welthändeln geübt, gewohnt, mit vornehmen, launigen Damen, mit ſchwertführenden Rittern umzugehen, wie mit ſeinesgleichen, ein Mann von Staud mit einem Worte. Daß dieſer Naimondo aus dem Hauſe della Vigue iſt, daß ſein Ahnherr der Kanzler weiland Friedrichs des Hohenſtaufen geweſen, das beſähigt ihn, Catarina beſſer dienen zu können, als Du.“

Dazu ſchwieg Fra Tommaſo.

Unterdeſſen war der neue Weichwiger bei Catarina eingetreten und hatte ſofort angefangen, ſie zu ermahnen, zur Einkehr in ihr eigenes Gewiſſen, auf daß ſie ihn geſtehen könne, was ſie geſündigt in Worten, Werken oder Gedanken.

Catarina hob ihre Hand mit verweiſender Gebärde. „Nachher. — Nicht von meinem Seelenheil, noch von meinen eigenen kleinen Sünden und Schwächen ſoll zuerſt die Rede ſein. Sondern von dieſer Stadt, meiner Heimat. Daß ſie nicht wie andere Stadtrepublik und Staaten Italiens einem Tyrannen ſich beugen müſſe, der ſie mit Söldnergewalt ſich erobert, — dazu bebar' ich heut' Eurer Hilfe. Wollt Ihr mir beſtehen zu ſolchem Zwecke?“

„Laß erſt hören,“ ſagte Naimund.

„Es ſei. Ihr hättet Euch jagen können, Ihr alle in Siena, daß ich nicht um zwei Frauen zu tröſten ſo viele Wochen fortbleiben würde. Weißen und Winnen giebt es genug hier und ärmere als jene. Vielmehr, was mich dort hielt, war, daß

ich schon nach wenig Tagen es gemerkt, wie der Sohn und Bruder der beiden, Agnolino, Sohn des Giovanni, Sohnes Agnolinos dei Salimbeni, gegen uns etwas im Schilde führte. Es war ein Kommen und Gehen von Männern, von Freunden, von Söldnern, es war ein Rausen und heimlich Flüstern, es ahnte mir, daß etwas schlimmes im Werke sei. Und ich liebe meine Heimat und ich liebe ihre Freiheit. Die soll sie behalten. Vor drei Tagen hat Agnolino, der Sohn Giovanni in meine Hand die alte Fehde abgeschworen, hat mir das Gelöbniß gethan, daß er die Absicht, unser Siena zu überfallen und in seine Gewalt zu bringen, aufgegeben und daß von den ihm verbündeten Herren bis auf einen, den alten Maconi, alle mit ihm dem Magistrat ihren Frieden böten. Nun müßt Ihr mir helfen, bei unseren ehrbaren acht Herren der Regierung diesen Frieden durchzusetzen.“

„Om,“ jagte Raimund, „hn, das läßt sich hören. Man muß es klug und bedächtig beginnen. Es wird sich schon machen. Aber sage mir, meine Tochter, welche Beweise, daß Du wahr sprichst, hast Du in Händen? Was kann ich denn den Herren bringen?“

„Beweise! Bestellt den Herren, ich, Catarina, ich sagte es ihnen. Das genügt. Und wollt Ihr dann noch genaueres wissen, so fragt meine Frauen, fragt die Contessa Bandeca selber, die mit mir kam, hier in Siena den Schleier zu nehmen. Sie werden es Euch bestätigen können, daß ich nicht lüge.“

„Gut, ich werde sie alle fragen.“

So nahm denn Raimund Catarinas Begleiterinnen und darauf der Reuebekehrten die Beichte ab. Nachdem er eine nach der andern angehört, mit ihnen gebetet, sie ermahnt, legte er einer jeden von ihnen Bußübungen auf, wie sie in den Klöstern üblich: so viele Aves, so viel Vateroster, so viel Geißelhiebe und Fasten. Und dann hörte er Catarina erst die Beichte und maß ihr an Strafen nicht mehr und nicht härtere zu als jenen. Als er aus der Kammer gehen wollte, kam sie ihm nach, bis in das Zimmer, bis an die Hausthür, und bat, er solle ihr schwereres aufbürden.

„Daß es gut sein,“ versetzte er kurz, „das ist meine Sache.“

„Mein Vater, ich habe viel gesündigt gegen der Mantellate Gelöbniß.“

„Aber Du hast auch etwas erreicht.“

„Ja,“ rief sie, „Sena Julia, meine altebte Vaterstadt Siena, die soll mit Stolz die säugende Wölsin, das Wahrzeichen ihrer Mutter Roma, weiter in ihrem Wappenschild führen dürfen. — Aber mein Vater, mein Vater, wie schön auch dies Endziel ist, das ich erreichte, heiligt denn der Zweck die Mittel? Bleibt es nicht sündhaft, daß ich davonging, wider meines Reichtrigers Willen, daß ich die Gewissenen in Gefahren brachte, rucklos war und eigensüchtig? Mein Vater, ach, ich fühle mich schuldig, straft mich dafür!“

Fra Raimondo von Capua war ein wohlbeleibter Herr, er hatte vordem ein recht beweglich Weltleben geführt. Daß da diese Maid im Konneuschleier mit dem bleichen Gesichte so stehend ergehen vor ihm stand und aus gläubig schmerzlichen Augen vor ihm ansah, als solle von ihm all ihr Heil ihr kommen, das regte ihn nicht sonderlich auf. Daß aber vom Turm des Mangia gerade der Glockenschlag klang, der die Mittags- und Essensstunde verkündete, das ging dem guten Herrn viel näher:

„Erfinde Dir nicht neue Sünden, nicht mehr als Du thatest; lade Dir nicht auf, was nicht Dein ist. Ich habe Deine Beichte vernommen, Dich gelöst und gestraft. Um das übrige laß mich nur sorgen, ich werde es wohl zu richten wissen. Genug für heute. Und damit basta.“ —

So ging er von ihr. Catarina stand und blickte ihm nach, wie vorher Fra Tommaso diesem selber behaglich breitpurig dahinschreitenden Rücken nachgesehen hatte. Und auch ihr ward es bewußt, daß sie etwas verloren, was sie nie wiedergewinnen könne, und das, was sie dafür eingetauscht, vielleicht ein geringwertiger Ersatz sei.

Als aber nun ein paar Tage später die Nachbarn und die Leute alle es erfuhren, was Catarina, die Färberstochter, auf der Rocca ausgerichtet, daß sie ihre Stadt besüßigt vor nicht einmal geahnten Gefahren, da bat ihr ein jedermann zu Siena ein jedes Wörtlein ab, das er rucklos gegen sie ob ihres langes Außenbleibens zu lästern gewagt. Und ihr Ansehen und ihr Name wurden noch größer im ganzen Lande.

(Fortsetzung folgt.)



Der Frühling!

Nur einmal, einmal sei's auch mir beschieden,
Nicht zu gefellen in dem hohen Feste,
Wenn auf zum Himmel durch die lichten Aste,
Der Vogel blüht und singt so still zufrieden!

Süß ist's, im ersten Grün verweht zu hnden
Die Weiden, drin die Spur zu seh'n der kleinen
Geliebten Kätzchen, die mir nachgegangen,

Zu lauschen rings, was alle Dinge künden,
Die all ihr Leiden froh zu tragen scheinen,
Da jetzt vom Liebeshand Eisbeden sprangen.
O Frühling, Frühling, jetzt, da das Verlangen
In leben mächtig meine Brust durchloht,
Sag, giebt's noch einen Schmerz, giebt's einen Tod
In diesem heil'gen, makellosen Frieden?

Aus dem Italienischen des Cesare Rossini von Paul Heyse.

Der Mai.

Ein grünes Kleid mit goldnen Borten
Sieht man jetzt glänzen allerorten,
Und hört ein Lachen silberhell.
Wer ist der unnlere Gesell'
Vor dem der Griesgram Winter stolz,
Wer ist es? wo?

So frag' die grünen Flnen,
Die weisen seine Spuren.
Im Walde frag' den Baum,
Das Weiden frag' am Saum;
Es hat ihn wohl geseh'n
Vorübergel'n.

Und frag' die Vöglein all',
Die preisen ihn mit Schall.
Dein Herz auch magst Du fragen,
Es wird Dir Antwort sagen,
Mit einem Inheldreie:
Das ist der Mai!

Er ist gekommen durch Nacht und Graus;
Er hat erschlossen die Thüren im Haus.
Er rufel: Ihr Menschen, hinaus jetzt, hinaus;
Mit Sorgen und Plagen und Kummer und Bol.
Die Welt ist von Flammen der Liebe durchloht,
Und der Winter ist tot!

Hans W. Grüninger.

Waldfreude.

(Uebersetzung von Schillers Juniperus-Rantlere: „Lactaria silvestris“.)

Ach, am Schwarzwalddheimweh krauh' ich,
Seil auf harter Wackerbank ich
Angekettel bin ans Haus,
Einst ein Falk' in blanken Waffen,
Kun höchst schändlich umgeschaffen
Zur lichtschenen Fledermaus.

Wo doch weiß Du, Trautgeselle,
Dessen Auge, freundlich helle,
Allen Kummer blühte weg?
Dreht Dir's noch, wie wir behende
Aufgestrebt zum Welskender,
Vach der Warte Blumenegg?

Hier abschäßige Schwarzwaldbwiesen,
Dort beschneite Alpenwießen,
In der Abendsonne Schein.

Drunten, auf durchblühten Auen,
Wild und wüthend anjnschauen
Brach die Wulach durchs Gestein.

Drauf hinab durch Fels und Klüfte
Und bemoste Waldeschliffe
Wohin reißt's uns mächtig fort?
Eingehrl von Baum und Hecken
Winkt mit lauschigen Verstecken
Achdors uns als Ruheport.

Hei, der wunderfüßen Schenke,
Hei, des Kosenmunds, der Schwänke!
Saug und Kauertanz im Gras!
Wein kredent auf grünen Matten
In des Lindenbaumes Schatten
Marigolla — Springwiltenglas!

Otto Michaeli.

Wieder wach!

Durch mein grünes Fenster
Seh' ich in die Welt:
Alles flummt da draußen
Sonnensüberhell.

Vogelzug und blauer
Himmel nah und weit.

Und ich seh' in lanter
Sommerherrlichkeit.

Ach der Seele Sehnsucht
Regt mir in der Brust
Ihre Samensfügel
Stürmend, selbwanzt.

Karl Ernst Knodt.



Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Chasot von links.

Chasot. Der Urlaub, den ich Ihnen erwirkte, ist abgelaufen. So sehr ich bedaure —

Maria. O, mein Gott!

Joachim. Ich folge Ihnen. (Zu Maria.) Nehmen Sie dies zurück, Maria. Ich bin entschlossen, keinen Gebrauch davon zu machen. (Er sucht ihr das Papierpäckchen in die Hand zu geben.)

Maria (weigert sich, es zu nehmen). Ich liebe Sie ja!

Joachim. Nein, Sie lieben mich nicht, wenn Sie so klein von mir denken. Nehmen Sie!

Chasot (über bemerkt, was vorgeht). Sie begehen eine Thorheit, Joachim. Für alle Fälle —

Joachim. Ich verachte ein Geschenk, das von Ihnen kommt.

Chasot. Herr Junker —!

Joachim. Denn ich kann es nicht erwidern wie Sie's wünschen. (Er schenkt das Päckchen fort.) Da liegt es. Heben Sie's auf, wenn Sie Ihrer Majestät nicht Verdrießlichkeiten bereiten wollen.

Chasot (zu Maria). Er ist ganz toll.

Maria (Joachim die Hand reichend). So dürfen Sie nicht von mir gehen!

Joachim (stößt ihre Hand). Maria —! machen Sie mich — mir selbst nicht untreu. Leben Sie wohl!

(In den Orenabieren.) Führt mich zurück! (Er verläßt mit stolzen Schritten das Gemach. Die Orenabiere folgen ihm.)

Maria. Verloren — verloren!

Chasot. Bei alledem — es gefällt mir doch. (Er hebt das Päckchen auf.) Er hat recht; das da darf man hier nicht finden. Es war gut gemeint. Aus Ihrer Hand, dachte ich . . . Und er konnte doch nicht erwarten, daß Sie ihn auch noch in der Ansicht abholen und selbst über die Grenze bringen würden.

Maria. Verspotten Sie ihn nicht.

Chasot. Freilich — was ist ihm das Leben ohne Sie? Nicht wahr, das war sein Argument?

Maria. Sie wissen, daß ich ihn liebe. (Zu Thronen ausbrechend.) Mögen Sie denn auch wissen, daß ich nie einen andern lieben werde! (Rohs ab nach links.)

Chasot. Ei, ei, schöne Dame! Sie werfen mir den Handschuh hin! Wie unbedacht! Wenn der verschmähte Liebhaber nun überlegte, ob es ihm noch

wohl anstehe, für den begünstigten Nebenbuhler eine Lauge zu brechen . . . Ah! fort, Gaukelbilder der Eifersucht. Hier gilt's den König. Zu ihm! Er geht nach der Thüre rechts und tritt zurück, als sie sich öffnet.) Er selbst!

Siebenter Auftritt.

Chasot. Der König von rechts.

König (einen Brief in der Hand haltend). Es mag genug sein — wird hoffentlich eine heilsame Wirkung haben. Meine Mutter soll die Freude . . . (überwacht) Chasot!

Chasot. Es war meine Absicht, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten. Eben auf dem Wege — König. Zeit nicht, jetzt nicht. Die Königin erwartet mich zum Thee. Ich selbst bin der Ueberbringer eines Briefes, der ihr Bedeutung hat. (Er steckt den Brief während des Folgenden ein.)

Chasot. Sire, hören Sie mich an!

König. Sie haben mir heute zwei Mal bei Tisch Gelegenheit gegeben, mich über Ihre ungebürdige Verhaltigkeit mißbilligend zu äußern. Werden Sie denn nie lernen, Raß zu halten? Aber das ist schon vergessen. Sie kennen mein faibles für Sie, Chevalier, und tragen nicht vergeblich immer wieder darauf. Wenn Sie mich um Verzeihung bitten wollen — die ist Ihnen auch diesmal gewährt. Aber hüten Sie fortan Ihre Junge besser. (Er will zurückgehen.)

Chasot. Ich bekenne mich wiederholt schuldig, Sire, zu offen und rücksichtslos meine Meinung geäußert zu haben. Aber Ew. Majestät haben diejenigen, welche Sie Ihre Freunde zu nennen noch immer die Geneigtheit haben, selbst nicht wenig verwöhnt, frei herans die Wahrheit sagen und alle Schmeichelei verabschonen zu dürfen. Es war der fürsliche Dichter, der rief:

O Wahrheit, rein und leuchtend,

Unsterbliche Tochter des Himmels!

und in seinem Kennerling-Cefarion das edle Muster des Freundes eben darin erkannte, daß er ihm mit unerschrockenem Freimuth half, das Edelmetall seiner großen Seele von allen Schlacken zu reinigen.

König. Kennerling — mein treuer Kennerling! Ja, er war ein Freund und seinesgleichen finde ich nicht wieder. Um dieses Freundes willen denn . . . Sie haben ein Anliegen, Chevalier; worin besteht es?

Chasot. Darf ich Ew. Majestät erst vorher

bitten, mich nicht nur anzuhören, sondern mit Geduld anzuhören? *Ev. Majestät* haben mir so oft ans Herz gelegt, meinen plöglichen Mumm zu bezwingen und ich bin dafür dankbar. Heute ist es vielleicht an Ihnen, *Sire*, ein leuchtendes Beispiel weiser Mäßigkeit zu geben.

König. Was ist's? Sprechen Sie. Ich will nicht fürchten —

Chasot. Majestät haben mich begnadigt. Aber — was hülfte mir Ihre Verzeihung, wenn Sie mich nochmals viel schwerer, als das erste Mal, bestrafen wollten —

König. Sie? Wie das?

Chasot. Bestrafen wollten dadurch, daß Sie einen jungen Menschen, dessen That nicht strafbarer ist, als es die meine war, der vollen Strenge des Gesetzes zum Opfer bringen.

König. Ah! Also doch! Darauf zielten Sie. (Bei Seite.) Das könnte mich bestimmen, das Schreiben nicht abzugeben. (Zu Chasot.) Erkennen Sie Ihr Murrend? Der Junker von Brandt ist der erste, der meinem Verbot trotzte. Wenn ich ihn seine Vermeinheit büßen lasse, damit nicht ein Zweiter mehr die Schärfe des Schwertes prüfe — so folge ich einem Gebot der Humanität.

Chasot. O, *Sire*, auch einen tausendsten wird's geben, der seiner Warnung achtet, wenn er seine Ehre bedroht glaubt, dieses höchste Gut des Mannes, wenn die Leidenschaft ihn fortreißt.

König. Wauen Sie so wenig auf den Sieg der Vernunft?

Chasot. Sie ist ohnmächtig gegen die Sitte. Es mag barbarisch sein, *Sire*, sich selbst kein Recht zu nehmen, und eines aufklärten Regenten würdig, einem jahrlangem alten Vorurteil entgegenzutreten — aber nicht barbarische Strafen können störrische Anschauungen umwandeln, und wenn sie die irrigsten wären. Wer für sie büßt, büßt zugleich für das Murrend der Gesamtheit, die ihn darin erzog. Und *Ev. Majestät* wollten jenem da ein unverföhnlicher Richter sein? *Ev. Majestät* wollten nicht einmal die gerichtlichen Formen zulassen, unter die in Ihren Staaten der gemeinte Vorwicht gestellt ist? *Ev. Majestät* wollten in einer Person den Spruch fällen und vollstrecken? Ich glaube es nicht, *Sire*, ich glaube es nimmermehr. Der Philosoph auf dem Throne weiß sich frei von der Laune des Despoten.

König. Sie sprechen sehr kühn, Chevalier. Der Philosoph darf den König nicht vergessen; der König wird selbst bedenken, was er dem Philosophen schuldig ist.

Chasot. Um Gottes Willen, *Sire*, um Ihrer selbst willen hören Sie nicht auf, menschlich gesinnt, hören Sie nicht auf, ein Vater und Beschützer braver Leute zu sein!

König. (wendet sich zum Geben.) Ich kenne jetzt Ihre Meinung. Gehen Sie nicht weiter.

Chasot. Meine Meinung — aber noch nicht

meine Bitte. Hören Sie auch die, *Sire*! Vergeben Sie dem Junker und schießen Sie mich sogleich in Arrest. Ich bin der Schuldige. Sie können nicht wollen, daß ich mir einen ewigen Vorwurf daraus mache, die alleinige Ursache des Verderbens eines hoffnungsvollen jungen Menschen und des Unglücks einer ehrenwerten Familie zu sein.

König. Ich lobe die Gefinnung, aber ich kenne meine Pflicht. (Er geht einige Schritte der Thüre links zu.) Überlassen Sie mir's, mit mehr Ruhe, als Ihnen zu Gebot steht, abzuwägen, was diese Pflicht von mir fordert.

Chasot. (wacht nach der Thür hin umher.) Nein, *Sire* —

König. (wenn er geht.) *Stenot.* Es ist genug!

Chasot. (stellt sich vor die Thür.) Nein, *Sire*, ich lasse Sie nicht fort, bis Sie mich einer Antwort auf ja oder nein gewürdigt haben.

König. (gewirrt.) Sie zwingen mich, die Schloßwache herbeizurufen.

Chasot. Diese Mühe werde ich *Ev. Majestät* nach dieser Antwort eriparen. Viel lieber will ich nach Spandau zurückkehren, als der Zeuge einer so ungerechten und grausamen Handlung meines vergötterten Königs sein.

König. Ihr Edelmut wird närrisch, Chevalier. Sie ereifern sich für einen verliebten Thoren, der Ihnen überdies im Wege steht.

Chasot. Ich ereifere mich für niemand, als für *Ev. Majestät* selbst. Ich dulde es nicht — meine Freundschaft duldet es nicht, *Sire*, daß der Mann, den ganz Europa bewundert und als eine Zierde der Menschheit schätzt —

König. (noch einen Schritt vortretend.) Ihre Schmeichelei beleidigt mich. Dalten Sie mich nicht an!

Chasot. (den Kopf vor der Thür behauptend.) Ich weiche nicht. Ziehen Sie den Degen, *Sire*, und durchbohren Sie mir die Brust, aber schonen Sie sich selbst. (Er tritt nieder.) Zum ersten Male sehen mich *Ev. Majestät* zu Ihren Füßen — noch vor keinem Sterblichen hab' ich gekniet. Wollen *Ev. Majestät* mir die Bitte abschlagen, die ich an Sie bringe? Begnadigen Sie den Junker, *Sire*, oder — (er haßt des Königs Laune) erlauben Sie mir gütlich, Ihnen zum letzten Mal die Hand zu küssen und für alles das Gute, das Sie mir erwiesen haben, zu danken.

König. (bewegt, indem er ihn an der Hand erhebt.) Stehen Sie auf. Sie wissen nicht . . . (Er geht, die Hände auf dem Hüften, einmal durch das Zimmer und bleibt dann in einiger Entfernung vor Chasot stehen.) Sie müssen mich sehr gut kennen, Chevalier, daß Sie meine Geduld und Nachsicht auf diese Probe zu stellen wagen. Urtheilen Sie selbst, ob ein Fürst in ganz Deutschland gutmüthig genug wäre, sich solche Gewalt anthun zu lassen.

Chasot. (vor Aufregung stützend.) Es giebt nur einen Friedrich von Preußen.

König. Sie treiben Ihre Freiheit bisweilen zu weit, selbst gegen den, der Ihnen, wie Sie wissen, Dank schuldet. Bin ich es, der Sie verdorben hat, so habe ich mir einen Vorwurf mehr zu machen.

Chajot. Dank? Wovon sprechen Ew. Majestät? Wie gern würde ich zu jeder Zeit mein Leben hingeben zur Erhaltung des Throns und zur Wehrung Ihres Ruhmes. Aber es darf mir nicht gleichgiltig sein, was man von Ihnen urteilt, Sire, und ich halte es für die Schuttdigkeit eines Mannes, den Ew. Majestät Ihres näheren Umgangs gewürdigt haben, Ihnen unter vier Augen darüber keinen Zweifel zu lassen.

Mönig. (beizehrt). Nun gut! Um Sie zu beruhigen... (Den Brief vorlesend und wieder einlesend) Diesmal soll noch Gnade vor Recht ergehen.

Chajot (die Hände über die Brust heugend). O, Sire—!

Mönig. Bringen Sie Ihrem Schützling selbst die Nachricht. (Wieder sehr ernst) Wissen Sie aber, Chevalier, daß ich seine Begnadigung der Königin, meiner Mutter, abge schlagen habe? Wie kann sie mir's vergeben, wenn ich Ihnen die Bute gewährt?

Chajot. Verbannen Ew. Majestät mich aus Ihrem Angesicht, aber ich werde nun nichts mehr zu verhandeln brauchen. Ich wage nicht anzudeuten, daß ich von dem vergeblichen Schritt Ihrer Majestät Kenntnis habe.

Mönig. Wie, Chevalier — Sie erühren —?

Chajot. Er durfte nicht vergeblich gewesen sein. Ihre Majestät hätte dies zeitlebens als eine Kränkung empfunden. Bei allen Fehlern, die mir mit Recht schuld gegeben werden mögen — der einer düsterhaften Einbildung liegt mir fern. Geling es meinem Angeheim — Verzeihung dafür, Sire, zum letzten Mal — Sie ichon jezt zu einer nochmaligen Prüfung des Falles zu bewegen, so gewähren Ew. Majestät nun nicht mir die Begnadigung des Junkers, sondern allein der Königin.

Mönig. Das höre ich gern. So geben Sie mir also Ihr Ehrenwort, über das zu schweigen, was hier vorgefallen ist?

Chajot. Mit Freuden, Sire. Ew. Majestät eriparen mir ja nur die Beschämung, meinen blinden Eifer bekennen zu müssen.

Mönig. Ach will Ihre Reue für aufrichtig halten und auch selbst schweigen. Aber eine andere Beschämung kann ich Ihnen nicht eriparen. (Liest den Brief vor.) Dieses Schreiben irdicht ichon die Begnadigung des Junkers aus.

Chajot. O, Majestät... Und ich zweifelte —! Wie können Sie mir's verzeihen?

Mönig. (reich ihm die Hand). Sie haben sich als ein Mann bewiesen, dem das Herz auf der rechten Stelle sitzt. Ach bin verhöhnt.

Chajot. Nun zu Noachim! (ab durch die Thüre.)

Achter Auftritt.

Der König. Die Thür links öffnet sich. Herr von Wöllnis sucht Joseph zurückzuhalten, die eifrig vorbringt.

Pöllnis (noch in der Thüre). Aber ich nehmen Sie mich doch wenigstens mit, ichöne Dame.

Joseph. Sein sehr eilige Sachen. Sollten sich Oberhofmeistern Crellen, an Hof seit: Hier bleiben! Majestät müssen hören — (Den König bemerkend und schredend). Ah —! (Sticht aus.)

Mönig. Nun — was muß ich hören?

Pöllnis. Joseph drang in mich, ihr bei Eurer Majestät eine Audienz zu verschaffen.

Mönig. Das ist ja nun nicht mehr nötig.

Joseph. Sein ich so erdroten —! Gleich stehen vor Angesicht. Haben ich ganz vergessen die Anfang von meine Sermon.

Mönig. Wenn Euch also darauf. (zu Pöllnis.) Welchen Sie mich der Königin, Herr Baron.

Pöllnis. Ihre Majestät wünschen, den Thee hier servieren lassen zu dürfen. Ach benachrichtige sie aberogleich. (ab.)

Mönig. Nun—? Ohne Umwidweise.

Joseph. Werden ich lieber anfangen gleich am Ende. Verehren ich sehr große König. Aber sein große König keine gute König, wenn machen krank meine arme Fräulein.

Mönig. Ach will nicht fürchten —

Joseph. Ja — machen krank, brechen Herz — ja! Sein in schwere Not wegen das Junker in Arrest. Eine so gute brave Mensch. Ach, Majestät —!

Mönig. Ihr kommt zu spät, Joseph.

Joseph. In spät? (betruht sich) Schon Kopf ab? Haben ich doch gedacht, kann so was nur geschehen in Java bei wilde Fürsten.

Mönig. Ihr habt recht: so schnell geh's bei uns nicht.

Joseph. Ach, Majestät —! Sein große König eine gute König und ichonen Leben das arme Teufel, wenn Joseph bitten!

Mönig. (schmählich die heitere Stimme wiedernehmend). Wären Ihr eine halbe Stunde früher gekommen!

Joseph. Was kann ausmachen einer halben Stunden? Werden meine Fräulein auch heiraten auf Kommando, wen befehlen, mit allen ihren Schätzen.

Mönig. Immer toller.

Joseph. Ihn Fräulein zu Liebe alte Joseph. Ihr nicht arms Junker Kopf ab.

Mönig. Es ist wirklich jedes Wort verichwendet.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Durch die Mitte sind eingetreten Herzog Ferdinand von Brannschweig, Graf Wetter. Katalin stellen seine Fische auf und betreten demnach die Thüre.

Ferdinand. Ew. Majestät ichon hier? Wir kommen pünktlich zu der von der Königin bestimmten Theestunde und müßten bedauern, wenn —

Mönig. Ew. Liebden dürfen sich beruhigen. Ach war etwas voreilig. — Lieber Wetter, wollen Sie Chanz rufen lassen. Ach fühle mich wieder ganz wohl und werde im Konzerz mitspielen.

Wetter. Welche frohe Aussicht, Majestät! (Zurück an der Thüre mit einem Raumbeziehen, der sich darauf entfernt.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Königin, Frau von Marica, Eönnis, Maria und einige Bedienten von 1816.

Mönigin. Welchem glücklichen Aufstand verdanke ich das Vergnügen, von meinem Sohn übertritten zu werden?

Maria (zu Josepha, die auf sie zugeht). Du beim König?

Josepha (sieht ihr durch verweilte Geheiden zu erkennen, daß alles vergeblich gewesen sei.)

Mönig (schlägt der Königin die Hand und überreicht ihr ein Billet, welches er bei seinem Eintritt in der Hand hielt). Ein Schreiben aus dem sabinell, teuerste Mutter, das mir hoffentlich Ihre Zufriedenheit zurückgewinn. Ich lege es zur Publication in ihre Hand.

Mönigin (öffnet und liest den Brief). O, das — das! Trüg — mir das! Die Begnadigung . . .

Mönig (sch zu Maria wendend). Ah, Mademoiselle! Josepha behauptet . . . Sie haben verweinte Augen mitgebracht.

Maria. Ich habe allen Grund traurig zu sein, Majestät.

Mönig. Ich hoffe, er hält bis zur Verlobung nicht vor. (Zu Königin.) Hat sie sich entschieden?

Mönigin (schmuesend). Sie spricht von einem Opfer, das sie unter Umständen zu bringen bereit ist. Aber lassen Sie mich Ihnen danken, mein teurer Sohn —

Mönig. Ein Opfer! Für Chasot nicht sehr schmeichelhaft. Und unter welchen Umständen?

Mönigin. O! Sie sind ja schon eingetroffen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Chasot, Joachim von Brandt, ein Corporal und zwei Grenadiere durch die Kette.

Maria. Joachim —!

Mönigin. Beherrschen Sie ihn.

Chasot. Ew. Majestät haben befohlen . . . Maimmerjunker von Brandt. Man hat ihn mir nur unter Bedeckung anvertraut.

Mönig (zum Corporal). Abtreten!

Corporal. Meht — marisch! (Es mit den Grenadieren.)

Mönig (winkt Joachim näher). Sie wissen, welche Strafe Sie verdient haben, Maimmerjunker von Brandt?

Joachim. Ich weiß es, Majestät.

Mönig. Die Hize hat sich jetzt wohl moderiert? Hoffentlich wird der Schreck heilsam wirken. Verneuen Sie Ihre Courberie?

Joachim. Ich bereue nie, Eure Majestät er zürn zu haben.

Mönig. Sie haben eine mächtige Protectrice. Ihr zu Liebe habe ich Gnade vor Recht ergehen lassen. (Zu Mönigin.) Eurer Majestät mache ich ein

Weichen mit diesem Nigtopf, für dessen künftige gute Moudnité Sie garantieren wollen.

Mönigin. O mein geliebter Sohn —! Ich appellirte nicht umsonst an Ihr gutes Herz.

Mönig. Der Maimmerjunker von Brandt ist frei und sieht wieder zu Ihren Diensten — wenn Sie ihn verdonnern wollen.

Maria (schlägt dem König an die Hüfte). Dank, Majestät, Dank!

Mönig. Nun —? Sind die Augen wieder hell? (Weht sie auf.)

Maria. Er ist gerettet. (Winkt sich auf Josepha.)

Mönig (zu Chasot). Was sagen Sie dazu, Chevalier? (Zu Joachim.) Und Sie schweigen?

Joachim (schmuesend). Eurer Majestät Gnade zer hört mir die Hoffnung, den Schiffbruch meines Lebensalles nicht überleben zu dürfen. Lassen Sie mich meine That büßen —

Maria. Nein, nein, Majestät, — hören Sie nicht auf ihn!

Josepha. Sprechen dumme Zeug, Frau von Marica (sieht sie an.)

Mönig (zu Chasot). Mir scheint's, Sie haben die Partie verloren, Chevalier.

Chasot (die Schultern einziehend). Es blieb mir nichts anders übrig, Sire, als sie darauf hin zu spielen.

Mönig. Sie verzichten?

Chasot. Das ist meine Buße.

Mönig. Ich nehme sie an. (Zu Joachim.) Da soll man wohl obendrein für Sie bei der Mönigin nochmals intercedieren?

Joachim. Ich wage keine Bitte, Majestät.

Mönig (zu Maria). Demoiselle liebt diesen ganz, desperaten Uebelthäter?

Maria. Was nügt ihm das, wenn Ew. Majestät anders über mich beschließen?

Mönig. Hier hat die Mönigin erst recht das letzte Wort.

Chasot (zur Mönigin). Gestatten Ew. Majestät, daß ich die Hände der Liebenden zusammenlege?

Mönigin. Es ist!

Joachim. O, mein gnädiger Mönig —! Das ganze Leben . . .

Maria (über Königin die Hand lassend). Majestät —!

Mönig (zu Chasot). Das Bewußsein einer edlen That beglücke Sie. Aber — Ihres Mönigs Dank haben Sie nun dahin. Wir sind quit, Chevalier.

Chasot. Ich verstehe Eure Majestät. Sollte ich jedoch — in aller Beidenheit — nicht umsonst auf mehr als ein Höhenriedberg reimen dürfen . . .

Mönig (winkt ihm die Hand). Gut, gut! Das be stellen Sie sich bei meinen Feinden.

(Per Vorhang fällt.)



Dickens im Lager.

Der Mond trieb langsam ob den dunklen Fichten,
Der Fluß sang in der Kluff;
Die Sierrcn reckten fernab ihre lichten
Schneehäupter in die Luft.

Das Lagerfeu'r ließ wie zum Hohn sich färben
Manch bleiches Antlitz rot,
Manch hag'ren Leib, der bald beim Holverwerben
Ganz hinpufchwinden droht'.

Bis einer aufstand und aus feinen Schößen
Ein Büchlein brachte her,
Die Karten wart man fort auf allen Plätzen,
Zu lauschen feiner Mär.

Und wie dann loht' beim Kah'n der Schattengeifter
Das Feuer milder groll,
Laut las er aus dem Buch, worin der Meiffer
Schrieb von der „kleinen Bell“.

War's nur ein Czug? Der Jüngste von uns allen
Der blasse Lefer war, —
Doch schien auf Ficht' und Ceder rings zu fallen
Ein Schweigen wunderbar.

Die Föhren wuchfen mit den dichten Schatten,
Ein jeder Zweig war Ohr,
Derweil die Schar mit „Bell“ auf Englands Matten
Wallt' und den Weg verlor.

In Bergesödnis fo, von einem hehren
Göttlichen Kann ertagt,
Die Sorgen fielen ab uns, wie den Föhren
Die Kadeln, windbewegt.

Das Lager fchwand mit feinem Kniffelfener;
Und der den Banber wob? —
A hohe Ficht' und fchlanker Curn, noch heurer
Lönt ihr in Kent fein Tob!

Das Lager fchwand! Doch feine Puffgefchichte
Wifch' fich mit ihrem Hauch
Dem Kopfenweihrauch, daß er Kent berichte
Von feinem Ruhm hier auch!

Und auf das Grab, drans Englands Pulz und Eide
Und Lorber ftehn als Preis, —
Irg' ich, o nennt's vermessen nicht, dies weiche
Weltliche Fichtencreis!

Aus dem Englifchen des Bret Harte von Max Kiefewetter.

Das Mädchen.

Heut kann ich keine Ruhe finden;
Das muß die Sommernacht wohl fein.
Durch's offene Fenster krücht der Linden
Verträumter Blütenduft herein.

O Du mein Herz, wenn er jezt häme
— Die Mutter ging schon längft zur Bob' —
Und Dich in feine Arme wähne
Du Schwaches Herz, was thätest Du?

Stefan Zweig.

Poesie.

Gewährung Deiner Wünfe giebt fie nicht
Doch tränft fie über Deinen Wunsch ihr Licht.
Und fteht Dir Deine Sehnsucht süßer dar
Als andern jemals die Erfüllung war.

Sie segnet Dich mit jener Schöpferkraft
Die Welt, Geizh' und Gott fich selbst erfchaft.
Wenn andre beten, magft Du ferne ftehn
Und bei Dir selbst in Deine Kirche geh'n.

Sie krönt viel fell'ner, als ihr Jünger glaubt,
Mit ihrem Lorberkranz ein würdig Haupt,
Und Reichthum giebt fie Dir in keiner Frist,
Doch giebt fie Dir, was wohl viel beffer ist.

Und wo Du wandelst, Dir ist zu verzeih'n
Du wiffst nicht weit vom rechten Wege fein.
Und ftrauchelt Du, auf Blumen finkst Du nur . .
Den andern laß die breite Wegespur! . .

Dir ist Dein Pfad verklärt, ein Irisband,
Sie finden ihn wohl nie im dunkeln Land
Und eine Feuertänke fiehst Du weh'n
Wo fie nur eine Wetterwolke fehn . .

Rudolf Knußert.

Frühlingsfturm.

Ich fand keinen Schlummer die ganze Nacht. —
Vor meiner Kammer braufte
Der Frühlingsfturm, der fiegend und mild
Durch Thäler und Wälder faufte.

Ich fand keinen Schlummer — In tiefster Bruft
Ein glühendes Wünfchen und Hoffen,
Beglückendes Ahnen — homm, Frühlingsfturm,
Mein Herz fteht Dir offen!

Alexander Vache.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Seuergarben.

Eine sahle Wetterwand hatte den ganzen Nachmittag aus dem Westen, von jenseits der Uferjgen, gedroht, ohne sich merklich voranzuschieben. Es schien, als habe der laue Südwind, der die Felder und Wiesen zwischen Uter und Randow bestrich, Kraft genug, die Wolken zu seiner linken Seite festzustanen. Nur dünner Dunst war aus ihnen an der Himmelswölbung empor und von dort nach dem östlichen Horizont hinabgekrochen, seit Stunden die Sonnenscheibe verschleiend. Unleidliche Schwüle herrschte. Die Leute beim Roggeneinfahren, arbeitsheiß, arbeitsmüde, lustbekommen, lechzten dem Ausbruch des Gewitters entgegen, das draußen nicht mehr viel schaden konnte, weil die Ernte größtenteils bereits in die Scheunen gebracht oder in Mieten gesetzt war.

Bauer „Silljant“ — Julian hieß er, aber im märkischen Munde ward der Wohlklang des französischen Namens zum spitzen, harten „Silljant“ — hatte sein letztes Jnder anrufen lassen. Der Knecht fuhr damit dem Dorje zu; hinter dem Wagen trottelten schwerfällig zwei Mägde, ihre Forken, mit denen sie das Getreide aufgestalt hatten, gewehrüber tragend; in einiger Entfernung folgte der Bauer, hintersüßig, da er sich in jungen Jahren mit der Senje eine Sehne durchgeschnitten hatte, die Erde stampfend; ueben ihm ging seine Tochter Konstantze. Ein stiller, unbehaglicher Zug. Dennoch hatte ein aufmerksamer Zuschauer seine Freude gehabt an der von ufermärkischer Art weit entfernten Annuit der Bauerntochter, die leicht und zierlich, in freier Haltung der schlanken, knapp mittelgroßen Gestalt dahinschritt. Sie trug eine harte geschultert, den Stiel mitunter in der Hand quirlend, als sei das Gerät federleicht; in der anderen Hand hielt sie den Strohhut, die landesübliche Kiepe, die ihr Antlitz vor Sonnenbrand geschützt hatte, so daß in den urprünglichen, frischen Farben die feinen, ausdrucksvollen Züge zu rechter Geltung kamen; ihre Augen glänzten tiefblau; die schwarzen Zöpfe, sonst kronengleich um den Scheitel gelegt, hingen jetzt frei herab.

Die Julians waren Abkömmlinge jener reformierten Franzosen, denen der Widerruf des Ebits von Rantes die alte Heimtat geraubt, das Ebit von Potsdam eine neue geschenkt hatte. In beträchtlicher Anzahl hatten sich Réfugiés in der Ufermark angesiedelt, wo man noch jetzt in den Städten und beim Landvolk, zumal bei den Planteurs, den Tabatsbanern, häufig auf französische Namen stößt, obwohl die platte Aussprache den Ursprung nicht selten verkennen läßt. Gleichwie die Namen, so haben allmählich die Gestalten, Gesichter und Charaktere ufermärkische Prägung erhalten. In dessen kommt hier und da der Typus der Ahnen wieder deutlich zum Vorschein.

Auch bei den Julians war dies, allerdings unterschiedlich, der Fall. Während bei dem Vater als Kennzeichen der Abstammung fast nur innerliche Eigenschaften hervortraten, namentlich Empfindungsreichtum, der jähren Eigeninn nicht ausschloß, wies bei der Tochter außer denselben Merkmalen die ganze wohlgefällige Erscheinung auf den fernern Quell des Blutes hin. Jener hatte das ererbte kleine Schwargenfelder Bauerngut durch Schlantheit und Fleiß erheblich zu vergrößern verstanden, seine Intelligenz hatte ihm das Amt des Gemeindevorstehers eingetragen; die Tochter nahm vermöge ihrer angeborenen Annuit, ihrer im Verkehr mit der landesirchlichen Pastorenfamilie entwickelten feinen Manieren, sowie wegen ihrer Schlagfertigkeit im Denken und Reden eine hervorragende Stellung unter der weiblichen Dorbevölkerung ein; selbst im elterlichen Hanse wurde ihr, wennschon die Mütter verständig und betriebjam wirtschaftete, stillschweigend ein ungewöhnlicher Anteil an Regiment zugestanden.

In solcher Anerkennung ihres Wertes wollten die Eltern innerhalb der bäuerlichen Grenzen hoch hinaus mit ihr und dachten ihr den reichsten Bauern des Dorjes, Wilhelm Wulkow, als Gatten zu, womit sie den Heiratsabsichten dieses noch nicht lange mündigen und eben erst vom Militär freigekommenen

Jünglings durchaus entsprachen. Wohlhabenheit haben und drüben, hier das Mädchen als einzige Erbin, dort der junge Bauer frei von lästigen, mitgehendem Familienanhang, das stimmte alles so gut zusammen, die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses erregte kein ernsthaftes Bedenken, und doch hatte die Sache ihren Haken: Konstanze lehnte die Verbindung Wulfows entschieden ab, ihre Wahl war auf einen anderen gefallen, der nichts in der Welt sein eigen nannte, als ein braves Herz, einen klaren Kopf und einen starken Arm; das war Karl Wiltz, Sergeant im Kürassierregiment Königin zu Posenwald. Daß sie an ihn festhalten würde, hatte Konstanze den Eltern nun schon wer weiß wie oft versichert, dem ungeliebten Freier zwar nur einmal, doch deutlich genug; nichtsdestoweniger glaubten jene nicht an den Bestand der vermeintlichen Laune ihrer Tochter, und Wulfow baute, trotz seiner Jugend in Liebesachen ziemlich erfahren, auf den alten Satz, daß die Anwesenden, insonderheit so forsche Merte von klingenden Verdiensten wie er, schließlich recht behalten. Demgemäß verhandelten die Sieges-sicheren weiter über die Zukunft der schönen Konstanze, die sich alsbald in argen Kampf getrieben fand, in welchem sie sich tagtäglich der Angriffe des Vaters erwehren mußte. Dieser that sein Möglichstes, sie würde zu kriegen, wobei ihn die Gattin, im Gegensatz zu dem gern und geschickt disputierenden Gemeindevorsteher wenig redemächtig, durch viele klägliche und herzbewegliche Szenen unterstützte; der hoffnungsvolle Jüngling hielt sich abwartend im Hintertreffen.

Auch jetzt, als Vater und Tochter vom Felde heimkehrten, gab's ein kleines Scharmügel. Wie immer begann der Alte, dem Wulfow bei einer heutigen Begegnung die Ansicht geäußert hatte, für einen Landmann sei der Herbst die beste Jahreszeit zum Heiraten, in sachgemäßer, ruhiger Weise, in wohlwollendem Tone, sich selbst erquickend an den schönen Worten, mit denen er seines Kindes und ihrer aller Glück ansmalte; wie immer antwortete die Tochter in gleicher Ruhe, ihre gegenteilige Meinung nicht minder geschickt entwickelnd, ihre unwandelbare Herzensneigung heilig betuernd; wie immer regte sich der Vater an dem festen, gemessen vorgetragenen Widerspruch auf und versiel ins Saltieren, wobei er dann das letzte Wort behielt; die Tochter bezwang sich in kindlichem Respekt und schluckte die Widerworte hinunter, die von ihren rosiggen Lippen sich in Schwall und Fülle hätte ergehen können.

Der Bauer war gerade dabei, seine Aus-

führungen zu unterbrechen mit einem ärgerlichen Stuch zu bekräftigen, da fuhr ihm ein plötzlicher Wirbelwind ums Haupt und trieb ihm das halbausgesprochene Wort hinter das Gehege der Fähe zurück. Die Mägde aber juchten laut auf, denn derselbe Unhold hatte ihnen eine tüchtige Ladung aufgewirbelten Sandes ins Gesicht geklatscht. Der Wind war unvermutet umgeschlagen und kam jetzt aus dem Westen; die lane Stetigkeit, mit der er bisher geweht hatte, war auf einmal zu kaltaublasendem, stoßweisem Wüten geworden.

Julian sah sich nach der Wetterwand um. Sie hatte sich in Bewegung gesetzt und stieg mit unheimlicher Geschwindigkeit hoch. Aber schon hatte der Sturm den oberen Rand der Masse zerrissen; freigewordene Wolkenballen flogen als Anflärer der attackierenden Schwadron voran; die jahle Farbe hatte sich im Nu in schwärzliches Grau verkehrt.

„Der Wind treibt das Wetter auseinander,“ jagte der Bauer, „wir kriegen keinen Regen ab; möglich, daß es sich über der Randow wieder sammelt.“ —

„Na! jachte!“ Greller Blickeschein hatte ihm diesen Ausruf entlockt. Knatternder Donner folgte unmittelbar. „Nun, Mädchen, laß uns aber machen, daß wir nach Haus kommen!“ Er trante seiner Wetterprophezeiung doch wohl nicht recht. Konstanze aber hielt ihn zurück und deutete auf ein schönes Schauspiel. Etwa hundert Schritte von ihnen, auf Nachbarland, hatte der Blitz in eine Kornmauel geschlagen, und die Garben des Feldes in feurige Garben verwandelt. Die Körner waren zu Funken geworden und sprühten in toller Lustigkeit umher. Troben jagten die Wolken, noch immer den Regen verjagend, zerfetzt, von einander flüchtend, sich hauchend und wieder zusammenwägend; unten riß der Sturm aus der qualmenden Lohre einen Flammenbüschel nach dem anderen und blies ihn ostwärts — wenige Sekunden, und solch platternder feuriger Drache hatte sich selbst verzehrt. Da mit einemmale flog der ganze Nest des brennenden Haujens in die Höhe und ward alsbald zu Asche, die der Wind auf seinem wilden Jagzuge mitnahm.

Der Bauer behielt Recht. Das Gewitter zog regenlos in rasender Eile vorüber und sammelte sich dann wieder vor der Oder, wo es auf pommerscher Mark zur vollen Entladung gelangte.

„Strehblow kann von Glück jagen, daß ihn kein Funke in die anderen Mandeln gestochen ist,“ meinte Julian, sich zum -Beben wendend, und brummte dann noch einiges über die Lässigkeit des

Nachbarn, der sich mit dem Einfahren nicht so beeilt habe, wie er selber. Konstanze achtete auf seine Worte nicht. Sie hatte den schartig-schönen Vorgang mit weit geöffneten Augen verfolgt und verharrete noch in stummem Entzücken. Endlich riß sie sich von der Stelle los und ging langsam hinter dem dahinhumpelnden Bauern drein.

* * *

Am nächsten Tage waren die Juliana's zum reformirten Gottesdienst nach Prenzlau gefahren. Auch Wulfow hatte sich dort ein Geschäft gemacht; auf dem Rückwege überholte er sie; er liebte es, die Schnelligkeit seiner Pferde und seine eigene Fahrkunst zu zeigen. Im Vorbeifahren salutirte er ohne Zuruf mit der Peitsche, wie er es in Schwedt den Dragoneroffizieren abgelernt hatte. Dieser vornehme Gentlein schmeichelte dem Gemeindevorsteher; er drehte sich von Vorderst, den er nebst dem Knechte einnahm, zu den Frauen um und erklärte:

„Ein Staatserst, der Wilhelm! Da ist Lebensart! — Und Moses und die Propheten!“

Mutter Juliana nickte Beifall und seufzte dann vielsagend; Konstanze schwieg, ihre Gedanken weilten schon seit der Predigt bei dem fernem Schah.

Karl Wille war der Sohn des vormaligen Schmarzengelder Lehrers. Dieser, ein schüchtern Bedant, hatte drüben im Pommerischen, wo er die dorruenvolle Laufbahn des Schulmeisters begonnen, eine hünenhafte, lichtblonde, gutberzige Jungfrau kennen und lieben gelernt. Durch Stillschickheit der Gestalt konnten ihr, die übergenug davon besaß, die Mannleute nicht imponieren; sie mußten schon andere Vorzüge aufweisen, um ihr zu gefallen; Lehrer Wille vermochte es durch höhere Bildung. Sie nahm daher seine Hand an, worauf beide in friedlichem, mit keinen anderen als lebendigen Schätzen gesegnetem Ehestande bescheidenes Glück fanden. Von ihren sechs Kindern wiesen die fünf ältesten die schlechte äußere Erscheinung des Vaters an; der jüngste Sohn, Karl, ein Spätling, schlug nach der nordisch-germanischen mütterlichen Art ein und wuchs bei Kartoffeln und Wehlstippe zum blondlockigen Kiesen heran. Im übrigen hatte er von der Mutter die Gutmüthigkeit geerbt, vom Vater stark ausgeprägten Rechts- und Wiedersinn.

Als er die Dorfschule hinter sich hatte, starben ihm die Eltern fast gleichzeitig, nachdem sie ihren Sparspennig zu dürftiger Anstaltung der beiden an kleine Prenzlauer Handwerker verheirateten Töchter verwendet hatten; die ältesten Söhne waren Schreiber bei Behörden geworden. Karl fand auf

einem der in der Uckermark dichtgeäeten Arnünischen Güter Unterrichts als Wirtschastslehrling mit der Ansicht, zütlebens nichts mehr zu werden, als der geplagte Hüter von Stuechten und Hofgängeru. Da kam der große Krieg, und der junge Hüne trat als Freiwilliger bei den Kaiserwalter Kürassieren ein. Die Schlachten um Metz wurden ohne ihn geschlagen, darauf wurde er dem Regiment nachgeschickt.

Vor dem Ansrücken kam er auf einen halben Tag nach Schmarzengelde, um von zwei Gräbern und den lebenden Landskenten Abschied zu nehmen. Nach der höflichen Weise, die ihm im Schullehrerhanse in Fleisch und Blut übergegangen war, besuchte er Hof um Hof, niemand durch eine Unterlassungssünde tränkend. Überall erregte der stattliche Reitermann im weißen Koller Wohlgefallen: seine allgemeine Würdigkeit wurde durch den äußeren Glanz bedeutend gehoben. Meistens dienten die Schmarzengelder und ihre Nachbarn bei den Bier- undbischzigern, allenfalls den Schwedter Dragonern; bis zum Panzerreiter hatte es seit Menschengedenken feiner aus dem Dorf gebracht. Die Schmarzengelder Jugend konnte sich an ihm nicht satt sehen und gab ihm von Haus zu Haus und später noch zum Dorf hinaus das Ehrengelste.

Von dem Julianschen Hofe, dem letzten an der Dorfstraße, zog sich, zunächst den Hausgarten begrenzend, eine Kreuzdornhecke den Weg entlang. Als Karl Wille mit seiner jungen Gefolgschaft daran vorüberwandelte, sprang ein zwölfjähriges, zierliches Mädchen, schwarzgänzig und schwarzlockig, in sanfterer Kleidung, leberbeinhut anstatt auf den ortsüblichen Holzspantinen, aus einer Lücke auf ihn zu und drückte ihm, wortlos, glühenden Angesichts, einen Strauß herblicher Blumen, wie sie in Banerengärten wachsen, in die Hand. Der junge Krieger nahm diese Huldigung des ihm unbekannt gebliebenen Mädchens freundlich entgegen und war im Begriff, sich mit einem Scherzwort zu bedanken; allein schon war die Zierliche, flink wie eine Eidechse, zurückgeschlüpft und hinterm Schah der Hecke verschwunden.

„Wer war de lüt! Dirn?“ fragte Karl Wille.

„Na, Silljants Konstanze!“ erscholl es aus einem Dugend kleiner Dreihäuler.

„De herow id ja noch goar nich to seihn frigg!“

„Joa!“ erwiderte ihm der Angewesteste der Trabanten, „dat is so 'ne Fine im Upsternoaatsche, se wull ja mit uns nich mitloopen!“ —

In Frankreich erwarb sich Karl Wille bei einem Patronillenritt auf General von Franckens

berühmten Marsch nach der Schweizer Grenze das eiserne Kreuz; dann kapitulierte er und wurde bald nach der Heimkehr Unteroffizier. Er ging im königlichen Dienste ganz auf. Was ihn über die Pflichtjahre hinaus an die Standarte fesselte, war nicht so sehr die schillernde Außenseite des Soldatentums als der unscheinbare Kern, die eiserne Zucht, die Strammheit, die peinliche Ordnung in allen Dingen. Darin fand er seine einzige Passion. Sein früherer Beruf erschien ihm keiner besonderen Erinnerung wert. Vor sich sah er als Lohn für später unaussprechliche Abständigkeit die würdevolle, autoritative Stellung eines Gensdarmen oder Steuerbeamten, auch an ihr weniger die augenscheinlichen Ehren, als den tugendhaften Inhalt schätzend. Pedant im schäbigen Köcklein war der Vater gewesen, Pedant im Koller und Stulpen der Sohn geworden. Nach dem Friedensschluß ließ Karl Wille sich jahrelang vom Dienst in der Garnison freisthalten, ohne sein Heimatdorf wieder aufzusuchen. Endlich that er's doch und machte wieder den Rundgang von Hof zu Hof.

Auf dem Julian'schen fand er diesmal die Alten nicht gleich zur Stelle. Als er nach militärisch harten Aupochen und hell zurückgerufenem „Herein“ die Wohltubenthür öffnete, bot sich ihm ein unerwarteter Anblick.

Hinter einem Nähstischchen am Fenster, von dem durch schneeweiße Tüllgardinen mäßig gedämpften Licht der Nachmittagssonne zart beleuchtet, erhob sich ein gar holdselig erscheinendes Mägdelein. Sobald das der mächtigen Kriegergestalt ansichtig geworden war, spiegelte sich süßer Schrecken auf den lieblichen Zügen ab. In jähem Wechsel erblaßte und erglühte das Antlitz der Jungfrau. Einen Moment hatte sie den Gaß mit großen Augen angestarrt, dann aber senkte sie schamhaft die Lider und bewegte leise die Lippen, als spräche sie unhörbaren Gruß.

Das alles war so seltsam, daß der blonde Kette sich keinen Vers darauf zu machen wußte, selber ganz verlegen ward und die geziemende Anrede vollständig vergaß. Im Thür Rahmen wie zur Statue versteinert, in vorchristmähiger Haltung mit der Linken am Pallast und der Rechten an der Hofenmaht, versiel er aus dem ersten Verwundern ins Grübeln und Sinnen.

Wo hatte er dies heiß erglühte Gesicht, diese blauen Augensterne doch schon gesehen? Das war nicht ufermärkische noch pommerische Klasse — aber in Frankreich? Dori hätte es wohl sein können, da waren so zierliche Gestalten an ihm vorübergeströmt,

doch nimmer hatten sie so schüchtern und lieb geschaut. Seine Erinnerung blieb eine halbe.

Aber wie eigen zuckte es jetzt um Konstanzes Lippen! Gewiß begrüßte ihr Herz das in Fleisch und Bein vor ihr stehende Bild des blonden Ritters, das sie jahrelang im wachen Sinn und wohnigen Traum geschaut hatte, mit frommer Verehrung. Als dies Bild aber gar nicht aus dem Rahmen herauszutreten und, wie es schicklich war, Leben annehmen wollte, kam ihr das Komische der Situation zum Bewußtsein, und der Schelm regte sich in ihr.

„Nührt Euch!“ kommandierte sie mit schlecht verhohlener Lustigkeit, aber sofort erschraf sie über das dreiste Wort und hätte vor Scham in die Erde versinken mögen.

Unteroffizier Wille rührte sich an Befehl, doch auch der Pedant verstand den heiteren Augenblick und sagte scherzend:

„Schönsten Dank, Fräulein! Das war ein gutes Wort zur rechten Zeit, ich hätte sonst in alle Ewigkeit vor Ihnen stramm stehen müssen, wie vor einem Vorgesetzten und es dünkt mich doch hübscher, mit Ihnen auf kameradschaftlichen Fuß zu kommen. Herrje! — Jetzt hab' ich's!“

Er trat rasch ein paar Schritte vor.

„Sie sind ja das kleine Mädchen von Anno 70, mit dem Ästernstrauß! Wissen Sie noch?“

Natürlich wußte Konstanze das und viel mehr, wovon der Herr Unteroffizier seinerseits keine Ahnung hatte und vorläufig auch nichts zu wissen brauchte. Er hat's aber später doch erfahren.

Als der von Stund' an innerlich ganz Verwandelte die Gelegenheit, sich in Schmargensfelde mit den Adlerknöpfen des Sergeanten zu präsentieren, zu weit wichtigerem Zwecke benutzte und in der Julianischen Hopfenlaube der schönen Konstanze ein Liebesgeständnis machte, das sich von anderen dergleichen Herzensäußerungen durch seine an militärische Meldungen erinnernde Form unterscheidet, aber gerade deshalb an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, vernahm er zum großen Erstaunen, daß sich zwölfjährige Mädchen regelrecht und mit wunderbarer Nachhaltigkeit in ausgewachsene Militärreiter verlieben können.

Was jetzt aus heimlichem Dunkel in das helle Licht des Bewusstseins trat, war edle, volle Liebe mit dem Anspruch auf Anerkennung und glückliches Gedeihen. Ein erfreuliches Bild menschlichen Schicksals — doch auf der Rehrseite die häßliche alte Geschichte vom Widerspruch des hochmütigen reichen Bauern gegen die Heirat der Tochter mit einem braven Sterk, der nicht die Thaler in der Tasche klappern

lassen kann. Von diesem Mangel abgesehen, gefiel der süßhe Freier den alten Julians durchaus, aber nach ihren Grundsätzen durften sie eben von diesem Mangel nicht absehen. Daher setzten sie dem von der Tochter Erfahrenen in aller Freundlichkeit den Stuhl vor die Thür.

Seidem war es mit dem Sonnenschein, der bisher das Haus erfüllt hatte, vorbei, und als dann Wulkow mit seiner Werbung kam, entstand dauernde Gewitterstimmung. Dauernd aber auch war die Treue, mit der die Liebenden ihrer Herzen Hört wahrten. —

Die Kirchfahrer waren jetzt an der Schmargensfelder Gemarkung angelangt. Der Bauer ließ von der StraÙe abbiegen, um seiner Frau die Stelle zu zeigen, wo der Blitz gestern die Strehblow'sche Kornmandel getroffen hatte. Nun hielten sie neben dem schwarzen Brandstee auf der Stoppel. Die Scene wurde dem Mädchen mit unheimlicher Deutlichkeit wieder lebendig. Es glühte und sprühte ihr vor den Augen, das wilde Element. Grausig — aber doch wunderschön!

„Nicht wahr, Mädchen, ein höllisches Feuerwert?“ fragte sie der Vater, ihren Gedanken begnehend. Dann fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort: „Ist aber billig genug gewesen, bloß eine einzige Mandel! Ja, wenn so eine Miete hoch geht oder 'ne volle Scheune, das ist dann schon ein ganz andres Ding! Was meinst Du, Alte, wenn uns das passierte? Na, verschmerzen ließ es sich schon wegen der Versicherung, aber die Scherereien, die man dann hat!“ —

Den arbeitsfreien Sonntagsnachmittag benutzte der Bauer dazu, die Tochter wiederum mit der Wulkow'schen Angelegenheit zu quälen. Sollte die Seelenmarter gar kein Ende nehmen? Konstanze trat aus Fenster und sah mit leeren Mienen auf den Hof hinaus. Ihre Gedanken schweiften unbehütet umher; bald war's ihr Herzeleid, bald eine häßliche Kleinigkeit, womit sie sich beschäftigten; dann, als ihr Blick auf der einzeln stehenden Scheune haften blieb, die jenseits das Quadrat des Hofes abschloß und gestern den Rest der Roggenernte aufgenommen hatte, waren's des Vaters Worte: „Was meinst Du, wenn uns so eine Scheune hochginge?“ die ihr in den Sinn kamen.

Mit der ihr eignen starken Einbildungsraft gejalutete sie stets auf dem Hintergrunde des Gebäudes das unvergessliche feurige Schauspiel in allergrößtem Maßstabe. Wie fürchtbar prächtig! Warum sollte in dieser gewinnreichen Zeit nicht der Blitz die Scheune da treffen? Was würde das viel

schaden? „Versichert sind wir ja!“ Es hatte seit Jahren im Dorf nicht gebrannt. Einmal mußte doch wieder ein Feuer antommen! Sicher bald! Ganz gewiß würde der Blitz in die Scheune schlagen!

Konstanze schwelgte förmlich in diesen unsinnigen Ideen. Plötzlich kam ein neuer Gedanke freuzend dazwischen. Das Mädchen erschrak vor sich selbst und kehrte sich um hastiger Bewegung nach den Eltern um, die hinterm Majestisch das alte Thema behandelten. Dann sah sie mit einiger Ehen nach dem gefährdeten Gebäude zurück und sprach wie traumverloren:

„Wenn ich Ruh' und Frieden hätte, bis das Korn in der Scheune drüben gedroschen ist, dann — dann, liebe Eltern, wollt' ich Euch wohl zu Willen sein. — — Ja!“

Mit starkem Entschluß trat sie auf die Alten zu: „Gebt Ihr mir Frieden bis dahin, dann mag's kommen, wie Ihr wollt. Aber bis dahin, auch kein Wort mehr von der Sache, zu keiner Menschenseele! Veriprecht Ihr's mir?“

Nun waren die Eltern doch ein wenig verwundert, aber sie zögerten nicht, auf Konstanzes Bedingung einzugehen.

„Topp!“ rief der Bauer, „bis das Korn in der Scheune drüben gedroschen ist! Da schlag' ich ein, Mädchen, und Mutter auch! Jetzt wissen wir doch, woran wir sind, und zwischen Martini und Weihnachten giebt's Hochzeit!“

Die Zeit ging ereignislos weiter. Der Herbst legte sich leise aufs Land. Die letzten Feldarbeiten wurden verrichtet. Reiz und kalte Winde kamen. Die Winterarbeit mußte begonnen werden. Auf dem Julianschen Hofe war's Zeit, ans Dreschen zu gehen. Die Scheunen waren noch voll, kein Blitz hatte sie bisher getroffen, so sehrnächst auch die Erbin des Hofes solchen Unglücksfall erwartet hatte.

Mit dem Mädchen war eine auffällige Veränderung vorgegangen. Solange sie die täglichen Plänkereien mit den Eltern im Krieg um ihre Zukunft gehabt hatte, war sie stark und frisch gewesen. Nun lag es wie ein Alp auf ihr, schwer und beklemmend; dann wieder ließ sie in Hast und Unrast umher. Tagsüber müd' und matt, konnte sie nachts den Schlaf schwer finden. Die Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen sungen an zu welken. Die Eltern bemerkten es wohl, hofften aber von der Zeit Besserung und behelligten sie deshalb nicht durch Fragen und Rathschläge. Die veinliche häusliche Stimmung war geliebten, um Tonart und Farbe hatten sich geändert.

Wenn der Vater an den nun schon lang gewordenen Abenden in seinem Gemeindeamt dies oder jenes las oder schrieb, griff auch Konstanze wohl zu einem Buch; sie besaß einige Bände, Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, die sie sich hin und wieder gemüßigt hatte.

Eines Abends schlug sie in einem Bande Geschichtserzählungen die Mär von jenem assyrischen König auf, der, vom Feinde hart bedrängt, der Schmach des Unterliegens nicht anders zu entgehen wußte, als indem er die Brandfackel in seinen Palaß warf und von der Glut dieses ungeheuren Scheiterhaufens sich selbst und das Leid seiner Seele verzehren ließ.

Als sie das gelesen hatte, klappte sie das Buch schnell zu, sagte „Gute Nacht“ und ging in ihre Schlafkammer. Wie allabendlich vorm Zubetgehen, nahm sie aus der gewölbten, blumenbemalten Truhe, in der sie ihre kleinen Schätze aufbewahrte, das Bild des Geliebten, eine meiningradhute Photographie, lehnte sie an den Leuchter, der auf einem Preßstuhl vor ihrem Lager stand, legte sich nieder und verzehrte sich in herzerfreuliche Betrachtung. Sie pflegte nachtsüber das Bildchen auf diesem Platz zu lassen, um es nach dem Erwachen gleich zu Gesicht zu bekommen. Heute erhob sie sich nach einem Weilschen, küßte das Mutterseid des blonden Reitersmannes lange und inbrünstig, verschloß es wieder in die Truhe und löschte dann das Licht aus. —

Die Schwärzengelder lagen im besten Schlaf, da fuhr dieser und jener aus den schweren warmen Kissen empor, vermeinend, schauriger Schrei habe ihn geweckt, und hoch! da erscholl zum zweitenmale der lang gezogene Ruf:

„Feuer!“

„Herrgott, wo brennt's?“ Noch während des Sprunges vom Bett auf die kalte Diele thut mancher die bange Frage. Fenster und Thüren werden aufgerissen. Verschlafen und angstvoll anschauende Gesichter richten sich gegen den in matter rothiger Glut strahlenden Himmel. Noch ist's so menschenstill, daß man weithin die leise Arbeit der zerstörenden Flamme hört.

Nun läuft der alte Nachwächter mit stoßweisem Gemete dem Küsterhaus zu, wo sich der Schlüssel zum Glockenturm befindet.

„Herrsch, Lubik, wo is dat Feuer?“

„Hi Siljanke! De ein' Schin' brennt!“

„Allmächtiger, wat för'n Qualn in Swaln!“

Männer hüpfen, knapp bekleidet, aus den Häusern; Frauen laufen wie kopflos in den Stuben umher, in Kisten und Schränken kramend, schreiende

Kinder beruhigend, sammelige aus den Betten treibend; die Glocken läuten, aus dem Spriehenhause werden ächzende, fuarrede Geräte gezogen; kräftige Burichen spannen sich vor, und im Trabe geht's der Feuerstätte zu; alles, was Arme und Beine hat, regt und rührt sich; Kommandoburche erschallen, durch den allgemeinen Lärm tönt kurz und hell die Stimme des Gemeindevorstehers; Wassertrömmen sind angegeschlossen worden; der erste Strahl aus dem Spriehenschlauch fährt zwischen einen Haufen Leute, die gerade nach der besten Angriffsstelle suchen, und findet danach schnell das rechte Ziel, unter lautem Gejuch mit dem feindlichen Elemente zusammentreffend.

Aber in majestätischer Pracht steht die riesige Feuergarbe da, in heiterem Spiel nach allen Seiten Funken verstreudend; nichts vermag ihr das emsige Treiben der Menschen anzuhaben; kein Lüftchen weht, ihr steiles, stetiges Lodern zu beirren; gleich einer dampfgetrönten Säule, die das Firmament trägt, ragt sie empor, — eine lange, bange halbe Stunde; dann sinkt sie, wie aus eigenem Entschluß, rasch in sich zusammen; unter prasselnd nachstürzenden Wänden ersirbt die letzte Glut.

Am nächsten Tage war auf der Brandstätte eifriges Ab- und Zugehen nengiger, kühlerer, nach der Brandursache forschender, den Geschädigten tröstender und beratender Menschen. Unter ihnen Wilhelm Wulkow. Ein blaßes, schwächtiges Kerlchen, der Dorfschmied, drängte sich an ihn und meinte:

„Ja, Wulkow, 'ne granliche Nacht, diese Nacht! hier Brand und da Mord und Totschlag! Diese wehrabensichwarzängigen Weibsbilder! Ach sag's, das Feuer hat die alte Katze angelegt, die Zigeunerische, die die letzte Woche die Dörfer hier herum abgeklappert hat; sie hat ja grad' so 'ne Starfinkelaugen wie die Frenzlanische Mordhexe, die Leumantensfrau, haben soll.“

Wulkow sah den Sprecher verwundert an:

„Leumantensfru? Mordhex? Wat's denn dat, Schanster?“

„Ja, wissen Sie noch gar nichts von dem Duell heute morgen, dicht hierbei, im Brughagenschen Holz? Nein? Also —.“

Und nun erzählte der Dorfsprecher, in Frenzlan habe letzter Tage ein Leumant entdeckt, daß seine junge Frau ihn mit einem Kameraden, den sie lieber geheiratet hätte, was aber wegen unzulänglichen Vermögens nicht angängig gewesen wäre, schmählich betrogen habe; die Folge dieser Entdeckung sei ein Hütolenduell gewesen — heut' morgen im Brughagener Holz — wobei der getränkte Ehemann auf dem Platze geblieben.

„Und nun,“ so endete der Schuster indigniert den Bericht, „hat ihn seine schworzüngige Betrügerin auf dem Gewissen, und man kann ihr doch nichts anhaben. Der alte Ratſche aber werden ſie wohl auf ein paar Jährchen das Handwerk legen, denn die iſt es ſicher geweſen! Na, um Silbanten ihn mir das nicht ſo leid, der iſt ja gut verſichert, was meinen Sie, Wulkow? Moß der arme Leutnant! Aber was heiratet er auch eine, die einen anderen lieber gemocht hätte!“

Nachdem der Schuster ſein Wiſſen an den Mann gebracht hatte, ging er weiter, um noch irgend welche Ahnungsloſe damit zu beglücken.

Wulkow ſtarrte eine Weile auf den ſchwarzen Trümmerhaufen und wandte ſich zum Weggehen. Als er nach dem Julianiſchen Wohnſtubenfenſter ſah, war's ihm, als leuchteten zwei dunkle Augen ihm höhnlich entgegen. Er fuhr zuſammen und ſah noch einmal hin, aber da waren jene Augen verſchwunden. „Dummes Zeug!“ murmelte er. Dann glaubte er den Schuster zu hören: „Warum heiratet er auch eine, die einen anderen lieber gemocht hätte!“

Unwillkürlich drehte er ſich um, doch es war nicht der Schuster, den er erblickte, ſondern eine geiſterliche Erſcheinung, die alte Ratſche, wie ſie mitten auf der häßlichen, düſteren Stätte horchte, ihn, wahrhaftig ihn, angrinsend — aber mit Augen, die er ſonſt in einem jungen, ſchönen Antliß geſehen hatte.

Wulkow ſchüttelte ſich, hatte ihn ein Fieber gepackt? Eilends verließ er das Julianiſche Gehöft. Auch bei ſich daheim mochte er nicht verweilen. Er ſchirrte ſeine beſten Pferde an und fuhr in ſcharfem Trabe zum Dorf hinaus. Wohin? Er wußte es ſelbſt noch nicht. Vom Landweg auf die Chauſſee, dann immer gerade aus. Links tauchte hinter Hügeln ein ſchlanker Kirchturm auf. Seedorf! Da wohnte ja der reiche Schulze Ehlghöy mit den drei luſtigen Töchtern, Staatsbirnen, breite, grellängige, umerwärtliche Art! Und wie konnten ſie lachen, Wulkow wußte jezt, wohin. Er ſehnte ſich nach lautem luſtigem Gelächter. —

Bauer Julian konnte den unmittelbaren Brandſchaden, wie er damals verwommiſch geäußert hatte, leicht vermeiden; aber die Scherereien! Abſchätzung, gerichtliche Unterſuchung, Verhandlung mit Handwerkern wegen des Neubaus, lauter läſtige Dinge, zumal die gerichtlichen Verhöre! Er fühlte es heraus, daß man ihn, den gut Verſicherten, einen Moment im Verdacht der Thätlichkeit gehabt, da nach allem, was ſich ermittelt ließ, nicht Zufall, ſondern Brandſtiftung vorlag. Aber er ging aus der Unterſuchung

ſo rein hervor, wie die alte Ratſche, die ſich in der Brandnacht weilenweit von Schmargenſelbe aufgehalten hatte. Nichtsdeſtoweniger kam er ans Unruh und Ärger nicht herans.

Konſtanze dagegen lebte ſeit dem Jener ſichtlich auf. Haß und Unrath verſchwanden, der ſeite Schlaf der Jugend ſtellte ſich wieder ein, blühende Farbe kehrte auf ihr Antliß zurück. Ihre Züge zeigten einen Ausdruck von Siegeſtrende.

Und ſie hatte geſiegt! Denn etwa vierzehn Tage nach dem großen Ereigniß kam die Kunde ins Haus, Bauer Wulkow habe ſich mit einer Ehlghöyſchen Tochter verprochen, der Luadell-Anne, wie ſie von ſcharfen Zungen ihrer ojt ein bißchen albernem Fröhlichkeit halber genannt wurde. Sie hatte hellblaue Augen, und es war nicht bekannt, daß ſie vor ihrem Bräutigam ſchon einen Schatz gehabt. Wulkow war durch die Erzählung des kleinen Schusters hellhörig geworden.

„Merkt Du jezt, lieber Vater,“ höhnte Konſtanze, „was an Deinem Wulkow dran iſt? Kann ſieht er, daß den Hof ein Malheur trifft, und geſchwinde hat er ausgerechnet, daß die Erbtöchter nun ſo und ſoviel weniger wert geworden iſt.“

Bauer Julian konnte nicht umhin, ihr im Stillen recht zu geben. Er fühlte ſich durch den Abfall ſeines Schüplings ſchwer beleidigt und trug nun neben dem Ärger über die Scherereien noch den Grimm des Geſpöpten. Da machte er mit dieſem Störenfried kurzen Prozeß. Eines Abends, als Konſtanze mit einer Käſarbeit am Eßtisch ſaß, legte er ihr die Hand auf den ſtellenbetränkten Scheitel und jagte mit innerer Bewegung:

„Mädchen, am Ende hat der liebe Gott Deine Sache führen wollen, als er mir irgend ſo eine Brandhexe auf den Hals ſchickte. Ja, ja, in der Not erkennt man dann ſeine Leute. Dieſer Wulkow! Aber — — kurz und gut — willſt Du Deinen Karl noch?“

Da ſtrahlte ihn heller Glanz endlichen Triumphes aus den Augen der Tochter an. Er nahm's für nichts anders, als kindliche Dankbarkeit, und fühlte ſich frei und froh, wie er's ſeit langem nicht mehr geweſen.

* * *

Es war Pfingſten.

In der Hopfenlaube des Julianiſchen Gartens ſaß der Sergeant Karl Wilke mit ſeiner Frau. Er war aus Paderborn auf Urlaub herübergekommen. Zum Herbjt ließ ſeine Kapitation ab, dann ſollte er zum alten Berufe zurückkehren, den Hof über-

nehmen und mit Konstanzen Hochzeit halten. Süßes Glück hielt in der dichten Laube Raß. Treuer Liebe winkte ihr Lohn. Der stattliche, frische Mann hielt sein zierliches Liebschen fest im Arm und las in den dunklen Augen wundervolle Mär. Sie schmiegte sich hingebend an seine breite Brust, wohl wissend, daß darin ein braves Herz zärtlich für sie schlug. Das schöne, menschliche Gefühl hatte seinen harten pedantischen Sinn jauch übergoldet.

Festfriede herrschte rings umher, wohnte in beider Seelen, lag verklärend auf ihren Gesichtern und verbannte jedes alltägliche Wort von ihren Lippen. Auch die derbe Uckermark hat Tage und Stunden, wolichte kleine Geister über die Fluren und Herdstätten wandeln, von den Menschen freudig gefühlt und andächtig begrüßt.

In der Hopyenlaube war es trant und still. Nur die lockende Fanfare einer Goldammer, die in der Nähe von Baum zu Baum flog, und das unaufhörliche Gezwickel der Schwalben, die an der neuen, auf der Brandstätte erlandenen Eheune Nester gebaut hatten, tönte herein. Von Zeit zu Zeit ein Liebeswort oder der freundliche Schall zweier sich vereinigender und wiederum lösender Lippenpaare. Dann einmal leises schelmisches Gelächter. Nun suchte sich die schöne Mädchen-gestalt aus der Umhüllung der kräftigen Arme zu befreien; der Mann bat flüsternd; jetzt war sie eidecksengleich der Fessel entschlüpft und herans aus der Laube.

Flink huschte sie den Steig entlang, zwischen Himbeer- und Johannisbeersträuchern dahin; in gewichtigen Sägen sprang ihr der Liebste nach. Jetzt ein munteres Haxcheispiel. Bald glaubte er sie zu fangen, dann war sie hui davon und schabte ihm lachend Rückchen. Nun machte er an der Kreuzdornhecke Halt, und wie er darüber hinweg die Dorfstraße gewahrte, besann er sich darauf, daß so lustiges Umhertollen für einen würdigen Kürassiersergenten wenig schädlich sei. Aber ehe er sich wieder in stramme Positur gesetzt hatte, flog ihm der holde Schmetterling an den Hals.

„Da hast Du mich, Liebster!“

Sie glühte an Stirn und Wangen und schloß

die Augen. Ihr Blut siedete und erzeugte buntes Flammeispiel hinter den Lidern.

„Halt mich, Geliebter!“

„Halt halte mein Glück!“

„Halt's aber auch fest — mit so fester Hand, wie ich's geschmeidet!“

„Du?“

„Na, soll ich's Dir sagen, Herzensschatz? Komm beng' Dich herab, ich will's Dir in's Ohr flüstern. Sieh, unser jetziges Glück und unser künftiges wohnte wohl im Monde, wenn Du nicht solch' mutiges Mädchen hättest. In finst'rer Nacht schlich es sich hinaus, mit sicherer Hand zündete es die Scheune an, und — fort war der Stein, der uns im Wege lag!“

„Du?“ — Grenzenloses Erstannen gab dem Wort seinen Ton.

„Da, ich, Karl! Und jetzt küsse mich dafür!“

Aber er küßte sie nicht. Seine Arme lösten sich von ihr und fielen matt an seinem Leibe nieder. Konstanze schlug die Augen zu ihm auf und schaute in ein geisterbleiches Angesicht.

„Du?“ fragte er noch einmal. Und als sie bestürzt, doch unfähig, ihn zu belügen, mit dem Haupte nickte, da streckte er die gespreizten Hände gegen sie aus, quälte ein Wort, das wie „Brandhege“ klang, durch die Zähne und flog, von Entsetzen jagt, aus dem Garten.

In atemraubender Angst wollte sie ihm nachfliegen, aber die Beine verjagten ihr zitternd den Dienst, und sie mußte sich an einem Baumstamm festhalten, um nicht niederzusinken.

Nach einiger Zeit hörte sie Schritte hinter der Hecke. Karl Wille verließ, ein innerlich gebrochener Mann, in müder Haltung das Dorf.

Da erst gelangte sie zu der vollen schrecklichen Gewißheit, daß ihr Verbrechen, nachdem sie es dem Davonjohreitenden bekant, eine ewige Scheidewand zwischen ihnen sein würde.

Ihr Glück war gewesen nicht wie die Garben des Feldes, reich an köstlicher Nährfrucht, sondern wie ein Feuerkarbe, die in kurzer Pracht auflobert und erstirbt, und was von ihr bleibt, ist ein Häuflein schmutziger Asche.

Litterarische Notizen.

— Die französische Litteratur im Urtheile Heinrich Heine's von Dr. Louis F. Weg. Berlin, Wilhelm Gronau. Das Christliche (ein Heft der von Körting und Stoßwieg herausgegebenen „französischen Studien“) legt sich zum Ziel, zu erneuen, daß kein Germane in Paris je so deutlich dachte, wie dies Heine bis zuletzt that, daß kein Deutscher in Dingen der französischen Lit-

teratur schärfer und strenger gerurteilt, als der heimatliche Dichter des Alta Tröll“. Das ist sein neues Ergebnis, das sich aus der Prüfung der Beurteilungen Heine's über die französische Litteratur ergibt; zu einer ähnlichen Ansicht ist jeder vorurtheillose Prüfer gekommen; inwiefern hat es bisher an einer eingehenden und überzeugenden Beweisführung für diese Ansicht gefehlt, und sie ist nicht

überflüssig in einer Zeit, da sich jeder junge (es gibt deren auch mit grauen Haaren), der weder die französische Literatur, noch Heinrich Heine kennt, an dem „undeutschen Deine“, dem „Verböhrer deutschen Volkstums“, dem „Schleppträger der Franjoien“ und wie die Phrasen alle lauten mögen, zu reiden erlaubt. Zudem war Hegel, der diesem Schriftchen zwei andere, sehr heilige Arbeiten, die an dieser Stelle bereits nach Gebühr gewürdigt waren („Deine in Frankreich“, 1895, und „A. Heine und Alfred de Vigny“, 1897) vorausgeschickt hat, durchaus der richtige Mann für die Aufgabe. Die Broschüre zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste charakterisiert Heine als Kritiker der französischen Literatur und seine geistigen und persönlichen Beziehungen zu Dichtern und Schriftstellern des Paris seiner Zeit, ein zweiter bringt die Belege, indem er die bejünglichen Stellen aus Heines Schriften überflüssig zusammenstellt. Die Ergebnisse, zu denen Hegel gelangt, seien hier kurz referiert. Nur etwa Karl Hilkebrand ausgenommen, hat „sein Deutscher so tief und so lange in Frankreichs Kultur gelebt und diese so eigenartig, so klar erfasst, wie Heine“. Natürlich bleibt er auch in seinem Urteil über dieses Thema derselbe wie immer: „ein Poet, der die dichterische Laune, Antipathie und Sympathie, frei schalten und walten läßt.“ Und weil Heine eben Heine ist, „so ergab es sich von selbst, daß er die französische Literatur im Spiegel der Weltliteratur beleuchtete, daß er französische Gelehrten immer verglegend schaute und meist durch Gegenüberstellung anglo-germanischer Art prüfte.“ Dies alles ist ja gewiß nicht neu, aber richtig und wird hienichtlich mindestens Unbefangenen, die noch einer Orientierung bedürfen, in Hegel's Darstellung ebenso einleuchten, wie der Nachweis, „daß trotz Tambour Regard und des französischen Venusius (in Düsseldorf), trotz der 25 in Paris verbrachten Jahre, trotz der zahlreichen Pariser Freunde, der gütlichen Aufnahme in der Weltstadt und der französischen Gattin, daß trotz alledem Heines Urteil frei und unbefangen blieb.“ Die uniere Zustimmung im allgemeinen schließt nicht aus, daß wir im einzelnen anders denken, als Hegel. „Wie feiner soll sich nach Hegel Heine Goethes Vorstellungen von der Weltliteratur zu eigen gemacht, „wie feiner“ es verstanden haben, „den geistigen Hauptströmungen, dem internationalen Leben in der nationalen Literatur nachzuspüren.“ Herr Hegel lege sich die Romanistik, namentlich A. W. von Schlegel, er sehe sich die Schriftsteller des „Jungen Deutschland“ näher an, und wird finden, daß sich der Satz nicht aufrecht erhalten läßt. Darauf kommt es aber auch gar nicht an; Heine braucht uns nicht in allem als der Größe und Unvergleichliche zu erscheinen, damit wir ihn gelten lassen; es wäre keine richtige Taktik, wenn wir, die dafür einträten, daß er gerecht beurteilt werde, uns durch seine abhälligen Beurteiler verleiten ließen, seine Verdienste abhällisch zu vergrößern. Auch Hegel's Analyse des Napoleon-Kultus scheint uns lüdenhaft. Heine wächst in einer geistigen Atmosphäre auf, die von Weigerung für den Korien erfüllt ist; vergleicht man die materiellen und sozialen Zustände in den Rheinländern, wie sie vor der Occupation durch Frankreich im Könnich-Deutschen Reich bestanden, mit denen, die Napoleon schuf, so wird man dies begründlich finden. Auch daran muß ohne Furcht vor Missdeutung der Wahrheit gemäß erinnert werden, daß die am Rhein lebenden Juden in Napoleon vollends ihren Wohlthäter erblicken mußten. Heine teilte also als stauische und Jüngling durchaus nur eben die Anschauung seiner Umgebung über Napoleon, aber eben weil er nur dies that, weil seine Ansichten damals noch wenig individuelle Prägung zeigten, darum fühlte sich nach dem Sturz Napoleons sein Enthusiasmus gleichzeitig mit dem seiner Umgebung als aus dem Napoleon-Verwunderer wurde ein Haßer des großen Korien, an die Stelle der Schwärmerei für das französische

Cäsarantum trat „das tugendhafte, deutsch-nationale Pathos“ und „die teutonische Vereinerung“. Darum meldete sich Heine gleich seinen Kollegen als Freiwilliger zum Eintritt ins preußische Heer, darum sang er 1815 in schönsten Versen, aber mit ehrlieher Gefinnung:

„Nun aus fernem Frankentande
Einst die Söhle, schlau, gemandt,
Brachte Schmach und sannde Schande
An dem frommen deutschen Land“ —

wie es in seinem von Eiter aufgequollenen, in der „Deutschen Dichtung“ zuerst veröffentlichten Gedichte „Deutschland 1815“ heißt. Erh als der „Teutonismus“ zum Massenbaj entartete und ihn, wie die anderen Juden, ihres Bluts wegen nicht als Deutsche geduldet seien wollte, schlug diese Stimmung allmählich wieder um, aber nicht deshalb allein. Die Karlsbader Beschlüsse, das Terriben der Reaction hatten es demüthigt, daß man in den zwanzigen Jahren in Deutschland wieder ebenso sehr für Napoleon schwärmte, als man ihn zehn Jahre zuvor gehaßt hatte. Heines Vereinerung für Napoleon hat auch individuelle Züge, gewiß, aber weder war sie eine so heilige, noch eine so durchaus individuelle, wie dies Hegel selbstamerweise darzulegen sucht. Der Mündige schüttelt den Kopf und wundert sich: überzeugen wird Hegel niemanden. Aber in allen Daaufgaben können wir ihm zustimmen und namentlich die folgenden Sätze können wir uns nicht veragen, hier mitzutheilen, weil sie unseres Erachtens den Nagel auf den Kopf treffen: „Statt Heines Kosmopolitismus zu bedauern oder zu rügen, mühte man besser daran, zu schauen, daß er sich in dieser Umgehung so tiefe Liebe zu deutscher Art und das innigste Verständnis verdien bis an sein Lebendende zu bewahren wußte.“ Und an anderer Stelle: „Wenn wir bedenken, daß Heines Prosaschriften alle überdient sind, ja zum Teil zuerst in französischer Sprache erschienen und zwar an erster Stelle, daß sie einst eifrig gelesen wurden und heute noch von allen bedeutenden Literaturhistorikern zitiert werden, daß den Franzosen Heines zuweilen recht scharfe Urtheile bekannt sind, ebenso wie die guten und schlechten Wege, die er auf Kosten des „rittelsten“ aller Völker gemacht, so hat die Thatfache, daß Heine trotzdem in den Liebungen der französischen Geisteselite gehört, für Deutschland etwas Reichthames — für Deutschland, das in Bezug auf großmüthiges Vergessen und schrankenloses Anerkennen von seinen Nachbarn lernen kann.“ O wie wahr — leider nur zu wahr!

— Das Elend. Eine sociale Tragödie von Hermann Auchs. Weinheim i. W. R. Adernann. D. J. — Eine Tragödie, sondern eine mit faun glaublicher Unbeliebtheit dialogifizierte Schauergeichte in sechs Acten. Statt seine Zeit auf solches Zeug zu wenden, mühte der offenbar jugendliche Autor besser, was Urdentliches zu lernen.

— Mein Frühling. Meine Geschichten von Egid von Fiket. Vins, Osterreichische Verlagsanstalt, 1900. — Etwas ein Duzend kurzer Skizzen, in denen sich ein wenig Beobachtungsgabe, ein wenig Stimmungstrast, auch ein wenig Gemüth offenbar Am meisten baherte mit der Eindungsgabe; die besten Skizzen sind darum die, in denen nichts gedrückt: „Ein Sonnenstrahl“ A. W.

— Tantalos. Tragödie in fünf Acten von Reinrad Sabil. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1900. — Ein Dichter von anerkannterwerter Bucht, Kraft und Schönheit der Sprache versucht sich mit tapferem Mut an dem unphilosophischen Stoff. Mit dem Mutigen ist das Glück — wenn er nicht mehr wagt, als seine Kräfte mit äußerster Anspannung zu leisten vermag. Herr Reinrad Sabil — wenn wir nicht irren, ein Osterreichischer Ordensprediger — war der ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen. Immerhin müßten wir das Werkchen nicht schelten; es ist viel Schönheit gefühl dar in und ein Streben nach dem Höchsten, das Ahtung einhößt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Verpachtung zugemeldet:
Kram, Kurt. Gedichte. Dresden 1899. G. Pferson's Verlag.

Rohrbach, Friederike. Turds Netz Gedichte. Zürich 1901. Caeir Schmidt.
Böglin, Adolf. Stimmen und Schalten. Gedichte. Zürich 1901. Müller, Werder & Co.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Kraus in Berlin. — Nachdruck auch im Uebersetzungsrecht vorbehalten und Nachdruck ohne Erlaubnis des Verlegers ist strafbar. — Verlag der Gesellschaft Deutsche Verlagsanstalt in Berlin. — Druck von W. & G. Neumann, Berlin G.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

VIII

Am einem hellen Frühlingmorgen ritt durch das Thor der guten Stadt Siena ein blutjunger Rittersmann herein. Das war Stefano Maconi, des alten Ser Giacomo ältester Sohn. Dieser Ser Giacomo aber, vordem mit den Salimbeni und ihren Freunden gegen die Stadt verschworen, hatte, da jene plötzlich Frieden schlossen, seine alten Streitigkeiten auf seine eigene Faust anschieben wollen und war dabei allein und von seinen bisherigen Verbündeten ummehrer als als Feind behandelt, ganz und gar geschlagen worden. Seine Burg war geplündert, sollte geschleift werden, ihm drohte Tod, den Seinen Verbannung. Nur auf heimlichen Wegen hatte der Sohn den ihn dicht umzingelnden Feinden entschlüpfen können. Jetzt aber ritt er ganz wohlgenut durch die unbekanntenen Straßen, auf sein gutes Glück vertrauend, daß ihn so leicht niemand feinden noch verraten werde. Seine Mutter hatte ihm den Gedanken eingegeben, zu dem della Fonte zu gehen, der jetzt Fra Tommaso, ein besonders frommer Mann, sei und dessen Vater einst der Dienstmann des seinen gewesen. Er erfragte sich bald den Weg zu dem Dominikanerkloster, ritt ganz frohlich und hoffnungsvoll hin, ward in die Zelle geführt zu dem Bruder und sprach mit ihm, daß dieser ihm einen gütlichen Frieden erlangen solle. — Kaum aber ein Viertelstündchen später war Jung Stefano schon wieder draußen vor der Kirche, band sein Ross ab von dem Ring in der Mauer und stand sturumgelnd und klopfte dem Thier den Hals und senzte. Er mochte weder sich entschließen aufzustehen, davonzureiten, noch zu Fuß fürbaß zu gehn. Fra Tommaso hatte ihm einen schlechten Bescheid gegeben. Er behauptete, gar nichts zu können, nur ein Mönch zu sein und machtlos; sein Prior, der auch mit dem Jüngling geredet, würde ihm nicht einmal die Erlaubnis erteilen, wenn ers selbst wollte, bei den Mächt der Regierung für den Stadtfeind um Gnade zu bitten. Denn die Predigermönche hielten darauf, weder mit Siena, noch auch mit den Gegnern

der Stadt, weder mit Guelfen noch Ghibellinen, oder wie immer die Parteien hießen, die ganz Toscana, ganz Italien zerrissen, je gemeinliche Sache zu machen, sondern über Kampf und Streit und Haß erhaben, wollten sie allein die Seelen zum Verzicht auf irdische Lust und empor zum Himmel führen. Das hatten ihm die Herren mit schönen, sehr wohlklingenden Worten gesagt. Weil es ihm aber, der jung war und an das Sterben nicht dachte, zur Zeit noch gar nicht um das Heil seiner armen Seele zu thun war, sondern nur darum, wie er dem Vater und sich selber Burg und Herrschaft erhalten konnte, so mißfiel ihm ihr „Nein“ mehr, als alle die frommen Reden ihn zu trösten vermochten. Es mißfiel ihm auch der Rat, den ihm zuletzt, da er schon in der Thür gestanden, der Prior nachgerufen hatte: er solle zu Suor Catarina gehen, zu der Santa, die ja den Salimbeni auch mit Siena versöhnt. Die sei noch die einzige, die vielleicht ihm helfen könne. —

Er, ein Ritter und ein Mann, — er rechte sich, als er es dachte, strack in die Höhe und strich sein Märtchen, das noch nicht sehr dicht war, — er sollte bei einer armen Nonne um Hilfe betteln! — Wenn sein Vater darum wüßte, der würde es nie dulden. Aber er dachte an seine Mutter. Er dachte an ihre Thränen, als sie ihn gebeten, heimlich, zur Nacht, hinter dem Rücken des guten Vaters nach Siena zu reiten. Die Sache stand schlimm. Sonst hätten ihn die frommen Herren wahrlich nicht so kurz abgewiesen. Gar so ängstlich, wie der Prior es dargestellt, waren die Dominikaner sonst nicht, sich in weltliche Händel zu mischen. Und er war nun einmal hier drinnen, die Thorwächter hatten ihn zwar achtlos hereingelassen, aber hinans würde er so leicht nicht kommen. Darum — ob's ein Mönch war oder ein Nonnelein, er faß in der Falle, hatte die Wahl nicht, mußte einem jeden danken, der ihm aus der Not helfen wollte.

Und er senzte noch einmal, warf die Zügel über seines Pferdes Rücken, saßte es vorn an der

Trense und, nachdem er einen der Bettler auf der Kirchentreppe befragt, wo die Benincasa wohne, ging er in die Straße dell'Uca, wie ihn jener gewiesen hatte. Vor dem Hause stand er abermals still und sah sich an und schüttelte den Kopf, da er's sah. Nicht einmal ein Ring am Thor, um ein Mitterspferd anzubinden. Er rief einen der Straßensjungen, die barfuß auf dem Klinkstein spielten, daß er es ihm hielte.

Die Nachbarn steckten die Köpfe zusammen: Wieder einer zu der Minetta! Was der wohl will? Ein so stattlicher junger Herr! Und die Nachbarinnen dachten: „Näm er lieber zu uns doch! Wir hülfsen ihm auch wohl von seinem Köden und hätten unsere Freude an ihm, von der so eine Santa nichts ahnt. Aber alles läuft einmal ihr nach. Wer nebenan wohnt, an den denkt niemand!“

Drinnen im Flur, wo es halb dunkel war und feuchtküh, kam Donna Lapa dem Fremden entgegen. Mit Flüsterstimme wies sie ihn an, nur leis zu reden, auf daß er Suor Catarina nicht störe. Suor Catarina! Sie nannte das Kind, das sie geboren, längst nicht mehr mit dem Färtlichkeitsnamen, den die Nachbarn ihr immer noch gaben. Nach seinem Anliegen fragte sie nicht, wollte auch, als er davon anfing, lieber nichts hören. Aber ob er nicht anderen Tages oder am Abend, oder sonstwie kommen könnte, jetzt nur nicht, bat sie, Suor Catarina hätte nicht zur Nacht geschlafen, hätte zu thun, bedürfe der Ruhe.

Könne die Nonne ihn heute nicht sprechen, so wollte er gehen und käme nicht wieder, jagte Stefano ärgerlich kurz.

Donna Lapa, die immer in Sorgen war, immer ihrer Tochter die Anstrengungen zu mindern wünschte, aber deren Ansehen zu mindern doch nicht wünschte, schwieg, seufzte, ergab sich. Eingeben Catarina's Befehlen, daß sie einen jeden Hilfesuchenden, ob Herr oder Bettler, zu jeder Stunde der Nacht wie des Tages zu ihr führen müsse, ging sie also kopfschüttelnd voran. Der junge Mittermann folgte ihr durch die Gänge des alten Hauses, treppauf und treppab.

Auf dem kleinen Altar, auf dem vordem die frischgefärbten Tücher zum trocknen ausgespannt worden waren, sah an dem einen Ende Alessia mit Schreibgerät vor sich, an dem anderen Cecca Gori. Zwischen den beiden ging Catarina langsamem Schrittes auf und nieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit den weithinansichschauenden Augen wie ins Leere starrend, ins Unbekannte. Und wenn sie bis zu einer der Schwestern gelangt war, so hielt sie

inne, hob ihr Haupt höher, sprach den Satz, den jene niederzeichnen sollte, machte lehrte, ging bis zu der andern, stand wieder und sagte dieser halblaut, was sie in ihren Brief schreiben müsse. Und sie irrte sich nie und stotterte nicht einmal, die Worte flossen ihr von den Lippen, heiße Worte des Glaubens, der Liebe, der Ermahnung, volltönend, klingend, fast wie Verse, von Herzen kommend und in die Herzen der Leser eindringend, sie ergreifend, bezeugend wie nichts anderes in jenen Tagen.

Als aber der Maconi hinantrat, hörte sie auf, senkte bescheidenlich ihren Kopf und wartete auf sein Begehren. Er sah eben nur eine Klosterstochter im weißen Wollkleid mit dem schwarzen Mantel darüber, wie er deren schon manche gesehen.

„Seid Ihr es? Seid Ihr die Suor Catarina von Siena, von der die Leute so viel erzählen, von der sie behaupten, sie hätte den Salimbene beredet, von seinen Gefreundeten abzufallen?“

Sie hielt ihre Augen zu Boden geschlagen: „Nicht ich, allein mein Herr und Verlobter hat es bewirkt, daß Frieden ward.“

„Ein schöner Frieden! An die Andern, die ihrem Worte treu bleiben würden, dachtet Ihr wohl nicht, als Ihr jene zum Treubruch verleitet? Überhaupt, wie sollt Ihr's verstehen, um was es sich in diesen Tschden handelt, ein Weib und Nonne, geringer Herkunft, ungebildet, — denn ich sehe, Ihr laßt Eure Briefe für Euch schreiben, könnt's also nicht selber.“

„Ich lern' es bisher nicht“, jagte sie.

„Und da schied mich Fra Tommaso und der Herr Prior zu Euch um Beistand! Die Herren meinen wohl, daß es sich um Bettelstuppen und um Almosen für uns handelt!“

Schwester Alessia, die ihm zunächst sah, war aufgestanden und hielt ihm das Blatt hin, das sie mehr als zur Hälfte geschrieben: „Könnt Ihr denn lesen, junger Herr Ghyklos?“ fragte sie verächtlich.

Die Ueberschrift lautete: An den Herrn Bisar unseres heiligsten Vaters, des Papstes Gregor XI., den Herrn Bischof in Andalusien, Weihwater weiland ihrer Hoheit der Frau Fürstin von Schweden Santa Brigida, zur Antwort auf seine Briefe, die er mir von dem Papste gebracht hat . . .

Maconi staunte: „So ein Herr kommt wirklich zu Euch? und er brachte Euch Schreiben von dem Papst selbst in Avignon?“

Alessia hatte der Cecca gewinkt. Die wollte gleichfalls den Brief, den sie eben geschrieben hatte, herzeigen. Aber bevor sie ihn Stefano reichen konnte, griff Catarina's Hand dazwischen:

„Wozu braucht es der Beweise, daß andere von mir Mats begehren und erhalten? Zweifelst Ihr an meinem Können, so habt Ihr recht, ich zweifle selbst drau. Oder vielmehr, ich weiß, daß ich nichts kann und nichts bin, eine arme, arme Magd nur, nichts, wenn mir nicht der Himmel beisteht, der die Macht mir giebt über Menschenherzen, nichts, wenn Ihr nicht vertraut und gläubig, demüthig Euch ihm hingebt und betet. Thut Ihr das nicht und glaubt Ihr nicht, so kann auch ich Euch unmöglich helfen. Nein, ich kann es nicht, und was mehr ist: ich will's dann auch nicht.“

Da sie das sagte, hob sie ihr Haupt höher.

Stefano Macoui, der auf seiner Burg draußen wohl tapfere Ritter und Bettelwüchse und wandernde Sänger kennen gelernt, doch wenig Frauen, der sah sie an. Und da ihrer Augen Strahl ihn getroffen, fiel er auf die Kniee, und die Lippen auf ihres groben Kleides Saum gedrückt, bat er um Verzeihung, bat um Hilfe, versprach zu glauben, zu gehorchen.

Catarina streckte die Hand aus und berührte des jungen Knaben lockig Haupt. So fromm sie war, so viel sie betete und sich fastete, so demüthig sie ihren Genossinnen eben noch es verwiegen hatte, für ihren Ruhm sich zu bemühen, — einen, der nicht an sie glaubte, zu sich zu befehlen, das that ihr wohl. Die Dominikaner hatten nicht gewagt, die Stadtregierung für den Stadtfeind um Gnade zu bitten. Sie sagte ihm nicht, daß der Fall schwierig wäre. Sie hörte ihn an, ließ sich erzählen von dem alternden Vater, der sein Wort hochhielt, das er einmal geschworen. Und von der Mutter, die zart gewöhnt war, die um ihren Gatten bangte, um die Kleinen, und der ihr Ältester mit ganzer Seele ergeben war. Vielleicht dachte sie, daß sie selber solchem Ältesten auch vertraut haben würde, wäre sie seine Mutter gewesen. Er war genau so groß wie sie, nicht viel jünger an Jahren, denn auch sie war noch jung. Er erröthete bei ihrer leisen Berührung. Die Heilige aber sah und ahnte nichts von dem, was den Knaben bewegte. —

Um eine halbe Stunde später ging im hellen Sonnenscheine des Mittags von der Straße dell' Dea ein Zug von Nonnen hinaus in die Stadt. Neben den schwarz bemantelten Schwestern schritt barhäuptig der junge Ritter. Als sie auf den Campo kamen, an dem der Palast der Regierung liegt, lenkten sie ihren Weg quer hinüber zu der offenen Kapelle, die dort am Fuß des Stadtturmes Mangia zum Gedächtnis jener großen Pest erbaut ward, der Catarinas Zwillingsschwesterchen kam ein Jahr nach der Geburt

zum Opfer gefallen. Catarina und ihre Nonnen knieten betend nieder. Und hinter ihnen kniete der Macoui und betete aus wunderbar zerknirschem, reuevoll dankbar gerührtem Herzen, nicht, daß ihm selber geschehen werde, — nein er bat, er stammelte, flehte den Himmel an für sie, daß ihr werde, um was sie bitte, daß sie Erhörnung, Gewährung fände. Als sie aufstand und ihm winkte, mit ihr in das Stadthaus hineinzugehen, glänzten Thränen an seinen Wimpern. Sie wußte nicht, woher sie stammten, und lächelte und sprach ihm Mut zu.

Im Saal des Friedens saßen die Männer, welche zur Zeit die Regierung führten, ehrsame Kaufherren, Handwerksmeister, auch einer von der Malergilde, beratend beisammen, als ihnen die Dominikanerschwester gemeldet wurde. Und so groß war das Ansehen, dessen sie sich erfreute, daß man augenblicks sie vorließ, obwohl sonst niemand die Rathsitzungen stören durfte. Aber sie trat nicht allein in den Saal ein, sie führte an ihrer Hand den Stefano und stellte ihn mit seinem Namen den Herren vor. Das gab ein Entsetzen, einen Anbruch! Einer rief nach der Wache, nach Ketten, der drohte ihm und jener drohte Catarina, daß sie es gewagt, den Stadtsfeld hier einzuschmeißen. Sie stand und ließ den Lärm sich anstoßen.

Ob wohl ein Ritter ohne Schwert noch Waffen, und eine schwache Nonne etwas ansprechen könnten gegen ihrer acht und die Diener, den Geistlichen, die Wache im Vorfall? fragte sie ruhig. Sie bat, — nein, ihre Stimme bat nicht, sie befohl, — die Männer möchten wieder ihre Sitze einnehmen. Während jene murrend, kann befähigt, angstvoll unter einander sich berieten, teils hinter den Tisch an ihre Klage sich zurück begaben, teils noch voll Erregung sie beobachteten und umstanden, wies sie, als berührte all dies Murren und Reden sie gar nicht, als sei sie nur hierhergekommen, einem Fremden des Hauses und der Stadt Schätze zu zeigen, ihm die Bilder an den Wänden. An der einen Wand alle Segnungen des Friedens, zu Füßen der Mauer, auf der die Wölfin mit den Zwillingen, Sienas Wahrzeichen, Wache hält; an der anderen die Tyrannei, das Ungehener mit Gift und Dold.

„Dort aber“, so erklärte sie weiter, „sind die Tugenden zu sehen, die hier herrschen. Zwar — ihre Namen kann ich nicht lesen, die über jedem Mopie stehen. Das aber weiß ich, welcher seltenen Eigenschaften man bedarf, um gut zu herrschen: Friedfertigkeit, Kraft, Klugheit, Großmuth, Mäßigkeit und Gerechtigkeit sind dort gemalt. Vor allen aber

fehlt die Eintracht mit dem seitwärts geneigten Haupte. Über dem dunklen Stirnband glüht ihr ein Flämmchen auf. Die Eintracht trauert, wenn unter ihren, unter Sienas Kindern ein Zwist ist, sie hält die Schnur von der Wage der Justitia, auf daß die zwei Schalen stets Gleichgewicht halten, und reicht sie den Männern des Staates weiter zur treuen Hnt. Hoch droben, über der Riesengefalt der Regierung, da stehen vier Lettern. Die kennt auch selbst der Ungelehrte, kennt ein jedes Kind in Siena und ich kann sie Euch deuten: C. S. O. V. — das soll heißen: Commune Senarum Civitatis Virginis. Der Jungfrau ist die Stadt geweiht, der Mutter des Herrn, in ihrer einen Gestalt verkörpert sie alle Tugenden zugleich und Glauben, Liebe, Hoffnung schweben über ihr. —

So sprach sie zu Stefano. Und weiter schilderte sie, die Bilder ihm deutend, alle Übel, welche der Krieg und die Zwietracht bringen, wie Kinder und Ritter leiden müssen, wenn die Männer sich befehlen, was seine, des Maconi Mutter erduldet hatte, als sie vor ihren Augen die Grenel, die auf der eroberten Burg geschahen, mit ansehen mußte. Sie rebete zu ihm allein. Aber die anderen mußten es hören. Von der Unbill, die sein Vater lange schweigend getragen, von dem Joru, den er als ein guter Sohn der Stadt sich gemüht zu beherrschen, von dem Verrat, der an ihm geübt worden war, als seine Verbündeten sich bekehrten und ihn verließen, ihre Feindschaft sich gegen ihn wandte. Stefano hatte ihr auch davon wohl manches gesagt, doch so viel nicht. Er begriff nicht, woher sie es wissen, wie sie aus einem kurzen Worte so viel erfassen, verstehen könne. Von immer tieferer Ehrfurcht erfüllt, beugte er sein Knie, nicht vor den Männern, die über Leib und Gut zu entscheiden hatten, sondern vor ihr, die ihm seit wenig Stunden die Herrin seines jungen Lebens war. Und nun schilderte sie, was er selber fühlte, der Sohn, der Erbe, der seinen Vater, seine Mutter leiden sah, der, durch seine alten Bande an Fremde oder Feinde gefettet, frei war, um recht zu thun. Und der das Rechte thun, doch auch dafür sein Recht haben wollte. Und der unthig hier in die Stadt kam, den Recht von der Regierung vertrauend, die unter dieses Bildes Obhut, von dem Geist dieser Weisheit erleuchtet und beschützt von der milden Stadtherrin, der heiligen Mutter Gottes, herrschten, daß sie auch selbst den Sohn ihres Feindes unverkürzt an Leben und Freiheit anführen würden. —

Die acht Männer, kluge Köpfe, auf ihr Beites bedacht und auf der Stadt Ansehen und keiner

geneigt, sich allzu weichlich noch allzu rasch bereden zu lassen, neigten sich horchend, während Catarina sprach. Sie wogen im Geiste, wie über ihnen die Justitia in ihrer Wage, das Für und Wider des Falles ab, die Vorteile des Friedens, die Nachtheile längerer Streitigkeiten, die Staatsweisheit, die ihnen die Krone so klärllich auseinandersetzte, und was sie als Preis bot und womit sie drohte. —

Kaum nun ein paar Stunden später knieten die Mantellate wieder mitten vor der Kapelle am Campo, und Catarina dankte inbrünstig ihrem Beschützer im Himmel droben, daß er ihren Lippen Gewalt verliehen, daß er auf ihre Zunge die rechten Worte gelegt, durch welche die Herzen ihrer Hörer ihr zugeneigt worden. Stefano Maconi aber ritt noch vor Abend ungehindert, wie er gekommen, wieder zum Stadthor von Siena hinaus, mit dem ehrendvollen Frieden für seinen Vater in dem Lederkäschchen am Gürtel. —

Am nächsten Tage hatte Nonna Papa ihrer Tochter abermals Besuch zuzuführen, über den sie seufzen mußte. Nicht Vetter noch Hilffesuchende begehrten Einlaß, auch nicht ein fremder junger Ritter, der sie in bedenkliche Händel verwickeln konnte. Es kamen alle ihre Ordensschwwestern, Mutter Nera und die alte Suor Palmerina an ihrer Spitze, die nämlich zwei, die das Kind Catarina in ihre Gemeinschaft einst aufgenommen. Sie fanden sie nicht auf dem Altar, wo sie Briefe diktierte. Alessia bat die Frauen zu warten, Mutter Catarina bete drinnen in ihrer Kammer. Suor Palmerina aber erklärte gereizt, die Schwestern von der heiligen Buße hätten zu Siena nur eine Mutter und die stünde hier, die Äbtissin Fran Nera. Die erste Regel sei und bleibe der Gehorsam, auch beten dürfe man zu der Zeit nur, welche Mutter Nera befehle. Darum müsse Catarina jetzt kommen.

Die alte gute Äbtissin war mit den Jahren noch stiller geworden, ließ sich noch mehr von ihrer Altersgenossin beherrschen. Sie nickte deren Befehlen Beifall.

Aber Alessia, die Getrene, widersteht sich, da jene in die Kammer eindringen wollten. Und Cecca Gori bat stehend, voll Ehrfurcht vor ihrer Herrin: „Stört sie nicht! Sie betet für uns alle ja, hilft uns allen, wenn sie betet. Ihre Inbrunst wirkt Wunder, ist selbst ein Wunder. Wenn sie, ganz in Andacht versunken vor dem Kreuz liegt, so ist es manchmal, als ob sie gleichsam von ihrem inneren Drang emporgehoben auf ihren Knien zur Höhe schwebte.“

„So?“ fragte Palmerina höhnisch, „ist es

dem sicher der Herr am Kreuz, der drinnen in der Kammer bei ihr ist? Oder ist es vielleicht ein anderer, ein junger oder alter Ritter — sie empfängt ja deren so viele! — dem sie das Schwerebunder vormacht?“

Cecca Gori wollte empört eine zornige Antwort geben, Alessia sich zur Wehre setzen, mit ihrem Leibe den Zugang verteidigen. Da that sich die Thür auf — Catarina kam heraus. Hinter ihr sah man in dem Halbdunkel ihres alten Schlafkammerleins die kleine Lampe am Kreuzstift brennen.

Sie war so ruhig, ernst und bleich. Auch über die Erregung der anderen legte sich feierliche Ruhe. Sie ging auf Nera zu und beugte das Haupt demüthig: „Kamt Ihr mich zu scheuten, Mutter?“ fragte sie leise, „thut es nur. Ihr habt recht mit allem. Glaubt mir's, ich kenne meine Fehler, ich suche mich immer genauer zu kennen, mich zu bessern und zu büßen. Da drinnen lag ich, als Ihr herkamt, vor meinem Heiland und gestand ihm meine Sünden und bat um Hilfe und bat um Vergebung. Mir war's, als ob er mitleidig Gewährung winkte, als ob er mir verzeihen wolle, was ich aus irdischer Schwachheit oft that. — Wenn er aber Gnade übt, fromme Mutter, wollt Ihr es nicht auch thun?“

Bevor die Äbtissin antworten konnte, erhob Suor Palmerina die Stimme:

„Wohl, Ihr betet“, rief sie keifend, „und meint durch die Freundschaft und heimlich Zwiegespräch mit Eurem Herrn und Heiland im Himmel alles andere verzeihlich zu machen. Glaubt Ihr denn, wir beteten gar nicht, wir anderen? Wir brachten dem Orden unsere Güter, unser Vermögen, während Ihr mit leeren Händen zu uns kamt. Aber wir sind darum nicht minder fromm, als Ihr. Wir prunkten nur nicht mit Kasteien und Fasten, nicht mit unserem Herzen, das uns zerpringen will vor Gram über dieser Welt Schlechtigkeiten. Wir sind klug genug zu wissen, daß wir keine Heiligen sind noch Engel mit Flügeln. Aber wir nehmen uns auch nicht heraus, auf unsere besondere Tugend poeund, allen Regeln unseres Ordens, die wir feierlich zu halten gelobt, ins Antlig zu schlagen. Wir senden nicht Briefe in alle Welt aus, an Groß und Klein, wir reisen nicht über Land wie die Männer, von Burg zu Burg, empfangen nicht junge Herren, wir nicht, und gehen mit ihnen am helllichten Tage mitten über den Campo spazieren, wie Ihr gestern thatet. Wir verkehren nicht mit Kaufholden, Mädchenverführern gleich dem Malavolti Zer Vanni. Wir schleichen uns nicht nachts mit einem Laterlein, — da steht's auf dem Thürsturz ja, — aus dem

Dauje, in die allerschlimmsten Schlafwinkel der Sünde zu gehen, sondern ruhen im Schlaf des Gerechten, den uns der Herr schickt, weil er uns lieb hat.“

Catarina blickte sie an. Die aubächtig demüthige Stimmung war von ihr gefallen, wie ein Kleid, das man abthut. Sie lächelte und hob ihren Kopf hoch: „Vor Euch, Suor Palmerina, habe ich mich nicht zu verteidigen, Euch bin ich keine Rechenenschaft schuldig. Sondern allein unserer lieben Mutter.“

„Ihr hört ja, sie fordert es“, rief Palmerina, „sie befiehlt Euch zu gehorchen. So verteidigt Euch doch, leugnet, daß Ihr Männer ansehn in Euren Bund, mit Männern redet, an Männer schreibt, wie es noch nie eine Nonne gewagt hat!“

„Leugnen!“ jagte Catarina.

Aber mit Thränen in der Stimme bat Fran Nera: „Zeige diese Miene nicht, setze nicht Deinen Troß darein zu widerstehen. Ich nahm Dich auf in unseren Orden, ich. Und ich bleibe verantwortlich. Mich trifft es, wenn sie Dich verdammen, mir thut es weh, wenn sie schlecht von Dir reden. Kind Catarina, sprich, Du bist ehlich, ich will alles glauben, sage Du mir, ist das wahr? gingst Du mit dem jungen Macconi? verheirathet Du, wie sie hier in der Straze erzählen, mit dem Malavolti, dem übelberichtigten, schlechtesten Menschen von ganz Siena? thatst Du das, was unserer frommen Ordensgemeinschaft zur Uehere gereicht!“

„Mutter, Mutter Nera!“ riefen Alessia und Cecca und die anderen, „wie könnt Ihr so reden, wie dürft Ihr zweifeln an unserer Heiligen, an ihr!“

Nonna Lapa lag und schluchzte.

„Sie soll reden“, riefen Palmerina und deren Gefährtinnen, „sie soll's nur versuchen sich rein zu waschen, sie kann es nicht.“

Catarina stand noch immer, mit ihren lächelnden stolzen Blicken sah sie von einer zu der anderen.

„Ich bitte Dich!“ jagte die Mutter Nera, „sag's mir zur Liebe, um meiner armen Seele willen, ich bitte Dich sehr.“

Da beugte jene das stolze Haupt unter ihrem weißen Kopftuch und kniete nieder, legte die Lippen auf der Äbtissin gichtische, altersschwache gelbweiße Hand und senkte leise:

„Es ist alles wahr“, jagte sie, „jeder Vorwurf trifft. Ich bin eigenmächtig. Ich muß meinen Weg gehen, der mir recht scheint, ob Klosterregeln auch andere gebieten. Fragt meinen Weichtiger, fromme Mutter, ob ich nicht meiner Schuld mir bewußt bin, ob ich nicht mich vor ihm anklage tausendmal. Den Frevel, daß ich selbst entscheide, entschlicke, handele, wie es andere Nonnen nie

thaten, den suchte ich ja gerade zu föhnen durch Gebet und Kasteiung da drinnen. Und das ist auch wahr, ich verhandelte mit den Männern. Wer in Klöten zu mir kommt, dem muß ich beistehen, ob Mann ob Weib, ob jung oder alt. Und wenn mein Herz mich heißt zu raten, dann rate ich, so gut ichs verstehe. Es ist auch das wahr, ich schrieb der Königin Frau Johanna von Neapel, die auf sündhaften Wegen wandelt, die nächstens, sagt man, ihrem dritten Gatten einen Nachfolger geben will. Ich schrieb auch einer armen Dirne im Buhlenhaus, daß sie von ihrem schandbaren Leben lassen solle. Und ging zu ihr zur Nacht. Ja, da steht die Laterne. Und dem jungen Maconi schaffte ich den Frieden für die Seinen von der Stadt. Und den Malavolti, Banni di Ser Banni — da Ihr das schon wißt, kann ich es sagen —, den habe ich beredet, sein weltlich Kleid von sich zu thun, in

unsern Orden einzutreten. Sein festes Haus, die Villa Belcaro, von der man munkelt, daß böse Dinge da drinnen geschehen, die gab er mir in meine Hände, daß ich sie Euch gebe, fromme Mutter, für unsere arme Schwesterchaft ein neues, zweites Heim zu gründen. Das sind meine Sünden. Ich that's, es ist wahr. Und ich bekenne mich zu allem. — Straft mich wir Ihr wollt."

Von dem Tag an haben die Mantellate von Siena nie mehr gewagt, ihrer Schwester Catarina Vorwürfe zu machen über allzu freie Sitten, nie mehr sie eingeengt in ihrem Thun.

Ob man dem Kloster ein Vermögen beim Eintritt mitbringt oder etwas später einen reichen Hofe-wicht dazu beredet, sein schönes Haus der Gemein-schaft zu schenken, das bleibt schließlich daselbe. Erst seit sie ihnen zählbaren Geldwert geschaffen hatte, ward sie den andern ganz gleich geachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Reises Glück.

Sieh', nun ist ein mitder Glau
Über unsern Stunden,
In den raschen Schwebekranz
Seliger Sekunden
Hat den gold'nen Erntekranz
Aus das Glück gewunden.

Du bist reise Sommerruh
Da die Stürme gingen,
Und wir horchen heimlich zu.
Wie die Herzen singen:
Du und ich und ich und Du —
Klang und Wiederklängen . . .

Stefan Zweig.

Scheidegruß.

Mein Garten ist voll Blütenstaum,
Schneeweiß und rosencrot!
Da naht sich schon, saht wie ein Traum,
Dem Frühlingsglang der Tod.

Wie Senften löst es, hoffnungsmatt,
Und jeder Zweig erbebt;

Teils bitterd süß sich Blatt um Blatt,
Das still zu Boden schwebt.

o Glück für den, der so vergeht
In erster Jugendpracht!
So sanft entschwindet, fortgeweht
Kom Ten zur ew'gen Nacht.

Luca Erskin.

Glücklose Liebe.

In Deinen braunen Augen
Liegt eine Welt von Schmerzen.
Du ruhst an meinem Herzen,
Doch stetig bist Du nimmer.

Am Deine blauen Lippen
Da suchst ein banges Fragen,

Ein stummes Sichbeklagen,
Ein wortwurfvolles Schwärmen.

Und zwischen Deinen Küssen
Schwebt krankig ein Erkennen:
Denn wird die Schuld uns trennen,
Ich werde büßen müssen.

Edgar Keimerdes.

Spruch.

Bis am lauten Tag ich gleich
Manchen Dornenweg gegangen,
Abends meine Hände doch
Nach den gold'nen Sternen langten.

Paul Rüttning.

„Wiegt Du gedankenvoll Dein Schönes Haupt . . .“

Wiegt Du gedankenvoll Dein schönes Haupt
Und schüttelst kräh' der Loden branne Schlangen,
Wie um zu schenken die jubringlich bange
Gedanken an das Glück, das Dir geraubt,

Wenn dann mein Ohr in Deiner Stimme glaubt
Zu hören all das Leid, das nun vergangen,
Den Zweifel auch, ob Frende zu erlangen
Nach so viel Schmerz Dir einfl noch sei erlaubt,

Dann will mein Herz, von Deinem Weh durchdrungen,
Jedwede Regung Deiner Seele teilen
Auch wenn sie schon zu neuer Hoffnung schweift.

Poch alles, Wünsche wie Erinnerungen,
Vergess' ich, wenn, was Du mir gönnst zuweisen,
Dein Mund mit leisen Ruf mein Antlitz streift.

Aus dem Italienischen des **Augusto Serrero** von **Paul Hepsé**.

Die Woge.

Blühender Knaben Reigentanz
Plätschert im Bade.
Kadheit leuchtet im Sonnenglanz,
Poch dem Geslade
Kahl sich die Woge, das weiße Weib.
Rückwärts biegt sich der schlauke Leib
Über die schwellenden Wasser.
Blanke Lenden umsprüht ein blasser

Trisgürtel . . . Es flammt ihr Haar
Goldrol, im Perlenregen . . .
Lüftern schauert die Knabenschar.
Einer nur wirft sich entgegen
Jauchend, den Kopf voran,
Schimmernde Arme zieh'n ihn hinan
Fernaß der Risse,
Hoch an hüpfende weiße Brüste
Rudolf Knußert.

„Aller Sernen Seligkeit . . .“

Aller Sernen Seligkeit
Durch die Seele leise geht;
Ach, wie war ein früher Streit
All mein Denken früh und spät!
Ach, von allzuvielen Klagen
War's erfüllt
Und umhüllt
In den trüben Tagen . .

Ferneher, durch blane Kadht,
Zieht ein Lied auf gold'nem Wagen,
Und es sunkelt und es lacht:
Will mein Herz vor Freude schlagen?
In zu große Traurigkeiten
War's verneht
Und ertüht
In den trüben Beilen . .

Karl Hermann Becker.

Dämmerung.

Nun schimmern Berg und Strom im Abendschein —
Mein Arm ist mild' — ich leg' die Ruder ein —
Die Welle, die mich trug in leichtem Spiel,
Kuschneidlich noch enschlummernd meinen Kiel.

Der Hirt kehrt singend heim vom Bergeshang
Und Schallen zieh'n den Waldesfaun entlang,
Und klare Kloden senden in der Fern'
Ein Dankgebet empor zu Gott dem Herrn.

Sie wohnen hier so still in seiner Hul,
Sie alle, die sich freu'n an Hab und Gut: —
Der Saud des Alltags lastet schwer und dicht
Und ihre Seelen geh'n im Dämmerlicht.

Ich aber fahre durch die Welt dahin,
Mein Boot ist leicht und leicht mein junger Sinn,
Ich stoh den Lärm der Stadt, der Straßen Punsch
Und nimmer bangt mein Herz um Fraueungunst.

Und doch — zuweilen in der Abendstund',
Wenn ich hinabschau in des Stromes Grund,
Hebl sich ein Rullsch faull aus Schilf und Rohr
Und süße Angen seh'n zu mir empur.

Hält doch vielleicht in meinem Wanderlauf
Anlehl ein weißer Arm mich liebend auf,
Und ruht, das nur von hartem Psühl gewußt,
Mein Haupt vielleicht noch ans an jater Brust?

Mich dencht, ich leg' das Ruder ans der Hand
Und eine Hütle bau' ich mir am Strand,
Km froh zu werden der vollbrachten Thal
Und heimjuckhren, wenn das Dunkel naht.

Georg Edward.

Das Lied vom fraurigen Grafen.

's geht ein rotrodig Mädel
Wohl durch das gelbe Korn.
Kulfscher, fahre hinfredrein,
Fang' mir das schöne Mädel ein!
Ich will es Dir belohnen
Mit einem gold'nen Horn.

Darauf da sollst Du blasen
Den Tag und auch die Nacht.
Du sollst es lassen können,
Dass all des Porfes Schönen.
Wenn wir durchs Feld kulfschieren,
Das Herz im Leibe lacht.

Drum hol' mir jenes Mädel ein,
Das dort im Korae geht,
Mit Deinem weissen Köpflein,
Und bring' sie auf mein Schöpflein,
Das in dem grünen Walde
Wohl auf dem Berge steht.

Ann sag', Du schwarzbraun's Mädelein,
Willst Du mein eigen sein?
Ich will Dich fürstlich heiden
In Sammel und in Seiden,
Und wenn der Mond am Himmel steht,
Sollst Du mein Herzschak sein.

„Herr Graf, und das kann nicht gescheh'n,
Und das darf' immer sein.
Ich will mein' Schak behalten,
Schlafft Ihr zu Eurer Alten,
Schlafft Ihr zu Eurer Ehefran
Ins Federbett hinein.“

Mein Schak, das ist ein Schäfer,
Ein Schäfer ist mein Schak,
Er hat nicht Tisch noch Bette,
Doch küssen um die Wette
Wir zwei uns unterm Lindenbaum
Wohl auf dem grünen Plah.“

Fahr' ab, Du lieber Kulfscher mein,
Das Horn, das soll Dir sein!
Fahr' durch die bunten Auen
Dnu heim zu meiner Frauen
Und blase meine Tranrighrit
Ins weisse Land hinein.

Und kommst Du vor des Schäfers Haus,
So blas' es hell und laut:
Ich geb' ihm meinen Segen,
Doch soll er's überlegen,
Dah er nicht anders als Eh'mann einl
Betrübt die Mädelein schaut.

Der dieses Lied gesungen hat,
Lebt schlecht mit seinem Weib.
Sie hat ihn arg gehehet,
Denn hat er's aufgeföhlet,
Als er durchs Feld gefahren ist
In einem Zeitverreib.

Otto Michaeli.

Frühlingsglück.

Ein Frühlingsglück Dir jäh verrann —
Walt grüßest Du mich wieder,
Und lodeschwärze Traner spann
Am Deine feuchsten Lider.

Doch wie sich Stimm' in Stimme schlang
Und meine Jugend lohte,
Ihr Kraus die milde Nacht durchdrang
Mit frischem Morgenrofe.

Von Deinen Wimpern sank der Flor;
Mit scheinem Selbstvergessen
Kang Deine Liebe sich empör
Aus schauernden Cypressen . . .

Dein kaptres Herz suchst meines such,
Am seine dumpfen Gluken
In einen Sturm von Blütenpradht
Allmächtig zu verfluten!

A. R. T. Tiel.

Müde.

Weißt Du was müd' sein ist?

Wenn man des Abends still nach Hause kehrt
Nach heißer, heißer Müß' für Heim und Herd;
Beseindel von den Kleinen, und gelassen
Den lieben Gulteslag von all' den Großen . . .
Wie schwer, wie schwer's dann auf der Seele ist!
Aluß Du nun, liebes Kind, was müd' sein ist? . . .

Du seht Dich an den Tisch. Per Lampe Licht
Fällt milde auf Dein müdes Angeficht.
Du ist Dein Best, und deucht an heut und morgen,
An all' die lanfend kleinen Lebensorgen . . .
So träumst Du für Dich hin; und unbewußt
Sinkt Dir das schwere Haupt auf Deine Brust . . .

Ann weißt Du, liebes Kind, was müd' sein ist . . .

Rudolf Stern.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Ein gewagter Handel.

Das Brautpaar hatte sich eben verabshiedet und wurde, als es in die ehrwürdige Mietstutsche stieg, von der Frau Doktor Waldenburg durch den buntgewirkten Fensterchleier einer letzten Mustermug unterzogen. Der Hausherr hatte sich wieder in den Postersstuhl geworfen, dessen weichen Kamm er während des Besuchs angefüllt hatte, und fragte jetzt scheinbar harmlos:

„Du schickst ihnen wohl Deinen Segen nach, Schatz?“

Die Brauterin ließ sich indessen nicht stören und wandte sich erst, als der Wagen davon rollte, nach dem Spötter mit der Gegenfrage um:

„Soll ich mich nicht freuen über den Sünder, der Buße thut, zumal die Buße dieses bekehrten Hagestolzen und bisherigen Einstieblers eine so erträgliche zu werden verspricht? Ich muß Dir sagen, Fritz, die Braut hat einen ungemein sympathischen Eindruck auf mich gemacht und man darf Deinem Kollegen anfrichtig gratulieren. Den! übrigens daran, mit welcher Freude Du nentlich die Verlobungsanzeige gelesen hast!“

„Nun ja, mein Herz, ich bilde mir auch ein, dem Kollegen Starowski zu seinem Glück ein bißchen mitverholfen zu haben.“

„Du, Fritz? Ei, sieh' mal, Enre gestrenge Herrlichkeit als Ehetrichter! Aber ich habe ja gar nichts davon gemerkt! Wie ist das zugegangen? Heraus mit dem Geheimnis! Hier sitz' ich, brennend vor Wisbegier — Wolfram von Eschenbach, beginne!“

„Gut denn! Jetzt darf ich wohl reden. Mein Anteil an der Sache ist allerdings ein ganz anderer, als Du vermutest, mein Schatz; denn nicht einmal den Krugen eines Knappelpelzes hab' ich verdient. Aber prühe selbst, ob es mir Starowski nicht doch verdankt, daß ihm sein blondes Liebchen keinen Korb gegeben hat. Und — die Sache bleibt unter uns, Schatz! Ich weiß, daß meine treue Geiponin ebenso schweigen wird, wie ich bisher. —

Als ich hier vor sieben Jahren die Redaktion

xxx.

unjerer weltbekanntem Zeitung übernommen hatte, ließ sich unvermutet ein alter Unversitätsgenosse, Starowski, bei mir melden. Wir hatten einst zu denselben Farben geschworen und im sogenannten Leibverhältnis gestanden. Er der Leibbrich, ich sein Leibbuchs. Du weißt oder weißt es nicht, daß das in der Familie des Korps etwa soviel bedeutet, wie in andern Familien das Verhältnis der Kinderfrau zum Baby. Der Leibbrich stößt seinem Büchschon sorgfältig die Wissensnahrung ein, die diesem im Mikrokosmos des Verbindungslebens allmählich auf eigne Füße hilft. Er lehrt ihn — frei nach Schiller — Speere werfen und die Götter ehren, paut ihn auf dem Rechtboden ein und nimmt von ihm wappengezierte Deckelshoppen und andere Debitationen entgegen. Darum soll das Maß der Verehrung, das der Leibbuchs jenem zu sollen hat, ränmlich und zeitlich unbegrenzt sein. —

Nach dem Weggang von Heidelberg war mir Starowski ans den Augen, und in dem Kampf, den ich zunächst ums Dasein führte, auch ans dem Sinn gekommen. Als er dann wieder vor mir stand — wach' ein Unterschied gegen früher! Einst ein frischer, freisichler Junge, jetzt der verbummelte Dauerstudent, wie er im Buche steht. Die Examina waren für ihn unüberwindbare Hindernisse geworden, sein kleines väterliches Erbeil hatte er durch die Kechle gejagt.

Er bat mich um Beschäftigung in der Redaktion, und ich machte, lediglich in Rücksicht auf unser altes Leibverhältnis, einen Versuch mit ihm. In meinem Erkannnen fiel er günstig aus. Alle sonstige Verlotterung hatte die reichen Geistesgaben des Menschen nicht zu erstiden vermocht, und von dem Augenblick an, wo er seit langem wieder einmal seine Schwingen geprüßt hatte, gehörte Starowski zu den brauchbarsten Kräften der Redaktion.

Merkwürdig, daß er es auf dem ihm zugewiesenen Felde an Fleiß und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen ließ! Im Übrigen aber der alte Schlendrian. Tags arbeitete er, nachts verjopamentierte er sein

Geld in der Kassenkasse. Ich habe Dir bisweilen von dieser zweifelhaften Wohlthätigkeitsanstalt erzählt, in der der Mann von Grundhüben sich an einem Schöpplein oder zweien guten Weins wohl erquiden mag, während Bruder Leichstium seine Seele der Gemeinschaft der Kassenfäller verschreibt, die dem Bacchus bis zum letzten Aemzug oder, was öfters vorher passiert, bis zum letzten Heller opfert. Bei Starkowski reichete der Durst immer viel länger als das Geld, und wenn er auf dem Trocknen saß, mußte ich aushelfen. Der Leichstium hatte es ja, also war's mein Recht und meine Pflicht, zu bluten.

So wurde Starkowski mir mit der Zeit ein recht teurer Freund. Aber was noch schlimmer war, seine äußere Verwahrlosung nahm stetig zu, und da er wie eine Alette an mir hing, kam ich nicht selten in die Lage, mich des alten Korpsbruders schämen zu müssen. —

Eines Tages, ich wollte gerade von Hause fortgehen, um an ein holdes Mägdelein, das inzwischen die beste der Frauen geworden ist, eine gar wichtige Frage zu thun, der Frack saß wie angezogen, die weiße Binde war tadellos geknüpft, der Collieder glatt gebürstet, kurz, ich war festlich und bräutigamsmäßig angethan, da trat Starkowski bei mir ein, jeder Zoll ein Kassenfäller. Er war sehr angekracht, trotzdem er, wie ich gleich erfuhr, keinen roten Pfennig sein eigen nannte. Vorsorglich suchte er mich bereits am Vormittag auf und stellte seinen Antrag auf Gewährung eines unverzinslichen, meinerseits unföndbaren Darlehns.

Mir kam sein Besuch ungelegen wie noch nie, weniger wegen seines Aussehens, als weil ich in der gehobenen Stimmung, in die mich die Hoffnung auf das erste süße Du von den Lippen der bemeldeten Jungfrau versetzt hatte, die Duzbrüderschaft, die mich mit dem Bohémien verband, doppelt widerwärtig empfand. Sie erschien mir wie ein dunkler Schatten, der von unserm kollegialen Verhältnis unzertrennbar war. Dieser Vergleich fiel mir in jenem Augenblick ein; ein kurzer Ideen sprung: ich sah Schlemm's Schattchen, wie ihn der graue Fremde aufrollte und — ja! mir winkte die Rettung!

„Wie viel willst Du haben?“ fragte ich.

„Nun, Bruderherz“, war seine Antwort, „wenn Du mir vielleicht mit einem Zwanzigmärstück unter die Arme greifen kannst?“

„Mehr nicht, Starkowski?“

Er sah mich groß an, und ehe ich seiner Verwunderung weiteren Ausdruck geben konnte, fuhr ich fort:

„Weißt Du was? Ich habe hier gerade hundert

Mark übrig, nicht gerade viel Geld, aber auch nicht wenig, und ich weiß nicht recht, was ich damit anfangen soll. Willst Du's haben, dann nimm's. Doch ohne Gegenleistung wär's ein unbilliger Handel und Du kannst mir ja etwas dafür geben, was Dich nicht gerade ärmer macht. Verkauf mir Deinen Anteil an unsrer Duzbrüderschaft für die hundert Mark!“

Seine Verblüffung wuchs zusehends. Dann löste ein barbarisches Gelächter die Spannung seiner Züge und mit den Worten:

„Topp, Bruderherz, der Handel gilt und einen Bruderfuß kriegst Du obendrein!“ schlug er in meine dargebotene Rechte ein.

Ich ging an den Schreibtisch und holte eine Hundertmarkbanote herans. Starkowski griff seelenvergnügt danach, ich aber hielt den Lappen zurück und sagte:

„Erst eine Quittung! Es ist von wegen Lebens und Sterbens.“

„Du bist wohl toll geworden, Bruderherz!“ war sein Einwand, doch ich setzte mich ruhig hin und schrieb: „Einhundert Mark habe ich als Kaufpreis für die an den Doktor Waldenburg von hier verkaufte Duzbrüderschaft von dem Käufer bar und richtig erhalten, worüber ich quittiere. Ort, Tag und Jahrzahl.“

Ich las ihm das Schriftstück langsam vor, bei jedem Wort durch einen neuen Nachsatzfall des Biedern unterbrochen, und kaum war ich zu Ende, da griff er nach dem Papier und unterzeichnete seinen Namen uebt einem nach Duzen Duzen Vorname, die er in der Taufe nach allen möglichen unzuverlässigen Nothelfern empfangen hatte. Die Aushändigung von Geld und Quittung erfolgte Zug um Zug.

„So, nun halt' sein süß, altes Hans, und laß Dir den versprochenen Bruderfuß ausschmagen!“ rief Starkowski und machte Anstalt, sein Wort zur That werden zu lassen.

Ich trat zurück und sagte mit gut gespielter Enttäufung:

„Dir? — Bruderfuß? — Ich muß doch bitten, mein Herr, die Brüderschaft hat angehört.“

„Ach was, Fuchs, red' nicht so dumm, laß Dich unarmen, eins ist eins, zwei ist —“

„Herr Starkowski“, unterbrach ich ihn, „wollen Sie gefälligst bedenken, daß Sie mir Ihren Part an unsrer Brüderschaft verkauft haben und daß ich jemanden, der mich nicht duzen darf, auch nicht wieder duzen kann. Also von Du und Du kann fürder keine Rede mehr sein.“

„Ach, tüftlicher Fuchs!“ fuhr er darein, ich aber

ließ mich nicht aus der Haltung bringen und erklärte mit dem gehörigen Nachdruck:

„Ich muß Sie noch einmal bitten, mein Herr, sich zu erinnern, daß wir miteinander auf dem Sie-Fuß stehen. Ich habe dafür mein gutes Geld gegeben, Sie haben sich's gehörig bezahlet lassen, und hier ist Ihr Anerkenntnis dessen.“

Jetzt schien ihm ein Licht einzugehen. Er maß mich ein paar Sekunden mit dem eigentümlichsten Blick, den ich je an einem Menschen gesehen habe, murmelte etwas, wie „Judas!“ in den Bart und verließ mit höflichem Gruß das Zimmer. —

Da Schah, ich weiß gar wohl, daß ich eine Gewalttat wagte, und im ersten Augenblick, nachdem er gegangen war, kam ich mir selbst wie eine Art Judas vor, obwohl nicht ich, sondern er das Sündengeld eingestekt hatte.

Aber war's denn wirklich ein Verrat an der alten Freundschaft? — Ich bitte Dich, die Rehrseite der Medaille ins Auge zu fassen: wenn Du Startowski jetzt siehst, einen tüchtigen, soliden Menschen, einen wahrhaft glücklichen Menschen, dem ein liebenswürdiges Mädchen mit selbstbegündetem Vertrauen die Hand zum Bunde für's Leben reichen will, so sei versichert, Schah, daß er dies alles jener Kadisalkar verdankt.

Er konnte, nachdem unsre Duzbrüderchaft so traß angehört hatte, mich nicht mehr anspannen. Um es bei andern zu versuchen, hatte er noch, oder wenigstens seit jener Zeit, zuviel Schamgefühl. Zunächst gab er volens volens das Schnupfen auf; wie vorher schon an Thätigkeit, so gewöhnte er sich nun auch im übrigen an einen bürgerlichen Lebenswandel; mit der äußeren Wohlthätigkeit gewann er an innerer Würde, und so halfen sich der äußere und der innere Mensch gegenseitig allmählich auf eine durchaus normale Höhe der Besittung. —

Was meint Du, Frauchen, wenn ich ihm als mein ganz spezielles Polsterabendgeschenk den bewußten Schein zurückgebe und ihn um Erneuerung der alten Brüderchaft bitte? Den „Judas“ hat er wir, davon bin ich überzeugt, längst im stillen abgeben.“

Das letzte Sachen.

Frau Heintzmann klinkte behutsam die Thür zu dem Zimmer auf, das ihr kranker Mieter bewohnte.

Ein starker Zug entstand, denn draußen blies der Wind aus vollen Waden und die der Thür gegenüber befindlichen Fenster des Zimmers waren offen. Der Kranke hatte zum Entsetzen von Frau Heintzmann, anstatt auf dem Sofa zu bleiben, wo sie erst vor einer halben Stunde seinem Haupt die

Rücken zurechtgerückt hatte, das Fenster geöffnet und saß nun davor, die kalte Märzluft einatmend.

„Man soll's nicht glauben, wie leichtsinnig solche Todesstaudibaren mit ihrem letzten bißchen Leben umgehen!“ dachte die brave Frau im ersten Augenblick ihres Eintretens und würde diesem unangenehm gesprochenen Vorwurf alsbald einen lauten in etwas rücksichtsvollerer Fassung haben folgen lassen, wenn nicht heilloser Wirrwarr im Zimmer ihre unverkündete Thätigkeit in Anspruch genommen und ihr den Mund verschlossen hätte.

Ein Stoß Papiere — Zeitungen, Briefe und dergleichen, in denen der Kranke vordem gelesen haben mochte — war im Zugwinde vom Sofatisch aufgeplattert. Die einzelnen Stücke wirbelten lustig umher und suchten, auf die würdige Dame losfahrend, den Answeg nach dem Korridor. Frau Heintzmann zog die Thür ins Schloß und machte sich hurtig daran, das Zettelzeug zusammenzulesen, wobei ihr der Kranke aus seinem Sorgenstuhl verwundert zusah, als sei ihm ihr Thun und Treiben unbegreiflich. Es war aber gar nicht so wunderbar, denn Frau Heintzmann, die Ordnung selber, betrieb jede kleinste Handtierung der Wirtschaft mit einer Lebhaftigkeit, als handle es sich um einen Wettkampf mit unsißbaren Misttreibern. Auch jetzt war sie Feuer und Flamme bei der Sache und sprang zwischen den weißen Dingen, die sich nach dem Schließen der Thür auf den Fußboden gesenkt hatten, wie ein Lämmlein im Klee umher.

Nun war sie fertig mit dem Aufammeln, beswerte die Papiere mit einem dicken Foliante und schüttete die so lange gestante Flut von Warmugen und Ermahnungen über den bleichen Mann aus, der sein Antlitz wieder dem Fenster zugewandt hatte und den Wortschwall seiner antweinenden Pflagerin geduldig über sich ergehen ließ. Nachdem sie ohne irgendwelchen Widerstand von ihm das Fenster verschlossen hatte, legte sie ihm eine Schlummerrolle in den Nacken und erklärte, sie müsse jetzt auf ein Stündchen hinunter, um in der Kirche drüben einer feinen Tranung beizumwohnen.

„Sie können's mir glauben, Herr Kelling“, fuhr sie fort, „ab und zu hat der Mensch solche Aufrichtung des Gemüts durchans nötig. Und die Frau soll so süß sein, himmlisch süß, die einzige Tochter von einem reichen Kommerzienrat, oder ist er gar Geheimrat? Und der Herr Bräutigam ist ein Offizier, manche sagen auch ein Graf. Und denken Sie mal, Herr Kelling, ich kenn' ihn von Anehen, er wohnt in der nächsten Euerstraße, das dritte Haus hier vom Platz. Aber gar nicht stolz,

Gott bewahre! Ich hab's erst vorige Woche mit eigenen Augen angesehen, wie er einem Mann auf der Straße seine Zigarre zum Anbrennen hingereicht hat, und hat sie ihm gleich gelassen. Wie generös, nicht wahr, Herr Kelling? Und nun halten Sie sich brav ruhig, und wenn Sie sich ein bißchen vorneigen, dann können Sie hernach auch die Kutschen anfahren und die Herrschaften aussteigen sehen. Herrje! Da schlägt's dreiviertel! Jetzt muß ich mich aber iputen. In einem Stündchen bin ich wieder hier."

Die letzten Worte rief sie ihm schon vom Korridor zu.

Still war's im Zimmer geworden. Nur bisweilen klang unbestimmbares Summen vom Kirchplatz herauf und brach sich der Wind an den Gängergiebeln; das hörte sich wie fernes Wimmern an.

Der Kranke hatte den Kopf zurückgelehnt und die Augen geschlossen.

Sein plötzlicher Durst nach dem Frühling, dem blauen Himmel, den jagernden Völkchen, dem wehenden Atem Gottes war bald gestillt worden und kaum hatte Fran Heinzelmann das Fenster zugesperrt, als er wieder der unheimlichen Stumpfheit verfiel, in der er stundenlang vor sich hindämmern konnte. Er wartete stumm und slaglos auf den Tod, der ihm seit Jahren ein unheilbares Brustleiden als Vorboten geschickt, aber wohl selbst zu folgen verzeihen hatte. Dies wählte Kelling wenigstens.

Einmal war er beim Mäthern in der Bibel auf das Wort des Apostels Paulus gestoßen: „Siehe, ich sage Euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.“ Das schien ihm so recht auf seinen jammerhaften Zustand zu passen.

O, diese langjamen Qualen, dies unaußhaltame Dahinjucken, diese fühlbare Verwandlung jungen Lebens in den Staub, ans dem wir alle entstanden sind — — und doch kein Entschlafen! Wie ferne doch der Heirer Tod! Wollte die Fackel des Lebens, die schwelende, arnselfe Blut denn niemals verlöschen, dies kümmerliche Erdendasein ein fortwährendes Sterben bleiben? — Er hätte mit dem todwunden Tristan hinausgeschluchzen mögen in die Nacht seiner Tage!

„Sehnen! Sehnen —
Im Sterben mich zu sehnen,
Vor Sehnsucht nicht zu sterben! —“

Aber kein Mägelant war seit langem über seine Lippen gekommen. Still und ergeben trug er sein Los und Leid, und die Freunde, die ihn

ipärllich besuchten, meinten, die Krankheit zehre ihm mehr noch am Geiste als am Leibe.

So lebte er, der Welt bereits ein toter Mann, sich selbst ein Dornenkränzel, für Fran Heinzelmann, die ihn ten und gewissenhaft pflegte, ein lebendiger Gegenstand fast lieb gewordener Sorgen. Auch heute gestattet sie sich's nur in Anbetracht des guten Zwecks, die Wohnung und ihn auf ein Stündchen zu verlassen; hat sich ihr Gemüth am Schauspiel der feinen Trauung angerichtet, so wird sie sich wieder mütterlich nach ihm umsehen; das ist so sicher, wie das Amen auf die schöne Traured, die sie zu hören bekommen wird. —

„Strang sie nicht vorhin wie eine Junge bei der Jagd auf die Wische?“ fragte sich Herr Kelling. „Gerade so toll — — und doch so ganz anders, als —“.

Er dachte den Satz nicht aus, aber seine Seele schliefe nicht. Sie war eingetreten in den Tempel der Erinnerung und labte sich an einem liebreizenden Bilde. —

Vor etwa drei Jahren — damals war er noch frisch und gesund — begegnete ihm eine zeitlang täglich auf dem Wege nach dem Ban, den er leitete, denn er war von Beruf Architekt, eine wunder schöne Mädchentoipe. Sie zählte kaum mehr als sechszehn Jahre und besuchte noch die Schule. Aber nicht mit der Mappe, sondern die Bücher löse unter dem Arm, wie die Herren Primaner sie zu tragen pflegen. War sie doch Selektauerin, also auf gleicher Stufe mit den angehenden Studenten! Und auch im übrigen hatte sie nichts mehr von der Unfertigkeit, die die jungen Mädchen in jenem Alter kennzeichnet. Vielmehr bezengte der ebenmäßige Wuchs gar sinngefälliges Gedeihen dieser Mädchentoipe. Wer sie sah, hätte nimmer jagen können, er habe ein Kind vor sich, und doch lag noch der ganze Zauber der Kindeseele in den bramen Augen der Jungfran, — das unverlorene Paradies. —

Sie war offenbar die Tochter vornehmer Leute, deren in der stillen Vorstadt, wo der Baumeister Kelling einem mit Glücksgütern gezeuerten Manne die Villa baute, nicht wenige wohnten. Ihre Haltung deutete auf gute Erziehung, ihr sonstiges Äußere auf geschmackvolle Benutzung vorhandener Wohlhabenheit.

Ohne weiteres Interesse, als das durch die Regelmäßigkeit der Begegnung erzeugte, marschierten der hübsche junge Architekt und die kleine Grazie seit Wochen zur frühen Morgenstunde an einander vorbei, und wenn sie sich aus den Augen waren, dachte keines mehr an das andere; er hatte seine

Pläne und Berechnungen im Kopf, sie ihr Feinmuth und daneben allerhand unschuldige Mollitia.

Da zeigte eines schönen Tages der Mai genau so windbentelige Launen, wie heute der März, und als Herr Kelling und das Fräulein Seletanerin sich an einer Straßenecke trafen, fuhr ein lämmelhafter Windstoß mit um die Ecke und kaufte unverkündet an dem Kleiderfaume der jungen Dame. O Schreck und Scham! Schnell griff das Fräulein mit beiden Händen zu, um der Unordnung zu steuern und fernere Ungebüß des Wilden zu verhüten. Aber, o Mißgeschick! Da wirbelte schon der Unhold mit den literarischen Schätzen, die sie nach der Schale tragen sollte, davon, trieb unziemlichen Scherz mit den auf dem Bürgersteig flatternden Heften und blätterte rücksichtslos in der Weisheit der Grammatiken und Anthologien — zum Weinen und Verzweifeln schier!

Ein Trost wenigstens, daß ein so höflicher und unster Mensch, wie der junge Vanmeister, bei der Hand war und dem Fräulein in der Not helfen konnte! Nun hätte man die beiden sehen sollen! Hier schnellte sie auf und nieder und fing diesen und jenen Flüchtling ein, dort revierte er und hauchte nach dem lustig tanzenden, schillernden, knisternden Tannlern.

Endlich war alles wieder beisammen. Froh des Sieges über den tosen Treiber, überreichte Hans Kelling dem Mädchen seine Bente und stammelte einige Worte. Dem weiblichen Geschlecht gegenüber war er stets besangen gewesen; sein Stidjal hatte ihn allerdings selten in Damentreife geführt. Solche Unbeholfenheit kann ansteckend wirken; jedenfalls traf dies bei der jungen Seletanerin zu, die ihren „herzlichsten Dank“ nur leise zu lächeln vermochte und währenddessen noch mehr erröthete, als sie es von der ungewohnten Arbeit schon war.

Da kam der unverkündete Wind von neuem, riß ihr im Vorbeistürmen den breitrandigen Hut hintenüber und wühlte ihr in den Haaren, daß die kranken goldenen Locken gleich einem zitternden Heiligenschein rings um die weiße Stirn emporstrahlten; der Hut aber hing ihr wie ein Pilgerhut im Nacken. Mit der rechten Hand drückte diese holdselige Figur die Gewänder an den Leib, mit der linken sicherte sie die getreute Belehrauntheit, und Hans Kelling hatte wahrhaftig Geistesgegenwart genug, nicht weiterzugehen, sondern erst den bewußten Pilgerhut an die richtige Stelle zu rücken und vorsorglich dessen Bänder unter dem pflirschweichen Kinn fester zu knüpfen.

Welchen Vertrauensposten hatte er sich da

angemaßt! Ein Weilschen hielt sie verächtlich die Augen niedergeschlagen. Sie schenkte wohl den Blick der hübschen Kammerjungfer mit dem staltlichen Schnurrbart. Als es ihr aber mit dem Schleifenbinden zu lange dauerte, wagte sie anzuschauen und traf eine überaus ehrsame, ganz vom Ernst der Sache erfüllte Miene. Wie komisch.

Da kehrte ihr der Wind zurück, und ein bißchen Spottluft kam dazu, und ein kleines bißchen Wohlgefallen an dem biedereren härtigen Antlitz — ei! da lachten ihre braunen Augen, jetzt lachten auch die kirschroten Lippen, jetzt lachte die süße Unschuld über's ganze Gesicht — laut und gluckenhell lachte sie ihrem Gegenüber in die Andacht seiner Augen, in den Frieden seiner Seele hinein.

Und alsobald — ade Andacht und Seelenfrieden! —

Wie berauscht begab sich Hans Kelling von der Stätte des lieblichen Ereignisses an seine Arbeit, die ihm heut zum ersten Mal im Leben gleichgiltig war. Unaufmerksam ging er an den neuen Spuren der Werththätigkeit seiner Leute vorüber, gefolgt von manchem verwunderten Blick und manchem Witwort, das sich die Arbeiter heimlich zuriefen. Er aber stolzierte auf den Gerüsten umher und baute Entschlösser, eins immer herrlicher als das andere, und in jedem wohnte sie, die Holbe, Fröhliche, Namenlose, deren Namen und Art er heut noch erkunden, um die er jordan werben wollte mit aller Kraft seiner Liebe, mit allem Reichthum seines Geistes, allen Tugenden seines Herzens, bis sie die Seine geworden sei und er sie hegen könne in dem Heim, das er sich erschaffen, an der Brust, die von nun an ein Heiligthum treuer Minne sein würde!

Sein Angesicht glänzte in der Frische des Mannesmuths und in der Morgenröthe des Glückes, und ein paar Stunden später — — lag es bleich auf den groben Kissen des Lazarets.

Ein herabfallender Balken hatte den Vanmeister auf die Brust getroffen. Bestimmungslos wurde der Armste unter der Last hervorgezogen. Kalter Schweiß des Bluts, das eben noch in heißer Lebensfreude durch die Adern rollte, neigte die Lippen. —

Hans Kelling genubete nicht mehr. Wohl heilten die zerschmetterten Knochen, aber die Brust blieb siech. Mit grenlichen Krallen unklammerte die tödtliche Schwindsucht ihr Opfer, lagenartig mit dem ihr verfallenen Dasein spielend, am Jammer sich weidend, bei jedem Pulschlage am Lebensmarke uagend. —

Nun lag der blasse Kranke schon im dritten Jahre in Marter und Elend. Die Hand war zu

schwach, das Reißblei zu führen; der Kopf schmerzte, sobald er sich mit Entwürfen und Berechnungen beschäftigen sollte; mit der Lust und Kraft zur Arbeit war's gleichmäßig vorbei; die Hoffnung auf künstlerischen Erfolg, auf ein Leben nach dem Sinne des hochstrebenden Mannes war zerstückelt an der Klippe des neidischen Zufalls. Augenblicke höchster Verzweiflung wechselten mit der trägen Flut trüber Stimmungen, bis zuletzt jene dumpfe Ergebung in das Unabänderliche bleibend wird, bleibend wie die körperliche Pein des hart Geschlagenen. Auch das Unglück hat sein Füllhorn gleich dem Glück; aber während dieses verschwenderisch die Gaben ansäutert, nachtsam, wohin der goldene Reichtum zerstreut, geht das Unglück bedächtig um mit seinem Vorrat und weiß dem einmal ertorenen Schöpfstunde tagtäglich und immer wieder eine bittere Frucht aus unerhöflichem Schicksal zu reihen. —

Anjünglich fand Hans Kelling süßen Trost in dem Gedanken der lieblichen Kameulose. Ihr Bild trat zu vielen Stunden an sein Lager und goß ihm erquickenden Balsam ins Gemüth. Dann durchströmte ihn behagliche Wärme, und zärtlich flüsterte er den Namen „Silaria“ — zu deutsch die Fröhliche — den er für sie erdacht hatte. Aber es kam die Zeit, da die holde Gestalt sich immer seltener zeigte; mehr und mehr zerfloßen die Umrisse ihrer Erscheinung; immer unfähiger ward die Phantasie, sich dem Genusse der Einbildung hinzugeben; der Zanberstab, auf dessen Wink die Gestalten der Vergangenheit ans ihrem Dunkel in die magische Beleuchtung des gegenwärtigen Augenblicks treten müssen, fiel ihm allmählich aus der Hand.

Doch heut, als Frau Feinzelmann die tomsche Schmelzjagd in seinem Zimmer veranstaltete, lebte jene Scene an der windumwehten Straßenecke wieder auf, und das holde junge Wesen gankelte im Frühlingssdust vor seinem inneren Schanen.

Kurze Minuten. Dann die alte Ode. Die alte Sehnsucht nach der ewigen Nacht. — — —

Totenstille herrschte im Zimmer.

Auch der Wind hatte sich gelegt, die Wölftchen waren verjagt, die Sonne strahlte vom blauen Äther auf den Kirchthurm, auf die Dächer, auf das weißladierte Fensterbrett in Herrn Kellings Zimmer.

Den Kranken blendete der Widerschein. Er erhob sich, um den Dämmerplatz des Sofas anzusehen. Da raffelten an der Straße Wagen, in denen festlich gekleidete Leute zur Kirche zuhren. Herr Kelling sah unwillkürlich himmter nach dem Portal des Gotteshauses, vor dem ein Wagen nach dem andern hielt. Er konnte den Aussteigenden

gerade in die Gesichter sehen. Es waren ehrwürdige alte Gesichter, dasjenige stolze, jugendfrische — hoffnungsvoller Lenz, reifer Sommer, klarer Winter bei einander. Herr Kelling blieb am Fenster stehen trotz der blendenden Sonne, und betrachtete mit einiger Interesse das gebotene Schauspiel.

Zuletzt kam die Brautknische. Der Bräutigam stieg in strammer Bewegung aus. Eine prächtige Erscheinung in der Galanform eines Hufarenritmeisters. Sein Gesicht zeigte kühnen Schmuck, Energie und Selbstbewußtsein. — Jetzt tippte ein weißer Atlasfchuh auf den Wagentritt, eine kleine Hand legte sich in die rechte des Bräutigams, der den dienstbestimmten Lafaien kurz abwehrte; ein goldlockiges, murtenge schmücktes Köpchen beugte sich aus dem Wagen, dann stand die Braut auf dem Teppich der vom Pflaster bis über die Stufen des Portals reichte; schüchtern und demüthig suchte sie den Blick des Bräutigams — da — ein heiser Schrei im Krankenzimmer! — —

Der blasse Mann hinter den blinkenden Scheiben hält sich mit zitternder Linken an der Holzleiste des Fensters aufrecht, mit der andern Hand reißt er den Fensterflügel auf und starrt geisterhaft himmter auf die myrtenbekränzte Jungfrau. — Er hat die holde Kameulose, die Herrin seiner einstigen Lustschlöffer erkannt. — —

Nun war sie in die Kirche eingetreten. In den Knien bebend, ließ sich Herr Kelling in den Sessel zurückgleiten, doch von seinen Lidern war alle Muthigkeit verschwunden.

Nach einiger Zeit leises Schluchzen. Ein paar Thränen rannen über die abgekehrten Wangen.

Wieder tiefe Stille. Nur einzelne Orgeltöne drangen heran. Der Kranke faltete die Hände und murmelte unverständliche Worte. Es war wohl ein Segensspruch.

Dann aber — war's der Wind, der sein Treiben wieder aufgenommen und an der Thür gerüttelt hatte, als begehre jemand Einlaß? Hans Kelling wendet sich nach dem dunkeln Hintergrund des Zimmers. Ein Blutstrom fährt ihm jäh vom Herzen in die Wangen, er richtet sich hoch mit dem Ungeflüm eines Jünglings, mit der Kraft eines Gesunden, und beugt sich spähend vor. Über sein Antlitz zuckt ein Blitz der Freude, denn die Geliebte seines Herzens schwebt aus der Dämmerung auf ihn zu und grüßt ihn mit wehmüthigen Rufen des Hauptes. In bräuntlichem Gewande ist sie erichiden, die grüne Myrte liegt auf goldenen Locken, sanftes Licht umfließt die liebliche Gestalt, wunderbare Töne, Melosharfeutlänge rauchen durch die Luft. Der Geliebten wehmüthige

Wie sie klärt sich auf beim Anblick des treuen Mannes. Wie ihre Lippen ambrosiisch ihm entgegen-duften! Wie ihr Atem ihm süß umschmeichelt! — Will sie sich neigen, ihren Mund auf seinen zu pressen im seligen Geben und Nehmen der Liebe?

Er breitet die Arme aus, der wonnigen Vermählung gewärtig — doch nein! Weicht sie schämig zurück? Zerfließen die Umrisse des herrlichen Bildes flugs zur anderer Gestaltung?

Was ihm eben noch als Myrtenkrone auf ihrem Scheitel erschien, sind's jetzt nicht die gold'nen Vöckchen allein, in denen der Wind zauselt und brandst, daß sie wie ein Heiligenschein das Köpfchen umstrahlen?

Und immer heller werden ihre Wienen, jetzt ertönt der Silberklang dieses Lachens, ihm so altvertraut, so schelmisch und kindlich lieb, so voller Fröhlichkeit eines vom Ernst des Lebens unberührten Herzens. Wie ein heiterer Morgengruß der Jugend mütet es ihn an und erfüllt sein eigenes Herz mit wunschloser Lust. Um seine Lippen zuckt es seltsam, hin-

gerissen von dem neckischen Zaubersicht auch er, lacht über das ganze Gesicht, laut und lustig — laut und lustig.

Und dann bricht das Lachen auf einmal ab. — Als der letzte Orgelton in der Kirche verhallt war, kehrte Frau Heinkelmann heim und fand ihren Pflegling auf dem Fußboden ausgestreckt liegend. Die himmlischen Lichtwellen stuten mächtig ins Zimmer herein und übergossen das Antlitz des Entschlafenen mit purpurnem Glanze.

„Barmherziger Gott! rief die gute Frau, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, „sieht doch der Herr Kelling gerade so aus, als ob er an einer großen Freude gestorben sei und nicht an der Schwindsucht!“ — — —

Ze nun! Müßten es denn durchgehends Klagen und Seufzer sein, die den erlösenden Tod herbeirufen? Warum soll nicht auch einmal der Hauch von lachenden Lippen die Fackel des Lebens auflösen können?

Der Wechsler.

Der Tempelwechsler Ben Akilch,
Dem Jesus umgestürzt den Tisch,
Als aus dem Tempel er getrieben
Das Krämervolk mit Weisheitslieben,
Berechnete zu Haus genau
Den Geldverlust mit seiner Frau
Und fand, daß von dem wohlgepöhlten
Mamon ihm zwanzig Groschen fehlten,
Vom Volk getreten in den Staub,
Vielleicht auch eingestekt als Raub.
Da sprach sein Weib: „Mein lieber Schak,
Wach' keinen Karm um den Ersah

Und schlage Deine Rinde vor
Dem Tempel künftig auf, am Chor,
Wo aus und ein die Menge geht;
Dann wird Dich schlagen kein Prophet!“ —
Er that es und betrog mit Glück
Das Volk durch manches falsche Stück,
Wie früher, als er gottvergessen
Im Vorhof hinterm Tisch geflessen.
Doch bald genoh er weit und breit
Den Reumund der Gottlosigkeit,
Da Raiphas gab als Präbihat
Den Titel ihm Kommerzienrat. **Ch. Vulpinus.**

Glosse.

Zwei Fatter spielten neck'schen Fang
Auf schwancken Sonnenraketen;
Wir wandelten das Feld entlang
Und sah'n den Tag verbluten.
Da neigtest Du Dein Haupt zurück,
Dreum ich den Kranz gewunden;
Der ersten Liebe reines Glück,
Wohl hab' ich's tief empfunden.

Mit frohemutem Wandersang
Leichtfahrender Gefellen,
Vermischte sich der Abendklang
Von Kirchen und Kapellen.
Wen hätte nicht zu Lust und Scherz
Des Maiens Hauch getrieben?
Da fühlt es ganz mein freies Herz,
Wie schön es sei, zu lieben.

Es läuselt düster Melodei
Ein Wind aus rauhem Borden;
Der Wonnemond ist längst vorbei,
Herbst ist es jäh geworden.
Es schling Perleumdnng, Haß und Leid
Dem bangen Herzen Wunden:
Und aus der roßgen Frühlingszeit
Das Wejen ist verschwunden.

Das Firmament hängt gran wie Blei,
Einfland der Himmel offen,
Wir blieb aus fernem goldenen Mai
Das Harren nur und Hoffen.
Doch wie die Wothe jagend flieht,
So mußt' auch dies zerfliegen:
So ist von Liebe mir und Lied
Das Echo nur geblieben. **Roderich Goos.**

Wohl hob' ich's tief empfunden.
Wie schön es sei, zu lieben.
Das Wejen ist verschwunden.
Das Echo nur geblieben.
Vulpin.

Der Strom der Liebe trägt uns nachts
Einander zu!
Und kumm vor Wonne sinken wir
In Himmelsruh!
Ein Armen kaum
Im slich'nden Paradiesstraum.

Wen magst Du kürmen, großes Meer!
D rausch' empor,
Und send' in unser Brautgemach
Den Wellenschur!
Halt' uns die Wacht
In gluckefüllter Sternemacht!

Bero.

An seines Herzens heißen Schlag
Das meine drängt,
Und seiner Wangen Flammenglut
Mein Aulth seugt —
Die Liebe sticht
Aus gold'nen Kranz aus ihrem Licht!

Mit weichem Schimmer krönt sein Blick
In meine Krust —
Dann rucht durch seiner Augen Wacht
Ein Blick von Lust —
Und sanft und wild
Erscheint mir so mein Götterbild!

Berausend kurzer Traum des Glück's
Von Mund zu Mund —
Das Wehe und die Lust der Welt
In solcher Stund' —
Steh still, o Zeit,
In uns'res Kusses Seligkeit!

Erna Ludwig.

Ein Abendlied.

Süße, schmerzverklärte Stunde,
Wenn der gold'ne Tag sich neigt,
Und einher die Bergesrunde
Sich im letzten Leuchten zeigt.

Wenn durch goldberäumte Kronen
Leis' die Abendwinde zieh'n,
Wie aus fernem Regionen
Sie Dir singen Melodien.

Wenn die Thäler schon erfüllen
Schallen tief und feierlich,
Schallen, die die Seele fällen,
Denen jeder Prang entwid.

Ach, was rinst wie Meeresbranden
Wild durch Deine Seele ging.

Daß ein unheilvolles Stranden
Schon an Deinem Fuße hing.

Auch der tiefste aller Schmerzen
Die Dich flammend je durchglüht,
Widerkönt in Deinem Herzen
Bild jeh, wie des Abends Lied.

Und vernählt sich jenen Tönen,
Die so klagend, doch so schön,
Wie ein erdentwandtes Sehnen
Durch des Abends Stille geh'n.

Die allmählich dann verklingen,
Wie verlicht der letzte Schein, —
Und, ein tröstendes Umschlingen,
Hüllt Dich nächtlich Pnnhel ein.

Hugo Sachs.

Vorbei.

Tausend Küsse gab ich Dir,
Tausend gabst Du mir zurück;
Tausendmal umfingen wir
Uns in sel'gem Liebesglück.
Ach, und jeh! soll ich Dich meiden,
Ew'ger Trennung Schmerzen leiden?

Ja, Du hast den letzten Kuß
Mir in Thränen aufgedrückt;
Zwischen uns fließt nun ein Fluß,
Den kein Sehnen überbrückt,
Und kein Hasen darf es wagen
Wich in Deinen Arm zu tragen.

Serbinand Bocter.

Stimmen.

Ich darf nicht wandern bei des Vollmonds Glänzen . . .
In dieser Zeit sind schlimme Stimmen wach,
Die klistern mir von längst verwehten Tönen,
Und rufen mir so schmeichelnd nach!

Und sprechen mir von längst verschwelgten Tönen,
Wo Rosen ich von einem Munde brach . . .
Ich darf nicht wandern bei des Vollmonds Glänzen,
In dieser Zeit sind schlimme Stimmen wach! — —

Alexander Pöche.

Ich und Du.

Eine Wanderung.

Das äde Feld, vom Hebedunst durchnäht —
Und lauter Sonne gingen wir zu suchen!
Ein Rabe reißt den Hals aus dem Geiß
Und mischt sein Krächzen mit des Ad'lers Fluchen.

Daßhalt der Wind, der uns mit frechem Stolz
Kumant wie eine losgefall'ne Pirne,
Und jernig reißt den Arm ich von Dir los
Und jette tief den Huf mir in die Stirne.

Ich halte mir den Tag so schön gedacht,
Da Deine Bäh' so lang ich nicht genossen.
Und was hat mir die Stunde nun gebracht?
So heit're mich doch auf. Ich bin verdrossen.

Kaltfürlich Du, Du gehst so kalt einher
Und fühlst es nicht, wie ich mich nach Dir quälte.
Was gilt Dir wohl mein ungestüm Begehrt,
Wenn ich die Stunden unfr'er Trennung zähle.

Du — o verzeih' — Du bist die schöne Frau,
Die sich herabläßt, kühl mit mir zu scherzen,
Wenn's juß ihr paßt. Heut ist die Luft zu rauh
Und wetterwendisch, wie in Deinem Herzen.

Ich sehne mich nach Dir, ich harre Dein,
Ich achte nicht auf Hitze, Frost und Regen.
Wenn Du nur rufft, ich sage niemals nein,
Ich stürme Dir auf halbem Weg entgegen.

— Und immer heft'ger red' ich mich in Zorn,
Und „ich, ich, ich“ beginn' ich alle Sätze
Und fren' mich gar, daß ich mit scharfem Dorn
Die beste, schönste, liebste Frau verleihe.

o Mannesart, selbstständig Herrcentum —
Und — plötzlich — will das Wort nicht mehr vom Munde,
Ich stoll're, schweig', mißtrau'nd dem eig'nen Ruhm,
Und fühl' der Scham verächtliche Kunde.

Kein Wort sprachst Du. Doch lag Dein Auge groß,
Ein trauernd Sternchenpaar auf meinen Wienen,
Des heil'gen Schmerzes voll, in dessen Schoß
Vergebung schon, ein süßes Licht, erschien.

Du klagtest nicht. Doch hat ein Frau'ngesicht
Bered'ren Anwalt nimmer noch gefunden.
Ein Mutterblick und ein Geliebtenblick
In Deinem Aug' unsagbar heiß verbunden.

Bachsicht'ge Güte, die das Kind bekehrt,
Und die den Mann mit Feenhänden streichelt.
Die hab' ich, Liebste, Dich so tief verehrt,
So schnell die Hand in Deine Hand geschmeichelt.

Ich schmiegl' mich an Dich, wie ein Kuabe jag,
Und lächelnd streift' Dein Kich die öde Heide.
Ich wanderte durch grauen Regenlag,
Und Du schufst Sonne — Sonne für uns beide!

Rudolf Herzog.

Der Sturmvogel.

Ein Vogel ist's, der schwebt überm Meer —
Furchlos und blühschnell und stark ist er;
Und nimmer verläßt er den Wogenbraus
Und ruht an dem stillen Strande aus;
Nur wenn sein Weibchen vor Sturmes Wut
Die Jungen birgt in der Felsen Hüt.

Injauchzt dem Sturm der Vogel der See,
Wenn er klaxert kühn über der Wellenhöh',
In die er lauchend wirbelt und fliegt,
Wo der glühende Schamm sich bricht und wiegt;
Und rast ein Pökan noch so wild daher,
Er schwimmt hinein ins offne Meer.

Stets über dem Meer, fernab vom Land,
Wenn Sturmhönig folgt im Nachgewand,
Sieht ihn der Schiffer oft genug
Die Tiefen streifen mit sich'rem Fing;
Ohu' Ermalten wandert er immerzu
Heimlos und ohne Hoffnung auf Ruh'.

So, wenn in des Lebens Kampf und Not
Des Schicksals Woge Dich, Seele, bedroht
Und hoch umbraun, wenn des Äthers Blau
Verdunkelt ein dunstiges Nebelgrau, —
Gleich ihm secht' nimmer ein Brunnis Dich an,
Vorwärts und anwärts folg' Deiner Bahn!

Aus dem Englischen des Part Benjamin von Max Kiefewetter.

Sinnwolf.

In flatternder Reinheit, leuchtender Firnen Gipfel
Ragen zum Äther, glühend und klar wie Kristall,
Eine blendende Welt, Leben und Sünde besiegt,
Prunken im Grunde nur blühen die Blumen der Erde,
Proben aber ist Größe und Kälte und Licht!

Sternennacht liegt ob den Höhen, es spiegeln die Fuchsen
Flamend vom Himmel sich wieder im ewigen Schnee.
Schweigen und Eis und strahlender Reinheit Glanz. . .

Jählings ein Stimmen — und näher und näher lauch,
Spuren ziehend im Schnee, feugender Pöms Hand,
Wehe — der Sinnwolf durchhrt klagend und rasselos
die Wäste,
Heusend sein Hungerruf weckt schauriges Echo im Eis.
Also klagend durchhrt meiner Liebe Höhen
Der Sinnwolf der Sinne, hungernd im ewigen Eis.

Bermine von Preußen.

Aus der Tiefe.

I.

Wie ist es still und gut, gestorben sein.
Wie ruht sich friedvoll aus im engen Schrein!
Vorbei des Herzens letztes, wildes Hämmern,
Kein greller Tag mehr — kein verträumtes Dämmern,
Kein roter Schein, der neues Licht verksündet
Und neue Klüfte in der Krust entzündet,
Kein falscher Stern mehr, der mir lacht und lacht!

O unergründlich Dunkel! Stumme Nacht!
Wie ruht sich wohl in Deines Schleiens Falten,
An Deiner Krust, der unbewegten, halten!
Kein Laut des Lebens dringt zu mir herein.

Wie ist es still und gut, gestorben sein!

II.

Manchmal träum' ich noch vom warmen Leben,
Seh im Traum die junge Sonne leuchten,
Hör der Lerche Lied zum Himmel schweben —
Fühle Thränen meine Wangen seuchten.
Wie ein Maienregen weich und lind
Fühl ich sie an meinen Wimpern hangen;
Teife kommt der frohe Morgenwind,
Streicht mir sanft den Schmerz von Stirn und Wangen.

Herz — auch Du wirst noch? Was soll Dein Schlagen?
Sollst auch Du dem Tischt entgegenblühen?

Leben — Leben! Ach, wie soll ich fragen,
All das Tandhen, Schwelken, Drängen, Glühn?

Manchmal träum' ich noch. Der Traum verweht,
Und ich liege stumm und tot im Grabe.
Kings kein Laut. Kein Zeichen, das verkäl,
Daß ich einst im Tag geahnet habe.
Stumm auch meines Herzens heißes Klopfen.
Nur in meinen starren Augen blinken
Schwere Thränen, kalt, wie Regentropfen,
Die im Herbst von welken Blättern sinken.

Gertrud Klett.

Das Lied.

Ein Liedchen flattert in die Weite,
Gleich einem bunten Schmetterling;
Den hellen Frohsinn im Geleite,
Erfreut es jeden nicht gering.

Kun kommt es, daß es in die Stube
Des Herrn Professors flattern muß;
Vorn Fenster singt es just ein Kude,
Da hört es der Grammatikus.

Gleich hebt er an es zu betrachten
Und ruzelt seine Stirne kraus:
Die alle andern nicht beachten,
Die Fehler, findet er heraus.

Er geht zu Tisch dem armen Dinge,
Der strenge, grundgelehrte Mann.
Er streift den Pust ihm von der Schwinge
Und ruzt und ruzt und stuzt daran.

„So muß es lauten, muß es klingen!“
Er brummt es vor sich in den Bart.
Was kommt's? Die Kuben draußen klingen
Das Liedchen nach gewohnter Art.

Wilhelm Adel.

Nebel.

Die Sonne erlischt und die Wolken zieh'n,
Es pfeifen die Winde, die Tropfen sprüh'n,
Und im Nebel verschwinden die Wege,
Der Wanderer strauchelt am Stege.
Er zaudert und granlend bleib er seh'n,
Ein Einsamer auf den seligen Höh'n,
Den Wächtern der Berge verfallen.

Was reitel heranz und füllet das Thal,
Ein gespenstliches Heer in unendlicher Zahl.
Die weißen Bärte flattern im Wind,
Sie reiten raslos, sie reiten geschwind.
Keinen Klang giebt der Huf und kein Wiehern wird laut,
Dem Einsamen in der Seele graut,
Vor dem wilden, gespenstischen Heere.

Was faßt ihn so kalt und streicht ihm die Stirn,
Die Gedanken zu irren im hochenden Hirn?
Gespenstische Arme zieh'n ihn hinab,
Wo die Tiefe gähnt, wo sich öfnet das Grab.
Er kürzt mit laumeludem Sinn in die Klust,
Hoch über ihm brausen die Geister der Luft,
In graulichem, wildem Frohlocken.

Lizzie von Weichenholz.



Briefe von Berthold Auerbach.

(1865—1867.)

II. (Schluß.)

„Aug stirbt, wen die Götter lieben“, und es ist niemand auf Erden so glücklich, daß er nicht dies Wort verstünde. Aber nächst diesem Los ist es wohl zu preisen, wenn einem Menschen ein Alter und ein Sterben beschieden waren, wie unserem Nestor Max Ring. In voller Kraft des Körpers und Geistes, fast von keinem Gebrechen des Alters betroffen, nur an Milde und Abgelärttheit ein Greis, aber tapfer und rüstig wie ein Mann und begeisterungsfähig wie ein Jüngling spannt er mehr als Achtzigjährige sein stilles, heiteres Dasein weiter, niemand zur Last und jedem, der ihn kannte, zur Freude. Jedem kleinen Vergnügen zugänglich, selbst das geringste Zeichen, daß die Welt noch seiner gedente, mit herzlicher Dankbarkeit aufnehmend, von keinem Hauch der Verbitterung angerührt, war dieser liebenswürdige Greis eine erquickliche, in ihrer Art einzige Gestalt. Das Altern, das Vergessenwerden fällt jedermann schwer, am schwersten dem Künstler. Wie viele greise Dichter ich auch im Laufe der Jahre kennen gelernt habe, wie Max Ring war keiner; selbst die weisesten, und darum in der schweren Kunst des Entsaßens erprobtesten waren im Vergleich zu ihm noch verbittert, selbst die gütigsten und verständigsten Naturen von einem leisen Vorurteil, einer gewissen Abneigung gegen die Nachstrebenden erfüllt, deren Schaffen ihr Lebenswerk in Vergessenheit gebracht und dem Blick der Menschen entzogen hatte. Von alledem empfand Ring auch im tiefsten Herzensgrunde keinen Hauch. „Ich war ein Sohn meiner Zeit“, pflegte er lächelnd zu sagen, „und meine Generation hat meine Romane gelesen; daß sie heute vergessen sind, wundert mich nicht und kränkt mich nicht — andere Zeiten, andere Vögel — andere Vögel, andere Lieder!“ Als in meinem Besitze von einem Schriftsteller seiner Generation sehr bitter getadelt wurde, daß weder Rings noch sein eigener Name in einer neuen, damals eben erschienenen Literaturgeschichte genannt seien: Das sei böswillig angefügtes Unrecht, und ich meinte: Unrecht sei es wohl, aber meines Erachtens nicht beachtlich, da meine Ring: „Vielleicht nicht einmal Unrecht — jedenfalls verzeih' ich's dem Manne viel leichter, daß er mich nicht genannt, als daß er Auerbach und Gogolow so ungünstig beurteilt hat!“ Man erwäge, wie viel dies

im Munde eines Mannes bedeutet, der ja ein sehr bekannter Schriftsteller gewesen ist. Ein anderes Beispiel. Erst im vorigen Jahre, in seinem 84. Lebensjahre, erhielt er vom Staat dieselbe Auszeichnung, die sonst jeder brave Gymnasiallehrer in den vierzigern und der und jener Tageschriftsteller mindestens mit siebenzig Jahren erlebt: den Titel „Professor“. Man wunderte sich in seinem Besitze, warum es bei ihm so lange gewährt habe. „Weil Sie freisinnig sind“, meinte der Eine, „weil sie Jude sind“, der Andere, „und weil Sie nie an sich erinnern liegen“, fügte ein Dritter bei. Ring aber: „Eben deshalb ist es doch nett, daß die Herren wenigstens jetzt selbst daran gedacht haben!“ Was könnte ich alles dieser Art erzählen! Als er mich einmal um meine Ansicht über Berthold Hauptmann fragte, und ich diese in Worten wärmster Würdigung aus sprach, sah er mich erstaunt an, und nachdem ich meine Ansicht zu begründen gesucht, sagte er kleinlaut: „Da liegt's also an mir, wenn ich anders urteile; ich komme nicht mehr mit!“ Mit anfrichtiger Verübung sagte er dies und fügte nach einer Weile bei: „Da freut's mich, daß er auch ein Schlemier ist.“ Das war eben so redlich gemeint, wie das Folgende. Denn unmittelbar darauf glitt ein schalkhaftes Lächeln über das gute, alte Gesicht: „Aber der Goethe — nicht wahr, der gilt auch heute noch was?“ Ich nickte lachend. „Und da, sehen Sie, da kann ich noch mit!“ . . . In seinen letzten Lebensjahren ordnete er seine Papiere, namentlich die an ihn gerichteten Briefe, bestimmte, was davon zu beseitigen, was zu veröffentlichen sei, und schrieb auch wohl ab und zu etwas — was, hat niemand erfahren, und er wollte es heilsam nicht gedruckt haben; er schrieb, weil es ihm ein Bedürfnis war, und sein Zweck war erfüllt, wenn er sich's von der Seele geschrieben hatte. . . .

Ja, Max Rings Greisenzeit war schön, die schönste, wiederhole ich, die je meines Wissens einem Dichter unserer Tage gegönnt war, aber nicht die besondere Gnuß des Schicksals hatte sie so geschaffen, sondern er selbst. Er fühlte sich glücklich, weil er bescheiden und anspruchslos, liebevoll und entsagend war. Er durfte sich einer trefflichen Gattin erfreuen; die schöne Laufbahn seines tüchtigen, begabten Sohnes, die Amant und Güte seiner Schwiegerochter, das An-

blühen seines holden Enkelkinds waren ihm Glück ohne Ende, Sonnenschein, den kein Nebel trüben konnte, aber Familienglück ist auch anderen beschieden, nur wissen sie nicht so viel Freude und Sonne daraus zu nehmen. Freilich, hier kann auf die Dauer immer nur nehmen, wer selbst giebt. Und einen, der mehr Liebe gab, als unser alter Herr, habe ich nie gekannt. So oft ich mit ihm plauderte, brachte ich immer die Rede auf seine Enkelin; ich wußte, daß ihm doch kein Thema der Welt lieber und interessanter war. Noch am Tage, wo ich ihn zuletzt sprach, erzählte er mir mit aufsehenden Augen, wie fein das begabte Kind alles aufsaße, was er ihr von den Klassikern erzähle. Weil mir der Ton dieser Worte noch im Ohre nachklang, rührte es mich tief, als ich an dem sonnigen Sonntag im Vorfrühling, da wir sein Grab umstanden, unter den ernsten, gefassten Gesichtern der anderen das blaße, von tiefer Trauer jählings schmählich gewordene Antlitz des Kindes erblickte. . .

Er war ein Glücklicher dieser Erde, weil er das Talent zum Glücklichen hatte, weil er eben war, wie er war. Aber eine große Gunst hat ihm doch auch das Schicksal geschenkt: den Tod, den er ersehnte. In allem eine gesunde Natur, lebte er gern und fürchtete den Tod nicht. Aber vor dem langamen Absterben graute ihm, vor dem Kränken: dann falle man doch, meinte er, gerade den Menschen am weissen zur Last, die man am wärmsten liebt. Es ist ihm erspart geblieben: nach einem Tage, den er im besten Wohlfühlen verbracht, schlief er ein, erwachte nach Mitternacht, atmete eine Minute schwerer als sonst und war tot.

Nurz vor seinem Todestag (28. März) war ich bei ihm, weil ich ihn um einige Erläuterungen zu den Briefen Auerbachs, die ich im nachstehenden veröffentlichte, erforschen wollte. Als ich nachmittags 4 Uhr, ein wenig außer Atem, denn seine drei Stockwerke waren nicht die niedrigsten, die Blocke zog, kam mir seine Gattin entgegen: er sei nicht zu Hause, müßte aber jeden Augenblick kommen. In der That trat er nach wenigen Minuten ein, vergnügt seine Zigarre schmauchend, ein Päckchen Zigarren in der Papierhülle in der Hand. „Ach habe nichts mehr zu rauchen“, erzählte er lachend, „und das Mädchen mochte ich deshalb die drei Treppen nicht hinunter- und hinauf-jagen!“ Da ging denn der Bierundachtzigjährige lieber selbst: es sei ja „nur ein Sprung“ und das „könne er gottlob noch!“ Dann festen wir uns und er gab die gewünschten Erläuterungen mit einer Sicherheit und Frische des Gedächtnisses, die erstaunlich waren. Ich benutze sie in den Zusätzen zu den Briefen.

Es war naturgemäß, daß das Gespräch hauptsächlich ihn und seine Bücher betraf. Er sprach über sich, wie immer: bescheiden, anspruchslos und doch mit der Selbstachtung, die jeder ehrlich Schaffende seinem Lebenswerk schuldet. Ich brachte ihm den Roman „Verirrt und Erlöst“ zurück, den ich für eine frühere

Serie dieser Aufsätze gebraucht hatte. „Sie haben ihn gelesen“, sagte er, „wirklich gelesen, wie ja Ihr Aufsatz beweist — ich danke Ihnen!“ Aber das sei doch Pflicht gewesen, meinte ich, und zudem hätte ich an vielem Freude gehabt, namentlich an dem klaren, reinen Stil und dem gesunden Grundgedanken. „Aber in allem anderen“, meinte er, „ist er veraltet. — Mein Wunder, fünfzig Jahre sind für einen Roman ein Methusalem-Aler.“ Als ich ihn bat, mir nun für die vorliegende Serie den Roman „Ein verlorenes Geschlecht“ zu leihen, eilte er zu einem seiner mächtigen Bücherchränke — seine eigenen Bücher bilden ja eine Bibliothek, die an Umfang die meisten Hausbibliotheken in Deutschland übertrifft — und brachte die beiden starken Bände herbei. „Es freut mich, daß Sie ihn lesen wollen“, sagte er, „es ist mein erfolgreichster, wohl auch bester Roman. — Freilich, auch er kann heute den Leser gewöhnlichen Schlages kaum mehr interessieren. Alles, was ich geschrieben habe, ist verschollen, mit Recht verschollen — nur die „Erinnerungen“ werden bleiben. . . Sie werden sehen: die bleiben!“

Auch diese Äußerung that er öft. Sie war nicht grundlos; die „Erinnerungen“ sind wirklich ein Buch, das zu bleiben verdient. Sie bilden zwei Bände der von mir herausgegebenen Memoiren Serie: „Aus dem Neunzehnten Jahrhundert“; wie sie es geworden sind, ist für ihn so bezeichnend, daß ich es hier erzählen will. Im Frühling 1897, erst einige Monate vor seinem achtzigsten Geburtstag, speitete wir bei gemeinsamen Freunden; es war das einzige Mal, wo ich ihn verheimlicht sah. Nach Tisch fragte ich ihn, was ihn denn drückte. „Meine Erinnerungen“, sagte er. „Es drückt mich, daß sie nicht gedruckt werden. Zwei Körbe habe ich mir bei Verlegern geholt; nach einem dritten bin ich nicht begierig. Mir ist sonst alles gleichgültig geworden, aber daß mir das Buch liegen bleiben soll, tut mir leid.“ Ich bat ihn, mich das Manuskript lesen zu lassen, und er schickte es mir am nächsten Morgen. Ich las es sofort, und konnte ihm noch selben Tages schreiben, es sei alles in Ordnung. Das Buch könne in der von mir herausgegebenen Serie bei dem Verlag, der auch meine Bücher vereinigt, erscheinen. Wieder am nächsten Morgen war er bei mir. Vor allem begaun er, eine Gewissensfrage: ob mir das Buch gefallen habe. Das konnte ich redlich bejahen und brauche meine Ansicht heute hier nicht erst zu begründen; das liebenswürdige, ebenso ehrliche wie interessante Buch hat so viel Freunde gefunden, als ihm Leier beschieden waren. Dann ein Zweites, fuhr er fort; da zwei Verleger abgelehnt hätten, so läge offenbar die Gefahr eines materiellen Mißerfolges nahe; ob sich der Verlag darüber klar sei? Ich wehrte lachend ab: er möge sich doch nicht „anderer Leute Mops zerbrechen“, wie er selbst in derlei Fällen zu sagen pflegte. Er griff nach meiner Hand und sah mir in die Augen. „Es

ist mir hauptsächlich darnm bange, daß nicht vielleicht Sie dann Vorwürfe zu hören bekommen". Nachdem ich ihn auch darüber gründlich beruhigt hatte, kam er mit einem drinen Beben: ob ich mir denn auch darüber klar sei, daß er nur noch wenige Verbindungen mit der Presse habe; einige Berliner Blätter und die „Gartenlaube“ würden das Buch gewiß besprechen, aber sonst wohl niemand. Ich tröstete ihn, einige Zeitungen würden es doch wohl auch um des Buches willen thun. Nun erst erbat er den Vertrag. Das Buch hatte anfangs sehr schwachen Abzug und ich mochte nicht, daß er dies erfahre. Darum gab ich auf seine Fragen ausweichende Antwort und ersuchte auch den Geschäftsführer der Sammlung, bei seinen Besuchen im Bureau ähnlichen Beisatz zu geben. Dies geschah denn auch; als er aber einmal zu einer Stunde erschien, wo der Geschäftsführer nicht anwesend war, erhielt er von einem Gehilfen auf sein Trängen die Auskunft, die ihn tief betrübte. Nicht lange aber, und er konnte wieder lachen. Der Gehilfe erzählte ihm, daß eine notorisch sehr wohlhabende, ja reiche Dame, in deren Hause der Dichter vor Jahren viel verkehrt hatte, im Bureau erschienen sei, und gefragt habe, ob man ihr, mit Rücksicht auf ihre freundschaftlichen Beziehungen zu dem Dichter, das Buch um den halben Preis lassen könnte; sie wolle aber auch schon mit einem beidmengen Exemplar zufrieden sein. Ein anderer hätte sich geärgert; unser alter Herr lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen: „Hätten Sie ihr doch ein ichmüßiges Exemplar gegeben; das hätte so gut für sie gepaßt!“ . . . Im Ubrigen konnte er allmählich auch über den Abzug etwas getrösteter sein; die vielen Rezensionen, die von dem Autor und dem Buch nach Verdienst mit höchstem Respekt sprachen, machten ihm viel Freude, nur daß die „Gartenlaube“ schweig. kränkte ihn sehr. Er habe es nun das Blatt besser verdient, sagte er mir einmal; er sei nicht bloß durch Jahrzehnte sein treuer Mitarbeiter, sondern auch sein Berliner Vertreter gewesen; zudem habe er eins der interessantesten Kapitel des Buches der Entwiklung der volkstümlichen Wochenschrift gewidmet. Ich meinte, daß gewiß keine Abnützung vorliege, nur eben ein Veräumnis, das sicherlich gütgemacht würde, wenn er eine Zeile daran wenden wollte. „Aber kann ich dies?“ fragte er, „freilich, ich kenne den Geheimrat Kröner, den Verleger der „Gartenlaube“, habe ihm auch auf seinen Wunsch Ernst Meiß Briefe an mich für das Archiv des Blancs bedigert. Er thäte es gewiß, aber es geht ja nicht; es ist ja mein Buch!“ Wie bezeichnend ist das eine Wort für diese anima candida . . .

Dieselbe Reinheit und Gewissenhaftigkeit leitete ihn bei der Sichtung der Korrespondenz. Was dem längst gestorbenen Abender etwa in den Augen der Welt schaden konnte, vernichtete er, auch wenn es noch so interessant war. Neben dem Briefwechsel mit Auerbach übergab er mir bei dieser letzten Umrückung

auch andere; nicht im Vorgefühl des Todes, an den er gar nicht dachte, sondern weil er sie bereits für mich bereit gelegt hatte. Andere Briefe — von einem sehr bedeutenden Dichter — ließ er mich lesen, und legte sie dann „zum Verbrennen“ beiseite; und doch gereichten sie ihm zur Ehre, dem Schreiber freilich nicht. Aus dem gleichen Grunde unterdrückte er im Manuskript der „Memoiren“ wohl die interessanteste Episode des Buches, einen richtigen Roman aus dem Leben — aus Rücksicht auf die noch lebenden Kinder des Selben, eines großen deutschen Philosophen.

Daneben betraf dies letzte Gespräch sein Verhältnis zu Auerbach, den er so genau, bis in die tiefste Seele hinein gekannt hatte. Der Mensch war ihm trotz aller kleinen Schwächen, von denen schwerlich jemand so viel wußte und so lustig plaudern konnte, wie King, teuer geblieben, aber mit dem Schriftsteller, sagte er, wisse er nun, wenn er ihn wieder lese, viel weniger anzufangen, als einst. Schrüfer, als sonst seine Art war, urteilte er namentlich über die Briefe Auerbachs an seinen Freund und Vetter Jakob Auerbach in Frankfurt a. M. Nur die erste Hälfte des ersten Bandes, die Briefe bis in die sechszigste Jahree hinein, lese er mit Freude; nur sie seien unbefangen, ohne Gedanken an eine Veröffentlichung geschrieben. Von da ab habe Auerbach immer auch den Nebengedanken gehabt: „Wenn ich sterbe, ohne eine Selbstbiographie hinterlassen zu haben, so können diese Briefe als Ersatz dafür dienen.“ Und so habe er denn auch auf dem Sterbelager die Veröffentlichung angeordnet. Das sei ja nichts Unrechtes, nur störe es ihm den Gesamteindruck der im einzelnen oft so interessanten Briefe. Und darnm seien ihm, der alles von und über Auerbach lese, alle anderen Briefe des Freundes lieber; sie seien unbefangener, das gelte auch von den Briefen an ihn selbst.

Von diesen Briefen habe ich nun die letzten mitzuteilen. Im Spätherbst 1866 schrieb Auerbach dem Freunde aus Bonn:

Vor allem, lieber Freund, den Ausdruck meiner herzlich teilnehmenden Freude an dem Erfolg Deines Buches. Schied mich das Ganze, wenn es fertig ist, gebunden, und ich werde Dir, was ich vermag dazu notiren oder besser, Dir mündlich mittheilen.

Bei Deinem neuen Roman laß Dir ja den Punkt nicht entgehen, wie List dem schwer heimge suchten Pius IX. vorspielt, es läßt sich da, eum grano salis verstanden, jene typische Szene erneuern und durchcomponiren, wie David dem schwer gemuthen König Saul vorsingt und vorspielt. Und es lassen sich im hier gegebenen Falle die gewaltigsten Empfindungen und weiterkühnere Ereignisse daran knüpfen.

Mir geht das Miterleben der päpstlichen Maitroyphe gar nicht aus dem Sinn. Ich wollte, ich hätte etwas, womit ich diese Stimmung fixiren und ausgestalten könnte.

Ich muß aber jetzt da und dort auf die Leiter und einen Nagel einschlagen. Noch vor Weihnachten erhältst Du den neuen Band Deutsche Abende (gesammelte Vorträge und Abhandlungen) und dann drängt mich auch ein Thema zu einer kleinen Geschichte, die aber, wie es scheint, zu einer großen, wenigstens einbändigen sich aufküpft.

Ich liebe hier, außer daß ich mit Sybel manche gute Stunde verbringe, ganz in mir und für mich und merke erst jetzt wieder auf's Neue, wie reich an Stunden der Tag ist.

Mein Angst hat sich arg gepaukt und ist im ganzen Gesicht zerfärbelt, aber jetzt ist er schon wieder wohlhaft und die Narben zeigen sich milder scharf.

Ich bin froh, jetzt in dieser Wandlung nicht in Berlin zu sein. Der Poet, der nicht mitthun kann, steht da so seltsam daubeen und ist doch voll Aufregung.

Ich grüße Dich und Deine Frau und Deine Kinder von Herzen.

Dein alter

Verthold Auerbach.

Don n., 25. November 66.

H. v. Lepel wohnt mit mir im selben Hause, er scheint Begleiter eines Grafen Hohenhalt zu sein.

Ich sollte in Frankfurt einen Vortrag halten, habe mich aber losgemacht, weil mich derartige gar sehr beansprucht und in der freien Produktion behindert.

Meine Frau läßt Euch herzlich grüßen. Wir sind alle wohlhaft und Eugen ist nach Obersekunda vorgerückt.

Der Brief bedarf einiger Erläuterungen. Das Buch Kings, dessen im Eingang gedacht ist, war sein Roman „Ein verlorenes Geschlecht“, der bei seinem ersten Abdruck in der „Neuen freien Presse“ großen Anklang fand: ein breit ausgeführtes Lebensbild, farbig und kräftig, nur in der Gestaltung der Fabel durch einen allzu engen Anschluß an wirkliche Geschehnisse (die Tragödie im fürstlichen Hause Sulkowski, vergl. Kings „Erinnerungen“, Band 1, S. 86 ff.) beeinträchtigt. Der Roman wurde ordentlich verschlungen: ich erinnere mich, mit welcher Spannung wir Gymnasialisten nach jeder Fortsetzung fahndeten; Michael Essenne, der Herausgeber der „Neuen freien Presse“, erzählte mir viele Jahre später, daß damals wiederholt Abkommen geschrieben hätten, wenn man ihnen den Roman sofort ganz liefere, so wollten sie einen Haufen Geld dafür bezahlen; dies Warten von Tag zu Tag sei unerblicklich. — Kings neuer Roman hieß: „Fürst und Müller“; Auerbachs Rat besolgte King nicht; er ging gegen seine irdische Art. — Die „Neue Folge“ der „Deutschen Abende“, deren Redaction Auerbach mit der Einrichtung eines Zimmers vergleicht, erschien kurz darani. — Mit Sybel, dem berühmten Historiker, war Auerbach seit lange bekannt; Angst, um dessenwillen der Dichter damals haupt-

sächlich seinen Aufenthalt am Rhein genommen hatte, war sein Sohn aus einer Ehe; er wurde nachmals Buchhändler; Eugen, sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, ist jetzt Anwalt (Rechtsanwalt und Notar) in Berlin. „Lepel“ war der 1818 geborene Dichter Bernhard von Lepel. — Die Verteidigung, in jenen Tagen nicht in Berlin leben zu müssen, motiviert Auerbach in einem fast gleichzeitigen Brief an Jacob (vom 13. November 1866) noch eingehender:

„Die Briefe, die ich aus Berlin erhalte, lassen es mich als eine gütliche Ängstung erkennen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Das politische Parteeleben und die Freundschaftsbeziehungen sind dort in eine Art Chaos geraten, und unter dem Kampfe mit den Genossen und wieder mit den alten Feinden zugleich haben die Feinde einen Kampf mit sich auszuleiden, denn sie müssen ein Stück Korruption an sich üben, um pralllich zu bleiben und, der gewalthätigen Einheit sich fügend, der Freiheit zu zu wirken. Ich säme, wenn ich diesen Winter dort wäre, zu gar keinem freien Empfinden und Gehalten, und dabei stände ich doch nebens als nicht Selbstthätiger und nun gar, wenn ich die Konstitutions-Geschichte dort erlebt hätte. Dieses Reden- und Antwortgeben und diese Abwehr, mich zu einem politischen Märtyrer und zu dem machen zu wollen, der hilft, den alten Schlandrian der Staatsmaschine aufzulösen, was mir Briefe zumuten.“

Die Konstitutions-Geschichte des Volksstunders für 1867 ist den Lesern dieser Zeilen aus meinem letzten Aufsatz bekannt.

Die „Alein Geschichte“, die sich aber „zu einer großen, wenigstens einbändigen“ aufküpft, war „Das Landhaus am Rhein“. Auch der folgende Brief handelt darüber:

Ich glaube, ich bin Dir Brief schuldig, lieber Freund, aber es wird Dich freuen, wenn ich Dir sage, daß ich jetzt keine Briefe schreiben kann, ordentliche wenigstens gar nicht, denn ich bin in einer Arbeit, die eben jetzt heißtätig ist, und da strömt alles Denken und Empfinden dahin und man ist in solcher Zeit kein Mensch für sich und auch nicht für seine Freunde.

Ich sehe aus den Zeitungen, daß der Kampf öffentliche Vorlesung auch Dich vielfach anlangt, ich hoffe, daß Du bei Deiner classisch schnell von eins ins andre unruhenden Natur nicht so ausgemolken wirst, wie ich es immer spürte. Laß Dich nur ja nicht von Deiner eigentlichen Berufsarbeit ablenken, die Welt ist nicht undankbar, aber sie begreift nicht, welche Opfer wir bringen.

Heme, lieber Freund, schreibe ich Dir, weil ich eine Freude habe, die über die italienische Ueberzeugung, und da sollst Du nichtswachen. In nächster Woche wirde ein Jahr, daß Du und Deine liebe Frau bei uns an meinem Geburtstag! Wie gern hätte ich Euch wieder dabei.

Der Frühling ist hier wunderbar frisch erquickend.

Dein alter

Verthold Auerbach.

Don n. (Dort Bellevue), 23. Februar 67.

Es war die italienische Überlegung von „Auf der Höhe“, die Auerbach so erkreute.

Der letzte Brief Auerbachs an Ring, der sich erhalten hat, lautet:

Bonn, 8. März 67.

Lieber Freund!

Vor Allen erwidere ich Deinen Glückwunsch damit, daß ich Dir zum Abschluß Deines Romans in der „N. Fr. Presse“ gratulire. Ich kann aber wie Du weißt, das nicht leer thun.

Ich habe den Roman ab und zu gelesen. Der Schluß aber (abgesehen davon, daß er überhäuft scheint) darf auch nicht sachlich so bleiben. Valerian mit einer solchen Schuld darf nicht den ehelichen Soldatenod auf dem Schlachtfeld, wie soll ich sagen? empfangen. Das geht nicht, es ist eine Entweihung solch edlen Motivs, und es ist ja, wie auf der Hand liegend, leicht zu wenden: er muß den Schlachtenod suchen, aber er muß menschlings von dem Janfowski abgemurrt werden. Dadurch hebt sich der Schluß neu, und es ist nicht mühsam, da noch den gehörigen Trüder anzubringen. Ueberhaupt ermahne ich Dich nochmals, das Buch recht sorgfältig vor dem Neudruck durchzuarbeiten. Das ist ja der ganz besondere Vortheil des Feuilletondrucks. Laß Dich keine Mühe verbieten, sie kommt Dir und der Sache zugut.

Ich habe, wie Du ja auch weißt, in meinem Leben viel Ungemach erfahren, weil ich denen, die mir nahe wurden, etwas leisten wollte und ihnen durch Rahnungen unbecom wurde und durch Dülfe beschwerlich. Bei Dir bin ich überzeugt, daß Du mich nie verkennt; ich will Dich nicht beherrschen, aber ich müßte unehrlich sein, was ich bisher nicht konnte, wenn ich Dich nicht zu strengere Sorgfalt ermahnte und nicht eben das Angebot Deiner vollen Straß herausforderte. Punktum! —

Du willst von meinem Leben und meiner Arbeit wissen? Ja, lieber Alter, da hätte ich eben zu viel zu schreiben, drum fange ich nicht an. Ein ewiges Auf und Ab in persönlicher Stimmung wie in Schaffenslust werde ich wohl nie los, ich muß nun einmal so verbraucht werden; und wenn ich inmitten der Arbeit bin, vergesse ich Alles und lebe nur in der Arbeit, zumal wenn sie wie die jetzige einen künstlerischen und zugleich idealen Zielpunkt hat. Ich hoffe in 2—3 Monaten die Geschichte auf dem Papier zu haben. Wir müssen uns im kommenden Sommer im südlichen Vaterland sehen, und natürlich

müssen Sie, liebe Freundin, der ich herzlich für den Zutritt danke, mit dabei sein.

Ich bewundere Deine Kraft, daß Du so in Zerstreuung leben und doch arbeiten kannst. Ich war mit Frau, Tochter und Student zum Carneval in Köln und das tolle Leben hat mir so den Kopf eingenommen, daß ich viele Tage brauche, bis ich wieder zu mir d. h. zu meiner Arbeit komme.

Wie freue ich mich auf den Frühling hier! Ich lebe hier ganz isolirt, nur mit meinem Freund Ferd. Hiller in Köln, der jetzt bei Euch ist, habe ich die innigste Beziehung. Ich arbeite bis zum Morgenessen, nach welchem ich spazieren gehe, und dann wieder auf mein Zimmer, so Tag für Tag, und das thut mir sehr gut. Ich lese auch mehr als sonst je.

Leb' wohl! Getreulich

Dein
Berthold Auerbach.

Bitte, schick mir unter Kreuzband die Voff. 3ig.

Auch hier handelt es sich um Rings Roman „Ein verlorenes Geschlecht“. Auerbachs Bedenken gegen die Fassung des Schlußes im Zeitungsabdruck waren durchaus begründet; Valerian, der Mann, der die Ermordung seiner Mutter veranlaßt hatte, durfte nicht den ehelichen Soldatenod für sein Vaterland sterben; auch war der Schluß thausächlich etwas überstürzt. Den letzteren Mangel hat auch die Buchausgabe nur etwas gemildert, nicht beseitigt, hingegen acceptierte Ring, zum Vortheil der künstlerischen und ethischen Wirkung seines Werkes, den Rat Auerbachs: in der Buchausgabe wird Valerian von seinem Mit- schuldigen Janfowski getödet. Es war ein vortrefflicher Rat, der beste, der dem Dichter gegeben werden konnte. Auch Auerbachs Rahnung, den ganzen Text nochmals sorgfältig durchzusehen, hat Ring befolgt.

Die Arbeit, die Auerbach „in 2—3 Monaten auf dem Papier zu haben hoffte“, abermals „Das Landhaus am Rhein“ in zweiter Fassung, wurde dann in der dritten, wie man weiß, ein Roman in fünf Büchern. Erst im Sommer, auf dem Hochsberg bei Bingen, gewann das Werk die Form, in der wir es kennen. Die gewaltige Ausdehnung ist dem Werke fast gleichermäßen zum Heil wie zum Schaden gewesen.

Der freundschaftliche Verkehr beider Dichter endete erst mit Auerbachs Tode. Doch hat Ring die Briefe Auerbachs aus den folgenden Jahren leider nicht mehr aufbewahrt. Fr.

Litterarische Notizen.

— Das Liebesleben Hölderlins, Venaus, Heines. Von Oskar Klein-Höllingen. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1901. Es war ein guter Gedanke, das Liebesleben der drei deutschen Dichter zu skizziren, denen vor allen anderen die Beziehung zum Weibe die bestimmende Macht ihres Schicksals geworden ist, und

wie der Gedanke zum Buche ist auch der Fleiß, den der Verfasser an die Arbeit gewendet hat, ohne Einschränkung anzuerkennen. Hingegen ist die nötige Kritik der Quellen, der psychologische Tiefblick in das Innenleben der Dichter nicht in genügendem Maße vorhanden. Am wenigsten macht sich dies in dem Essay über Hölderlin bemerkbar;

einer Zusammenstimmung und Abwägung der verschiedenen Quellen gegen einander war der Verfasser hier durch H. C. L. Vilmanns vortreffliche Biographie überhoben; auch der psychologische Vorgang ist hier genügend geklärt; und man mit Vilmann eine von Liebe und Verehrung erfüllte Freundschaft für Dorothea, ob mit dem Autor eine von Freundschaft und Verehrung erfüllte Liebe für sie annehmen will, ist nicht allzu wesentlich; wo Herr Klein weiter geht und: auf einzelne Stellen in „Superior“ genügt, eine glutvolle, heiß erwiderte Leidenschaft zwischen Holderlin und Frau Gontard plausibel zu machen sucht, scheint uns Vilmanns tüchtere und vorzüglichere Auffassung beweiskräftiger. Indes, auch die Auffassung des Autors hat einiges für sich und kann immerhin so viel beweisen, daß wir die Beziehung von mehr Temperament erfaßt ansehen, als wenn wir sie mit Vilmanns Augen betrachten; wir sehen sie dann möglicherweise richtiger, auch wenn wir nicht annehmen, daß Herrn Gontards Eifersucht auch materiell begründet war. Anders im Kapitel über Venau: das vorliegende Buch verfolgt den Zweck einer „Reinigung“ der Sophie von Dorothea; sie soll sich nicht, wie man annimmt, aus Eifersucht zwischen Venau und Karoline Unger, dann zwischen ihn und Marie Behrends gestellt haben; auch sieht für den Autor zweifellos fest, daß ihre Beziehung zu dem Dichter eine platonische gewesen sei. Im Rahmen einer Buchanzeige die gegenteilige Anschauung zu entwickeln, verbietet sich von anderen Gründen abgesehen, der Raum; wir können hier nur kurz verzeichnen, daß wir diese Auffassung des Autors für eine unrichtige halten, daß wir überzeugt sind, Sophie habe Venau auch physisch angehört. Unsere Ueberzeugung gründet sich vor allem auf die Mitteilungen der Freunde Venaus, die ihn und Sophie gekannt, ihr Verhalten zu einander mit eigenen Augen beobachtet haben. Edward von Bauernfeld, den Schreiber dieser Zeilen darüber befragt hat, erwiderte mit vollster Sicherheit: er hätte nie den geringsten Zweifel daran gehabt oder von anderen ansprechen hören, daß die Beziehung auch eine sinnliche und physische gewesen sei; der Dichter, dessen Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit doch wahrlich nicht erst betont zu werden braucht, äußerte wörtlich: wer die beiden gekannt und mit ihnen verkehrt habe, werde das Gegenteil geradezu absurd finden. Allerdings sei die Beziehung keine ununterbrochene gewesen: es habe Zeiten gegeben, wo sowohl Venau wie Sophie den ersten Entschluß gefaßt hätten, den Gatten, den Freund nicht länger zu hintergehen, die Enttastung habe oft jahrelang gedauert, bis sich die Sinne dann doch härter erwiesen hätten, als der gute Vorlag. Die Bauernfeld urteilt anders damals noch lebende Zeitgenossen, die wir befragen konnten, Männer und Frauen, die keinen berühmten Namen, aber Einsicht, Gewissen und Beobachtung für ihre Ansicht in die Waagschale werfen konnten. Bedächtiger äußerte sich uns gegenüber L. A. Franck; nach seiner Meinung, sagte er, sei das Verhältnis gleichfalls kein platonisches gewesen, doch sei das Gegenteil immerhin möglich. Von Sophiens Sohne mit der Herausgabe der „Briefe und Tagebücher“ Venaus beauftragt, hat Franck dem, wie wir wissen, ihm dringlich ausgesprochenen Wunsch seiner Auftraggeber, die Keuschheit der Beziehung zu verdeutlichen, nicht entsprochen, sondern in seiner schwierigen Position sich damit begnügt, die Mitteilung eines dänischen Freundes Venaus anzuführen, wonach die leuchtende Standhaftigkeit der geliebten Frau die Beziehung rein erhalten habe. Ein Zeugnis gegen so viele andere! Spricht so schon die Ueberzeugung der Zeitgenossen gegen die im vorliegenden Buche vertretene Anschauung, so noch mehr die Zeitsäure der von Franck mitgeteilten Tagebücher und Briefe.

Wer diese Ausbrüche glühender Leidenschaft liest, kann nicht zweifeln: so schreibt ein Mann nur einem Weibe, das ihm ganz gehört. Das Gegenteil erscheint uns unnatürlich; zwei Menschen, die Jahr um Jahr das todbende Begehren in ihren Adern nur in Worten ausströmen, in solchen Worten, können uns fast verächtlich vor. Was sollen wir von einem Mann denken, der nach mehreren Jahren vergeblichen Bestiremens der Geliebten an sie schreibt: „Ach, hält ich nur irgend ein Kleidungsstück ein naßes von Dir da! Weist Du, eins, das Du noch am Leibe getragen! Das noch warm wäre von Deinem süßen Leibe!“ u. s. w. Und was von der Frau, die die Liebe tauet und erwidert und nur eben die letzte Günstigkeit verweigert, um „im Gewissen rein zu bleiben“. Sie bliebe es nicht, sondern ihr Gewissen wäre dann erst recht beschmutzt, und ihre Standhaftigkeit erdriene uns nicht als „feucht“, sondern als schlau und widrig, weil unnatürlich und hundertfach unnützlich, als die Hingabe an den Geliebten. Kurz, nach allen Grichen der Psychologie, nach allem, was wir sonst von diesen beiden heißen, irrenden, aber vornehmen Menschen wissen, bleibt kein Zweifel übrig, daß Sophie in jedem Sinne des Wortes Venaus Geliebte war. Freilich war sie es nicht immer; es gab Monate, vielleicht Jahre, wo sie sich ihm entzog; auch diese gemeinsame Ueberzeugung alter, welche die beiden gekannt haben, findet durch die von L. A. Franck herangezogenen Aufzeichnungen ihre Verfestigung. Er war kein gedulter Literar-Diffusor, zudem zur Zeit, da er die Arbeit erledigte, ein achtzigjähriger Greis und obendrein durch äußere Rücksichten gebunden, — daß dem so war, weiß Schreiber dieser Anzeige aus seinem eigenen Munde; bei genauer, vollständiger, auch chronologisch getreuer Mitteilung alles Erhaltenen, namentlich bei sorglicher Schiedung zwischen Tagebüchern und Briefen, die Franck in einander warf, weil es seine Auftraggeber so wollten, würden wir die Schwankungen der Beziehung nach unserer Ueberzeugung ganz klar überblicken können. Nützt man dies fest, so ergibt sich die Erklärung, warum Venau sich rasch von Karoline Unger ungarren ließ, warum er dann um Marie Behrends warb, wie einer, der sich an süßem Wein vollgetrunken, nach seinem frischem Quellwasser dürstet, — und dann wird man auch wissen, wie und warum Sophie Dorothea in beiden Fällen eintritt. Alles verstehen heißt in diesem Falle auch alles verstehen — wir wollen auf die unglückliche Frau keinen Stein werfen, aber die Anrede, die ihr das vorliegende Buch uns Haupt zu legen vermindert, verdient sie nicht. . . . Am wenigsten ist über den dritten Abschnitt, den über Heinrich Heine, zu sagen, wo der gewissenhafte und belicene Verfasser, auf die besten Quellen gestützt, ein ganz zutreffendes, wenn auch nicht eben neues Bild der Beziehungen des Dichters zu Amalie Heine, seiner Gattin Mathilde und der Klause giebt. — n z.

— Ausser Gedichten, Erzählungen und Schwänze von Hans Krausgruber. Einz. Oesterreichische Verlags-Anstalt. 1900. Kein Mann von hervorragenden dichterischen Gaben hat dies Büchlein geschrieben, aber ein Volkserzähler, der gute Beobachtung mit einem gewissen natürlichen Geschick des Vortrages vereinigt. Die ernsthaften, hochdeutschen Geschichten sind ein wenig sentimental, wie „Der Kiesel“, aber im Stoff gar zu sehr verbrannt, wie „Schuldigt!“, hingegen wirken die kleinen, im heirischen Dialekt geschriebenen Schwänze durchweg frisch, sein und anmutend; ihr Humor ist nicht überdillig tief, aber durchaus echt. Schätzen, wie „s fürchtliche Diandl“ sind so liebenswürdig und lustig, daß man sie gern zweimal liest.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:

Ottmann, Victor, Jacob Casanova von Singalt. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900. Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Berner, Richard Maria. Vossendete und Ringende. Dichter und Dichtungen aus der Neuzeit. Minden i. W. 1900. J. C. E. Verms Verlag.

Lamarque, Friedrich. Der Hochzeitskranz. Gedicht und Lieber. Berlin 1901. Verlag Neurela.

Zweig, Stefan, Silberne Saiten. Berlin, Schuster & Loehler, 1901.

Susman, Margarete, Mein Land. Gedichte. Berlin. Schuster & Loehler, 1901.

Liliencron, Teiler von, Kampf und Spiel. I. Zweite veränderte Auflage. Berlin. Schuster & Loehler, 1900.

Wieder unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Kraus in Berlin. — Nachdruck auch im Umgenen ist unzulässig und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag der Germania Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & E. Bornemann, Berlin O.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

IX.

„Ich aber habe es gesehen!“

„Und es kann doch nicht sein und Du hast Dir's erfunden, wie schon so manches.“

„So! — und wenn ich es schwöre, glaubst Du mir's dann auch nicht? Mit diesen meinen beiden Augen erschaute ich sie, mit diesen meinen beiden Händen, da, sieh her, habe ich sie gehalten“, — und Cecca Gori, die mit Alessia im Streite lag, hob ihre derben gebräunten Fäuste zu ihrer Genossin Antlig empor, — „mit diesen Fingern stützte ich ihre Schultern, als sie vor Zorn und vor sieberhaftem Sehnen in ihrer Audacht vergehen wollte. Denn Du weißt es, wie sie betet, wie sie sich selbst und Essen und Trinken und ihre Umgebung und alles vergißt.“

„Ich weiß“, sagte Alessia mit Seufzen.

„Nun also. Wir waren von Florenz gekommen, wo sie beim Kapitel der Dominikaner so schön zum Frieden geredet hatte, — ich muß noch weinen, wenn ich dran denke, sie ein Weib und vor allen den Männern . . .“

„Komm zur Sache“, sagte Alessia, „das habe ich miterlebt, wie Du.“

„Also der Herr Erzbischof von Pisa hatte sie von unserm Ordensgeneral sich erbeten für diese seine Stadt. Bruder Raimund und Bruder Bartolommeo di Domenico, ihre beiden neuen Weichtäter, reden ihr zu, sie solle hierher gehen und solle helfen. Und sie entschließt sich, obwohl sie die Tage trank gelegen, geht zu Fuß her, ich mit ihr . . .“

„Wir hatte sie befohlen zu reiten“, murmelte Alessia.

„Weil Du zartere Fußsohlen hättest. So ist sie. Sie hat mit allen Mitleid. Nur nicht mit sich.“

„Und also? Wenn Du willst, daß ich Dir Dein Wunder glaube“, rief wieder Alessia, die neben der von geringem Volk herstammenden Cecca sich manchmal so weit vergessen konnte, daß sie wie ehedem als eine von den Saracini gebieterisch befahl, — „wenn Du das willst, so erzähle nun endlich!“

„Wir kommen hier in Pisa an. Gegen Abend war es. Wir beide müde, allein, halb verdurftet. Mir mindestens war die Kehle so trocken, daß ich wie ein Hund nach Wasser lechzte. Und so erkunde ich den Weg zum Palast des Herrn Erzbischofs, wo wir Unterkunft finden sollten. Man sieht uns an, — zwei arme Frauen, die nach so großem Herrn fragen! Aber dann sind doch ein paar Leute, Handwerker, sie hatten vor ihren Thüren gearbeitet, die nehmen sich unserer an und weisen uns die Straße. Es liegt da eine Kirche. Santa Cecilia war's, erst nachher erfuhr ich den Namen. Da bleibt sie stehen, sagt, sie will beten, bevor sie ihr Haupt zur Ruhe legen darf. Ich ging mit ihr hinein. Eine kleine, kahle Kirche, kein Mensch, halbdunkel. Sie kniet und ringt ihre Hände und betet. Ich hinter ihr auch. Nur daß ich nicht um Sündenvergebung bat, noch mich inbrünstig meiner Fehler angeklagt habe, wie sie wohl that, sondern, — ja, ich muß es gestehen, ich betete und weinte beinahe, betete nur um einen Schluck Wasser und um ein Brot. Und da . . .“

„Da?“

„Nun, da sehe ich, wie sie sich von den Knien halb aufhebt, — das sah ich schon oft so, — aber es ist, als triebe es sie vorwärts, zum Kreuzifix hin, sie kann nicht, kann nicht auf und kann sich nicht halten, sinkt zurück in meine Arme, atemlos, kraftlos, die starren Augen immer nach oben, die trocknen, lechzenden Lippen stammeln. Und ich selber verschmachtet, halb von Sinnen, ich halte sie, ich starre wie sie und träume, nein sehe — da, der Herr am Kreuze neigt sich und von den Wunden an seiner Seite, in seinen Händen, in seinen Füßen gehen Strahlen, goldglänzende Strahlen zu ihr hernieder, zu ihrer Seite, ihren Händen, ihren Füßen.“

„Du warst eben von Sinnen.“

„Ich war sehr wach. Sie lag bewußtlos, ohnmächtig am Boden. Ich holte Lente, ließ Wasser bringen für die Erkrankte und wusch ihr die Lippen. Dann trank ich auch. Sie hat sich bald erholt.“

Wir gingen hierher, Ihr wart schon angekommen. Der Herr Erzbischof empfing uns beide. Von den Catarinati, sagte er, wie man uns in Siena nach unserer frommen Stifterin nenne, sei ihm ein jeder und jede willkommen um ihretwillen. Und wie die Jünger St. Franzisci an ihrem Heiligen die entsagende Armut vor allem gepriesen, so sei sie nun für den Predigerorden auch solch ein Vorbild von Armut, Demut und Entsaugung, daß ihr zur völligen Wiederholung so erhabenen Lebenswandels eben nur die fünf Wundmale fehlten.“

„So sprach er, ich weiß. Und daraus hast Du Dir das Wunder erfunnen.“

„Erfinden, ich! Willst Du es leugnen, daß sie so heilig ist, wie der Bettelmönch war oder irgend ein anderer, der jemals gelebt hat?“

„Nein, wahrlich nicht, meine vielholde Frau Catarina, das wahrlich nicht.“

„Warum zweifelst Du also? weil ich's war, die es sah? Und keine von den alten Familien, keine Saracini, oder Tolomei oder Salimbeni, sondern einer Bettlerin Tochter und Entelin. Ich habe lesen gelernt und schreiben, so gut wie Du. Daß ich es nur lernte, weil ich ihr zu Diensten sein wollte und nicht von Haus aus, und daß meine Eltern es nicht konnten, daß ändert daran nichts. Ich bin nicht dumm. Ich weiß, was ich sehe, ganz genau. So gut ich gesehn sah, auf der Wieje vor dem Dom und dem Campo Santo, da sie zum Frieden sprach, wie die Bürger von Pisa ihr zugehört haben, und wie sie dann kamen, vor ihr knieten, ihr Kleid und ihren Schleier küßten, Arm und Reich, und Geringe und Vornehme, und von ihr Trost, Rat und Heilung begehrten und wie sie mit ihren leisen Worten jedem half und allen wohlthat — als ob das nicht ein Wunder wäre! — just so gut und so genau sah ich das andere auch mit den Strahlen.“

„Weshalb sprachst Du dann nicht?“

„Weil sie mir's verwehrte. Es sei eine Täuschung meiner müden Sinne gewesen, jagte sie, genau wie Du vorhin. Du weißt doch, wie sie ist. Sie will nicht, daß wir es merken, wenn sie fastet, nicht, daß wir ihr's ansehen, wenn sie Schmerzen hat vor Hunger, und ihr Leib sich zusammenzieht, sich krümmt, ihre Schultern zittern und ihre Lippen blau werden und farblos. Ich habe keine Schmerzen, sagt sie und lächelt wohl noch, es ist süß so zu leiden. Der Herr thut Wunder um ihretwillen. Als sie ein Kind war, verlobte er sie sich, wie einstmals auch ihre Namenspatronin, Catarina von Alexandrien. Damals erzählte sie's, rühmte sich

dessen, stolz auf ihr Glück. Nun, in ihrer frommen Demut, die sich den Stolz zur Sünde anrechnet, will sie nicht als Heilige gelten, nichts voraushaben vor uns anderen. Darum verbot sie mir, es zu jagen. Aber Dir, ihrer treuesten Genossin, — nicht wahr, das begreifst Du, daß ich es endlich einmal mit vom Herzen reden mußte? Du hättest es auch gehau.“

„Und Du sagst, es ist Wahrheit. Sahst Du die Wunden?“

„Wie sollt ich! Läßt sie sich von mir denn berühren? sich die müden Füße je waschen, wie andere thun würden? Sie leidet es nicht, aus Demut, weil eine Magd keiner Dienerin bedürfte. Vielleicht auch, weil sie sich schent, uns zu zeigen, wie mager und abgezehrt ihr armer Körper, wie er von Geißelstieben wund ist. Ja, sie will nicht einmal sich die Hände von den Dankbaren, denen sie Rat gab, küssen lassen und — sieh nur hin, sie läßt sie nicht sehen.“

Da Cecca so sprach, ging gerade die Thür auf. Aus dem Gemach, vor dessen Schwelle die beiden Nonnen warteten, kamen die Herren, die dort beratichlegend gesessen hatten, der Prior der Dominikaner von Siena, der General des Ordens und Rats Herren von Pisa mit dem Erzbischof ihrer Stadt, in dessen Hause sie hier sich befanden. Doch in der Thür stand Catarina zwischen den zwei Mönchen, die jetzt ihre Weichwäter waren, und hinter ihr etliche von den männlichen Genossen aus ihrer Gefolgschaft.

Sie neigte sich mit über der Brust gekreuzten Armen, die schmalen Hände in den langen weiten Ärmeln ihres weißen Kleides verborgen, als der Erzbischof im Gehen grüßend ihr seinen Segen gab. Und er neigte ebenso sich vor ihr.

Fra Raimondo sprach noch zu ihr. Er hatte eine ruhige vornehme Art, die immer etwas wie Herablassung bewahrte, auch wo nicht er es war, der befohl. Ein gestrengerer Weichtiger, als Tommajo, so wie sie ihn gewünscht, war der von Capua für sie nicht geworden. Aber selbst wenn er nichts anderes that, als ihre Gedanken auszuführen, so geschah es mit einer Würde, die den Zuschauer glauben ließ, er handle aus seinem eigenen Geiße. — Der andere, Bartolommeo di Domenico, war nur als Raimonds Stellvertreter und Gehilfe zu Catarina gekommen. Wie jener jetzt eindringlich auf sie ein sprach, bekräftigte er jedes der Worte, wiederholte, verstärkte es noch. Sie drückte ihre beiden Arme nur fester an sich, die Hände in die Ärmel verhäkelt, und ließ beide reden. Aber zuletzt,

als Naimunds Stimme immer gebieterischer klang, und die des Bartolommeo dazwischen tiefer drohte, da hob sie die Stirn auf:

„Gebt Euch keine Mühe, ehrwürdige Väter. Ich thue es nicht, und ich weiß, was mir ziemt. Ich werde es nie thun.“ — Damit schritt sie zurück in das Zimmer.

Bruder Naimund ging mit gekränkter Miene nach der anderen Seite davon. Aber der alte Bartolommeo blieb stehen, da er die Cecca und Alessia bemerkte: „Run“, fragte er, „was sagt Ihr dazu? Ein Eisenkopf, unsere Mutter Catarina! Aber am Ende — sie weiß, was ihr frommt. Und wenn sie auch weder lesen kann, noch schreiben, sie hat recht, immer recht.“

„Was war's denn?“ fragte neugierig Cecca.

„So wißt Ihr es nicht? Die Herren meinen, in nmyeren gar zu bösen Zeiten könnten Reden und Schriften nichts helfen. Und wenn sie die Königin von Neapel zur Zucht ermahne und den Visconti von Mailand zum Frieden und unsern heiligsten Vater Gregor den Ersten in Avignon zur Heimkehr nach Rom und alle Städte von Toscana zur Freundschaft, zur Liebe unter einander und zu einem gemeinsamen Kreuzzug wider den äußeren Feind, den Türken, so würde sie von all den schönen und höchst wünschenswerten Dingen schwerlich viel erreichen. Es müßte denn ein Wunder geschehen. So eines zum Beispiel, wie das St. Franzisci.“

„Darum verbirgt sie ihre Hände?“

„Ja, darum. Ihr wißt es doch, daß sie viel krank ist. Auf ihren Lippen sah ich kürzlich so rote Flecken, auf ihren Wangen auch. Die kommen und gehen, wenn sie sich erregt. Und auf ihren Händen, wenn sich da eines Tages auch Flecken zeigten, rote Male, Wundmale gleichsam . . . Aber sie hat recht. Ein Wunder ausposaunt und laut verkündet, wie gewöhnlich, wie nichtig! Ein Wunder zeigt man nicht, man glaubt es, fühlt es, ohne es gesehen zu haben. Sie soll nicht ihre Hände zeigen. Ich selber würde es ihr nur widerraten. Warne Du sie, meine gute Alessia, selbst wenn es wahr sein sollte, wenn sie auf ihren schmalen Händen Strahlenzeichen trüge vom Himmel, sie zeige sie nicht, sie zeige sie nie!“

Und Alessia zweifelnd: „Wenn's wahr sein könnte!“ . . .

Unterdessen war Catarina zurückgekehrt in das kleine Zimmer, das im Hause des Erzbischofs von Pisa ihr und denen, die sie ihre Familie nannte, zur Wohnung diente. Es war aber keiner jetzt

darinnen, als nur der Maconi, der an dem Tisch saß und las. Sie blieb stehen, da sie ihn sah:

„Du hier, Du immer noch hier, Stefano? Hastest Du mir nicht gestern gesagt, Du wolltest wieder zu Deinen Eltern?“

Der Jüngling hob erröthend die Augen: „Ich wollte es auch. Denn ich hatte es ihnen versprochen. Aber nun ich auf meinem Pferd saß und ritt von Pisa hinaus, so wie damals, als ich zuerst Euch gesehen hatte, ich von Siena davoureiten mußte, da, — ja da war mir's auch so wie damals. Hier bin ich zu Hanse, hier bei Euch, und alle anderen sind mir wie Fremde. — Und so kehrte ich um und so kam ich zurück.“

„Stefano, Du hattest Dein Wort gegeben!“

„Dieses ist heiliger und höher. Mahnt Ihr nicht selber alle Menschen zu kirchlichem und frommem Leben? So will ich es führen.“

„Und Eure Güter und die Burg, die Du mit so vielen Gefahren Deinem Vater zurückgewonnen, daß Du sie von ihm erben wolltest?“

„Mein Vater hat noch andere Söhne, mögen die seine Erben werden. Ich“, — er sprang auf, — „ich kann es nicht! Ich müßte sterben! Süße Mutter Catarina, Ihr sollt mir beistehen, ja das sollt Ihr. Sagt, daß Ihr's gestattet, daß Ihr mich bei Euch behaltet, daß ich mich zu Euren Catarinaai zählen, als gottgeweihter Mönch leben darf.“

Sie hatte sich auf ihren Schemel gesetzt. „Ein Mönch!“ sagte sie. Und da er sich vor ihr in die Kniee warf und so flehentlich zu ihr aufsaß, da lächelte sie unwillkürlich: „Ein Mönch, Du!“ und strich ihm mit leisem Finger über seine brannen Locken.

„Es ist mir ernst, Ihr dürft es mir glauben, Ihr solltet mir helfen.“ jagte der junge Stefano nochmals. „Ich bitte Euch, beredet Ihr meine Mutter, daß sie mir Urlaub vom Vater erlange, um hier bleiben zu dürfen, und daß sie einwilligt und sich getröstet, wenn sie mich auch nie wieder sehen sollte.“

„Wie wiedersehen! die arme Mutter . . .“ murmelte Catarina für sich wie träumend, „den eigenen Sohn nie wiedersehen . . . Das Leben ist doch hart, mein Stefano! Wohl mir, wohl mir, daß ich keinen irdischen Menschen so lieben darf, als wie den ewigen Herrn im Himmel, meinen Vater und Schöpfer und Retter.“ —

Stefano schwieg.

Sie aber saß eine ganze Weile in sich versunken und sah ihn nicht.

„Wollt Ihr meiner Mutter so schreiben?“ fragte er endlich.

Da blickte sie auf: „Ach, will's noch bedenken. Ich muß Dich erst prüfen. Freilich, dazu müßtest Du bleiben. . . . So nimm denn die Feder. Ich werde Deine Mutter ermahnen, daß sie ihr Herz nicht allzusehr an Dich hängen möge. Eine fromme Mutter soll an jedem Tag, zu jeder Stunde froh bereit sein, was sie besitzt, dem Herrn zu geben, ihr Kind auf ihren eigenen beiden Händen darzubringen, so wie die Jungfrau Maria einst ihr Kindlein Jesus selber in den Tempel gebracht hat.“

„Wenn sie Euch so hörte, süße, heilige Catarina, so könnte sie nicht anders, sie müßte sich drein fügen,“ jagte Stefano. Doch da er eben beginnen wollte, ihre Worte niederzuschreiben, hielt er inne: „Rein, unser Herr Kaplan wird meiner Mutter wie gewöhnlich den Brief vorlesen. Und wenn sie ihn fragen wird: schrieb das wirklich die Heilige selber? so kann er, denn er kennt meine Handschrift, es ihr nicht verkehlen, daß es von mir kommt und nur meine Wünsche ausdrückt. Ihr müßt dies Schreiben von Schwester Alessia oder Cecca oder von einer von den anderen aufzeichnen lassen.“

„Gut“, sagte sie, „so will ich es machen.“ Sie wollte damit von ihm gehen.

Er aber: „Es ist schade, daß Ihr nicht selber schreiben könnt.“

„Meinst Du, daß ich meinem Herrn darum weniger gut diene?“

„Rein, aber . . .“

„Was?“

„Wenn Ihr es doch noch lernen wölet!“

Catarina lehnte am Tisch und blickte zu Boden.

„Seht“, fuhr er eifrig fort, „ich weiß ja, dem Himmel ist es gleich, der liebt Euch, der schenkt auch so Euren Bitten Gehör. Und die Euch kennen, verehren Euch und müssen es sehen, daß Ihr mehr wißt und klüger und besser, heiliger seid als alle, die auf Erden leben. Aber die Andern, die Euch nicht kennen. . .“

„Was gehen die mich an,“ sagte sie stolz, „was rührt der Welt Gerede mich! Es ist ein Windhauch, der bald von der Rechten weht, bald von der Linken, der jeden Tag den Namen wechselt.“

„Sagt Ihr das auch? Seht her, da stehen dieselben Worte, ich las sie gerade, als ihr zu mir kamt:“

Der Ruf der Welt ist wie der Wind, Ihr Thoren,
Der bald von hier weht und von dräben bald,
Und Ram' und Richtung geh'n zugleich verloren. —“

„Hat das ein Kirchenwater gesagt, ein Heiliger?“ fragte sie.

„Ein Heiliger? Rein. Das heißt vielleicht. . . Wer weiß, einmal künftig könnte man ihn wohl heilig sprechen. Der Mann hieß Dante und ist von Florenz verbannt gewesen.“

„Einer von den Allighieri“, rief sie voll Eifer, „derselbe, der fragte: gab es jemals wohl so eitle Leute wie die von Siena?“

„Was wißt Ihr von ihm?“

„Nichts als das Wort. Das jagte mir. . .“ sie stand eine Weile in ihr Sinnen zurückverloren, etwas wie der Schimmer eines Erröthen ging über ihre eingesunkenen, wachsblassen Wangen. „Guter Tommajo“, sprach sie leise. „Er war so jung etwa, wie Du jetzt bist. Ich war noch ein Kind. Wie lang das her ist! Und wie viel dazwischen liegt! Er ist mir ein guter Freund gewesen. Ich hätte wohl besser gethan, seinem Beispiel zu folgen.“

„Wie meint Ihr das?“

„Er blieb daheim in seiner Zelle und diente seinem Herrn bescheidenlich, indessen ich. . . Bin ich auch eitel, weil ich zu Siena geboren wurde? Ich will es nicht sein, helst mir, Ihr Heiligen, hilf mir, mein Verlobter am Kreuze, daß ich es nie werde. — Du aber, Stefano, lehr' mich das Lesen. Ich will mich demüthigen, lernen, gehorchen, als wie ein Kind. Und wenn ich es erlernt habe, will ich aus dem frommen Buch da beten, vielleicht, daß es Anderes enthält und Gutes, das mir bestehen wird auf meinem Dornenweg durch das Leben.“

Und Stefano, glücklich, bei ihr bleiben zu dürfen, glücklicher, ihr nützen zu können, ihr nah zu sein, sie, zu der er so andächtig ansieht, lehren, unterweisen zu sollen, breitet die Blätter aus auf dem Holztisch und nennt ihr die einzelnen Lettern, die Worte. Ihre schlanken, mageren Finger folgen den geschriebenen Linien. Die durchsichtig bleichen Hände liegen auf dem weißen Pergamente. Es sind keine Flecken auf ihnen, noch Zeichen, keine Wundmale zu sehen. —

X.

Nicht weit von der Stelle, wo der Fluß Arno, der Pisa durchfließt, sich in die weite See ergießt, liegt draußen im Meer die Insel Gorgona, von grünem Buschwerk überwachsen, von wilden, kletternden Ziegen bewohnt. Dazumal, als Suor Catarina von Florenz kommend in Pisa verweilte und auf des Erzbischofs Wunsch sich bemühte, die empörrten Stadtbewohner mit einander und mit der Kirche zu versöhnen, da bestand auf der einsamen

Aufel mitten im Meer ein Karthäuserkloster. Wie-wohl nun die Mönche dieses Ordens vor allen andern das Schweigen üben und deshalb Stille und Einsamkeit gerade auffuchen, so war zu ihnen dennoch die Kunde von der jungen Heiligen gelangt, deren Worte allen Menschen wohlthätig sein sollten, allen Frieden ins Herz flößen, die Feinde veröhnen und Böse bekehren. Und es erhob sich in den Gemüthern der weltfernen Brüder ein großes Sehnen, das Mädchen zu sehen und von ihren Lippen hören zu können, was einem jeden von ihnen die Entbehungen des täglichen Daseins erleichtern sollte. Sie hatten schon öfter zu dem Erzbischof Vorschlag gefendet mit der Bitte, ihnen die Jungfrau auf einen Tag nur hinüber zu schicken. Es lagen aber bei Catarina allzuviel solcher Wittgejuche. Und die von Siena murmelten schon wieder über ihr langes Ausbleiben und ließen sie wissen, für eine Jungfrau hielt man es nicht für schädlich und für eine Nonne noch viel milder, so im Lande umherzuziehen von einer Burg, einer Stadt zu der andern. Sie thäte besser, recht bald nach Hause zurückzukehren. Nun kam dazu noch ein Brief von einem Mann freilich, den sie nicht kannte, Bianco hieß er, aus der Stadt Civita Castellana. Als den wie gewöhnlich ihr Beichtvater Fra Bartolomeo ihr vorlesen wollte, stockte er inmitten des Satzes und meinte, er müsse erst Raimund fragen. Der nahm das Schreiben, murmelte etwas von frechen Neben und warf es fort und ging davon. Aber Catarina hatte nicht umsonst nun seit Wochen bei dem Macconi das Lesen geübt. Ein Kind erlernt die Kunst so leicht nicht wie es eine Erwachsene kann, die klug und die zu denken gewohnt ist. Dazu noch eine, die will, was sie thut. Bisher hatte sie nur ihr Brewier und was Stefano ihr zur Uebung vorgegeschrieben, mit ihm zu buchstabieren gelernt. Nun galt es, das Erlernte zu prüfen. Sie nahm, da die Väter von ihr gegangen, den Brief von dem Schreibpult sich her und las ihn. Der fremde Mann warf ihr vor, sie treibe mit Frömmigkeit Staat und ihre vielen Andachten, Bussübungen, das Fasten, Kasteien, das thue sie alles nur, um sich selber Ruhm zu bringen. Da sie den Brief gelesen hatte, warf sie sich vor dem Kreuzstuhl nieder:

„Hilf mir, hilf Du mir, gieb mir ein Zeichen, ob ich recht handle in Deinem Sinne, in Deinem Auftrag, — oder ob ich nur eine arme, arme Sünderin bin, vom Teufel verführt und vom Eigendünkel!“

Aber es gab keine Stimme ihr Antwort.

Und als die Schwestern nach ihr sahen, fanden

sie sie bewußtlos liegen wie schon so oft, flach auf dem Boden, die Arme in Kreuzesform von sich gestreckt. Und da man mit Mühen sie zum Leben zurückgerufen, klagte sie sich mit Strömen von Thränen der Sündhaftigkeit an. Weder Raimund noch Bartolomeo fanden ein Mittel, sie zu beruhigen.

„Er hat recht, er hat recht, ich bin eitel, alle von Siena sind's, wir Weiber, und Männer auch. Um meiner Eigenliebe willen bete ich und erwarte vom Himmel, er solle mein Flehen rascher erhören als das eines andern. Um Eurer Eigenliebe willen rühmt Ihr mich und thut, als ob ich in Wahrheit eine Heilige wäre, der zu dienen Euch Ehre bringt. So sind die Menschen, schwächlich, unwahr, immer bestrebt, durch ein kleidsam Mäntelchen sich auszuzeichnen und womöglich den Heiland im Himmel über ihr wahres Gesicht zu belügen.“

„Du hast ein Talent,“ sagte Raimund, „alle Sünden der ganzen Welt Dir auf Deine Schultern zu laden und möchtest alle Leiden ertragen, sie abtöben zu können!“

Sie aber hörte nicht auf seine Trostworte und wollte den Schmerz der Klarheit über ihr eigenstes Wesen, die ihr jener Erbecht gebracht, sich nicht wieder nehmen lassen. Fra Bartolomeo mußte dem Manne aus Civita Castellana die Antwort schreiben und in ihrem Namen ihm sogar noch danken für das, was er ihr angethan hatte. —

In ihrer Verzweiflung, irre geworden an all ihrem Thun, verlangte es sie nach einem Menschen, an dessen ganz unbedingte Wahrhaftigkeit sie glauben konnte. Als der ehrlichste aber von allen, die sie kannte, der anfrichtigste, kam ihr nicht einer ihrer Beichtväter in den Sinn, selbst nicht Tommaso, ihr alter Fremd, überhaupt nicht ein Mann der Kirche, durch Weihen oder Gelübnisse gebunden, sondern ein Laie, ein Knabe, ein Ritter — Stefano Macconi. Vor wenig Tagen hatte er auf seines Vaters Begeh von Pisa doch wieder fortreiten müssen. Sie sehnte sich, ihn zurückzurufen, und sehnte sich doch, den Genossen zu sagen, sie sollten ihm schreiben. Hätte sie's doch selber gekonnt! Zum allerersten Mal im Leben kam ihr der Wunsch. Und zugleich sagte sie sich, sie habe sonst noch stets vermocht, was sie gewollt, — warum nicht dies? Er hatte sie die Lettern gelehrt, und wie sie sich zu Worten vereinen. Sie nachzumalen, nun sie dieselben las und kannte, das konnte doch so schwer nicht sein.

Es war wieder Nacht, sie ging ans der Klammer, in der Alessia und Cecca noch schliefen, und suchte, wo sie das Schreibgeräthe finden könne, und legt,

von den Gebeten, die Stefano für sie aufzeichnet, eins als Beispiel vor sich hin. Durch das schmale hohe Fenster fiel ein schwaches Frühluchtdämmern. Sie dachte an den Knaben, der zu ihr aufjah wie kein anderer Mensch, und dem sie alles Heil im Leben gern geschenkt hätte.

Als Alessia am hellen Morgen eintrat, fand sie Catarina betend vor dem Schreibpult, glücklich, mit verklärtem Gesichte: „Der Herr hat mir ein Zeichen gegeben,“ rief sie, „daß er mir wohl will, wie früher, daß mein Leben und Beten nicht nutzlos, sondern daß es gut ist. Sieh her, es ist ein Wunder geschehen, ich lernte das Schreiben nicht, ich kann es, kann es urplötzlich durch seinen Beistand!“

Und Alessia und alle die Andern stauten mit ihr über das Wunder, sogar Cecca Gori, die freilich nicht erst mit sechsundzwanzig Jahren, wie jetzt Catarina und nicht plötzlich, sondern schon mit neunzehn und in der Frist von vielen Monden die schwierige Kunst sich hatte beibringen lassen.

Da Stefano, von ihrem Brief gerufen, zurückkam, da dankte sie ihm wie für eine große Wohlthat, weil er es gewesen, der das Wunder bewirkt. Er zeigte ihr den Brief, den seine Mutter vor dem Abschied ihm in ein Seidentüchlein eingewäht hatte, und den er fortan als ein köstlich Heiligthum an seinem Halse tragen wollte unter der Kutte, die er demnächst anlegen würde. Und als sie ihm dann berichtet hatte, welche Sorgen, Zweifel und Qualen es gewesen, die in jener Nacht sie von ihrem Lager fort und zum Schreiben an ihn getrieben, da suchte er nicht so wie Fra Raimondo ihre Selbstanklagen ihr auszureden. Sondern er hörte ihrem Bericht zu, sah sie dabei aus feinem von Eifer glühenden jungen Augen andächtiglich an und meinte bescheiden, dem, was sie von sich wisse, wage er nicht zu widersprechen; dem aber, was ein Unbekannter ihr vorgeworfen, stünden so viele Dankbriefe entgegen für Wohlthaten, die ihr Gebet schon erwiesen, so viele Bitten um ihren Zuspruch, ihren Rath, von Leuten, die sie sehr gut kannten und auch von solchen, die sie niemals gesehen hatten, daß sie süßlich auf die vielen mehr geben dürfe als auf den einen. Und da er aus dem Haufen von Schreiben, die neben ihm lagen, eines herausgriff, war es zufällig wieder ein Brief des Markthausersabts von der Insel Gorgona, der um ihren Besuch bat. Stefano riet ihr, den Wunsch zu erfüllen. Das sei keine That, die vor den Leuten ihr Ruhm einbrächte, wohl aber würde sie von dem Wesen jener ehrwürdigen Schweigenbuche es lernen können, wie wahre

Frömmigkeit beschaffen, und ob die ihre nicht eben so echt sei, ebenso nützlich und ebenso rein.

Der Vorschlag gefiel ihr. Von einem Turm von Pisa aus hatte man ihr kürzlich die Insel gezeigt und ihr erzählt, wie jener Dante, der Florentiner, in der Hölle die Drohung vernommen, sie möge sich vor des Arno Mündung wälzen, daß die Wasser des Flusses zurückgedrängt die Stadt zu Grunde richten sollten. Sie aber hatte das meilenferne blaue Pünktchen in der blaugoldigen leuchtenden Meeresflut mit Sehnen betrachtet und sich dabei gedacht, wie friedlich in jener traumhaft sonnigen Stille unter den stillen weißen Mönchen man sich fühlen, wie man dort Ruhe haben könne, auf sich selbst und des eigenen Herzens Willen und Sehnen sich zurückzubefinden. Denn in den Streitigkeiten mit dem allzufernen Papst und seinen allzumächtigen Vertretern hier, in dem Für und Wider der Parteinngen von Siena, von Florenz und von Pisa, dem endlosen Hader zwischen Adelligen und Popolanen, zwischen Franziskanern und Dominikanern, zwischen Mönchern und Laien, in den man sie mit hinein-gezerrt hatte, da bedünkte sie es manchmal, als sei sie mit sich selber entfremdet, als verliere sie ihr eigenes Bewußtsein für Recht und für Unrecht, für gut und für böse. Und sie sehnte sich schmerzlich nach Frieden.

So geschah es, daß an einem Octobermorgen, vor Tagesanbruch noch, ein Boot von der Riede des Arno abtrieb, mit Mönchen und mit Nonnen besetzt. Doch außer den Schiffsleuten, deren zwei die Ruder führten, saß noch der junge Maconi am Steuer und hielt scharfen Ausguck. Es wehte ein leichter Ostwind vom Lande her, daß er ihnen die Segel blähte, und das schwere Gefährt wie eine Nußschale leicht und spielend über die gekräuselten Wellen tanzend dahinglitt, geradeaus seinem Ziel zu. Catarina schaute hinaus. Was hatten die denn zu Pisa geredet von den Gefahren einer Seefahrt, und daß man sich elend zum Sterben fühle? Der Wind strich so frisch, so belebend salzig über ihre Wangen und Lippen. Ihr war zu Mut, wie sie so oft als Kind es empfunden, als müsse sie sich erheben können und von ihres Wunsches Schwingen allein getragen dahinschweben, ohne die schäumenden Wellenköpfe nur zu berühren, leicht und sicher, wie der Gedanke. Sie fühlte sich so wohl, so frei, losgebunden von irdischen Sorgen. Sie faltete ihre Hände in stiller, wortloser Andacht. Und da die Schwestern einen Psalmvers zu singen anhuben, stimmte sie ein mit heller jubelnder Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht der Toten.

„Wer pocht an meine Chür? Wer will herein?“ —
 „Nach auf! Ich bin's, Dein totes Hüfterlein.“ —
 „Mutter, was bringst Du aus der ew'gen Ruh?“ —
 Stumm tritt sie ein und nickt mir lächelnd zu.
 Wohl scheint sie müde, doch von Tränen bloß,
 Und ihre weiße Stirn ist faltenlos,
 Und eine Helle glänzt ihr im Gesicht,
 Wie wer geschaut des Paradieses Licht.
 Die schönen Augen mild und gütig grüßen,
 Laut weinend flücht' ich hin zu ihren Füßen.
 Mutter, mir sag! s der guten Augen Geiß,

Du liebst mich, Du verstehst mich und verzeihst.
 P nicht entzieh Dein Licht und Peinen Raß
 Dem armen Sohne, der sie nötig hat.
 Wüß' ich dieses Kampfes voll Beschwerde,
 Kein einzig Klümchen gönnt mir ja die Erde.
 Wenn Liebe Gift und Rauch nur Ruhm und Ehre,
 Wenn in Verweilung ich mein Herz verzehere,
 So nimm mich mit Dir in die ew'ge Ruh'! —
 Sie blickt mich an und lächelt kumm mir zu,
 Und da die Abendglocken jetzt beginnen,
 Grüßt sie mich mit der Hand und schwebt von hinnen.
 Aus dem Italienischen des Cesare Rossi von Paul Heyse.

D komm zurück!

Nach Deinem Munde sehnt der meine sich,
 Es drängt an Deine Brust alleine mich,
 Die Seele sinn und träumet nur von Dir —
 P komm zurück aus fernem Fluß zu mir!

Dann küßt ich Dir die Augenlider zu,
 In meinen Armen find'st Du wieder Ruh',
 In Herz und Adern strömt mir neue Luß —
 P komm zurück an meine treue Brust!

Serdinand Hofer.

Merci, mein Herr —

„Sol' mich der Teibel!“ — Nein, ich konnt's nicht
 lassen.

Es muß! heraus, ich wäre dran erstickt.
 Und um mich her Erschrecken und Erblassen,
 Die Rede stockt. Wie alles auf mich blickt!
 Und juß war man so süß im Konversieren
 Und that den Nächsten ab mit sanftem Munde.
 Halbduckle Stimmung, Bengier, keusches Bieren,
 Geheimratsfrieden auf der Caseltunde.

Sol' mich der Teibel! — Ah — — nun wieder Lächeln.
 Torgnetten blinken und die Pamen säckeln,
 Süßsauren Mundes heiß's: Ein Original!
 Da standst Du neben mir im weiten Saal.
 Ich sah des Busens tiefes Athemholen.
 Du reichtest mir die Hand, ich spürt' dein Blut.
 Und plötzlich sprachst du, laut und unverhohlen:
 Merci, mein Herr! Wie gut ein Fluß oft thut.

Rudolf Herzog.

Das Leben.

Das Leben ist mir wie ein Traum,
 Ich schreite durch und weiß es kaum,
 Daß jeder Schritt ein Tag.

Und jedes Glück, wie reich es sei,
 Schlägt mir mit rauher Faust entwei
 Per harre Stundenschlag,

So daß mir Glück und Leid verrinnt
 Und ich kaum weiß, wann es beginnt
 Und wann es enden mag

Stefan Zweig.

Der Traum eines Freiwilligen.

Wenn ich heim von den Philippinen komm',
 Wünsch' ich mir Coasse nicht,
 Kein prunkhaft Schwerc noch Trinkgefäß,
 Kein Gastmahl noch Gedicht.
 Nur einen Tisch gedeckt für zwei
 Zum angewohnten Feß,
 Mit lockren Cörtchen, heiß und weiß —
 Zwei Dukend wär' das Best'.

Vergeßt mir nicht den Apfelsaft,
 Doch Honigpflümchen süß,
 Mit Ingwerstückchen beigemengt,
 Die Ma stets baden ließ.

Wenn ich heim von den Philippinen komm',
 Wünsch' ich mir Pstischcheis;
 Ein Eierkuchen, nußgefüll,
 Still! meine Nerven leis.

Wenn ich heim von den Philippinen komm',
 Wünsch' ich mir derbe Koff,
 Doch ohne jenen Nachgeschmack
 Von Feuer, Rauch und Roff.
 So seid bereit, und auch mein Stuhl
 Am alten Plake seß,
 Dann häng' ich meine Feldmüh' auf
 Und seß' mich hin zum Thee.

Aus dem Englischen der Minna Irving von Max Riefewetter.

Michal.

Vor Davids Haus in Ascalon,
 Philistervolkes Spott und Hohn,
 Der Schädel Sauls am Pfeiler hing,
 Als David Kron und Stab empfang. —
 Die Lade Gottes, unbekannt
 Der Menge fast, zu Baala stand.
 Der neue König sprach: „Sie soll
 Auf Zion stehen gnadenvoll!“
 Und bracht' vor allem Volk zuhaus
 In großen Ehren sie herauf
 Mit Pauken- und Posaunenhall,
 Mit Cymbelklang und Jubelschall.
 Es sangte der Leviten Schar
 In seinem linnenem Calar
 Der Lade vor, und Schritt für Schritt
 In gleicher Tracht der König mit.

So kam der Zug an Davids Haus.
 Da schaut zum Fenster bleich heraus
 — Gefegnet war ihr Mutterleib —
 Die Tochter Sauls, des Königs Weib.
 Der Anblick schneidet ihr ins Herz;
 Sie denkt an ihres Hauses Schmerz,
 An Vater, Brüder, und verflucht
 Den Tag, da Er sie heimgeführt,
 Den hent, weil Alles ihm geriet,
 Dort unten fromm sie tanzen sieht:
 „W könnt' ich rächen Sauls Geschlecht!
 Du, David, bist ein Pfaffenknecht!“
 Frau Michal rief's, und eh' das Jahr
 Der Königswahl vorüber war,
 Gebar sie ihm den ersten Sohn.
 Der ward geheissen — Absalom.

Jh. Vulpinus.

Geneßung.

In Fieberträumen war ich glühumfaugen.
 Mich dürstete so heiß nach einem Trank —
 In laugen Bächlen voll von schwerem Baugen
 Schwand Hoffnung mir und ward das Herz mir krank. —

Da reichten Deine Hände mir die Lade. —
 Ich schlürfte sie in vollen Zügen ein,
 Erlösend ruft mich diese Himmelsgabe
 Zur Auferstehung aus der Todespein.

Zu solchem Mut entschafest Du die Klagen,
 Die mir entriß unheiliges Geschick —
 Gefüßel nun zu feischen Kampfestagen
 Begegne ich der Zukunft dunklern Blick.

Bekümmt hast Du meiner Sinne Coben,
 Mir eingeflüßelt ein hoffnungsreiches Glück!
 Mit neuen Kräften, und das Haupt erhoben,
 Wend' ich gefaßt zum Leben mich zurück.

Eena Ludwig.

Spatzenmoral.

„Bleib sitzen auf dem Blütenbusch!
 Bleib sitzen auf dem dürrern Ast!
 Entfall're nicht mit leichtem Fusch,
 So lang du noch ein Nestchen hast.“

Der alte Spatz belohnt den Saz
 Das junge Vöcklein piepst ihm nach.
 Verflohten lugt die schwarze Kack'
 Herüber von des Nachbars Dach.

Der jüngste Sohn fiel aus dem Nest:
 Der Vater haut und kraß ihn auf.
 Die andern saßen eng gepreßt
 Und hörten nicht zu jammern auf.

Der Älteste, ein Thunichstanz,
 Flog auf den Kirnbarm hoch hinaus
 Und piß: „Ich bin ein junges Blut!“
 Und meidel seiner Alten Hans.

Und hofft mit dem und jenem Schatz,
 Und Elternwort und Zeit verrinnt
 Poch schließlich fühl der junge Spatz
 Im Nachbarrest mit Weib und Kind.

Und liebt sein Nest und seinen Ast,
 Und sei er grün, und sei er kahl
 Und pfeift, zeugt Kinder ohne Raß,
 Und schwärmt für Ehe und Moral.

Sein Jüngster aber macht ihm Not.
 Das ist ein grüner Optimist
 Und fündel sicher noch den Tod
 Durch Raken- oder Spaltenlist.

Und siehe, er gedenkt mit Ken'
 An seines alten Vaters Wort,
 Und aus des Jungen Nest auf's neu
 Pfeift's fort und fort, in einem fort:

„Bleib sitzen auf dem Blütenbusch,
 Bleib sitzen auf dem dürrern Ast!
 Entfall're nicht mit leichtem Fusch,
 So lang Du noch ein Nestchen hast.“

Otto Michaeli.

Einsamkeit.

Im Dämmerchein verblassen Feld und Fluß.
Wie hat der Tag so hell und schön begonnen,
Als ob ein Meer von tausend warmen Sonnen
Durchleuchtete die harrende Natur.

Nun seh' ich einsam hier am Waldesrand
Und horche auf das große, schwere Schweigen —
Seh' unter mir die weißen Nebel steigen
Und leise, leise schleichen übers Land.

Und leise, leise laucht empor die Nacht
Und birgt die Welt in ihrer stillen Hülle.
Ein Traum von Tenesabliß'n und Sommerfülle
Verstohnt und bettet sich zur Ruhe sacht.

Und durch die stummen Nebel her zu mir
Seh' ferne ich ein einsam Lichtlein blinken —
Seh' meiner Sehnsucht heiße Augen winken —
Doch ach — kein Weg führt durch die Nacht zu Dir!
Gertrud Klett.

Schlaf' ein . . .

Der Frühling tappt zum Chor herein
Mit vollem Blütenregen;
Schlaf' ein, mein dunkles Herz, schlaf' ein,
Du liegst auf seinen Wegen.

Sein Liebesgenuß und Trenchensücht
Lacht ärmsten Erdenräumen . . .
Schlaf' ein, mein Herz, von all' dem Glück
Du träumen, zu träumen!

Du liegst in sternloser Nacht
Verkümmert und verlassen —
Getrost! Er wird Dich göttlich sacht
In rote Rosen fassen.

A. R. T. Cielo.

Vagans scholasticus.

Schlaun' Dirlein, spul' Dich,
Füll' mir den Krug:
Des Lebens Erbsfal
Nah! früh genug.

Heut lacht uns die Sonne,
Morgen vielleicht,
Der Wein ist ein Tröster,
Der Sorgen verschwendt.

Das Leben ist frohlig,
Kennt keine Gnuß,
Der Jugend Wähnen
Bleibt eitel Dunst.

Der Schwache erzittert
Vor'm Mäch'gen der Welt,
Leib, Seele sind häußlich
Für schändes Geld.

Man jagt nach dem Glücke
Phu' Ruh' und Raß,
Man hofft, nun hat man's —
Und hat's verpaidt.

Im Wein ist alleine
Kein Falsch und Trug;
Schlaun' Dirlein, spul' Dich,
Füll' mir den Krug.

Karl Koderich Goos.

Sommersehnen.

Tiefe Schatten lagern auf den Bännen:
Leise spielt der Wind mit jungen Zweigen.
Durch den Garten zieht ein banges Träumen
In das große, sommerschöne Schweigen. . . .

Und ich lausch' dem Schlaf' der jungen Erde,
Sehnsuchtsbange, der Natur verbüßert;
Ahndend, daß sie mir zum Tröste werde,
Und das Sehnen, das mich lehrt, erwidert. . . .
Rudolf Stern.

Ergeben.

Die Leier schweigt und klingt nicht mehr,
Sie ruht im wohl verwahrten Schrein.
Dort schloß ein böser Geist sie ein.
Der Mund ist stumm und singt nicht mehr.

Das Herz ist tot und ringt nicht mehr
Nach Zielen, die unnahbar sind.
Die Träume längs verweht im Wind:
Mein Stern der Liebe blinkt nicht mehr! —

Die Saite ruh und schwingt nicht mehr
Wie einst im hellen Jubelton:
Es blieb nur Spott und halter Hohn.
Selbst Telhes Becher winkt nicht mehr.

Edgar Keimerdes.

Der junge Schwan.

Es goß ein ungeflümmter Frühlingsregen
Mit lautem Klatschen in den Teich hinab.
Zwei Schwäne zogen her mit stillen Schlägen,
Die Flügel wippten leise auf und ab.
Vornehm die starren Häuse. Hin und wieder
Die Schnäbel sanken auf die Brüste nieder.

Da rauscht das Wasser. Durch den Regenschwall
Ein and'rer Schwan, ein junger, strebt ans Land,
Schon greift sein Fuß ins Gras. Da horch! ein Schall!
Die beiden andern haben sich gewandt
Und lausen nun mit ausgespannten Schwingen,
— Hoch rauscht das Wasser auf! — ihn zu bewingen.

Stumm ist der Kampf. Der Alte beißt sich fest
Und jert am Federwald des Land-Ecklummers.
Der schlägt gewaltig mit den Flügeln, preßt
Sich an die Erde, achsel des Gewinnners
Des bangen Pritzen nicht und reißt und flügel,
Den Blick nach oben, wo das Afer hügel.

Herrlich: der stolzen Vögel machtvoll Ringen!
Wie schimmert hell ihr Weiß, durch Braun und Grün!
Wie lebensvoll die großen, lachen Schwingen,
Aus denen blühend Regentropfen sprüh'n! —
Da schau! Der junge Schwan: Ein leichtes Wagen!
Ins Wasser sieht er den Besiegten schlagen. —

Und steigt er ruhig aufwärts, prustet kaum,
Dreht sich nicht einmal mehr zu beiden nieder,
Und wackelt langsam hin zu einem Baum. —
Hier bleibt er, reinigt sorglich das Gefieder,
Und blickt dann hoch und schlägt so still die Schwingen,
So in sich selber froh — als wollt' er singen. —

Karl Leopold Mayer.

Frühlingsabend.

Rothkehlchen flüstert kummervoll
Es trauert um den Frühlingstag.
Still ruht der Busch, der laut erscholl
Vom Anseltschlag.

Im Weiher spiegelt sich das Blau
Des Abendhimmels glänzend ab.
So wie der Spiegel einer Frau
Ihr Antlitz gab.

Die Sonne sinkt; Rothkehlchen schweigt;
Am Hange lockt ein Feldhuhn sacht.
Und aus dem dunkeln Weiher steigt
Die Frühlingsnacht.

Hans M. Grüninger.

„Du weißt mir aus . . .“

(Nach Horaz' „Vitas hinc lico me similia, Chloë . . .“)

Mein blonder Schatz, Du weißt mir aus!
Ein Rehlein scheu
Folgt so getreu
Der Mutter durch des Waldes Graus!

Ein Blättlein fällt, der Frühling weht,
Eidechsen rauscht —
Da seht's und lauscht,
Sein Herzchen pocht, sein Knie erbebt.

Merk auf! Bald knüpft ihr heimlich Band
Die Minne an,
Dann schenkt dem Mann
Sein Herz Du oder doch — die Hand!

G. Paulschneider.

Wenn der Tag zur Rüste geht . . .

Wenn der Tag zur Rüste geht
Sprössen gold'ne Sterne
Aus des Himmels Blumenbeet
In der blauen Ferne.

Schauen Dich so freundlich an
Und ihr leises Grüßen
Wandelt leicht zu Dir heran
Auf den gold'nen Füßen.

Goldnen, wie des Glüdes Lauf
Ist der Lauf der Sterne,
Gerne flög' Dein Herz hinaus.
Durch die blaue Ferne.

Schlummertrunken schleicht die Nacht
Langsam durch die Fernen,
Aber Peine Sehnsucht wacht
Nach den gold'nen Sternen.

Heinrich Heide.

Abend.

Schon wird es dunkel im Geheq',
 Nur Federmäuse huschen scheu
 Die Nachgedanken überweg,
 Die ständig kommen alt und neu.

Fern tragt noch eines Koffes Fuß,
 Der Tag reit' still ins Land hinans,
 Rings folgen seinem Percencuf
 Die Leiden all von Haus zu Haus.

Aud hinterdrein schleicht scheu die Nacht
 Aud schlägt der Welt den Mantel um,
 Kaum daß am Baum ein Mund noch lacht,
 Dann steht das Leben starr und stumm.

Aud alle Lichter, die geplüht
 In Stillverhalt'nes Menschenleid,
 Sie flimmern fern noch weich und müd, —
 Sterne am nächl'gen Himmelskleid.

Sriedr. Caselle.

Die Amsel.

In mein Zimmer jeden Tag
 Jubelt einer Amsel Schlag.
 Von dem Schornstein auf dem Haus
 Schmettert sie ihr Lied hinans.
 Schließ ich meine Augen zu,
 Cräum ich Lust und Waldesruh.

Locht Dich schon das bißchen Grün
 Aud das bißchen Blumenblüh'n,
 Pas den Hof so ärmlich schmückst
 Aud mein Auge doch entzückt?
 Wenig auch, Du brauchst nicht mehr,
 Aud Du singst Dein Herz nicht leer!

Deine Lust, sie ist auch mein,
 Aud mein Glück nur Sonnenschein!
 Cräum ich auch von Wald und Bach,
 Aber Siebel nur und Pach,
 Crag ich auch die Menschennol,
 Kämpfen müssen für sein Brod:

Am den Schornstein blaue Lust
 Aud ein Windhauch Waldesduft,
 In den Hof ein grüner Baum,
 Bißchen Stille, bißchen Traum,
 Aud es dauert nicht gar lang,
 Quillt im Herzen mir Gesang.

Camillo V. Susan.

Das Dienstjubiläum.

Gefeiert, umringt im geschmückten Saal,
 Steht gerührt der General,
 Schüttelnd manch' Händchen und manche Hand,
 Croppf ihm ein Chränlein ans Ordensband.

Unter die Träger stoßhingender Harnen,
 Die alle hier zusammenkamen,
 Wischte sich auch ein Gratulant,
 Der schlichtweg sich nur „Karl“ genannt.
 In ihm erkennst der General
 Seinen alten Burtschen von damals;
 Als Deutschland wider Frankreich stritt,
 Wachten sie beide den Feldzug mit.
 Aud beide wurden durch eine Schlacht
 Mit dem eisernen Kreuz bedacht.
 Sie haben's heute angelegt
 Aud beide beglücken sich, frohbeweegt.
 Auch die Kinder vom General
 Kennen den alten Karl noch all,
 Sind mittlerweile groß geworden,
 Tragen Mittel, tragen auch Erden.

Vor Freude glänzt Karl wie ein Ephenblatt,
 Wenn's eben frisch geregnet hat. —
 Als er zu Tisch wird engagiert,
 Spricht er drauf ganz ungeniert:
 „Ei, un natürlich, Herr General,
 Konnt' ich um Dreie zum Mittagsmahl!“ —

— Die Uhr schlägt drei, es fehlt jedoch
 Der alte Karl, man wartet noch
 Aud wartet — hat er's etwa vergessen,
 Paß er bei Generals soll essen?
 Endlich — da er nicht erschien —
 Seht man zur Casel sich ohne ihn.

Die erste Suppe dem Jubilar,
 Dem würdigen Herrn im Silberhaar —
 Sie wird ihm gereicht mit zitternder Hand,
 Da hat er erkannt sich ungewandt —
 Aud hinter ihm steht, in verscholl'ner Tioree,
 Der Ireue Karl, der Burtsche a. D.,
 Mit dem Kreuz auf der Brust und lächelnden Bienen
 Der pünktlich um Drei zum Diner erschieden.

Kudolf Gärtner.

Mittag.

Die Blumen neigen sich, ein jedes Blatt
 Hängt an den Räumen nieder, weh und matt.
 Ein Cräumen alles hier gesangen hält —
 Die Mittagsstihre pflert über'm Feld.

Die Biene summt, und schläfr'ig rauscht der Bach,
 Sein leises Murmeln hält die Vöglein wach.
 Sie schauen müde in die sonn'ge West —
 Die Mittagsstihre pflert über'm Feld.

Ezzie von Wertenholz.

Abschied.

Einem Tag, eine Nacht war uns Eros Geselle,
Singend und spielend hielt er die Nacht,
Und er strömte Musik in unendlicher Welle
Über uns aus durch Dunkel und Helle,
Hemmt' des Fluges sanftende Nacht
Einem Tag, eine Nacht.

Er verbarg uns, der Gott, mit den leuchtenden Schwingen
Vor der Späher und Beider Verdacht,
Er verbarg uns in Myrten und weißen Springen,
Als wir Flücht'gen uns selig umfingen.
Fleisch und Geist verschmolz er in Pracht
Einem Tag, eine Nacht.

Poch sein Flug kann nicht rasten, sein Fuß nicht verweilen,
Sieh', es ward Morgen, eh' wirs gedacht.
Laß' ihn mächtigen Schwungs nun die Lust theilen,
Während wir leise den Myrten enteilen.
Höchste Rönne der Liebe, sie laßt
Einem Tag, eine Nacht.

Aus dem Englischen des Algernon Charles Swinburne von Robert S. Arnold.

Maienlied.

Die Nachtigall schlägt unter'm Jasminad,
So voll, so brünstig — heiß —,
In blüh'nden Gärten wird die Liebe wach
Und küßt und hichert leis.

In diesem Saft, der so bezauschend weht,
Wie ist es schön zu zwein!
Ich aber, der nur im Vergang'nen lebt,
Schleich still durch Wief' und Hain.

Hellsilberu gleißt im Mond der Hferand
Blaudunkel rauscht der Strom.
Hoch über mir, der Seel'gen lockend Taud,
Wölbt sich der Sternendom.

Kann daß vom Pors ein Taul sich her vector
Und in das Rauschen klingt . . .
Ich lausch und schau bethräulen Ang's empor,
Und meine Seele singt!

Und meine Seele schluchzt ein Maienlied,
So brünst'ger Liebe voll,
Wie heines Tempes Nachtigallensang,
So brünstig je erscholl!

So wund' vor Sehnsucht, daß ihr jeder Ton
Ein süßes Sterben ist . . .
Ach liebes Herz, daß in dem Maienglück
Du so alleine bist! —

Alexander Dade.

Juni.

. . . Jasmin und weißer Flieder
Puffen so schwül die ganze Nacht . . .

Fern her, vom Nachtwind herüber gebracht
Klingen schluchzende Lieder . . .
Wo die Wellen entzweien laßt
Zwischen den schlanken Weidenzweigen,

Die sich durstig zur Tiefe neigen
In der schwülen schweren Nacht.

Leiser Schimmer umhüllte mich wieder . . .

Aber Jasmin und weißer Flieder
Puffen so schwül die ganze Nacht . . .

Carl Hermann Becker.

Gräber im Morgenrot.

Die stillen Gräber steh'n im Morgenrot.
Das schwarze Kreuz, den weißen Marmorstein
Umgeben strotz des Morgens Purpurschein, —
D' rotes Leben über schwarzem Tod!

Und stärker noch von Flammenschein umloht
Stehl dort ein Kreuz, es schlugen's Rosen ein:
Strotzte Rosen, rosenfarb'nes Sein;
Sie spollen lachend über Kreuz und Tod.

Es ist der Welt urewig Zwiegesicht:
„Reich deine Hand, o Tod!“ so ruft der Schmerz;
Am schwarzen Kreuz Erlösung sucht das Leid,

Poch Lust will Tod und will Erlösung nicht
Lichttrunken hebt den Blick sie sonnenwärts;
Sie will das Leben, will die Ewigkeit.

Hugo Sachs.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Waldesgefißt.

In unendlicher Fülle strömte das goldene Sonnenlicht über den weiten Südbhang des Waldgebirges und entzündete rings wundervolles Farbengefumel. Noch waren die Bergwiecen von den Regengüßsen des Juni fastjaggrün. Zwischen dem Graswuchs, seitwärts der Wege und am Raim des jetzt sanft dahingleitenden, jetzt einmal über Stod und Stein hüpfenden Baches, der von dem jagenberühmten Berggipfel herabtam, blühten rote Weidenröschen und weiße Brombeeren, gelber Hahnenfuß und hundertertei andere Blumen bunt durcheinander. Darüber tiefblau, wie selten im Juli, das Himmelsgewölbe, mit seinem Rande sich auf den breiten Streifen der das Wiesengebiet umgebenden Wälder aufbauend. Eine Wonne, dies alles anzuschauen!

Aber es war auch heiß, sehr heiß an diesem prachtvollen Sommersonntag und die Lentchen, deren Häuser über die Halben zerstreut lagen oder sich im Flecken Brunerode zusammendrängten, hatten die Woche über schwer gearbeitet. Da hielten sie sich lieber daheim in Ruh' und Schatten, als daß sie die lichtübergossenen Wege über die Wiesen hier- und dorthin nach der Waldfrische riskierten. Und Sommergäste, die auch schattenlose Pfade nicht scheuen, gab's zu der Zeit, von der ich erzählen will, noch nicht im Ort.

Nur einer war's, den schien die Hitze nicht anzufechten, obwohl er nicht wie der stärkste ansah, ein blasser junger Mann von knapp fünf- und zwanzig Jahren. Das war der Herr Provvisor Angelo Fröner, seit letztem Renjahr Verwalter der Apotheke zum goldenen Löwen in Brunerode. Sie gehörte der früh verewinneten Frau Klapproth und deren Kindern, der achtzehnjährigen Richarde und einem jüngeren Sohn, der sich als Gymnasiast in der Kreisstadt in Pension befand.

Nach dem Tode des Prinzipals war Herr Angelo Fröner bereits der zweite Verwalter; sein Vorgänger war ein älterer Mann gewesen, der im Dienst das Zeitliche gesegnet hatte. Der Personen-

wechsel hatte in das Leben im goldenen Löwen wenig Änderung gebracht. Zwar war an Stelle eines Grantopfs mit mäßiger Glage ein Jüngling von starkem braunem Haarwuchs getreten, aber beide ähnelten sich in auffälliger Schweigsamkeit, sowohl hinterm Rezeptiertisch wie auch am Mittags- und Abendtisch der Frau Prinzipalin; nur daß der vorige Herr Provvisor immer stillvergnügt vor sich hingeschaut hatte, wogegen über Herrn Angelo meist vergrännte Wiene nicht selten ein Schatten verborgener Leidenschaft hinhuschte und in seinen tiefliegenden Augen hin und wieder verhaltener Glanz aufblitzte. Doch das störte seine Hausgenossen wenig. Die Frau, ganz vom Wirtschaftsinteresse erfüllt, hatte dessen überhaupt nicht acht und war zufrieden, daß der neue Verwalter seiner Stelle ebenso gerecht wurde, wie der andere. Richarde aber, ein stillbescheidenes Mädchen von eigenartiger madonnenhafter Schönheit, war von Kindesbeinen an dem alten Provvisor dermaßen zugethan gewesen, daß sie seinen Erbanmann nicht gleich mit besonders günstigen Augen anzusehen vermochte; daher schenkte sie ihm von vornherein nur die allernotwendigste Beachtung und fand also wenig Gelegenheit, das Spiel seiner Wiene zu lesen und zu deuten.

Hätte sie dies aber gethan, so würde ihr bald klar geworden sein, daß Herr Angelo Fröner neben seinen geschäftlichen Dingen nur in Augen für sie hatte und daß seine Blicke mit Inbrunst an ihrem Antlitz und ihrer Gestalt hingen.

Diese heiße und doch so schene Liebe war beim ersten Anblick des Mädchens über ihn gekommen. Am Renjahrsabend war's gewesen, gleich nach seiner Ankunft. Frau Klapproth hatte ihn ans der Apotheke in das dahinter belegene, noch unerleuchtete Wohnzimmer geführt. Da war gegenüber die Thür aufgegangen und Fräulein Richarde hereingetreten, eine brennende Kerze, die sie in der linken Hand trug, mit der rechten gegen die Zugluft schützend, so daß das volle Licht auf ihr Antlitz fiel. Und dieses war dem jungen Mann so wunderschön erschienen, wie

er noch seines gesehen hatte, weder in der Wirklichkeit noch im bunten Traumleben seines regen Geistes.

Seitdem beherrschte die Schynucht nach dem Besitz der reizenden Richarde sein ganzes Wesen. Aber seine Verhiloffenheit und Unberediamkeit, sowie eine fromme Scheu vor dem Mädchen, auf dessen Scheitel er noch immer den Heiligenschein sah, den an jenem Neujahrsabend Kerzenlicht und Phantasie hervorgegaubert hatten, erstickten ihm auf der Zunge jedes Wort eines Geständnisses und selbst nur einer Andeutung seines tiefen Gefühls. Da verzehrte ihn denn die verhaltene Mut seines Innern und nahm ihm die Farbe der Gesundheit von den Wangen. Aber nicht sie allein, auch Eifersucht hatte Teil an dem Zerwürfnißswerk.

Kurze Zeit nach Anfunft des neuen Verwalters war ein anderer junger Mann in Fränlein Richardes Gesichtskreis getreten, Herr Otto Mißbieter, der Sohn des Brunneröder Glasbüttenbesizers. Dieser Jüngling, nahezu gleichalterig mit dem Provinzior Angelo, hatte mehrere Jahre der Heimath fern als Techniker gewirkt und war nun gekommen, um die Fabrik des Vaters zu übernehmen. Stattlich von Gestalt, von fröhlichem Wesen und freiem Blick, hatte er schnell und ehe der schweigsame Liebhaber sich dessen versehen, die Neigung der schönen Richarde gewonnen. Als Jener sich über diese Thatfache und die Gewißheit seines Verlustes klar ward, da war es zu spät für ihn geworden zum Reden und Handeln.

Der junge Fabrikant war nun ein häufiger Gast im Hause der Frau Klapproth, warmherzig ersah von der Tochter, wohlgeleitun von der Mutter, gehaft und verabscheut von dem unglücklichen Angelo. Seitdem Fräulein Richarde von ihrem gerechten Liebesglück bejelig war, begegnete sie dem schweigsamen Hausgenossen mit größerer Freiheit und Freundlichkeit, als vordem; es war, als müßte sie aus dem reichen Schatz ihres Herzens ringsum Almosen verteilen. Dies neue Benehmen schürte bei Angelo zugleich die Liebesglut und die des Hasses.

Nun nahm auch das Fräulein den Widerchein dieser Leidenschaften, der häufig auf seinem Gesicht zuer, wahr und erkannte rasch mit weiblichem Scharfsinn, wie die Sache stand. Aber es entging ihr auch nicht, daß er sich selbst in Zucht nahm, und da sie fortan teils aus Mitleid mit ihm, teils um ihres eigenen und des häuslichen Friedens willen ihr Möglichstes that, ihm sein Bestreben zu erleichtern, so vergingen die Tage ohne Störung. Selbst als die Verlobung des jungen Herrn Mißbieter mit der schönen Richarde veröffentlicht wurde,

that der kreuzunglückliche Angelo nichts, was gegen Sitte und gesellschaftlichen Brauch verstoßen hätte. Wortfarger indeß, soweit dies noch möglich war, und blaffer von Angeischt und unstätter von Blick ward er von Tag zu Tage.

Da war jener leuchtende lachende Sommertag über Brunnerode und die umliegende Bergwelt aufgegangen und Herr Angelo Fröner, der seinen freien Sonntagsnachmittag hatte, stieg unbekümmert nun die jengende Höhe neben dem Wildbach hinauf dem fernen Walde zu. Auch der im flutenden Glanze sich darbietenden Pracht der Natur achtete er nicht, weder der Schönheit des lichtgrünen, buntgestickten Teppichs der Falden und seiner von tiefstem Grün allmählich in dümmriges Blau übergehenden Fortsetzung auf den walbigen Höhen, noch achtete er der sanftgeschwungenen Linien der Bergzüge und der Majestät der azurblauen Himmelskuppel. Er hörte nicht, wie der munter ihm entgegeneilende Bach rauschte und rannte, als wolle er ihm den Sinn nun vernahmen, nun begütigen. Er sah nichts als die Wilder, die ihm sein angeregtes Hirn zeigte und die ihn quälten, und hörte nichts als wüste Stimmen seiner Brust.

Er schritt nicht gar schnell vorwärts, nur so, wie es bergan bräuchlich ist. Dennoch machte er von Zeit zu Zeit einen kurzen Halt, aber nicht um sich zu erholen, sondern einen schnellen schenen Blick nach dem Grunde zu schicken, wo die Schindeldächer von Brunnerode glänzten, oder vorwärts, einem fernen Ziel entgegen. Dann griff er auch wohl einmal hastig in seine Brusttasche und fühlte nach einem Gegenstand, der durch ziemliches Gewicht sein Vorhandensein ohnehin bewies. Aber Angelo Fröner trug zum ersten Mal im Leben einen scharfgeladenen Revolver bei sich und die Waffe war ihm heut über alles wert. Und wenn er ihren Griff packte und sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig in der Tasche hob, dann kuirschte er mit den Zähnen und seine Augen funkelten unheimlich.

„Schuß!“ zischte er zwischen den Lippen hindurch und sah den verhassten Feind wie leibhaftig vor sich. Er sah ihn, wie er ihn heut Mittag auf dem Hausflur gesehen hatte, zärtlichen Abschied von dem herzigen Mädchen auf wenige Stunden nehmend. „Wenn ich mit dem Stattenberger Förster das Holzgeschäft abgemacht habe, keh’ ich durch den langen Grund heim,“ hatte der junge Mann zu seiner Braut gesagt und sie ihm die beinah selbstverständliche Antwort gegeben: „Dann werd’ ich Dir zwischen fünf und sechs Uhr eine Strecke entgegen gehen, Schatz.“

Angelo Fröner aber, als er sich diese Szene jetzt wieder vor Augen führte, lachte hämisch und rief: „Ja, such' ihn Dir dann nur auf, mein Kind!“

Und er schaute mit granenhafter Deutlichkeit ein Ereignis, von dem er gestern in der Zeitung gelesen hatte. Dies Ereignis mußte sich, dessen war er gewiß, heute wiederholen, an anderer Stelle, dort, wohin er jetzt ging. Das in der Ferne Geschehene verlangte zaubermächtig nach einem Zwillingsgeschehnis.

Angelo Fröner hatte sich seit Jahren mit dem Phänomen der Doppelgängerei der Ereignisse beschäftigt und war allmählich sonderbaren Wahnideen von der Bedeutung dieser Erscheinung verfallen. Phantast war er von je gewesen. Das steckte ihm im Blut. Auch sein Vater hatte Schrecken über die Massen gehabt; eine der tollsten vor mehr als einem Vierteljahrhundert, indem er nach Italien gereist war zu keinem anderen Zweck, als um eine schöne Italienerin kennen zu lernen, zu heiraten und solche echte Blume des Südens als köstliches Prunkstück in die Häuslichkeit eines Berliner Apothekenbesitzers zu verpflanzen. Der Streich war ihm gelungen, ja mehr als das, er hatte unverdient Glück gehabt und in einem Abbruzzemeist eine hübsche, sehr verständige Frau gefunden, die es trotz ihres Kadebrechens in der deutschen Sprache wohl verstand, dem Gatten zur gehörigen Zeit den Kopf zurecht zu setzen. Ihr Sohn hatte von ihr nicht viel mehr als das brünette Äußere und den fremdländischen Vornamen; seine phantastische Anlage stammte vom Vater; die Verschlossenheit seines Wesens war angeborene Eigenheit, gesteigert durch schwere Schicksalsschläge, die dem Jüngling die Eltern und bald darauf das väterliche Erbe geraubt hatten.

Außer andern, mehr oder minder harmlosen närrischen Ideen hatte er die feste Ueberzeugung, daß die Erscheinung der Duplizität der Ereignisse sich ganz besonders an seine Person herandränge.

Wer kennt sie nicht, diese wunderbare Lame des täglichen Lebens? Wer ist nicht schon in Erstaunen geraten über die eigenartige Fügung, die allerlei Geschehnisse, unbedeutende und wichtige, rätselhaften und leicht erklärliche so oft zu zweien auftrifft? Wer hat nicht einmal einen zufälligen, ihm bisher unbekanntem Namen gehört, ohne kurz darauf durch die Wiederholung desselben Namens an ganz anderer Stelle überrascht worden zu sein? Wem ist es nicht schon passiert, daß er, kaum heraus aus der Verwunderung über einen absonderlichen Unglücksfall, alsbald durch einen neuen gleichartigen in Erregung versetzt wurde?

Wie oft kommt es nicht vor, daß uns ein lieber Gegenstand verloren geht und wir gleich hernach den Verlust eines andern, ebenso lieben Stücks zu beklagen haben? Und weiter — man denkt an einen guten Freund, den man lange nicht gesehen hat — wahrhaftig, da hält man schon die Zeitung in der Hand, in der es nun seine Verlobungs- oder gar Todesanzeige zu lesen giebt. In unendlicher Mannigfaltigkeit solcher Kombinationen zeigt sich die Doppelgängerei der Thatfachen. Der besonnene Mensch schaut ihr nach, wie er ein sonderbares Naturereignis betrachtet, belustigt, erschüttert, in heiterer Gelassenheit, je nachdem; aber er giebt sich keine Mühe, ihr Wesen zu erforschen, denn er fühlt oder weiß, daß sie nichts anderes ist, als eine eindrückliche Erscheinungsart des Zufalls. Dem Phantasten aber vermag sie zum wichtigen Problem zu werden.

Und das war der Fall bei Angelo. Seinen Geist erregte die häufige Wahrnehmung dieses Phänomens; er fing an, über dessen Ursachen und Wirkungen nachzudenken; er glaubte bald, eine Gesetzmäßigkeit in den einzelnen Phasen der Erscheinung erkannt zu haben und ging dieser Wahrnehmung grübelnd nach. So kam es denn, daß er im Wahn seines Wahnes allmählich begann, bei den einfachsten Geschehnissen alsbald an den Eintritt des Wiederpiels zu denken, darauf zu hoffen oder sich davor zu fürchten. Zwar traf dann gerade das Gehoffte oder Befürchtete meistens nicht ein, gleichwohl hatte er hin und wieder einmal die Genugthuung, nach dem dritten Ereignis das erwartete Zwillingereignis zu erleben. Und diese Ausnahmefälle genügten ihm, die eigenartige Erscheinung in ein seiner Person angepaßtes System zu bringen, dem er fortan Einfluß auf manche seiner Handlungen gestattete, so daß er häufig, nicht etwa vorzüglich, sondern wie aus innerer Notwendigkeit, dem Zufall vorgriff und allerlei anstellte, was geeignet war, das Zwillingereignis herbeizuführen oder ihm wenigstens das Eintreffen zu erleichtern.

Auch seine in der Heimlichkeit des Herzens gehegte Neigung zu der schönen Richarde glaubte er von der Macht jener Doppelgängerei berührt. War es nicht etwa ein Zwillingesgeschehnis unseligster Art, daß gleich, nachdem er sich in das holde Mädchen verliebt hatte, ein neuer Liebhaber ins Haus gekommen war? Und mußte nicht diesem Schlage, der ihn in das innerste Mark getroffen hatte, bald ein neuer schwerer Schicksalschlag folgen? Angelo sah ihm mit peiniger Erwartung entgegen, kaum mit Furcht, eher mit wildem Fatalismus,

denn er fühlte sich tief unglücklich, und was kommen konnte, mochte eher sein Leid enden als es mehren.

Noch immer fluteten Licht und Heiterkeit aus schier unergründlichem Vorn über die Bergwelt. Aber im Kopf des blaffen Wanderers, der durch den langen Grund hinausstieg, der Gegend zu, wo der Weg nach der Stattenberger Förterei abzweigte, trieben gränliche Gedanken ihren Spn.

Wieder und wieder erlebte er in verstörtem Geist die schwere Mißthat, von der er gestern in der Zeitung gelesen hatte. Nicht weit von Brunnerode, in der nächsten größeren Stadt, hatte ein verschmähter Liebhaber den siegreichen Nebenbuhler und dann sich selbst erschossen. Mache! Mache am Häuber des Liebesglücks! Und Ruhe, ewige Ruhe dem gemarterten Herzen! Noch deckte die Scholle die Toten nicht, aber schon war es Zeit, daß der Doppeltgänger des blutigen Ereignisses hervortreten mußte als neuer Schrecken der Menschheit! Und ihn selbst, ihn, Angelo Fröner, hatte das Schicksal aussersehen zur Erfüllung dieses Geseges! In seiner Person lagen alle Vorbedingungen, er war der verschmähte Liebhaber, seine Seele war die gemarterte, sein trauriges Erlebnis harrte noch des traurigen Gegenstücks in seinem eigenen Leben. Heute mußte noch einmal geschehen, was vor kaum mehr denn Tagesfrist anderswo geschehen war, heute noch, wenige Stunden bis dahin! Und dann — Ruh' und Frieden. —

Der Wanderer befand sich nun schon seit geraumer Zeit im Walde, aber die Stämme neben ihm waren nur mäßig hoch und das Blätterdach nicht gar dicht, so daß er noch immer in einer Fülle von Glanz ging, der auf Laub und Zweigen lag, auf dem Moosgrund und den flachen Steinen des selten betretenen Pfades spielte und den ganzen Lufbereich wärmeud durchdrang.

Jetzt lief der Fußweg in eine breite Fahrtrasse ein. Hier verhielt Angelo seine Schritte und sah nach der Uhr. Es war kurz nach Vier. Also noch ein paar Stunden Zeit! Noch mindestens anderthalbhundert Minuten, — er rechnete sich's aus — noch zehntausend Herzschläge! —

Senkrecht der Straße bestand der Wald aus hochstämmigen Tannen. „Die schwarzen Tannen“ hieß das Revier.

Der Wanderer wachte sich den Schweiß von der Stirn und ging langsam in den uralten Forst hinein. Auf längerem Umweg mußte er ja wieder dort herankommen, wo die That vollbracht werden sollte. Er hielt die Blicke am pfadlosen Boden, mußte er doch vorsichtig gehen, nun nicht über eine

der mächtigen Wurzeln zu fallen, die hier aus der Erde hervortraten.

Es war still um ihn her, aber er merkte es nicht vor der Unruhe in seiner Brust. Das Tageslicht, obwohl die Sonne noch hoch am Himmel stand, fiel immer spärlicher auf den Moosgrund zu seinen Füßen.

So war er bereits eine gute halbe Stunde seitwärts von der Straße abgegangen, als er plötzlich stehen blieb. Tiefe Stille ringsum. Aber er hatte das Gefühl, als ob gerade dieses lautlose Schweigen ihm Halt geboten hätte.

Er sah vor sich in den Wald hinein. Niesige graue Stämme, ohne Zweig und Nadelzschmuck bis in die gewaltige Höhe, wo sich dann die Kronen dicht ausbreiteten, eine fast in die andere übergreifend. Wie die Säulen eines erhabenen Mänterbaues stauden die Walddriesen da, viele, viele, unzählige.

Und zwischen ihnen und dahinter lauerfame schwarze Finsternis. Der einsame Mensch wandte sich hastig um, als suchte er Hilfe bei dem Tage, den er hinter sich gelassen. Aber aus jeder Richtung schaute ihn jetzt die ewige Nacht dieses Waldes an mit furchtbar erusten Augen.

Er bohrte seine Blicke in das Dunkel, doch es war undurchdringlich, unergründlich. Und eine geheimnisvolle Nacht, die es erfüllte, trat ihm überwältigend entgegen.

Grauen erfaßte ihn, unjähliches Grauen vor der grenzenlosen schwarzen Debe, vor dem schrecklichen Schweigen des Waldes. An die Stelle hielt es ihn geant und er las mit Entsetzen in den Augen der Finsternis und lauschte in Qual der Stimme des großen Schweigens.

Da kam es wie eine Offenbarung über ihn, daß er das Wesen der Vernichtung selbst von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte.

Und sein Grauen wuchs, aber es war nicht mehr das Grauen vor dem ersten Wunder der Waldbestie allein, sondern daneben das Grauen vor dem Frevel, der ihm vor wenigen Minuten noch wie die gerechte Erfüllung eines strengen Geseges geschehen hatte.

Er wollte dem fürchterlichen, schier unendlichen Schrecken entfliehen, doch die Beine versagten ihm den Dienst. Da schrie er in der Angst seiner Seele. Ein heis'rer Miston war's, der sich der Achse entrang. Dann ein lauter Schrei aus voller Brust, weit hineinhallend in den Wald. Da kam die Erlösung, und das Grauen wich von ihm.

Er warf die Waffe, die er bei sich trug, weg und verließ die Stätte, langsam, wie er gekommen war.

Aber nicht scheu und gedrückt, sondern frei von schwerer Last und tollem Wahn schritt er durch den Wald hinaus auf die Flur, wo der Wildbach munter zu Thal floss, wo die Gräser in frischem Grün standen und bunte Blumen dazwischen blühten, wo die blanken Dächer von ferne grüßten und wo über alledem die Sonne schien, die freundliche Hüterin des Lebens.

Leutholds Los.

Man kann die Bevölkerung der Riesentadt Berlin dem Birnamwalde vergleichen, der einst lebendig geworden war, um gegen Macbeths Feste Dunstan vorzudrücken. Aber während in dem furchtbaren Walde der Tragödie Baum an Baum, das will sagen Mann an Mann, in gleicher Richtung und gewiß mit dem nötigen Ellenbogenraum marschierte, sind in dem modernen Birnam die einzelnen Stämme in stetem gebängtem Durcheinandervandeln begriffen. Für Souderart und urwüchsiges Gedeihen ist da wenig Platz vorhanden. Zu dem unanfschlichen Wirbelreigen schleifen nicht nur ganze sich berührende Gesellschaftsschichten allmählich die Gattungsmertmale ab, sondern werden auch die Einzelwesen innerhalb ihrer Kreise einander so ähnlich in Thun und Trachten, Benehmen und Gesinnung, wie es die Natur irgend zuläßt. Originale, an denen Berlin früher keinen Mangel hatte, kommen immer seltener auf, und die wenigen, die in unsern Tagen als Ausnahmen jene Regel bestätigen helfen, müssen bereits mit der Laterne gesucht werden. Sie führen gewissermaßen ein veilchen- oder mimosenhaftes Dasein, je nachdem sie, ihres ästhetischen Wertes unbewußt, im Verborgenen blühen oder aber sich furchtjam vor dem Blick und Hohn der lieben Mitmenschen verstecken.

Ein Souderling ersterer Art war Leuthold Müller, ein junger Mann von gewinnendem Äußern und gutem Kopf und Herzen. In dem Bestandsregister des besagten modernen Birnamwaldes war er als Klavierlehrer aufgeführt und das mit gewissem Recht, denn er lebte vom Erteilen von Klavierunterricht. Aber obwohl er in dieser Thätigkeit Tüchtiges leistete, war sie ihm doch nur Nebenfache. Indem er sich die Grille statt der Ameise zum Vorbild genommen, brachte er's nicht über sich, auch nur eine Stunde mehr zu arbeiten, als er nötig hatte, um die Kosten eines äußerst bescheidenen Lebensstandes zu erschwngen. Seine Hauptbeschäftigung war Träumen; darin unübertrefflich, verdiente er den Namen eines Traumvirtuosen.

Von Hans aus mit Hang zur Einsamkeit und poetischen Ausgestaltung innerer Erlebnisse behaftet, früh verwaist und auf sich selbst angewiesen, inbrünstig seiner Kunst ergeben, geistige Nahrung ausschließlich romantischem Lesestoff entnehmend, war er zu einem Ausbund von Einsiedler und Phantasten gediehen. Die vielen Freistunden, die sein bürgerlicher Beruf ihm ließ, verlebte er in seinem Stübchen in eingebildeten Welten und Zeiten. Wenn er dort am Klavier saß und musizierte oder, auf dem älter-schwachen Sofa hingestreckt, aus der mit unerhört billigem Tabak gestopften Pfeife Wolkentrügel in die Luft blies, streifte seine Seele allen irdischen Stand von den Flügeln und schwang sich auf zu höheren Regionen, wo Form und Farbe, Duft und Ton, Haben und Sein vollkommen, Wunsch und Erfüllung eins sind. Auf dem festen Boden der Wirklichkeit veräuante er's, mit dem ihm anvertrauten Pfunde von Geistesgaben und Arbeitskraft als selbständiger und getreuer Knecht zuwuchern, in der lustigen Märchenwelt dagegen wirkte er Wunderdinge. Was für herrliche Luftschlösser wußte er zu bauen, Wohnungen des reinsten Glückes, der süßesten Seligkeit! Welch ritterliche Abenteuer bestand er, sobald er den geflügelten Rappen bestiegen, der ihn hinwegtrug über das vor den Augen der blöden Menge wogende Dnnitmeer! Dann waren die Ritter von Artus Tafelrunde, Hion und die Haiwonskinder, Roland und Rinaldo Stämper gegen ihn, Siegfrieds Heldenthaten nichts im Vergleich zu den seinigen. Dann kämpfte und siegte er, dann drang er in Zauberhöhlen voll unermeßlicher Schätze und streute Gold und Edelsteine aus in reichem Regen zu endlosem Segen. Dann küßte er Dornröschen wach und andere verwunschene Prinzessinnen und erfüllte sein weites Herz mit der Minne von Freen und Niren.

Es kamen aber auch Zeiten, in denen seine Phantastie milder hohen Anschauung nahm, und zwar je häufiger, je mehr er reifte an Alter, wenn auch nicht gleichwähig an Weisheit und Verstand. Dann träumte er wohl davon, wie er fern vom Lärm der Stadt auf einem reichen Landgut mit prächtigen Gebäuden, weitem Park, saugerefüllten Hainen und schilfsumkränzten Weihern an der Seite einer jungen braun- oder goldblonden Frau von königlicher Gestalt und hoheitsvollem Wesen, eines Prachtexemplars von Geist und Gemüt, das preisenswerthe Dasein führen wolle. Und noch bescheidene Träume kamen, in denen sein Eden nicht einmal ein Landgut war, sondern nur ein kleines rebenberautes Hans in einem schmucken Städtchen, wo die Klavierfuche polizeilich unter-

drückt war und er allein der klingenden Kunst oblag, an der Seite eines weiblichen Ideals, das nun einmal in seine Lustschlöffer hineingehehrte.

Zu das seine Geheißt solcher Träume zwirnte er dann und wann einen gröbereu, vom Wocken der Möglichkeit sich abhangelnden Faden, indem er allen Ernstes überlegte, wie er in den Besitz des prächtigen Landgutes, des schlichten Häuschens gelangen könnte, was solch Gewebe wohl kostete, wieviel er zur Anzahlung auf den Kaufpreis bräuchte, welchen Teilbetrag seines Honorars er monatlich zurücklegen müßte, um in einem Jahr, in dreien, in fünfzen das Ziel zu erreichen. O weh! Da war der Faden gerissen! Er, Leuthold Küller, sparen? Von seinem kärglichen Verdienst? Und sich deshalb etwa noch mehr plagen als jetzt, wo der Tag ihm kaum zwanzig Stunden übrig ließ für den hohen Flug seiner Seele? Unmöglich! Und er gab, wenn er gerade am Klavier geträumt und gerechnet hatte, seinem Unmut über das Ergebnis derartigen unzufälligen Ausdruck, daß in die Herzen der unter ihm Wohnenden Grauen und Verzweiflung einzog. Doch es währte nicht lange, dann strahlten sein Gemüth und sein Vortrag wieder hellen Sonnenschein aus; seine Seele war von dem Distselstebe, dem sie nahegekommen, wieder in die elyrischen Rosenegärten geflattert.

Göttliche Faulheit! Von ihr lassen, um den Plunder des Lebens mit dürrigem Schaumgold zu bedecken? Nein! Der Preis war ihm doch zu gering. Und weiter — war er ihr nicht schon zu sehr verfallen, um sich anraffen und ein Leben nach der Weise der armeligen Alltagsphilister führen zu können? Leuthold war ehrlich genug, diese Frage zu bejahen, und er that's mit einer gewissen Freude an der erkannten Nutzlosigkeit. Göttliche Faulheit — einzige Quelle himmlischer Traumfreuden!

Doch der Gedanke an das kleine Kapital, dessen der Träumer zum Erwerb einer passenden Heimstätte für sich und sein weibliches Ideal bedürfte, kehrt immer wieder. Mühte denn der schüde Mammon durchaus der Lohn für kulimäßige Ausnutzung von Zeit und Kraft sein? Konnte der goldene Segen dem schüschüchtig Harrenden nicht ohne vorausgeschlossenen Schweiß der Arbeit in den Schoß fallen, wie schon so manchem Erdensohu, der vielleicht gar nicht darauf gerechnet und das Glück nicht einmal gehörig gewürdigt hatte? Leuthold mochte nicht daran glauben, daß sich heutzutage, wie der weise Goethe gesagt hat, Schätze nur noch durch das Hantelwort:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Arode Feste!

beschwören lassen. Er war fest davon überzeugt, die Göttin Fortuna würde endlich doch die Binde von den Augen fallen lassen und sehen, daß niemand auf Erden ihrer Kunst so würdig, wie Leuthold der Träumer. Also abwarten! Und er wartete.

Da hatte er eines Tages auf dem Heimweg vom Unterricht eine merkwürdige Begegnung. Achtlos um eine Straßenecke biegend, räumte er ein Männlein über den Hanfen, das rückwärts aus dem Eckladen getreten war, um das darüber angebrachte Inkelnagelene Schild mit der Aufschrift: „Phöbus Deutschländer. Cigarren und Lotterielose“ wohlgefällig zu betrachten. Leuthold half dem Knirps an die Beine und machte Anstalt weiterzugehen. Da erhob jener ein Jetergeschrei und heichete Schädenerjaß wegen eines Loches, das er sich bei dem Sturz in die Hofe gerissen habe. Nachdem Leuthold dem unablässig Jammernden in den Eckladen gefolgt war, dort aus seinem mit erst heute empfangenem Honorar gefüllten Geldtäschchen einen Thaler geholt und ihn als Pfaster auf die für ihn unauffindbare Wunde in Phöbus Beinleid gelegt hatte, war das betriebame Männlein in seinem Gemüth wieder soweit beruhigt, daß es an das Cigarren- und Lotteriegeschäft denken konnte und dem schüchteren jungen Herrn gegen dessen gutes Geld ein halbes Duzend angeblich hochfeiner Havannas sowie ein Kölner Doubanlos aufbräugte — das große Los, wie er sich hoch und heilig verschwor.

Zu sicherer Erwartung des baldigen Gewinnes von fünfundsiebzigtausend Mark verließ Leuthold den Laden des Glückshändlers.

Von nun an hatten seine Lustschlöffer ein gediegenes scheinendes Fundament. Jedoch seltsamer Zufall sollte es fügen, daß nicht nur ein wildfremder Mitbewerber um Fortunens Kunst die fünfundsiebzigtausend Mark einstrich, sondern überhaupt keiner der zientlich zahlreichen Gewinne auf Leutholds Los fiel. Phöbus Deutschländer hatte sich falsch verschworen und ihm eine Niete in die Hand gesteckt. Das mußte gutgemacht werden. Der Knirps, in dessen Laden Leuthold den seltsamen Zufall festgestellt, tröstete ihn schnell und verkaufte ihm ein noch viel sichereres Los einer weit besseren Lotterie. Neue Hoffnung, neue Enttäuschung. Und wiederum goß Phöbus Trost und Hoffnung in das Herz des vertrauensseligen Müstlers, zweimal, dreimal, Duzende von Malen. Denn nun sollte das Glück mit Gewalt erzwungen werden. Zwar beteiligte sich Leuthold nur an kleinen Wohlthätigkeitslotterien, die bald diesen, bald jenen Zweck fördern wollen,

zu jeder Zeit im Schwange sind und wegen ihres geringen Einsatzes in Berlin Sechsdreierlotterien genannt werden; sein schmales Einkommen gestattete ihm den Ankauf teurerer Lose nicht; aber dadurch kam reichliche Abwechslung in seine Ausichten. In sein jeweiliges Mißgeschick fand er sich leicht. Seine Seele kümmernte sich ungern um das Gewesene, das Unabänderliche, sie schwelgte lieber in dem Glück, auf das der gegenwärtige Losbesitz Anwartschaft gab.

Als aber dieses Glück sich ihm zu hartnäckig verweigerte, beschloß er, ein wenig nachzuhelfen. Von irgend wem hatte er gehört, wie man Gewinnnummern berechnen könne. Dies Abrakadabra wandte er nun mit einem Eifer an, der ihn manche seiner schönen Traumstunden kostete. Ohne Erfolg. Dann verfiel er jenem Aberglauben, wonach fremde Hand Glück bringt. Nun mußte Phöbns bräunliche Gesponsin, die hin und wieder im Geschäft erschien, um den Kunden hochheine Havannas einzutüten, ihm die Lose bieten, ja es wurde sogar ein kleines Mädchen, daß an der Straßenecke Zündhölzer feilhielt und durch unschuldsvolle Jugend Gewähr bot, daß ihm der Himmel nichts abschlagen würde, zu der wichtigen Handlung benutzt. Doch hastete weder an der Phöbusin Griff der Sieg, noch bewährte sich die kleine Streichholzhändlerin als taugliche Vermittlerin zwischen Leuthold und den himmlischen Mächten. Selbst die Lose, die er an den Geburtstagen seiner seligen Eltern erstanden hatte und deswegen mit besonderer Kraft geweiht glaubte, erwiesen sich als Nieten. Endlich kam er auf den Gedanken, sich das Glück durch eine edle That günstig zu stimmen.

Ihm gegenüber wohnte ein Student der Medizin, ein hübscher, stammer Burche, der allabendlich zu Hause saß und eusig arbeitete. Leuthold hatte von seiner Wirtin, die es von derjenigen des Studiosus wußte, in Erfahrung gebracht, daß dieser von einem sehr geringen Wechsel leben und daher auf alle akademischen Freuden verzichten mußte. Arbeit aus Not! Häßlicher Lebensinhalt nach Leutholds Auffassung. Warum, so fragte sich der unverbesserliche Phantast eines Abends, als er von seinem Zimmer ans den drüben bei dürftigem Lampenlicht Studierenden bemerkte, warum hat der Jüngling nicht in der Lotterie gespielt? Er hat's gewiß noch nicht versucht, sonst müßte er ja aus den Sorgen heraus sein! Warum spielt er nicht, der Thor? — Und er, der seine eigene Thorheit nicht erkannte, der den Zufall den Weg vorzuschreiben gedachte, bemitleidete den Nachbar herzlich, nicht um dessen Armut, sondern

um der vermeintlichen Dummheit willen. Leuthold schüttelte ein paarmal den Kopf in nachdenklicher Verwunderung, dann stieß er einen leisen Freuden-schrei aus. Es war ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, das beleuchtete doppeltes Glück, sein eigenes und das des Studenten. Er brauchte ja nur zu geloben, daß er im Fall eines Gewinns mit jenem teilen wolle. Dann mußte doch der Himmel Einsehen haben und ihn auf das Los, das er in seiner Bruttstätte verwahrte, gewinnen lassen. Teilen mit dem Armen! Solch Edelsinn konnte nicht unbefolgt bleiben, wenn anders noch göttliche Gerechtigkeit bestand! — Neunzigtausend Mark der Hauptgewinn. Der mußte auf ihn und seinen stillen Teilhaber fallen! Fünfundvierzigtausend Mark für jeden. Eigentlich viel zu wenig in Anbetracht der guten Sache, aber, du lieber Himmel, man nimmt auch mit fünfundvierzigtausend Mark fürlieb, wenn man nicht mehr bekommen kann!

Nachdem er sich also beschieden hatte, stellte Leuthold sich in feierlicher Haltung ans Fenster, sahte den Studenten scharf ins Auge, erhob die Schwurhand und sprach:

„Hiermit gelobe ich, von den neunzigtausend Mark, die ich gewinnen werde, dem Herrn — nun, der Name läßt sich bald ermitteln — die Hälfte abzugeben. Das schwöre ich ohne jeden Hintergedanken!“

Dann verbeugte er sich mit einem fröhlichen: „Gratuliere, Herr Glücksbruder!“ gegen seinen ahnungslosen Partner, ging ans Klavier und gab in einem prächtigen Triumpfmarsch all seiner Zuversicht und Siegesfreude laut-schallenden Ausdruck.

Diesmal täuschte Frau Fortuna den hoffnungs-seligen Musikus nicht oder doch nur in geringem Maße. Sie ließ sich erweichen und warf ihm ans ihrem Füllhorn ein Almoßen zu. Sein Los war ein Treffer und brachte sechs-tausend Mark ein, wovon Phöbns sofort dreihundert Mark Provision abzog; ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ließ sich Leuthold in der Freude über den endlichen Gewinn den Abzug anstandslos gefallen.

Nun holte er die siebenundfünfzig Hundert-markbanknoten, die ihm Phöbns an einem Dezembertag nachmittags ansgezahlt, aus der Tasche und verschloß sie in die Kommode, die ihm zur Aufbewahrung seiner Wäsche diente. Dann stopfte er die Pseife, um die Dämmerstunde mit einem Rauchopfer würdig zu begrüßen, stellte sich mit dem Rücken gegen den lauwarmen Nachelosen und trommelte, während er

in der Rechten das lange Weichselrohr hielt, mit der herabhängenden Linken flotte Rhythmen auf den Wulst des Ofensockels. Bald ging das Spiel in Andante und Largo über, endlich stellten die Finger allmählich ihre Thätigkeit ein, wie in der berühmten Haydn'schen Abschiedssymphonie die Musiker, von denen einer nach dem anderen sein Instrument niederlegt, das Licht am Nypenpalt ansbläst und lautlos das Orchester verläßt, bis dieses zuletzt nur noch aus Pulten, Stühlen und Finsternis besteht.

Lenthold überlegte, was er mit seinem Gelde anfangen sollte. Er kam zu keinem rechten Ergebnis. Ja, wenn er die erwarteten neunzigtausend Mark gewonnen, dann hätte er sich schon Mats gewusst, dann wär's nur noch zweifelhaft gewesen, in welcher Gegend er das reizende Landgut kaufen sollte, ob in der Nähe der See oder im Gebirge, ob im fröhlichen Westen des Reiches oder auf dem heimatischen Boden von Mark Brandenburg. Aber nicht volle sechshundert Mark! Was damit beginnen? Daß er damit keine großen Sprünge machen könne, war ihm trotz seiner Phantasterei klar. Vielleicht eine Reise nach Italien? Schön — aber die Strapazen! Wenn solche Reise bequemer wäre, wie eine seiner gewöhnlichen Gedankenunfahrten, oder wenn die fünftausendsiebenhundert Mark hinreichten, einen Heisemarschall, den nötigen Troß von Lakaien, ein Tischleindeckdich und wer weiß was noch zu beschaffen, ja dann wohl! Aber ohnedem? Nein! Ganz unmöglich! — Was dann weiter? Wollte sein Geschick vielleicht, daß er auf ein paar Jahre der schändlichen Erwerbsthätigkeit ganz und gar entsage und sich wohlverdienten Ruhestandes frene! Das war ein Gedanke! Der trieb ihn ein paar mal durchs Zimmer zu hastigen Auf- und Abwandeln. Rentier! Nichtsthun — gar nichts thun! — Da ertösch auch dieses Irrlicht, nachdem es einen leichten roten Schein auf Lentholds Wangen geworfen hatte, — oder war das eine kleine Scham gewesen?

Nun trat er ans Fenster und prallte sogleich zurück. Er hatte den Studenten bemerkt, der drüben hinter der Studierlampe saß, den armen Studenten, dem ja von Rechts wegen die Hälfte des Gewinnes gehörte. Lenthold erblachte bei dem Gedanken, daß er auf diesem Wege gewesen, zu eigenen Gunsten über fremdes Eigentum zu verfügen. Wie lange war's her, zwei oder drei Wochen, da hatte er geschworen, dem Studenten die Hälfte von neunzigtausend Mark abzugeben, und jetzt wäre er beinahe

eidbrüchig geworden! Aber wie denn? Die neunzigtausend Mark hatte er doch nicht bekommen, und von einer anderen Summe war in dem Gelübde nicht die Rede gewesen. Also brachste er nichts abzugeben! Und wieder überzog leichte Schamröte Lentholds Antlitz. Pfui! rief die innere Stimme. Ohne Hintergedanken, so hastest du gelobt, so führ' es auch zum Ende. Sechshundert Mark Gewinn; dreihundert hat das kleine Ungetüm erpreßt, das ist einzig und allein dein Schade; also beträgt die Forderung des Studenten dreitausend Mark. Und diese Summe bringst Du ihm sofort hinüber! Sofort? Nein, lieber morgen früh, dann ist Sonntag und bessere Zeit dafür! — So sprach die Stimme des Gewissens, und Lenthold kam ihrer Weissung am anderen Morgen nach. —

Es war ein prächtiger Dezembertag. Die tiefstehende Sonne verklärte den blauen Himmel, von dessen Höhe ihr Widerschein in die engen Straßen und die unteren Fensterreihen herabfiel. In die obersten Stockwerke vermochte sie hier und da über ein niedriges Dach hinweg unmittelbar zu scheinen. Hell wie ihre Strahlen waren auch die Töne, die ab und zu von draußen in die Wohnungen drangen, das lustige Kreischen des Schnees unter den Wagenrädern, das taktmäßige Geläute vereinzelter Schlitten, hin und wieder ein Zuberuf schulfreier Kinder, dazu in längeren Zügen der volle Chor der Kirchenglocken. Das leuchtete und klang so weihnachtlich und verheißungsvoll in Lentholds Stübchen hinein, daß den jungen Mann eine gehobene Stimmung überkam und die Befangenheit flog, die sich bei dem Gedanken an den Gang zum Studenten seiner bemächtigt hatte. Dessen Namen wußte er noch immer nicht. Nun machte er sich aber getrost auf den Weg, erstieg die vieltreppige Höhe, auf der jener hauste, und klingelte an der Thür, die ihm die richtige zu sein schien. Eine Bisttenkarte hatte der Student dort nicht angeschlagen, wohl weil er keine besaß.

Dem Klingelnden öffnete ein kleines, sonntäglich geputztes Mädchen, das, den rechten Zeigefinger in den Mund gehalt, die Frage, ob hier der Herr Studiohus wohne, durch Kopfnicken bejahte und auf die weitere Frage nach dem Zimmer des Herrn mit der Linken auf die nächste Thür hinter sich wies. Lenthold schritt darauf zu und klopfte an. Ein weiches „Herein“ antwortete ihm.

(Fortsetzung folgt.)



Literarische Notizen.

— Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Moralphistorische Studien von Wilhelm Rude. Mit 33 historischen Illustrationen. Jena, Göttenoble. Das didaktische Buch ist als Materialiensammlung nicht ohne Wert; der Verfasser hat unzählige Quellen kompilirt, und wenn auch die nötige Kritik, die Scheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen, des Verlässlichen von dem Unverlässlichen oft genug dem Leser ungenügend vermischt wird, so hat das Buch doch nach der Eingangs bezichneten Hinsicht seine Verdienste, namentlich da es uneres Wissens der erste derartige größere Versuch in deutscher Sprache ist. Aber eine Geschichte der „öffentlichen Sittlichkeit“ — nach der Definition des Verfassers der „Summe aller Sitten einer Zeit, in denen Beziehungen zum seruellen Leben enthalten sind“ — ist das Buch nicht; wie und warum die Sitten wechseln, wie wandelbar der Begriff der „Moral“ ist, und warum er es ist und sein muß, kurz die Konzentration des Materials, seine Durchdringung mit frischem Geiste — dies bleibt uns der Autor schuldig; dazu reicht sein Können nicht. Und weil dem so ist, darum können wir uns hier mit dieser kurzen Anzeige begnügen. Beifällig sei nur, daß sich in dem Abschnitt, der die öffentliche Sittlichkeit in Kunst und Literatur behandelt, mehr Läden finden, als wir in den anderen Abschnitten haben beobachten können. Hier wird manches Unwesentliche angeführt, manches Wesentliche bleibt unbeachtet.

— Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flotten-Lieder und Seerespiessen für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste, gesammelt von Julius Lohmeyer. Im Auftrage der freien Vereinigung für Flottenvorträge herausgegeben. Leipzig, 1903. Breitkopf & Härtel. Herr Lohmeyer mag auch seine guten Qualitäten haben, aber eine Aufgabe, wie diese, hätten wir im Interesse einer löblichen Sache gern einer anderen Hand anvertraut gesehen, die sie geschickter und wirksamer gelöst hätte. Ein langer Titel, der sich doch wohlviel viel kürzer hätte fassen lassen, dann ein langes Vorwort voll überflüssiger, länderrednerischer Phrasen, endlich ein langes Einleitungs-Gedicht in derselben Tonart machen unwillkürlich auch das Gedicht des Verfassers, er mag, gleich uns, mit noch so viel Sympathie an das Vöcklein herantreten, immer — länger. Namentlich das Gedicht ist denn doch, deutsch gesprochen, gar zu schlecht; in der Form ein Nachwerk und im Inhalt von einem Panzaminusius, wie er uns ähnlich, geschweige denn gleich kaum je begegnet ist. Es geht denn doch über alles Maß des guten Geschmacks, ja des öffentlichen Anstands hinaus, wenn eine Parallele zwischen Friedrich dem Großen und Kaiser Wilhelm I. einerseits und Kaiser Wilhelm II. andererseits nach dieses „Dichters“ Auffassung sichtlich zum Vorteil des letzteren ausfällt:

Wie sie aus trübem Sand ein blüh'ndes Reich,
Kufft Du ein Weltreich uns aus blanken Bogen.

Gewiß wird ein „Weltreich“ mehr sein, als das „blüh'nde Reich“ Friedrichs des Großen und Kaiser Wilhelm I., aber das letztere besteht bereits, des erstere doch noch nicht. Und was für Verleumdung macht dieser dahnende Herr Julius Lohmeyer, um Simmelstilken, was für Verleumdung! Hier nur sechs Zeilen zur Probe:

Mit der Geschichte Erzmund: Sein Geschick
Daß Du dem Volk verkündet! — Sei gepriesen!
Nicht Wohlstand und Macht und Friedensglück,
Ein reiches Erbe läßt Du ein zurück:
Du hast Dein Volk hinaus auf's Meer gewiesen!
Du giebst das Meer uns wieder, Königsaheld! —

Wir halten im Citieren inne, weil uns ordentlich schwindlig wird; der Schwindel bestäubt und die Verleumdung eben auch sprachlich gar zu erbärmlich. Unser Citat ist buchstäblich genau, selbst die hier gepörrt gedruckten Stellen finden sich ebenso im Buche. Und nun wache man sich da zu orientieren. Wobin gehört das Tagelied „Mit der Geschichte Erzmund“? Zu dem unmittelbar folgenden Sage oder zu: „Sei gepriesen“? Beides ist sprachlich wie

grammatisch unmöglich. Es steht eben für sich — zwecklos, sinnlos, eine verächtlich hervorgekammelte Phrasie. Und nun das folgende: Nach Herrn Julius Lohmeyers Auffassung wird das Erbe, das Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Volke hinterlassen wird, ein reicheres sein, als es Kaiser Wilhelm I. hinterließ, denn dieser hat nur eben Wohlstand, Macht und Friedensglück hinterlassen, Kaiser Wilhelm II. auch das Meer. Aber angenommen, daß Deutschland nun wirklich der Beherrscher des Meeres ist oder sein wird, so ist auch dieser Besitz im besten Falle doch auch nicht mehr als „Wohlstand, Macht und Friedensglück“ — warum also diese herabziehen?! Indes, wir fragen Herrn Julius Lohmeyer ganz ernsthaft, als ob er verlässliche Antwort geben könnte, als ob wir ihm vertrauen könnten, sich bei keinem Reimen auch etwas gedacht zu haben! Wer aber selber so „dichtet“, welchen Geschmack soll er in der Auswahl aus den Dichtungen anderer bewahren?! Mit einem Instinkt, der Bewunderung erweckt, hat Herr Lohmeyer Dichter aufgespürt, von denen bisher kein Mensch etwas wußte, und die ihm fast ebenbürtig sind. J. V. Herrn F. Potenberg-Kiel. Dieser Poet von Gottes Gnaden dichtet u. a.:

In dankbarer Freud' poscht der Seeleue Bruß,
Die ihm und der Flagg' geishoren;
Sie jubeln und jauchzen. O Welch eine Lust!
Ihr Kaiser ja hat sie erforsen
Zu seinen Begleitern: Auf hohem Meer
Hat er sie erprobt und erlannt.
Gleich steht die Marine zur Seite dem Heer,
Verachtet ist nicht mehr ihr Stand.

Wenn das nach Herrn Lohmeyers Ansicht die „besten“ „See-, Flotten-Lieder und Seerespiessen“ sind — der Ausdruck „Meeres-Poesien“ ist, nebenbei bemerkt, an sich tödlich! —, wie mögen die minder guten aussehen?! Daneben finden sich ja in dem Buche auch alle, gute Gedichte an das Meer von Feine und Herwegh, König und Strachwitz, aber vieles von diesem guten, alten Bestand fehlt, um Neuem zu weichen, das gradezu abhochend wirkt. Wären wir Gegner der Verleumdungen für einen Ausbau der deutschen Flotte, so könnte es uns nur erwidern sein, daß Herr Lohmeyer seine Arbeit so und nicht anders gemacht hat; da uns die Verleumdungen sympatisch sind, so bedauern wir dies nicht.

K. B.

— Nisidor Karlsen und andere Geschichten. Von Dr. Ludwig Thoma. München, Albert Langen. Ludwig Thoma ist der „Peter Schlemihl“ des „Simplizissimus“, seine Zeitgedichte sind immer wirksam, zuweilen witzig, manchmal sogar geistreich. Ganz so gut haben uns diese, gleichfalls zuerst in der genannten Zeitschrift erschienenen Prosafiguren nicht gefallen. Einige sind nicht bloß dorb, sondern auch witzig und von satirischer Kraft, aber einige sind wirklich nur dorb. Indes, im Ganzen und Großen kann man sich den Mann und sein Vöcklein immerhin gefallen lassen.

— Es giebt bereits nahezu ein Viertelhundert von Uebersetzungen der „Divina commedia“ in deutscher Sprache; daß trotzdem alle 2—3 Jahre eine neue erscheint, ist ein schöner Beweis des lauterer Idealismus, der noch immer unter uns lebt, und in diesem Sinne ist jeder neue Versuch freundlicher Begrüßung wert. Aber unter den vorhandenen Uebersetzungen ist auch die Mutter- und Meisterleistung Otto Wildemeiters, die kaum an Treue der Uebersetzung, gewiß aber nicht an Schönheit der Form überboten werden kann, und darum ist es auch Pflicht, jede neue Uebersetzung darauf hin zu prüfen, ob sie neben der Wildemeiters beizien kann oder uns über sie hinausführt, denn das Bessere ist des Guten Feind. Nur kann dies nicht der einzige Maßstab der Beurteilung bleiben; angenommen, daß die neue Uebersetzung die Wildemeiters nicht erreicht, geschweige denn überbietet, wird doch zu unterzuden sein, ob sie Eigenschaften aufweist, die ihr neben der Uebersetzung Wildemeiters ihre Erziehungsberechtigung sichern. Unter diesem doppelten Gesichtspunkte sei hier kurz die neueste Arbeit

auf diesem Gebiete gewürdigt. Sie führt den Titel: *Dantes Göttliche Komödie, in deutschen Stangen frei bearbeitet von Paul Vochhammer* (Leipzig, V. O. Teubner 1901), und repräsentierte sich in *Druck, Papier, Buchschmuck* (von H. Vogeler-Worpewede), dem beigefügten Porträt (dem Dante-Bild nach Giotto, von E. Burnaud meisterhaft nachgezeichnet und ergänzt), nicht zum wenigsten auch durch den schönen, geschmackvollen Einband als ein *Prachwerk*; Herr Vochhammer hat also nicht bloß Jahre, vielmehr Jahrzehnte seines Lebens, sondern außerdem auch ein kleines Vermögen an dies Buch gewendet. Gewiß ein äußerlicher Umstand, und doch wirkt auch er auf die Tonart ein, in der wir unser Urteil abgeben, denn solche Opferfreudigkeit hat etwas Mühendes. Aber nur auf die Tonart; das Urteil selbst muß davon unberührt bleiben. Die Uebersetzung an sich kann unseres Erachtens neben der Widemeyers nicht bestehen, aber wie ziehen wir auch manche ältere vor, so die von Philothes, die eine lebendige That ihres gekrönten Verfassers bedeutet. Schon die Wahl des Metrums scheint uns keine glückliche; wir sehen nicht ein, warum Vochhammer die Stange gewählt hat, und was er darüber sagt, macht uns den Grund nicht klarer. Er hat die Stange gewählt, weil er ihr „am meisten vertraute“. Die Stange habe, meint er, „von der Einführung des männlichen Reims, der sie deutlich gemacht hat, ungleich mehr Vorteil gezogen, als die Terzine, die mit ihr die Heimat und den Dreieim teilt, und der sie im Deutschen doch weit überlegen ist an selbstthätiger Leistung, an tragender Kraft.“ Das scheint uns nicht zutreffend; die Stange wird in Deutschland mehr gepflegt, als die Terzine, aber sie bleibt eine fremde Form, wie diese, und es giebt überhaupt keine Form, die an sich, aus eigenen Mitteln, an „selbstthätiger Leistung“, an „tragender Kraft“ eine andere Form von vorzuziehen ließe überbieten würde, sondern es hängt vom Stoffe ab, ob sich die eine oder die andere Form empfiehlt. Wo der Dichter die dem Stoff adäquate Form gefunden hat, wird er im Lauf der Arbeit ihre „tragende Kraft“, die allerdings unter dieser Voraussetzung jede Form in sich hat, empfinden; hat er sich in der Form verirren, so wird er die gewählte Form immer als *hemmend* empfinden und ihre „selbstthätige Leistung“ wird sich gegen ihn kehren. Man entschuldige, daß wir dies Selbstverständliche überhaupt erst ausführen; wir sagen es nicht für unser Leser, von denen die meisten dies zweifellos ebenso gut wissen, wie wir, sondern weil es uns geradezu unbegreiflich ist, daß es Herr Vochhammer nicht weiß. Er ist offenbar Autodidakt, erst in späteren Jahren zur Beschäftigung mit ästhetischen Fragen gekommen, und hat dabei, wie es Autodidakten so oft geht, vieles nachgeholt, nur das erste und wichtigste nicht. Das ist die einzige plausible Erklärung dafür, daß er auf den Gehalten der Stange geraten konnte. Wer weiß, daß die Form nichts Zufälliges ist, daß sie mit dem Gedicht selbst geboren wird, daß es der Geist ist, der sich den Körper schön, hätte sich sagen müssen: „Dante hat für sein Gedicht die Terzine gewählt; es ist dies zweifellos diejenige Form die für sein Gedicht am besten paßt; der schwere, feierliche, breit ausladende Charakter seiner Dichtung findet in der schweren, feierlichen, breit ausladenden Form der Terzine die naturgemäße Verstärkung; der spielerische, leicht dahingleitende Charakter der Stange widerspricht dem Grundzug seiner Dichtung. Wann ich mir aber das Original nicht in Stangen geschrieben denken, wie sollte sich die Form für die deutsche Uebersetzung eignen? Wohl deshalb, weil es mehr Stangen als Terzinen in deutscher Sprache giebt, weil es leichter ist, deutsche Stangen, als deutsche Terzinen zu schreiben? Willst du verringert sich dadurch meine Nähe der Uebersetzung, aber die Nähe ist und bleibt verbannt; dann selbst die deutsche Terzine nur schwer ein Bild des Originals geben, wie erst die deutsche Stange.“ Wie genau, es gehört zum ästhetischen Ape, sich dies alles zu sagen, und darum verwundert es uns nicht, daß, wie Herr Vochhammer erzählt, die Männer, denen er sein Verhaben mitteilte, ihm *insgeheim* abrieten, einen einzigen ausgenommen, Herr von Willdenbruch; uns wundert nur, daß dieser einzige bestimmte. Und wäre Herr Vochhammer ein Vereinfachter ohne gleichen, seine Uebersetzung wäre dieses Müßigen in der Form wegen nur eben ein *bedenkenswürdiges Kuriosum*; nun ist er aber kein solcher Künstler, sondern nur eben ein

Mann von großem Fleiß und ganz respektablem formalem Durchschnitt, und darum ist sie ein *adungswertes Kuriosum* und nicht mehr. Wer Dante noch nicht kennt und in der besten deutschen Uebersetzung, die wir haben, kennen lernen will, lese nach wie vor *Widemeyer*; wer aber Dante näher kennt und ein treues Gesamtbild nicht erst in sich aufnehmen braucht, weil er es ohnehin in sich trägt, mag immerhin auch Vochhammer lesen; in einzelnen Lohnt es sich ihm auch dadurch, weil ab und zu eine Stelle, die ihm nicht ganz klar war, in einer Auffassung geboten wird die ihn interessieren muß. Was die Einleitungen und den Anhang betrifft, so ist alles thattsächliche Material mit großem Fleiß gearbeitet und wohl auch überall zuverlässig; in der ästhetischen Würdigung sind wir mancher Leistungen und im ungenuten Sinne originellen Auffassung begegnet.

— Ein *kurziger Dilettant*, August Ueberfähr, hat seine „*Jugendgedichte*“ bei Eduard Avenarius in Leipzig 1900 in prunkvoller Ausstattung erscheinen lassen. Die Verse sind um kein Haar besser, aber auch um kein Haar schlechter, als sie, die Dichter abgerechnet, mindestens 50 000 Männlein und Weiblein in Deutschland schreiben können, und darum erträgt es sich, weiteres darüber zu sagen. Zwölf Dilettanten, wie Herr August Ueberfähr, geben ein Duzend Dilettanten. K. B.

— *Pariser Novellen* von Felix Hübel. Leipzig, H. Haessel, 1900. Der „*alte Garfjel*“ hatte Geschmack und einen gewissen Spürsinn für Talente; auch Felix Hübel, dessen Name uns bisher unbekannt war, ist ein Talent, freilich noch kein gekläartes und selbständiges Talent. Die Geschichten spielen sämtlich in und um Paris, aber daß sie in französischer Luft und namentlich unter dem Einfluß Guy de Maupassants entstanden sind, merkt man auch ihrer Technik an. Nur wohnen in der Brust dieses Erzählers zwei Teufel; die eine treibt ihn zu der hartnäckigen Novelle alten Stils, in welcher sich leistung oder gemalt-thätige Ereignisse häufen, die andere zu seiner *Stimmungs-malerei*, die sich dann ab und zu bis zu nervösem Raffinement steigert. So noch beide Elemente fast gleich stark, kommt künstlerisch Innerliches dabei heraus, wie in der letzten Erzählung „*La Caetera*“; Einführung eines Mädchens, dann eines Anaben, brutale Verhöhnung einer Frau, ein geheimnisvolles Haus, eine noch viel geheimnisvollere Strohkammergerin, und endlich ein ungeheurer geheimnisvoller Garten sind die Proben alter Schule, die mit einer Saure moderner Sinnungen ein kurioses und schwer genießbares Ragout ergeben. Aber neben dieser schlechten Arbeit steht eine sehr feine Skizze von *pridelem Meiz*; „*Art*“, vielleicht künstlerisch das beste und gewiß im Ton einheitliche Stück des Bandes, und die sehr merkwürdige Studie „*Die Wächter*“, eine Tragödie der Neuralithie, die man nicht ohne Grund überspannt, ja geradezu krankhaft überhüpf! scheitern mag, und doch als eine *wichtige* Talentprobe gelten lassen muß; es ist nicht bloß sehr viel Beobachtung darin, sondern ab und zu auch ein Naturlaut, ein Ton aus dem Tiefsten, wie man ihn nur sehr selten und bei dem wirklichen Dichter findet. Einiges, wie die Begegnung des unglücklichen Künstlers mit der Pirne, oder das Geräusch, das die Wächter in der Stille der Nacht veräben, und die Wirkung dieses Geräusches auf die kranken Arden, endlich den Schlaf konnte nur Maupassant in seinen besten Zeiten noch seiner gemacht haben. Nie hätte Beobachtung des Außerlichen, namentlich der Vorklänge in der nächsten Großstadt, enthält auch die erste Skizze: „*Ein Karr*“; doch steht die Schilderung des Menschen nicht auf gleicher Höhe. Den Namen des Autors wird man sich zu merken haben; er gehört zu den Benigen, die nur zu wollen draugen, um etwas *rechtes* zu werden.

— Die *Künstler-Arche*. Skizzen aus der Leipziger Bohème von Michael Sawka. Illustriert von Fritz Kleinhampe und Albert Fiebigler. Einz. Oster-reichsche Verlags-Anstalt 1900. — Das beste an dem *Reich* ausgetonten Büchlein, das wir uns übrigens leicht tabelloser gedruckt denken könnten, sind die Illustrationen; sie sind fast alle gut, mehrere voll drastischen Humors, obens dabei doch in die Skizzen zu verfallen. Das ist übrigens auch dem Text nicht vorzuwerfen, wohl aber Mangel an künstlerischer Kraft; es ist alles recht dünn und nicht recht lustig. *Zumerkhin* ist eine gewisse Fähigkeit der Beobachtung an-

zuerkennen; Gemeinmann, der Komponist, Liebiger, der Maler Krautmann, der Journalist, Karl Wlad, der arme lutherische Stämper, der nicht weiß, wozu er satt werden soll, aber doch seine Gedichte auf eigene Kosten hat drucken lassen, und nun jederzeit mit einem Brautband seiner bei Bierkon erschienenen „Lieder eines jungen Deutschen“ bewaffnet ist, sie und die anderen Mitglieder der „Künstler-Arme“ sind doch immerhin lebendige Menschen. Und das will genug sagen, um das harmlose Büchlein gelten zu lassen.

— Talmi. Roman von Hans von Jobeltzig. Zwei Bände. Stuttgart. J. Engelhorn. — Nur Unterhaltungslektüre, kein Werk von dichterischem oder auch nur von literarischem Wert, was der kluge, einsichtige Verfasser gewiß selbst nicht glaubt, aber als Unterhaltungslektüre durchaus einwandfrei: ein flott geschriebenes, stellenweise amüsanteres und niemals langweiliges Buch mit recht spannender Handlung und gesunder, wenn auch nicht ohne tiefgreifender Charakteristik. Die Tendenz freilich scheint uns nicht ganz so einwandfrei, wie das neue Buch selbst. „Talmi“ ist der junge, frisch gebadene Adel, während alter Adel das alte Gold ist. Oder noch präziser, wie es sich an einer Stelle des Romans ausgesprochen findet: auch neuer Adel ist nicht unblödi, wenn er ein Gelehrter oder Soldat seiner Verdienste wegen nobilitiert wird, aber „gekaufter“ Adel, d. h. Adel, den ein reich gewordener Banquier oder Viehgroßhändler als Belohnung dafür erhält. Weil er zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine große Stiftung gemacht hat — und auf andere Weise ist ja mindestens in keinem deutschen Staate der Gegenwart der Adel zu kaufen —, ist durchaus unblödi. Uns scheint dieser Standpunkt, offen herausgesagt, ein recht schäblich und engherziger. Wir können es zur Not verstehen, wenn Leute ohne historischen Sinn und ohne wales Verständnis für unsere Zeit die Nobilitierung auch heute noch für ein berechtigtes Ziel des Ehrgeizes halten könnten; und vollends verstehen wir, wenn andere der Leberzeugung sind: neuer Adel lange überhaupt nicht in das klare Licht der Gegenwart. Aber wie jemand, wie dies Herr von Jobeltzig thut, die Ansicht verketen kann: alter Adel ist echtes Gold; neuer Adel, wenn auf dem Schlachtfeld oder an der Studierlampe erworben, kann es sein, aber Selb-Adel muß unter allen Umständen Talmi sein; das verstehen wir nicht. Ein guter Oberst zu sein, ist nicht leicht, aber in Ehren ein großes Vermögen erwerben, das kann auch nicht jeder; ein guter Oberst macht sich um das Vaterland verdient, aber ein guter Industrieller — das mag uns Herr von Jobeltzig glauben — zumeilen nicht minder. Sein Standpunkt zur Frage ist nicht frisch noch fleischig und zudem so unhistorisch wie nur möglich. Nach gewissen Richtungen ist jeder junge Adel im Vergleich zu dem alten „Talmi“ (moraus freilich beileibe nicht gefolgert werden darf, als ob wir den letzteren für eitel Gold hielten), aber das war immer so, vor hundertern von Jahren, wie heute. Die Jünger haben ihren Adel „gekauft“, auch die Fürsten Jünger heute noch immer „Talmi“? Find unter einem anderen Gesichtspunkt erscheint uns die Tendenz des Romans gerade vom Standpunkt des Herrn Verfassers nicht unbedenklich. Er darf seiner Ahnen gern gedenken; die Jobeltzige sind ein ehrenhaftes Geschlecht aus dem märkischen Landadel — aber dürfen dies alle Leute von „altem Adel“ von sich sagen? Wie vielen „alten Adel“ giebt es heute, der im XV.—XVIII. Jahrhundert durch Müh der Männer oder Gefälligkeit der Frauen gegen den Landesheeren zum erichten „von“ gelangte! Damit beglücken, erscheint uns die Art, wie der einseitige Fleischermeister Pflaume auf seine alten Tage ein „Baron Pflaume“ wurde, doch sehr, sehr faul! Unsere gute Meinung über das Buch als Unterhaltungs-Lektüre könnte natürlich diese Einwendungen nicht erschüttern.

— Fürstlich und treu. Dichtungen aus Wartemburgs Bergangeheit von Carl Wiesendahl. Stuttgart, Klauer & Sulz, 1900. Wohlgerneite, auch in gang saubere Form geschriebene Bilder aus Schwabens Bergangeheit; Dramatisches, Episches und Verschiedenes unter einem Buchdeckel. Der Verlag erbittet auf dem Umschlag für das Buch die Gunst all Derer, denen „die Förderung historischen Sinnes und die Liebe für die Kunde vaterländischer Vorgezeit am Herzen liegt“. Uns aber liegt vor allem die Förderung der Dichtung am Herzen, und darum interessiert uns das, wir wiederholen, wohlgerneite Buch nicht näher.

— Allerlei Liebe. Ein Gedichtenbuch von Richard Brede. Berlin, Dr. H. Brede, Verlag, 1900. Ganz talentlose, im üblen Sinn „pikante“ Gedichte, von denen man kaum begreifen würde, wie sie einen Verleger finden konnten, wenn nicht der Verfasser selbst sein Verleger wäre. K. B.

— John Bull und die Buren. Ein hochbegelirtes Gedendgedicht von Ernst Friedrich. Dresden, E. Vierion, 1900. Eine flache, wüßige Verhöhnung der Engländer und eine ebenso flache, schwunglose Verherrlichung der Buren Gleichwohl hat das erbärmliche Nachwerk der zweiten Auflage, sowie eine Fortsetzung erlebt, einen „zweiten Teil“, der die Ereignisse der neuesten Zeit mit demselben Aufwand von Geist und Können bedichtet. K. B.

— Porcat tristitia! Feuchtsüßliche Lieber von Adolph Katsch. Straßburg, Friedrich Vull. Dem Buch entquillt nicht der Duft guten Weins, sondern öfter Verdunst. Hier eine Probe von des Verfassers Wis, sie ist die feinste, die uns im Buche begegnet ist. So lang der Dichter Junggeleite war, hat sich jeden Morgens ein Stater bei ihm eingefunden jetzt aber nicht mehr, weil ihm seine Frau Katharine „nicht fort mehr lieb zum Biere“. Aber seine Frau giebt ihm dafür zum Frühstück noch immer dieselben Sachen, die er einst als Junggeleite genoß, um den Stater los zu werden:

Loch, Kaviar, Harung, Gin,
Einst teil' ich's mit dem Stater,
Jetzt mit der — Katharin.

Ja, es giebt noch wüßige Köpfe in Deutschland! K. B.

— Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewert. Mit einem Bildnis. Hamburg, Leopold Vog, 1899. Es ist ein ungewöhnlich im Gange und Großen nicht unrichtiges Wort, wenn Th. Wilkoth einmal gesagt hat: „Man kommt in die Geistes- wie in die Staudesarkistokratie nur durch Vererbung hinein“, nur will es eben cum grano salis verstanden sein, also ja, daß man den Beginn der „Arüstokratie“ bezüglich der Eltern nicht eben streng läßt und recht viele Ausnahmen gelten läßt. Wo wäre die „Arüstokratie“ denn auch z. B. bei Schiller oder Lessing nachzumeilen, und was Goethe betrifft, so war die Frau Mat gewiß eine prächtige und bedeutende Frau, aber der Vater? „Der Vater auch!“ sagt uns die Verfasserin der vorliegenden Schrift, die sich Wilkoths Wort zum Motto ernähnt hat, und lacht dies zu erweisen — mit vielem Fleiß, aber auch mit einem recht übertriebenen Eifer, dem etwas Weibliches im minder guten Sinne anbleibt. Wenn unsere Autorin z. B. Johann Kaspar Goethes Giesener Doktor-Dissertation von 1738 eine „noch jetzt geschätzte Abhandlung“ nennt, so muß man fragen: von wem geschätzt? Kein Haßn würde darnach frähen, wenn sie nicht von Goethes Vater geschrieben wäre. Auch darin geht die Verfasserin weit irre, wenn sie die nach Zitte der Zeit abgefaßten Epitheta ornamta in dem Diplom, mit dem J. K. Goethe zum Kaiserlichen Rat ernannt wurde, für bare Münze nimmt. Es war ein erlauchter Titel, dessen Acquirierung auch minder ehrbaren und gelehten Herren, als es des Dichters Vater ohne Zweifel war, möglich ge wesen wäre. Auch sonst liegen sich fast zu jeder Seite des Schriftens Fragezeichen und widerlegende Bemerkungen anbringen. Indes, sind andere in der Unternehmung des Wannes zu weit gegangen, so namentlich Karl Heinemann, den übrigens die Verfasserin mit Unrecht für einen führenden Malador der Goethe-Forschung hält, er ist nur ein betrieb-samer Kärner —, dann mag man es als das Wollen aus-gleichende Gerechtigkeit hinnehmen, wenn unsere Autorin in der leberichtigke zu weit geht, und der Mann, von dem unser Dichter nach seiner eigenen Empfindung „des Lebens erstes Führen“ hatte, war jedenfalls etwas mehr als ein „Bedani“ und „Abilitier“.

— Ueberfinnlische Liebe. Von A. Schödel-Berlin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901. Von den beiden Novellen dieses Bandes ist die zweite — „Wüßliche Vermählung“ — in der „Deutschen Dichtung“ erschienen; sie war in unserer Zeitschrift: „Der Roman einer Toten“ beiteilt, ein guter, weil einfacher und den Inhalt defender Titel. Warum die Verfasserin sie nun ungeliebt hat, wissen wir nicht; der neue Titel ist gewiß minder gut gewählt, indes kommt es ja zum Glück darauf nicht viel an; die

Erzählung an sich wird auch die Leser der Buchausgabe nicht minder fesseln, als die unterer Zeitschrift. A. Schöbel ist eine Erzählerin von starker Phantasie und hat brennende Farben auf ihrer Palette; mit den Konturen sieht es nicht ganz so gut, sie sind nicht immer ganz richtig und nach der Natur gezeichnet. Das letztere erwies namentlich die erste Geschichte „Fariden“, in der es ein wenig lelsam zugeht. Alles in allem ein Band, der über die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur hinausreicht, und dessen Lektüre man nicht bloß zum Zeitvertreib wagen mag. Die Ausstattung ist ganz nett, den Einband ausgenommen; die Spzinn mit dem unheimlichen Waien und das vor ihr liehende Fragezeichen männlichen Geschlechts sind schauerbar, höchst schauerbar.

— Rüsse und andere Novellen von Hugo Greinz. Vinz, Oesterreichische Verlagsanstalt, 1900. — Ganz nett erzählte, recht stimmungsvolle Geschichten und Skizzen, die gleichermaßen vor dem „Ach!“ wie vor dem „Hui!“ hemor sind, dem „Ach wie schön!“ und dem „Hui wie häßlich!“ Nach dem etwas turbulenten Kritiken des Herrn Greinz hätten wir eigentlich annehmen, daß er strenger gegen sich selbst wäre, mindestens halb so streng, wie gegen andere. Wie würde er dies harmlose Büchlein behandeln, wenn es nicht von ihm selber wäre? —g.

— Waldszenen. Prosaabteilungen von Franz Dimmelbauer. Vinz, Oesterreichische Verlagsanstalt, 1900. Ein recht hübsches Büchlein, das schlicht und innig, wenn auch ohne besondere Kraft und Tiefe, in dem Geleiten von Anderen, „Bilderbuch ohne Bilder“ und ähnlichen Werken einhergeht. Vieles ist ganz unbedeutend, weil ohne Anschauung und leider obend rein nicht ohne Phrasen geschrieben. Einiges hat einen guten Kern, der aber nicht recht herausgetommen ist, aber wieder einiges, etwa ein halbes Duzend von den etwa vierzig Skizzen, macht dem Leser doch den Eindruck: „Das ist kein Großer und Starter, aber ein Geher!“

— Reine Welt. Gedichte von Kurt Holm. 1888—1899. Berlin. S. Calvary & Co. 1900. Einiges in dem Buche ist Vorzügling in janzhedeutsche Manier ohne rechten Kern, anderes wieder nur lelsam, aber einiges doch ganz hübsch. Namentlich im „Liebesgarten“ finden sich Lieder, in denen das Talent unterkennbar ist. Warum auf dem Umfange ein nades Mädchen auf einem Iph und scharf geschnittenen Krystall reitel, was ihr doch unmöglich angenehm sein kann, haben wir nicht verstanden.

— Der Trufelskloffer. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von A. Gaus & Bachmann. Stuttgart und Wien, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung o. A. — Eine hümpferhafte Bearbeitung der bekannten Wiener Sage vom „Stoß im Eien“ in dialogisierten Gesprächen, die an Trivialität ihres gleichen suchen. Geleien haben wir nur bis Seite 40. Dort trafen wir auf folgende Probe dramatischen Dialogs:

Liesbeth: Gut! Morgen, Vater! Habt Ihr wohl geruht?

Max: Wie immer, Liesbeth. Kann den Tisch da ab.
Liesbeth: Grad' wollt' ichs thun. Soll ich das Frühstück bringen?

Max: Natürlich, Mädchen, warum fragst Du noch?

Liesbeth: Da ist das Frühstück, laßt es wohl Euch schmecken!

Max: Stell es nur her, dann laßst Du wieder gehn.
Da schingen wir das Buch zu. Sunt certi denique

fines.

— Neues Skizzenbuch von Heinrich von Schulle rn. Vinz, Oesterreichische Verlags-Anstalt 1900. — Was an diesem Buche zunächst auffällt, ist die liederlich-saloppe Manier, in der die Sprache gehandhabt ist, das Fauchen nach absonderlichen Redewendungen, das Zerfallen der Sätze in formlose Schlingelchen u. i. w. Kommt man darüber hinweg, so bemerkt man auch Gutes: die Fähigkeit zu beobachten und eine Stimmung zu werden. Hauptsächlich gewöhnt sich der Verfasser die tschlimmen Manieren, die in Deutschland schon die Probe von glictern bedeuten, und die er ohnehin nur mählig nachahmt, ab und bildet seine guten Gaben aus. Obwohl ihn, wie wir den Widmungsperson am Schluß des Buches entnehmen, der „Tiroler Wast!“ bereits einen „Meister der Skizze“ und einen „herorragenden Romancier der Gegenwart“, und das „Salzburger Volksblatt“ einen „Meister der Sprache“ genannt hat, so ist doch zu wünschen, daß er beheres leiste, als bisher.

— Otto Hauser, der sich durch eine vortreffliche Uebersetzung der schönsten Lieder Paul Verlaines so vortheilhaft als Nachdichter eingeführt hat, veröffentlicht als zweites Werk: „Das Haus des Lebens“. Von Dante Gabriel Rossetti. Eine Sonettensolge. Aus dem Englischen von Otto Hauser. Leipzig, Eugen Dietrichs 1900. Was Hauser als Uebersetzer auszeichnet: eine ganz ungewöhnliche Formgebung, findet sich auch hier; was ihm nicht immer eigen ist: die Fähigkeit, sich ins Tiefste, in die Seele des Originals zu vertiefen, entbehren wir hier fast ganz, während wir es in den Uebersetzungen Verlaines doch nur zeitweilig entbehren. Uns will scheinen, als hände er Rossetti bei aller Bewunderung selbst ein wenig kühl gegenüber, und wir unerschrocken fänden dies, so hoch wir den englischen Dichter über seine Nachahmer, die deutschen Symbolisten der Gegenwart, stellen doch nicht ungerne. Wir wenigstens haben doch im ganzen mehr den Eindruck des Sonderbaren gehabt, als den des Poetischen. Freilich wir haben die 101 Sonette hintereinander gelesen, was ja nicht eben leichte und mühsle Lektüre bedeutet. —az—

— Schlummernde Seelen. Geschichten aus Kleinsrußland. Von Hans Weber-Lutkow. Vinz, Oesterreichische Verlagsanstalt. 1901. Was sind „Schlummernde Seelen“? Im vorliegenden Buche sind das Menschen, die gegen alle Geleie der Vernunft und vor allem auch gegen alle Geleie der Psychologie handeln, die immer das Gegenteile von dem thun, was man von ihnen erwartet. Geleie der Verfasser eine Geschichte in Deutschland spielen, so würde jeder Mensch sagen: Das sind nur Ausgeburt der Phantasie, zudem der Phantasie eines Schriftstellers, der nicht anschaulich zu schildern versteht. Von Kleinsrußland aber weiß man im Westen wenig und so werden sich vieleicht Leute finden, die Herrn Weber-Lutkow diese Phantastereien als getreue Landshafsdichtung und vieleicht sogar als „Reinatlantik“ glauben werden. Mit Unrecht, solche Menschen giebt es nirgendwo und darum auch in Kleinsrußland nicht. Daß der Verfasser im Lande war, wollen wir ihm glauben, aber daß er es nicht genau kennt, ergiebt sich aus jeder dieser Geschichten. Wenn Herr Weber z. B. erzählt, daß es den Juden in einem kleinsrußischen Gouvernement gestattet ist, Herrschafshöfe auf ihren Namen zu erwerben und zu großem Landbesitz zu gelangen, so ist dies eben nicht richtig; in Wahrheit ginge eher ein Nameel durch ein Radelöhr, als daß sich auf kleinsrußischen Boden Szenen abspielen könnten, wie die Seite 28—31 geschildert, wo ein Kommisar des Zaren den Kaitan Juden als Herren über die Wannen einleigt. Indes, das sind Kleinigkeiten; hundertfach schmerzlicher wiegt für uns, daß es diesen Geschichten so ganz an innerer Wahrheit fehlt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Verpachtung zugckommen:

Croissant, Aukt. Anna, Pimpernelle. Pfläzer Geschichten. Berlin. Schmitz & Voelker, 1901.

Reide, Georg, Winterfrühling. Gedichte. Berlin. Schmitz & Voelker, 1901.

Steinau, Erwin, Taufensöhön. Novellen. Dresden. Pflerschs Verlag, 1901.

Edenhein, M. v. Im Menschenbrodem. Novellen und Skizzen. Dresden. C. Pflerschs Verlag, 1901.

Jeter, Leopold, Verabshiedet. Der Liebeshof. Rautgundis. Gijela. Dresden. C. Pflerschs Verlag 1901.

Rechtener unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Mannes in Berlin. — Buchdruck und im Vngelien lit unterlag und wird Italgendisch vortragt. — Verlag der Kommoda Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von H. & G. Wenzelkopf, Berlin G.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

Um Mittag war's, da sie an der Insel landeten. Der Abt und alle seine Mönche, ehrwürdig feierliche Gestalten, kamen in geschlossenem Zuge, das Kreuzfahnen und die Staudarte tragend, durch Gestrüpp und über Felsen herab an das Ufer ihnen entgegen. Doch da eine Nonne nach der anderen aus dem Schiffe stieg, fragten sie stannend, welche von den jungen Schwestern die rechte sei. Raimund von Capua war durch Geschäfte verhindert worden, die Fahrt mitzumachen. Bartolommeo also stellte den Mönchen das Mädchen von Siena vor. Er sagte ihnen, sie sei um der bittenden Briefe willen hergekommen, doch auch zur eigenen Erbanung. Die Männer führten sie in das Haus ihres Abtes. Es war dies neben der Kirche gelegen, das einzige größere Gebäude. Denn die Zellen, vielmehr Kart-häuser der Brüder, geringe Hütten aus umbehauenen Steinen, aus Blockwerk, lagen vereinzelt, an die Felsen wie angelebt, oder im Waldgebüsch halb versteckt in weiterem Umkreis über die Kruppe der Insel verstreut. In dem Saal, der Refektorium, Beratungszimmer, Bücherei und Empfangsraum zugleich war, hatte man rasch ein bescheidenes Mahl gerichtet, bestehend aus Früchten, die von den Mönchen hier gepflanzt und gepflegt worden waren. Keiner von ihnen aber setzte sich mit den Gästen zu Tische nieder. Sie durften zweimal nur in der Woche gemeinsam speisen. Da heute ein Tag war, an dem sie abgesehen von jeder für sich ihre Nahrung bereiten und einnehmen mußten, so reichten sie nur den Fremden die Schüsseln. Catarina, die nie es leiden wollte, daß man sie bediene, erhob sich rasch, um selbst zu helfen. Aber der Abt, gewohnt, ohne Worte zu befehlen, füllte einfach ihren Teller mit der Kräuterzuppe und machte dazu eine Handbewegung, die ihr sagte: Es ist unsere Pflicht so nach unserem Gelübnis. Und Deine, nach Deinem, ist's Dich zu fügen.

Es war so still im Saal, man hörte nur die murmelnde Stimme dessen, der die Gebete vorlas, und die schlürfenden Schritte der Brüder und hin

und wieder ein Tellerflirren. Sie wagte nicht zu widersprechen, sie aß von der Speise. Und als er ihr mit der gleichen ruhig ernstern Miene einen Becher Weins vorsetzte, und alle tranken, da führte sie auch den an die Lippen. Es stieß ihr heiß und schwer durch die Glieder, bis in alle Fingerspitzen meinte sie etwas wie plötzliches Feuer prickelnd zu fühlen. Als dann die Mönche zur Nonne sich in die Kirche begaben, gingen die Gäste alle mit ihnen. Und während jene im Chorgebänge mit rauhen Stimmen ihr tägliches Gebet herjagten, kniete Catarina am Boden und suchte und fragte unruhig, ob sie sich nicht verjündigt habe, da sie am Sonnenschein und der Freiheit des Meeres sich erfreut, dann von dem reichlichen Mahle genossen, den heißen Trunk mit Behagen geschlürft. Und nun befahl der Abt gar noch, die Gäste sollten für die Zeit bis zum Vespergebet sich niederlegen, durch Schlaf sich stärken für die Rückfahrt. Fra Bartolommeo, Stefano und die andern Männer wurden je von einem der Mönche in seine kleine Behausung geführt. Catarina und ihre Begleiterinnen wies man wieder ins Refektorium, in dem die Tische abgeräumt worden und Lagerstätten hergerichtet. Und abermals, da sie sich weigern wollte und meinte, zu solchem den Körper verweichlichenden Nichtsthan sei sie nicht gewohnt, wies der Abt ihr mit seiner ruhigen, gebietenden Miene das Lager an und machte darüber das Zeichen des Kreuzes und grüßte und ging. Sie hörte draußen, wie er den Schlüssel im Schloß umdrehte. Die Schwestern, die sonst über ein jegliches Geschehnis so viel zu reden und fragen hatten, von dem feierlichen Wesen der greifen Männer eingeschüchtert, von dem Tag und der Fahrt auch ermüdet, begaben leise und rasch sich zur Ruhe. Catarina, die sonst nicht gewohnt war, auf irgend eines Menschen Geheiß irgend etwas zu thun oder zu lassen, konnte nicht anders, sie legte sich auch hin in dem halbverdunkelten Raume und streckte die Glieder und schloß ihre Augen.

Aber es war ihr nicht nach Schlafen zu Mute. Sie sah und hörte und fühlte wieder alles, was sie in der letzten Zeit erlebt, alles, was sie hierhergeleitet, hierhergetrieben. Ihre eigenen Schmerzen und Zweifeln, die sie überfallen hatten, seit jenem Brief, der ihr allzuvielen Beten ihr als Sünde vorgeworfen. Und Stefanos Wort, da er ihr geraten, aus ihrer gewohnten Umgebung einmal für einen Tag sich frei zu machen. Und den Sonnenschein und die Meerluft und wie das Boot über die glänzende Flut dahintanzte und der Schwestern Gesang und Stefanos glückliches junges Gesicht, da er für sie das Steuer führte. Und das dankbare Anfatmen in ihrer Brust . . . War das nicht beinahe wie ein Gottesdienst gewesen, Danken und Beten und Flehen zugleich, inbrünstig aus vollem, überquellend heißem Herzen? — Dann die Mönche, die alten, gebückten, ehrwürdigen Männer. Es überkam sie ein Sehnen, zu ihrer Gemeinschaft gehören zu dürfen, wie diese Klarthäuser jede Stunde ihres Tages nach so fest vorgeschriebenen Regeln in Arbeit und Gebet und Ruhe einteilen zu dürfen, nein zu müssen. Nicht nach eigenem Willen sich oder anderen Befehle geben, sondern wie ein Kind, wie ein Sklave, wie eine Sache, ohne zu denken, fromm sich fügen und gehorchen. Ja, das war wohl gut!

Zur hora vespertina klang die Glocke, und die Saalthür ward aufgeschloffen. Die Nonnen erhoben sich, folgten den Mönchen in ihre Kirche. Catarina war unter ihnen eine nur in der Schar der anderen, die ihre Gebete im Chorgefang verrichteten. Als sie darauf aus der Kirche wieder hinaus ins Freie traten, stand die Sonne schon tiefer und Fra Bartolommeo meinte, es sei Zeit zur Heimfahrt. Sie streckte die Hände abwehrend aus, sie konnte nicht fort, sie wollte bleiben.

Da trat der Abt vor. Mit einer Stimme, die des Redens entwöhnt, nur halb laut, heiser zwischen den dünnen Lippen hervorkam, sagte er ihr ähnliche Worte, wie die, welche sie ihm bei der Wahlzeit vom Antlitz gelesen: „Du mußt zurück in das Leben draußen, das Deine Pflicht ist, das Dein Gelöbniß Dir auferlegt hat, wie uns das unsere Schweigen und die Einsamkeit hier und harte Arbeit. Aber, meine Schwester, ehe Du von uns scheidest, gieb uns das, was wir von Dir erhoffen, das, weshalb wir Dein Kommen erbatnen, sprich einmal zu uns!“

„Was“, rief sie, „was könnte ich Euch noch sagen, was Ihr nicht besser wißt, was Euch geben,

das Ihr nicht habt in Euren Herzen! Begreift Ihr nicht, wie Euer Anblick mir in der Seele nur diese eine Sehnsucht anfacht: Euch gleichen zu können, auch in so stiller, wilder Meeres Einsamkeit, betend, demütig und zufrieden die Tage meines Erdenbestehens hinbringen zu dürfen?“

Ueber des greifen Abtes Antlitz ging ein Zucken. „Zufrieden!“ sagte er. Und dann, nach einer Weile, nachdem er schweigend zu Boden gesehen, hob er wieder die tief in den Höhlen ruhenden Augen und heftete sie mit dem gleichmütig erwartenden Ansdruck, der ihren Willen bezwang, auf Catarina.

„Sprich“, sagte er. „Nicht was Du denen draußen predigst. Dafür, daß Deine drei Herzenswünsche: Heilung der Kirche von inneren Schäden, der Kreuzzug wider den Feind von draußen, endlich, vor Allem, die Heimkehr des Papstes in sein angestammtes Rom, Dir in Erfüllung gehen mögen, dafür wollen wir Brüder wohl beten, sonst aber können wir — hier an Gorgona — nichts thun, Dir zu helfen. Sprich uns von uns, von unserem Leben, sag uns etwas, das uns hier not thut!“

Die Mönche hatten einen Kreis rings um Catarina gebildet. Im sinkenden Sonnenlicht blickte sie in die weisumhüllten Gesichter, mit weißen Härten, mit grauen, mit brannen, in bartlose, grobknockige und in feingehäutete, in solche, denen man die veredelnde Denkarbeit jahrhundertlangener Generationen von Ahnen ansah, in Bauerngesichter stumpf und dumpf, die nichts als ihre Scholle kannten. Doch aus den Augen, den schwarzen, blauen, braunen, manchen mit welken Lidern, die lichtsüchtig sich in ihre Höhlen zurückziehen schienen, anderen, die trotzig unter den gefalteten Brauen ihren Blick erwiderten, aus allen, allen sprach nur ein Ausdruck, sprach nur ein Sehnen, und das war, was sie selber fühlte: Wissenvollen! Und kein Mensch weiß und kein Mensch kann wissen!

Sie faltete ihre bleichen Hände vor ihrer Brust. „Meine Brüder“, begann sie leise, „was Ihr von mir hofft — ich vermag es Euch nicht zu geben. Denn ich selber, was bin ich denn anderes als ein sündhaft gebrechliches Wesen, ein Menschentum mit kurzen Gedanken, die über dieses blaue Meer, in diesen blauen Sonnenhimmel nicht hinausreichen können. Ihr lerntet die Heilslehre, die ich predige. Ihr lerntet sie weit besser als ich. Euer ganzes Thun und Leben, es ist ja anderes nicht als Arbeit und Eure Arbeit ist Gebet und Euer Beten stärkt Euch, ergeben den Tod zu erwarten. Er ist's, der die Lösung aller Fragen, aller Bitten

bringen wird. Er muß sie bringen, es steht so geschrieben, wer darf daran zweifeln? Wir wissen, wir, daß das Heil kommen muß und das ewige Leben. Die Weltleute können das so nicht fühlen. Wir sind ganz sicher, sind ruhig, freudig, die wir auf unseren Heiland vertrauen und auf sein am Kreuze besiegeltes Wort. Aber . . ." ihre Blicke gingen von einem zum anderen, „sagt mir, mein Bruder, wenn Ihr allein in Eurer kleinen Zelle sitzt, an Eurem Herd, und der Kessel kocht und das Wasser brodelt so munter — denkt Ihr dann immer, wie Euch ein Jubel im Jenseits erwartet? und Ihr, — Ihr steht da mit Eurer Schaufel, — denkt Ihr, wenn Ihr die Erde umwühlt und Samen säet und er dann aufspricht, wie bald man auch Euch drunten bettet, ein Samen, der aufgeht im himmlischen Lichte? Oder Ihr, so gebükt und so stoch, sorgt Ihr nicht manchmal um den armen irdischen Leib, braut Kräutersäfte, Eure Schmerzen vergeßen zu machen, und süßen Würzwein? und Ihr da, blickt Ihr in Euren aller aller tief geheimsten Gedanken immer vorwärts und hinauf — oder steht Euch noch die Stunde, die That vor Augen, die Euch hierher trieb, Euch auschied aus froher Menschengemeinschaft, und die Ihr doch morgen wieder in der gleichen Lage just ebenso begehen würdet? — Ihr schweigt? Das Schweigen, das Eure Ordensregel Euch auferlegt hat, es ist so schön, es hindert Euch an bösen Worten, die oft schlimmer sind als Thaten, hindert Streit und Jant, verwehrt Euch hinter dem Rücken Eures Bruders ihn zu lästern. Aber hindert es Euch auch zu denken, daß dieser zu eifrig sei, jener zu gleichgiltig, hindert es Euch, Jorn zu fühlen oder Ärger? Und wenn der Tag vergeht über einer geringen Kränkung und Eure Zunge blieb gebunden, durfte Euren Schmerzgefühlen nicht Ausdruck geben, senten sie sich nicht um so tiefer dann Euch ins Herze, fühltest Ihr sie nicht nagend, um sich freudig gleich einer bösen, schwärenden Wunde, wie einen Stich, wie einen Schlag, trotz aller Arbeit, trotz alles Betens, Nachts um Drei bei der Matutine, Morgens, Mittags oder Abends, beim Vespergebete und immer und überall und wachsend, daß Ihr zuletzt kein anderes Bewußtsein mehr hattet als nur die Kränkung und Euren Jorn? Und wächst so im einsamen drückenden Schweigen nicht jedes Fühlen, Reue, Sehnsucht, Ungeduld? Und das tägliche Dasein wird zur Qual, kaum mehr zu ertragen. Ach, meine Brüder, wie sehr ich Euch die Stille neide, die ruhige Gewißheit, thun zu müssen, was Euch vorgezeichnet worden nach der strengen Ordensregel, die Wachen und Schlafen, Speisen und Fasten,

Arbeit und Gebet bestimmt, — das Denken, das bitterböse, nagende, qualvoll grüblerische, nie zu erlösende Denken, — das, ich weiß es wohl, — das wird auch die Ordensregel nicht bannen. Ihr seid ergriffen? ich sehe Thränen, ich traf das Rechte? kein Gebet und kein Fasten und keine Kasteiung lassen das Denken, das Sorgen Euch schweigen? — Brüder, meine vielgeliebten Brüder, Euer ehrwürdiger Vater, der Abt, sorgt, denkt und wacht ja für Euch alle. Und für den Abt und das ganze Kloster denkt und sorgt unser heiliger Vater, der Christus auf Erden, Gregor der Gste, ob er fern auch zu Avignon Hof hält. Aber über ihm ist noch einer, Ihr wißt es, Einer, der jeden Eurer Herzensgedanken sieht und kennt, er möge sie Euch tröstlich lenken, möge Euch kräftigen und leiten, Euch des Bösen zu erwehren, er, unser Heiland, der Christus im Himmel, mein Verlobter so wie der Eure!" —

So sprach sie in ihrer überzeugten Frömmigkeit. Und die Männer, alte und junge, knieten vor ihr und griffen nach ihrem Mantel, dem Schleier, dem Kleidsaum, ihn zu küssen.

Der Abt trat vor. Er nahm die schmalen Finger des Mädchens, die weiß auf dem weißen Gewand niederhingen, und auf die Mitte ihrer Hand presste er seine welken Lippen so heiß, so zehrend, daß etwas wie ein roter Flecken auf der wachsblassen Haut hervortrat. Er starrte darauf hin:

„Du bist eine Heilige“, sagte er leise mit seiner heiseren, ungleichen Stimme. „Es bedurfte des Wunderzeichens nicht, daß wir es wußten. Deine Worte beweisen uns, wie Du tiefer blickst als Menschen können. Was Du den Brüdern sagtest, jedem einzeln, ist gerade das, was jeder einzelne in heimlicher Beichte mir als seines Gewissens Last genannt hat, und was Du uns allen sagst von den Qualen, von den Gefahren einsamen Schweigens, das . . . —“

Der alte Mann bückte sich auch, ihren Kocksaum zu ergreifen und die großen Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen hinab in den Bart.

Catarina richtete ihn auf. Sie nannte ihn: mein Vater. Sie dankte ihm und dankte allen für den Friedenstag hier.

Dann gingen sie den schmalen Pfad zum Wasser hinunter, wo das Boot in der kleinen Bucht lag, die von Felsklippen umschlossen den Hafen der Insel bildete. Das Meer schien spiegelglatt. Der Ostwind, der sie vom Festland am Morgen hergetrieben hatte, wehte nicht mehr, der wolkenlose Himmel blaute in einem silbernen schimmernden Duzie.

Da Catarina in den Kahn steigen wollte, bewegte ihr Schleier sich eine Sekunde.

„Nacht rajd“, rief sie, „es giebt ein Ugevwitter, der Wind kommt von Westen.“

Aber weder der Abt noch die Schiffer wollten davon etwas hören. Das Meer sei so ruhig und nirgend eine Gefahr zu vermuten und Eile unnötig. Die Mönche sangen noch ihre Psalmen. Dann stießen sie erst vom Lande ab.

Als sie fuhren, tabelte ihr Weichwater Catarina ob ihrer übertriebenen Besorgnis: „Vielleicht zur Nachtzeit, vielleicht morgen kann Regen kommen, wir sind ja im Herbst, wo das Wetter sich ändert, doch heute nicht mehr.“ Die Schwestern rühmten sich, weil ihnen das Meer keine Furcht einflöße, und warfen Catarina vor, sie sei allzu ängstlich. — Nur der Maconi fragte nicht, ob es gut oder nicht gut bleiben werde, er that, was er konnte, um vorwärts zu kommen.

Niel konnte er nicht thun. Denn die Segel hingen schlaff. Kein Wind, kein Hauch, kein kränkelnd munteres Wellenspiel. Das Boot tanzte nicht dahin wie am Morgen. — Schwere, immer größere Bogen, Wogenberge trugen es schankelnd hinauf, hinab, aber nicht von der Stelle.

Und dann ein Wöllchen am lichtblauen Himmel und dann noch eins und mehr und viele. Und dann unerpfölich kam der Sturm. Alessia lag in schwerer Ohnmacht, Cecca weinte, die anderen Frauen jammerten, freischrien, Fra Bartolommeo rief, sich bekreuzigend, alle Heiligen an im Himmel. Die Schiffer konnten die Ruder nicht mehr brauchen, Stefano bedurfte all seiner Kräfte, um das Steuer nur in der Gewalt zu behalten. Catarina stand aufrecht am Mast. Sie hielt die Segelleine, sie drehte, wandte das Segel nach dem Winde. Und als der Sturm am ärgsten tobte und der Mlig aufzuckte und der Donner und das Branjen und das Haujchen des Meeres sie brillend umtosten, da sang sie zu dem Lärm einen Psalmvers, wie vorhin ihn die Mönche gebetet hatten.

„Nur Deine Heiligkeit hat uns gerettet“, sagten die Schiffer ihr, als das Gewitter endlich sich legte.

Und da sie spät in sinkender Nacht in der Nähe der Arnomündung gelaundet waren und nun fürdab gegen Pisa zuschritten, sprach sie zu Stefano Maconi: „Mein junger Freund, Dein Rat war gut. Und der Tag that mir gut. Ob man mir mein zu vieles Beten, Predigen, Reisen als selbsttisch auch vorwirft, ich will es nicht lassen. Ganz sündenlos und ganz selbstlos ist keiner. Sogar die greichen schweigjamen Mönche, — sie denken an sich.

Und die Schiffer und meine Nonnen, mein Weichwater und Du und ich, ein jeder für sich. — Kann ich aber durch etwas und wäre es auch nur durch eine Minute meines Dafeins, ein Wort, einen Hauch, einen Ton meiner Stimme anderen etwas helfen und geben, — wie heut jenen Mönchen erst, dann den Schiffern, — nun so ist das eine Gabe aus Himmelhöhen, für die ich danken muß all mein Lebtag und die mir Beweis ist, daß mein Beten, mein Sehnen, mein Leiden mich doch die rechte Straße geführt hat. Und ich will weiter so auf ihr wandeln, wie mein Herz und wie mein Gewissen mich wandeln heißt.“

XI.

Ein Sonntag ist's, da vor den Thoren von Avignon der Zug von Mönchen und Nonnen anhält, in dessen Mitte Catarina gen Norden gepilgert ist. Im blendenden Sonnenschein der Provence erblickt man hier vor sich den breiten Rhonestuß, silber-schimmernd, auf ragendem Felsen den Dou und den stolzen Palast der Päpste und dahinter die Stadt. Sie steht eine Weile, schaut stumm dort hinüber. Ein tiefes Aufatmen schwellt ihr die Bruit. Und sie erhebt ihre beiden Arme und breitet sie weit aus, weit, als wolle sie den Papst und die Seinen, die dorten in diesem glänzenden Avignon haufen, an sich reißen, sie bezwingen, ihrer Aller Trachten, Sinnen mit ihres Herzens Schlag erfüllen. Aber im nächsten Augenblick sinkt sie zu Boden, in die Knie, beugt ihr Haupt in ihre Hände, wie ächzen klingt ihr Gebet: „Herr hilf mir, Herr steh Du mir bei!“ —

Indessen hatte Bruder Raimund von zweien der Brüder sich von seinem Maultier heben lassen. Er war ein wenig steif vom Reiten. Den ganzen Weg von Toskana nach Frankreich auf eigenen Füßen zurückzulegen, wie sie es gewollt und wie von ihren Familiaren es mehrere ihr nachgethan hatten, das war nun eben nicht die Sache des geistlichen Herrn. Aber voll Eifers, den Ruhm seines Weichwunders zu erhöhen und sie ihrer Aufgabe würdig zu machen, kam er jetzt zu ihr, bevor sie die Stadt der Päpste betrat, noch einmal mit ihr zu bereden, wie sie dort sich zu halten habe. Obwohl er seines Adels und seines Ansehens sich sehr bewußt war, beunruhigte ihn jetzt doch die Erwartung. Der Anblick des Herrn der Christenheit war für ihn, wie für einen jeden Mann zu seiner Zeit, ein Ziel des Sehnsens. Und nicht minder verlangte es ihn, den Hof von Avignon kennen zu lernen, von dem der Ruf so schöne Dinge und so schlimme zu be-

richten mußte. Da er aber Catarina zusprach, nur Mut zu fassen, ihre Knie zu bewahren, sich nicht vor den Großen dort, noch vor den Damen ihrer Niedrigkeit zu schämen, da stand sie auf von ihren Knien und sah ihn an und lächelte:

„Mich schämen? — wovor? Daß ich zu Siena geboren wurde, eines Färbers Kind, und jene sind vielleicht in Palästen, in goldenen Betten zur Welt gekommen? Das Schicksal fügt es Einem so, dem Andern anders. Ist kein Verdienst dabei, noch Ruhm. Und ob auch jene von Königen stammen — wir Sienesen danken uns, ein jeder Bürger und ein jeglich Bürgerkind in unserer Stadt so gut, wie ein König. Wißt Ihr es nicht, wie Einer ins Jensegenir mußte — Provenzan Salvani heißt er — weil er so hoffärtig und so kühn war, unserer Stadt Siena sich bemächtigen zu wollen? Der Dante Alighieri von Florenz — ich las es selber, — sah ihn noch dort. — Nein“, fuhr sie fort, „vor Fürsten und Herren bangt mir nicht und vor Damen noch minder. Nur vor mir selbst. Vor den tausend, tausend Teufeln in meinem Herzen, dem Hochmut vor Allen. Hat der Magistrat von Florenz mich ansersehen, als seine Gesandtin den Herrn Christus hier auf Erden um Frieden zu bitten, so hat das nur geschehen können, weil der Herr Christus im Himmel droben, mein süßer Verlobter, dem Podesta, wie dem ganzen Rat diesen Gedanken ins Herz gelegt hat, weil er es will, weil er mich wählte, weil er mir die Gabe verlieh, durchzusehen, woran vor mir alle gescheitert. Und da Ihr soeben mich zerknirscht gesehen und stehend, glaubt Ihr, mein Bruder, mir sei bange um den Ausgang gewesen? Ihr irrt Euch sehr. Wie sollt' ich zweifeln! Er will's, er hat es mir geboten und so ist's gut, und so werde ich es können durch ihn! Hört mir die Beichte, Fra Raimondo, ich will mich meines Stolzes entladen. Und dann, wenn Ihr's dürft, so reicht mir das Abendmahl zur Stärkung, auf daß ich freien und mutigen Sinnes dort einziehen kann, in die Stadt, in der die Sünde und die Weltlust wohnen sollen!“

Sie machten also Rast vor der Brücke und Raimondo hörte ihre Beichte und schüttelte seinen grauen Kopf und meinte wie immer: „Anderer würden dieser Sünden, die Dich bedrücken, sich noch rühmen, als ob es die höchsten Tugenden wären.“

Als sie daran das Abendmahl genommen hatte, sie und Alessia und Cecca Gori und die einstige Contessa Waudeca und ihre anderen Begleiter und Begleiterinnen — es waren deren mehr als zwanzig, die sie ihre Mutter und die sich Catarinati nannten,

— machten sie sich wieder auf und zogen also über die Rhonebrücke hinüber, durch die engen schattigen Straßen von Avignon und die Steile hinauf zum Palast. Man ließ die Gesandtin der Stadt Florenz an denselben Tage gleich vor den Papst.

Da sie in den Saal trat und nun zwischen Herren und Prälaten in seinen weißen Kleidern ihn erkannte, der das Haupt ihrer Kirche war, warf sie sich zu Boden und kniete vor ihm mit ausgestreckten, stehenden Händen wie in Verzückung.

Der Papst Gregor, seines Namens der erste, wich um einen Schritt zurück. Von dem, was die Jungfrau da zu ihm sagte, verstand er auch nicht das kleinste Wörtlein. Wie sie so beweglich mit leiser, eindringlich mahnender Stimme ihn auflehte, ranzelte er seine Brauen und suchte die Schultern in aufsteigendem Unbehagen: „Was will denn die? Die fränkische Nonne ist doch wohl nicht die Gesandtin von Florenz? warum droht sie mir? ist es um ein Geldgeschenk für ihr Kloster? Man soll es ihr geben, man bringe sie fort. Ich habe für solche Bagatellen nicht die Zeit.“

Die geistlichen Herren waren nicht sämtlich Franzosen wie der Limousiner Papst Gregor, der vordem den Namen Pierre Roger von Beaufort geführt hatte. Einer und der andere stammte von jenseits der Alpen oder kannte doch den Klang der edlen Sprache von Toskana und begriff, daß es hier nicht um Klosterstreitigkeiten noch um Bagatellen sich handele. Aber bevor sie unter einander durch eins geworden, wer von ihnen den Inhalt der Rede dem Papste zu verdolmetschen habe, hatte Catarina sich von den Knien erhoben und maß die Herren ruhigen Blickes, den ersten, den zweiten und jeden einzeln und wandte sich und winkte ihren Weichtvater näher.

„Ihr werdet ihm meine Botschaft sagen, mein Bruder Raimund.“

Und sie fing an, weshalb sie gekommen. Je einen kurzen Satz nur sprach sie, Fra Raimondo wiederholte ihn auf Latein. Weshalb Florenz mit der Kirche im Zwiespalt, wie ungerecht das Interdikt sei, wie drückend hart, mit dem die arme Stadt jetzt zur Strafe von ihm belegt sei, weshalb Herr Niccolo Soderini, der Gonfalonier, nachdem man so viele Herren, Gelehrte, Geistliche und Krieger vergeblich gesendet, nun die Jungfrau gewählt und die Nonne, den Papst zu ermahnen, aufzutacheln aus seiner Trägheit, anzufeuern. Von sich selber sprach sie, daß sie ein Kind von Siena sei, der Stadt, die der einst von Rom gegründet, Färberstochter, ungelehrt, daß sie kein Recht habe, keine Begabung, die sie

würdigten, solches hohen Amtes Ehren zu empfangen. Nur eines begehrte sie: die Liebe! Liebe zu dem Herrn im Himmel, der sie hierhergeführt und geschickt, Liebe zu seinem Vertreter auf Erden, dessen Bestes sie begehrt, dessen irdischen, himmlischen Ruhm; Liebe zu ihrer Heimat Toskana, Liebe zu dem ganzen Lande jenseits der Alpen, dem Lande Italia, mit Rom, der alten Stadt des Petrus, in die sie den Papst zurückführen wolle, und Liebe zu allen, allen Menschen, allen Christen, die Frieden erheischten, Frieden ersehnten von ihm, von ihm ersehnten und hofften!

Raimund hatte mit Zagen begonnen. Es schien ihm bedenklich, den Herren da so grade ins Gesicht es zu jagen, daß ihr Thun nicht das Löblichste sei, dem Papste, der doch sein höchster Gebieter, es vorzuhaltend, er sei schwachmütig, furchtsam und ungedenkend der Pflichten seiner erhabenen Himmelsendung. Ein paarmal stockte er und suchte nach Worten, Catarinas allzu denklisches Toskanisch in ein für Höflingsohren geeignetes gemäßigtes Latein zu wandeln. Aber es glückte ihm damit nicht. Sie kannte die alte Römersprache aus ihrem Brevier, ihren täglichen Gebeten; konnte sie selbst auch die Sätze nicht bilden, so verstand sie doch die Worte genugsam, um es sofort zu bemerken, wo er ein zu mildes wählte. Sie unterbrach ihn dann, schob das rechte dazwischen. Der Papst sah sie mit Staunen an. So ein schwächlich blaßes Mädchen, im weißen Nonnenkleid, und kommt daher aus dem fernen Toskana und wirft ihm vor, daß er Stellenhacker treibe, seine Günstlinge herrschen lasse, daß er nicht auf der Christenheit Bestes, sondern auf seiner nächsten Gefolgschaft und auf sein eigenes Wohl-ergehen sinne. Ob er denn den Grund auch wisse, den wirklichen Grund, weshalb die Kardinäle abrieten, den Sitz des Papsttums jemals wieder nach Rom zu verlegen? waagt sie ihn zu fragen. Zwar sie, Catarina, kenne die Herren nicht, erblicke sie heute zum ersten Male. Doch Volfesstimme, Gottesstimme, so heiße es ja. Und das Volk sage aller Orten, die Kardinäle wollten hier bleiben, weil . . . ja, weil sie in Rom den Wein von Frankreich, den guten Wein entbehren müßten. Ob ihn, dem Papste, Christi Vertreter, französischer Wein zu jeder Mahlzeit auch wichtiger sei, als Himmelsruhm?

Hätte irgend ein Mann jo gesprochen, Gregor hätte ihn ergreifen, ihn einiperrern lassen. Der jungen Rome gegenüber dachte er nicht einmal daran. Er war ein Fraujoze, auferzogen im Dienste der Frauen, der vornehmen alten, wie der jugendlich

garten. Und sie hatte eine so weiche, liebliche Stimme. Und er besaß ein beweglich Herze. Unter dem schweren schwarzen Mantel, der weißen Stirnbinde, verklärten im Sprechern sich ihre Züge, in ihre Augen kam ein Leuchten, in ihre schmalen Wangen flog rosig das Blut. Von der Begeisterung, die sie erfüllte, ging, ohne daß er ihrer Worte Sinn recht verstand, ein Teil auch auf den Hörer über. Und der Papst Gregor erhob sich von seinem Sitze, er kam die Stufen hinab zu der Koune und streckte seine Hand aus und faßte die ihre.

„Wohl“, sagte er langsam in seinem fehlerlosen Latein, sich zu Frater Raimund wendend, „erkläre Du der Jungfrau von Siena, sie solle jene Florentiner, die sie als Gesandten her zu mir schickten, es wissen lassen: wir werden als frommer Papst unsere Pflicht thun und werden gern ihre Wünsche erfüllen, — sobald wir es können. Und können wir es bald, so soll es uns freuen. Ganz frei so zu handeln, wie es ihm sein Herz gebietet, ist auch der Papst nicht. Die Rücksicht auf andere, Bedenklichkeiten, Rechte und Pflichten, sie engen ihn ein. Ich will die Gründe der Jungfrau prüfen, will sie hören, so oft sie begehrt, der Zutritt zu mir soll ihr offen stehen, zu jeder Stunde jeglichen Tages. Und wenn sie sich üben will, die Römersprache selbst zu reden, — sie versteht sie ja schon, wie ich merke, — so will ich die besten Lehrer ihr senden und sie wird dann ohne trennenden Dolmetschermund zu mir sprechen können. — Im übrigen, werthe Schweitern und Brüder, seid mir in Avignon willkommen, und laßt es Euch wohl sein an unserem Hofe.“

Er grüßte sie, hob zwei Finger zum Segen, und damit war die Gesandtschaft entlassen.

In einem Palaste unterhalb des Felsens, auf dem die Papstburg stand, fanden Catarina und ihre Genossen eine Unterkunft bereitet. Gregor ließ am nächsten Tage gleich fragen, ob sie dort sich zufrieden fühlten und ruhig und abgeschloffen seien. Die Schweitern waren sehr zufrieden. Sie konnten hier ihr gewohntes Leben führen, genau wie zu Siena, oder Florenz, ihr Nonnenleben, das den Tag durch Gebete einteilt. Arme, die der Speisung begehrten, Kranke, die der Wartung bedürftigen, gab es in Avignon genug, trotzdem im Palaste droben die Herren im Überfluß lebten. Und Catarina konnte lateinisch lernen, studieren und konnte beten, fasten, beichten, den Thron predigen, auch ganz wie daheim. Aber was daheim in Toskana ihres Tajeins Inhalt gebildet, das genigte ihr hier nicht. . . Nach einer Woche der Ruhe sandte sie zu dem Papst, sie müsse ihn sprechen.

Der Bescheid, den man ihr brachte, er hieß: Gebuld. Fra Raimund hatte nicht einmal bis zu Gregor vordringen können, die Kämmerlinge wiegen ihn ab, ihn und Stefano Maconi, den sie darauf als Mundstücker schickte, und schließlich sie selbst. — Wenn Du ein Anliegen hast, so komm zu mir, hatte der Papst ihr freilich versprochen. — Aber er hatte das Wort wohl vergessen. Oder die Herren seiner Umgebung hinderten ihn, es zu erfüllen.

Und die Tage gingen weiter. Sie gedachte jener Stunde, da sie von drüben, von jenseits des Flusses zuerst die Stadt und die Kathedrale und die Papstburg erblickt hatte. Wie sie da ihre Arme weit ausbreitet, die ganze Menschheit hier zu umfassen, sie zu bezwingen durch ihre gottgeweihte Macht! . . . Und Raimund hatte sie gescholten, weil sie, die der Herr zu solchem Werke auserwählt, sich des Hochmuts angeklagt hatte. Nun litt sie die Strafe dieses Hochmuts. Allzu früh hatte sie sich gerührt. Papst Gregor, der sie so gnädig empfangen, der von seinem Throne zu ihr hinabgestiegen war, er saß im marmornen Palaste, tafelte mit den Herren und Baronen, die ihm auch wohl Komödie vorspielten, und die Kämmerlinge regierten, so gut wie an den anderen weltlichen Höfen. Er, den sie in ihren begeistertsten Briefen den Herrn Christus auf Erden genannt!

Und Catarinas Zorn schwoll höher. Und ihre eigene Machtlosigkeit brachte sie auf immer bössere Gedanken. Da sie an sich selbst zweifeln mußte, zweifelte sie auch an dem Himmel. „Du, Du da droben,“ rief sie, „warum lässest Du das geschehen, lässest diese Geistlichen schalten und greift nicht drein und wehrest nicht ihrem zuchtlosen Treiben? Und gabst Du mir die hohe Sendung, warum hast Du mir die Macht nicht gegeben, sie erfüllen zu können?“ —

Ihre Genossinnen und Genossen sprachen ihr Mut ein, trösteten sie, beteten und warteten mit ihr. Aber was war denn allen diesen der Schmerz der Enttäuschung im Vergleich zu dem, was er ihr war! Jene hatten ihr Wort nicht verstanden, diese Sendung zu erfüllen, jene hatten nie geglaubt, dem Herrn im Himmel so nahe zu stehen, nie, daß ihr Reden Wunder wirkten, ihr Kommen Sieg bedeuten müsse. Hätte sie es nur auch nie gedacht. Sie geißelte sich, daß von ihren armen Schultern das Blut in Strömen auf den Steinfußboden hinabließ. Sie sagte, daß die Sinne ihr vergingen vor Körperschwäche, daß, wenn die Thron sie zwingen wollten, einen Bissen zu verzehren, ihr jede Speise widerstand, sie nichts mehr bei sich behalten konnte.

Und das Fieber in ihr, die Verzweiflung stiegen immer höher und höher. Diese Höslinge, die sie nicht vor das Angesicht des Papstes ließen, weil sie wußten, ihres Mundes Rede hätte er nicht widerstehen können, sie gingen lächelnd an ihr vorüber, wenn sie die kranke, bleiche Nonne wie eine Bettlerin auf der Schwelle des Palastes sitzen sahen. Diese schönen jungen Damen rafften ihre Seidenkleider zusammen, der Armen grobes Gewand nicht zu streifen. Und das Volk tanzte auf der Brücke und sang dazu provençalische Lieder. Und keiner wußte von den Kriegen, den Leiden der Kirche, keiner dachte an Rom, das verfallen, verödet auf seinen sieben Hügeln dalag, eine Witwe, die ihr angetrauter Gatte treulos verließ, keiner an Florenz, das unter dem Fluche des furchtbaren Interdiktes ächzte. Sie aber, die all' das Elend sah, die sich und anderen laut geschworen, es zu mindern, Frieden zu bringen, — sie war machtlos und schwach geworden! —

Wen es aber am meisten kränkte, daß Catarina hier nicht als eine Heilige und Wunderthäterin angesehen wurde, das war ihr Reichthum Raimund von Capua. War nicht sein Urahn Pietro della Rigue einst Kaiser Friedrichs Kanzler gewesen? In Toskana wußte das jeder, zollte ihm Ehrfurcht, lobte ihn, daß er seinen Stolz so weit bezwungen, sich zum Ordensbruder gemacht. Ob in seines Herzens allergeheinstem Kämmerlein nicht doch vielleicht ein Ehrgeiz schlief, den er gerade als Geistlicher wohl zu erfüllen hoffen durfte? Ob er nicht seines Reichthums steigenden Ruhm hatte nützen wollen, auf der Leiter der Hierarchie Stufe um Stufe empor zu klettern? Er ging zu den Dominikanerprioren und zu den Franziskanerinnen, er klopfte bei toscanischen und bei römischen Großen an, er bestach die Diener der Kardinals, er lauerte dem Papst auf, wenn dieser über die Rhonebrücke hinaus auf seinen Weinberg rit. Auf graden Wegen oder auf krummen versuchte er, ans Ziel zu gelangen. Aber die Mönche, die Kirchenfürsten, die Palastdiener zuckten die Schultern. Und Papst Gregor reichte von seinem Mantel ihr die Hand mit dem Fischerring zum Kuß hin, fragte ihn nach seinem Ergehen und dem der blaffen jungen Nonne, hörte seine Worte nur halb an, grüßte huldvoll und ritt davon. Frater Raimund sah sich machtlos, wie es Catarina auch war.

Als er so eines Tages abermals vor dem Palast stand, ohne viel Hoffnung, daß man ihn droben einlassen werde, kam die breiten steinernen Stufen ein Mann herunter, ein Kleinlein trällernd,

der ihm bekannt schien. Und der Mann bemerkte auch ihn und kam auf ihn zu. Es war Andrea di Banni, ein Maler aus Siena. Mit einer Gesandtschaft seiner Stadt war er nach Avignon gekommen und hier geblieben, um an den Werken, die einst sein Meister Simone Martini in der Kapelle der Päpste geschaffen, etwas zu bessern und dabei zu lernen. Er kannte Catarina sehr wohl, noch von der Zeit her, da sie der Salimbeni wegen mit dem Magistrat verhandelt hatte; hatte er selbst doch als einer von denen, die den Adel aus der Stadtregierung vertrieben, dazumal in Rat gesehen. Und es schien ihm so gut wie Naimund Ehrensache, daß die man zu Siena heilig gehalten, hier nicht wie eine Bettelwonne von der Thür gewiesen werde. Er war raschen Geblütes und besann sich nicht lange: „Ich helfe ihr. Der Papst soll sie hören. Verlaßt Euch darauf.“

„Aber wie?“ fragte Naimund zaghaft, „wie wollt Ihr das machen, wenn er nicht will?“

„Nah, er muß wollen!“ rief der Maler. „Glaubt Ihr, so ein Papst wär' kein Mensch und nicht von irgend einer Seite ihm beizukommen? Dieser nun gar, der Graf von Beaufort, ein Franzose, der jeden Tag für was anderes glüht und was anderes begehrt. Und ob ihn auch hundert Kardinäle mit hundert Paar Argusaugen umgeben, ein Nischen bleibt, eine Herzenspalte, durch die man bei ihm eindringen könnte. Augenblicklich ist's seine Nichte, die Vizgräfin Adelfa, die ihn im Bann hält. Und die kenne ich. Denn sie hat mich rufen lassen, daß ich ihr Conterfei ihr male. Die Dame ist eitel, neugierig, furchtsam und dabei sehr fromm. Ich rede ihr zu, die Prophetin Catarina um ihr Seelenheil zu befragen. Laßt mich nur machen. Sie wird schon kommen. Dann ist es Catarinas Sache, sie klug zu behandeln, daß Madonna Adelfa ihr Zugang zu dem Papste schafft.“

Naimund ging zum ersten Male etwas hoffnungsfroher nach Hause. Er berichtete sogleich von dem

Plan des Sienejer Malers. Aber Catarina blickte nur düsterrer drein. „Hinterücks durch allerhand Listen und Weiberfische mir erstehlen, was mein gutes Recht ist? Der Papst muß mich hören. Mein Herr im Himmel will es so. Keine vornehme Dame soll mir dazu helfen, nur meine eigene Macht und die des Himmels.“

Der gute Naimund war in Verzweiflung, er sprach ihr zu, er drohte ihr, er bat: „Kann der Himmel diese Dame nicht ebenso gut als Werkzeug gebrauchen, um des Papstes Herz zu rühren, wie irgend ein anderes? Was ist dem Himmel gering oder vornehm, reich oder arm? Wie darfst Du die Hilfe verachten, die sich Dir bietet? Du, die dich selber in jeder Weichte des Stolzes zeigt und Deinen Hochmut zu büßen begehrt, wie darfst Du zu hochmütig sein, von einer frommen Edelfrau zum guten Werke Dir beistehen zu lassen?“

Und endlich beugte Catarina den stolzen Kopf: „Es sei, sie komme. Ich bin so tief, so tief gesunken, der Herr hat mich so ganz verlassen, daß ich mir selbst nicht mehr gehöre, thun muß, was die andern heischen und wollen.“

Die Tage, die darauf vergingen, brachte sie in noch härteren Bußübungen zu. Die Sonne der Provence brannte heißer auf Avignon nieder und immer heißer. Und Catarinas Begleiterinnen wurden immer stiller, bedrückter, die Männer murmten, Naimund und Bartolommeo verfaßten lange Klageschriften, sandten Boten nach Florenz, nach Rom und heim nach Siena. Der Maconi kam zu ihr mit Thränen, seine Eltern riefen ihn, wenn sie binnen Monatsfrist nicht ihr Ziel erreicht habe, und nach Italien zurückkehren könne, so würde er allein reisen müssen ohne sie . . .

Und da sie ganz verzweifeln wollte, kam eines Morgens Andrea Banni und meldete, die Vizgräfin Adelfa begehre die Sienejer Nonne, von deren hohen Wunderthaten er ihr viel gesagt, um Rat zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die weißen Vögel.

Unter der grauen Mothe schwebt ein Zug
Von weißen Vögeln hin. Er zieht in strahlen
Erhab'nen Schwärmen fort, in trägen Flug
Und schlägt die Luft mit stummen Flügel schlägen.

„Ihr lust'gen Segler, die ihr dichtgeschart
Die hohen Pfade sucht am Himmelsrande,
Wer seid ihr? und wohin geht eure Fahrt?
Zu welchem fernem, unbekanntem Strande?“

Wir sind die frohen Hoffnungen auf Glück,
Die Du gehest, Träume von Lieb' und Frieden.
Wir streben niemals in Dein Herz zurück,
Das arme Herz, aus dem wir jetzt geschieden.

Und höher, höher schweben sie empor
Nach Westen zu, und noch von fern hernieder
Tönt ihre heif're Stimme mir aus Fern:
Du siehst uns niemals, niemals, niemals wieder!

Aus dem Italienischen des Arturo Graf von Paul Herpic.

Der Karff.

Wo Felsenblöcke rings den Weg beugen,
 Und nackte Gipfel zu den Wolken ragen,
 Da können sich des Aug's belad'ne Wagen
 Nur mühsam keuchend durch die Spalten zwängen.

Du hörst heraus aus unterird'chen Gängen
 In dumpfem Klang verborg'ne Wasser schlagen,
 Bis fern die Wellen Uferstrand benagen,
 Den Busch und Baum beschaffend überhängen.

Verflog'ne Krähen sind die einz'gen Gäste,
 Wo alles Lebens Trieb im Keim erstickt.
 Nur ein Askel harrt aus. Ein dürrer Baum.

Der schüttelt wunderbar die schütt'ren Äste
 Und nicht. Ein Bild umfängt sein Haupt im Traum.
 Was war's? Der Hüßer seufzt und nicht und nicht.

Koderich Goop.

Das alte Lied.

Ich liebte Dich, — Du liebtest mich,
 Das ist ein altes Lied,
 Es war einmal, — es ist nicht mehr,
 Die Liebe kommt und zieht.

Und dort Dein Bild, es blickt mich an
 Und spricht ein leises Wort:
 „Ich liebte Dich, — Du liebtest mich,
 Was trieb Dich von mir fort?“

Und „war einmal“ und „ist nicht mehr,“
 Still klingt's zu mir herein,
 Ich liebte Dich, — Du liebtest mich,
 Das heißt: nicht glücklich sein . . .

Karl Nowat.

Auferstehung.

Leise fällt der Schnee. Die schweren Flocken
 Schweben lautlos durch den weiten Raum.
 Draußen schleicht der Tod. Auf kahlem Baum
 Seh' ich einen schwarzen Vogel hocken.
 Tief und düster hebt sich sein Gefieder
 Aus dem fahlen grauen Dämmerstein.
 Reglos sitzt er, schweigsam und allein,
 Und der Schnee flocht leise um ihn nieder. —

Sonne — Sonne über allen Weiten —
 Lebensfluten — hohes Werdeseß!
 Draußen aus erblühendem Geßß
 Seh' den Vogel ich die Schwingen breiten.
 Farbenübersprüht — wie Regenbogen
 Steigt er auf ans Bacht und Winterorn —
 Leuchtend hebt er sich dem Lichte zu
 Und verschwebt in gold'nen Sonnenwogen.

Gertrud Klett.

In Gesellschaft.

Ging in Gesellschaft durch Wald und Feld
 Jünglens am Feiertag;
 Über der blühenden Frühlingswelt
 Goldener Schimmer lag.
 Lerchentriller aus der Luft,
 Finkenschlag vom Baum,
 Bunter Blumen süßer Duft —
 Wandelte wie im Traum.

Doch die Gefährten tritten sich all,
 Dankten in eifrigem Redeschwall,
 Sprachen von Politik,
 Sprachen von letzter Reichstagswahl,
 Der und jener Parteien Zahl,
 Steuern und Mißgeschick.
 Hadernd ging's über Berg und Thal,
 Konservativ und liberal —

Antifemilisch und social —
 Adyeten weder auf schönen Tag,
 Hoch Lerchentriller und Finkenschlag.
 Sie schnitten all' ein erbärmlich Geschick
 Und sahen den Wald vor den Bäumen nicht.

Ich aber dachte an Dich, Creutlieb,
 Ans süße Spiel von Kimm und Sieb —
 Ach hätte ich Dich zur Seite!
 Welch' seliges, frohes Wiederseh'n!
 Wir würden die Welt wohl besser verkeh'n,
 Als jene Herrn da im Streite!
 Wie wollten da so selig sein
 Wir beide, Du und ich allein,
 Allein im Waide im blühenden Mai —
 Ich glaube, wir sind von einer Partei!

Rudolf Gärtner.

Die Kirche.

Meinem Fenster gegenüber liegt die alte, kleine Kirche
In dem Grün der Pappelblume und der jungen, schlanken Birken;
Grau und moosbedeckt die Wände; — halb verfallen und geborsten
Schaut das Kreuz der alten Kuppel in die graue, stille Ferne . . .

Und auf kiesbedeckten Wegen liegen frühverwelkte Blumen;
Immergrüne Tannenweige und vom Wind gejagte Blätter.
Proben an dem Himmel jagen wind- und sturagepeißte Wolken —
Stumme Beugen aller Leiden, die sie läglich sehen müssen . . .

Und doch geh' ich gern hinüber in die alte kleine Kirche;
Fürchte nicht des Todes Schrecken: — fürchte nicht des Todes Stille.
Lange, lange mag ich sitzen in dem Schatten junger Birken
Und der wunderbaren Stille und des Todes Rätsel lauschen . . .

Jedes Blättchen auf den Wegen, jede Blume auf den Gräbern
Spricht zu mir in ihrer Sprache, — ihrer tiefen, eig'nen Sprache:
Jedes schmerzgetränkte Antlitz, jede Chräne in dem Auge
Läßt mich in des Lebens Leere und des Todes Tiefe schauen . . .

Rudolf Stern.

Holländische Landschaft.

Da liegt das Land, unendlich weit und eben
Im schwülen, atemlosen Mittagschweigen.
Erstorb'ne Felder; rings Gemüthterreigen
Am dunkelgrauen Horizont wehen.

Klüffende Quellen. Barte Gräser beben.
Die schlanken Erken ihre Häupter neigen.
Auf allem liegt es drüben bang und eigen,
Wie künst'ges Weinen, nahen Anglücks Weben.

Dort unten nur, hart an dem Wasserringe,
Raucht's aus dem Haus, durch Pappeln halb verborgen,
Und eine Mühle hebt die Riesenschwinge.

Und in dem Grün, das keine Grenzen findet,
Nachtwandelnd, einsam, in Gedanken Sorgen
Ein weißes Segel gleitet hin und schwindet.

Aus dem Holländischen des Edmondo de Amicis von Paul Wertheimer.

Haß Du's geseh'n?

Haß Du's geseh'n, wie der Frühling kam,
Übers Gebirge so wunderbar?
In einer einzigen, kurzen Nacht
Ist er zu blühendem Leben erwacht.
Reicht Dir durchs offene Fensterlein
Die knospenden Hände zum Graße herein.
Sei nicht mehr länger traurig, Gesell,
Spricht er und lacht so silberhell,
Daß Dir im wintertraurigen Herzen
All' die Sorgen vergeh'n und Schmerzen.

Und mit dem Frühling auf blühenden Wogen

Ist die Liebe herangezogen,
Segnend schreitet sie durch die Welt,
Die Königin aus dem Sternennest. —
Eh' Du's geahnt, eh' Du's gedacht,
Ist sie Dir flammend im Herzen erwacht,
Führt Dich von hinnen durch endlose Fernen
Näher und näher zu Peinen, Sternen,
Und Deiner Seele Klügelschlag
Geht ihren leuchtenden Bahnen nach,
Bis Du in lichtumflutheten Stunden
Den langersehten Frieden gefunden!

Heinrich Heine.

Zwei Sprüche.

Überähl' ich Leid und Glück,
Meines Lebens Frucht und Saat.
Keinen Tag rief ich zurück,
Als an dem ich Anrecht that.

Apriltensürme bringen uns den Mai;
Nicht ohne Kämpfe kommt der Lenz herbei.
Wär ohne Leiden auch das Leben schön,
Wär nicht Du seiner nur auf Leidens Höh'n.

Hans W. Grüninger.

Zusammenklang.

Maisontags bin ich vom Walde her
 über offene Land in Freude geschritten,
 Sei! kurzem schien die Sonne nicht mehr,
 Nur ein roter Glanz kam noch geglitten;
 Und aus dem dunkeln Walde hervor
 über Kiefern und Birken schwankt' blauer Rauch;
 Bis wo im Offnen der Blick sich verlor
 und an der Mühle das Land sich wellt':
 In Duff und Schimmer schwebte ein Hauch
 über das weite grüne Feld.

Vorne blinkten schon, tief im Stillen,
 Von blühenden Rännechen in weißer Pracht
 In Frühlingsgärten wie bewacht,
 Des Ortes freundliche Häuser und Villen.

Und fernher, weit in den Abend hinein,
 Wollt' eine Prossel nicht stille sein. —

Und vor mir ging über den Weg ein Paar.
 Es erzählte der Mann. Schon ferne klang
 Seine Stimme so laut und klar,
 Und manchmal schien mir's, daß er sang,
 Nur wenige Töne.

Pentlich trug sie der Wind daher,
 Und aus mancher lebhaften Bewegung
 Fühlte man eine tiefe Erregung. —
 Von den „Weißerhugern“ erzählte er.

„Und da — da erhebt sich Hans Sachs und singt,
 Daß es Einem die ganze Seele durchklingt:

„Verachtet mir die Meister nicht
 Und ehrt mir ihre Kunst.
 Was ihnen hoch zum Lobe spricht,
 Viel reichlich euch zur Ehre!“
 Und am Ende jubelt ihm alles zu:
 Heil Sachs, Hans Sachs! . . .“

Die Stimme des Mannes klang
 Anzogen durch die Sonntagruh',
 Und man fühlte, wie ihn das tief durchdrang . . .
 Dann schwing er. Badt einem Weidchen doch;
 Hab er wieder an, und ich hörte noch:
 „Wem da nicht die Sinne überfließen —
 Wer da nicht mißfällt, — ich verständig' es nicht —
 Der kennt überhaupt kein Genießen,
 Lebt denn so ein Nicht?!“

Dann hört' ich ihn nicht mehr. — Die Blütenbäume
 Schimmerten näher und näher schon.
 Durch die purpurbekränzten Abendräume
 Klang einer Orgelmusik fernher Ton;
 Und als ich noch einmal mich ungewandt,
 Sah ich die beiden Hand in Hand
 Selig schreiten durchs Abendland,
 In Liebe. —

Da fühl' ich zwei Worte in mir erglänzen:
 Natur und Kunst, Kunst und Natur
 Und sich beide ergänzen,
 Da bildeten beide ein Eines nur,
 Einen Quell der Liebe!

Rudolf Leopold Meyer.

Das Waldlager.

Das ist der Ort, wo der Fichtenhain
 hängt ob den buschigen Otterbänken;
 Lachlaube ählt im wilden Wein,
 Deß Wurzeln klare Wasser tränken.
 Waldenten bau'n im hohlen Baum
 und Reihler in den Schilfverstecken,
 Perweil schwimmt durch den Ätherraum
 Atlasgewölk mit Silberdecken.

Der blaue Häher birgt sein Nest,
 Wo schattige Büsche welkend bleichen,
 Fischadler schraubt sich reglos fest
 hoch ob den gläsern Sumpfbereichen.
 Forellen seh'n am Ästerrand
 nach Fliegen haschend und nach Wüchsen,
 Und durstig kommt von seinem Stand
 Das Rotwild von dem Waldesrücken.

An düst'rer Hemlodslannenpracht,
 Bran Kraut- und Wein sich dicht umschlingen,
 Lehnt unsre Hütte, moosbedacht,
 Draus fröhlich lichte Scheine dringen.
 Des grauen Rauchs Spiralgewind'
 steigt funkenhell im Wind, dem frischen,
 Der Kaffeekessel singt gelind,
 Wo Rauch und Blätter sich vermischen.

Nach dem Englischen eines Ungeannten von Max Riesewetter.

Sprüche.

Ein liebes Volk: zum Behmen stets erbötig;
 Grundzüge sind dabei nicht nötig.
 Doch wenn es geben soll, so denk't's und sprich't's:
 „Wir geben hier grundzählich nichts!“

Bettler und Fürsten leben
 In gleicher Beschwär:
 Sind von Lumpen umgeben
 Und süßens nicht mehr.

Th. Vulpinus.

Sten Stures Tod.

(9. Februar 1520.)

„Sahr zu! Die Dämmerung bricht herein;
Vor Abend muß in Stockholm ich sein!“ —

„Ich treibe die Rösse, so schnell ich kann;
Doch im Sturm erlahmt mein treues Gespann,
Und den Schliffen unwirbelst so dicht der Schnee;
Schwer findet der Weg sich über den See!“ —

„Den Körper durchwühlt mir des Fiebers Wut,
In der Pänenwunde brennt hüßliche Stul,
Und der Atem stockt mir im Sturm. Fahr zu!
Schwedens Schicksal fähret im Schliffen Du!

Bist ich vor Abend nicht wohl verwaht,
So ist dies meine letzte Fahrt!

Und sinkt mir kraftlos herab die Hand,
Dann wehe dir, armes Schwedenland!

Wer wird Dich dann schützen mit starker Faust,
Wenn der Pänensturm in die Lande braust?

Fahr zu! Ich füll' Dir den Schliffen mit Gold,
Wenn er vor Abend durchs Stadthor rollt!“ . . .

— Es flogen die Rösse übers Eis,
Und Dampf entstieg den Küßern so heiß;
Doch höher türmte sich Schnee auf Schure,
Und endlos weil lag der Mälarsee,
Stets wilder brauste der Sturm daher,
Und der Kranke röchelte tief und schwer:

„Und muß ich hier einsam sterben im Schnee —
Mein Herr und Gott, Pein Wille gesch'eh!“

Doch schirme mir gnädig mit gütiger Hand
Als treuer Vater mein Schwedenland!“

Ein Seufzer ringt von der Brust sich los —
Da hält der Schliffen mit plötzlichem Stoß:

Aus der Ferne ein Abendglocklein klingt,
Und der Schliffenführer zu Boden springt,
Still belend im wirbelnden Schure er kniet,
Und der Sturmwind singt ein Klage lied.

Die Nacht zieht über dem See empor,
Und deckt den Schläfer mit schwarzem Flor,

Daß keine Sorge ihn mehr bedrohl.
Rings schweigende Stille . . . Sten Sture ist tot.

Richard Dönnig.

Die Distel.

Eine Distel stand an meinem Pfad,
Die Erde lag im Sonnenbad.
Das war ein Kimmern und Wehen,
Ein echtes Sommerleben.
Und sieh, die Distel neigte sich
Und sprach zu mir: „Was siehst Du mich
So an mit meinem Dornenhaupt? —
Wohl Dir, der meiner Botschaft glaubt!
Die Sonne glüht aus blauen Sphären,
Der Schnitter singt zum Fall der Ähren,
Zum Ruder Schlag der Bootsmann singt,
Daß rings des Sommers Lob erklingt. —
Doch weil ihn endlich alle loben,
Wird schon sein Totenkranz gewoben.
Die erste Blume, die ihn schmückt,
Bist ich in diese Pracht geschickt.

Die andern keimen schon im Grunde;
Der Nordwind wartet seiner Stunde,
Und mit der Vögel lauten Scharen
Sehnt sich die Sonne, heimzufahren
Zur Winterkass im fernem Süden. —
Da sieh ich einsam und gemieden.
Niemand will hören, was ich sage,
— Ich red' ja nicht von ihrem Tage —
Niemand will wissen, was ich sinn'.
Kann für mein Los nicht, wie ich bin. —
Das ist ein Wauderu und ein Singen,
Das ist ein Zug auf Fremdeswingen;
Sie ziehen halt an mir vorbei.
Dir sand ich Worte, daß ich sage
Die Kunde, die ich lindlos frage,
Von ihrem Herbst — und Deinem Mai.“

Friedrich Kroff.

„Du armes Herz . . .“

Du armes Herz, das ich belaste,
Willst Du denn nie vernünftig sein?
Es dringt das ewig Mertsakle
Von allen Enden auf Dich ein.

Was soll das rastlos bange Jagen
In Deiner Träume Schattenzug?
— Kannst Du das Leben nicht ertragen,
So lebe es; das ist genug.

Paul Adler.

Der „Ketter“.

Ein Kulturbild von Karl Emil Franzos.

Im Herbst 1884 — ich lebte damals in Wien und war Redakteur der „Neuen Illustrierten Zeitung“ — melbete mir eines Morgens der Redaktions-Diener einen Mann, der mich zu sprechen wünsche. Er habe ihm schon gesagt, es sei nicht die Sprechstunde, aber der Mann bitte so dringend, weil er weit weg wohne, in einem Borort, und wieder zur Arbeit müsse. „Eine Karte hat er natürlich nicht, weil er ja nur ein Mann ist und kein Herr, aber er hat ein gutes Gesicht. Betteln will er gewiß nicht.“ Daraufhin ließ ich den Besucher eintreten.

Redaktions-Diener sind in der Regel gewiegte Menschenkennner und an der nötigen Übung fehlts ihnen ja auch nicht; der junge Mensch, der sich da verlegen vor meinen Tisch schob, war offenbar wirklich „nur ein Mann“, ein Handwerker, der zu dem Besuch seinen Sonntagsrock angelegt hatte, aber er machte einen guten Eindruck: ein blonder Hüne, breitschultrig, aber nicht plump, mit auffallend schön geschnittenen Zügen und blühenden blauen Augen, um das Haupt eine mächtige Mähne von krausem Flachshaar. Ein Maler hätte ihm bloß den schwarzen, etwas fadenförmigen, aber sorglich gebürsteten Vatersrock anzuziehen, das große Wachseleinvand-Paket, das er unter dem Arm trug, abnehmen und ein Fell um die Schulter hängen müssen, um das beste Modell eines Eherüstlers zu haben. Die ganze Erscheinung war so germanisch, daß ich erstant war, als er auf meine Frage nach seinem Wunsche zunächst in gebrochenem Deutsch bat, mir sein Anliegen polnisch vortragen zu dürfen. Eben darum sei er zu mir gekommen, obwohl es ihm andererseits schwer gefallen, sich gerade an mich zu wenden, es sei ja nicht klug, derlei frei herauszusagen, aber er müsse doch von vornherein gestehen: bitter schwer.

Das war ja allerdings eine ungewöhnliche Einleitung. „Warum?“ fragte ich in seiner Muttersprache.

Weil er, war die Antwort, in polnischen Zeitungen gelesen habe, daß ich ein Todfeind der Polen sei und ihnen den Untergang wünschte. Nun seien diese Zeitungsschreiber freilich insgesamt

„Lügner und Pfaffenknechte“, aber da er es oft und in verschiedenen Blättern gelesen habe . . .

So sei es deshalb doch nicht wahr, beruhigte ich ihn, und konnte es mit gutem Gewissen. Ich sei nur ein politischer Gegner der Polenherrschaft in Galizien, weil sie nach meiner Überzeugung unbegründet sei und die anderen Volksstämme des Landes, sowie den Gesamtstaat schädige. Auch den unteren Schichten der polnischen Bevölkerung selbst, namentlich den Bauern, bekomme diese Adelsherrschaft übel genug.

Sein reidliches Gesicht erhellte sich. „Und wie übel!“ rief er. „Dann können Sie ja aber auch nie geschrieben haben, die Österreicher und die Preußen würden gut thun, uns nach russischer Manier mit der Kante zu behandeln! Das interessiert mich besonders, denn ich bin russischer Unterthan, obwohl ich meine Kindheit und Jugend nicht dort verbracht habe.“

Ich mußte lächeln. Kurz zuvor hatte die russische Regierung eines meiner Bücher konfisziert, weil ein Kapitel die Bedrückung der Polen in den Reichsdel-Gouvernements schilderte. Nein, versicherte ich, derlei wackere Ratschläge hätte ich nie gegeben. Er atmete auf. „Ich hätte es denken können.“

Das Pfaffenpack verlenumbet ja jeden, der nicht in sein Horn bläst, auch uns. Uns Arbeiter nämlich. Sie sagen, wir wollten nur sankenzen, wären sittenlos und — das ist die größte Verleumdung — wir wären keine Polen. Wir sind Polen, viel bessere als einer von ihnen, und sittenlos sind wir nicht, obwohl wir an ihre frommen „Baba“ (Alte Weiber)-Märchen nicht glauben mögen. Und was die Arbeit betrifft, wer anders sankentz so arg sein ganzes Leben lang wie sie — die Pfaffen und ihr Anhang, die Betrüder auf den Schloßern?!“ Er führte das weiter aus; der Kern war ein wüster, roher Prieisterhaß und Atheismus, der Atheismus des Viertel-Gebildeten, der widerlich berühren mußte. „Sie sind Sozialdemokrat?“ fragte ich.

„Nein! Ich bin . . .“ Er stockte. „Wie ich denke, läßt sich nicht so kurz sagen. Aber ich

habe es aufgeschrieben — hier steht alles!“ Er legte das Paket auf den Tisch und schlug die Wachseleinwand aneinander, ein Kiefenhäufchen beschriebenen Papiers wurde sichtbar. „Ich wollte Sie bitten, dies zu lesen und drucken zu lassen.“

Entsetzlich, dachte ich — da vertraue noch einer dem ehrlichen Gesicht eines anscheinend unverderbten Handwerkers, zuerst äußert er solche Ansichten und dann entpuppt er sich als Schriftsteller. . . „Lieber Mann“, sagte ich, „dazu reicht meine Zeit nicht. Was hätten Sie auch davon, wenn ich es lesen würde? Es ist ja wohl polnisch geschrieben? Nun, ich redigiere ein deutsches Blatt. Und daß ich Ihnen bei polnischen Blättern nichts nützen kann, wissen Sie ja!“

Er wurde bleich und seine Lippen bebten; die Abweisung that ihm offenbar sehr wehe. „Wenn Sie doch so gut wären!“ sagte er dann mit zitternder Stimme. „Es ist ja nicht langweilig.“ Er schob mir das Titelblatt zu, darauf stand: „Zbawca“ (Der Retter.) „Romans“ . . . Sie sehen: ein Roman. . . Ein sehr schöner Roman, ganz aus dem Leben. Und daß Sie ihn ins Deutsche übersetzen und in Ihrer Zeitung drucken lassen, das ist meine letzte Hoffnung! In unserer Werkstatt — ich bin nämlich Buchbinder, Herr — ist neulich ein Band Ihrer Zeitung eingebunden worden, da stand ein Roman von Kraszewski drin. Das gab mir den Gedanken ein, mich an Sie zu wenden. Glauben Sie mir, das wird Ihren Lesern besser gefallen, als das Geschreibsel jenes alten Pfaffennechts.“

„So sprechen Sie von Kraszewski?“ fragte ich. „Und Sie wollen ein guter Pole sein?“ In der Sache selbst könnte ich nichts thun; ich sei gar nicht als Übersetzer thätig, auch bringe das Blatt jetzt nur noch Arbeiten deutscher Schriftsteller. Ein polnischer Roman müsse doch zunächst in polnischer Sprache erscheinen.

„Dann bleibt er ungedruckt,“ jagte er traurig. „Die polnischen Zeitungen sind alle von Pfaffen redigiert oder doch von ihnen bestochen.“

Das sei nicht richtig, wandte ich ein, es gebe auch liberale, ja demokratische Blätter in dieser Sprache.

„Demokratische?“ jagte er verächtlich. „Was sich alles so nennt! Sogar die Sozialdemokraten tangen nicht viel, geschweige denn die Bourgeois, die sich heuchlerisch dieses Mäntelchen umtun. Ich habe das polnische Leben in Galizien und anderswo geschildert, wie es ist, Zug um Zug — die Wahrheit mögen sie alle nicht hören. Und es wäre schade, wenn mein Roman unbekannt bliebe, sehr schade!“

Sie glauben vielleicht, ich spreche aus Eitelkeit so, oder weil ich berühmt werden und durch mein Buch Geld verdienen möchte. Das ist aber nicht richtig! Sie sehen, ich habe meinen Namen nicht auf das Titelblatt gesetzt und würde ihn auch niemals nennen. Das habe ich mir schon vorgenommen, ehe ich die Feder ansetzte und werde es auch ehrlich halten. Wozu auch? Ein Arbeiter wie viele andere, ich will auch nicht mehr sein, als meine Brüder, und es nicht besser haben — aber wir alle sollten es besser haben. Und dann“ — er stockte und wurde dunkelrot — „dies ist in vielem meine eigene Geschichte, Herr, namentlich was die Abkunft dieses armen Jan betrifft, und meine gute Mutter lebt noch; ich könnte ihr die Schmach nicht antun. Auch Geld will ich nicht dafür haben; ich habe immer nur von meiner Hände Arbeit gelebt und will auch fern von davon leben; es geht manchmal knapp, weil ich auch meine Mutter unterstützen muß, aber es geht immer. Denn ich bin auch kein gewöhnlicher Buchbindergehilfe, Herr, und Sie dürfen nicht glauben, daß ich jeden Band Ihrer Zeitung selbst gebunden habe, ich mache nur kunstvolle Einbände. . . Und für so eine Arbeit, wie die hier, darf man auch gar nicht Geld annehmen, dazu ist sie zu heilig: da käme ich mir wie ein Pfafe vor. Der jagt: „Ich verkünde das Wort Gottes um Gottes und der Menschen willen“ — und läßt sich dafür bezahlen. . . ; ich verkünde die Wahrheit meiner armen Brüder wegen und will keinen Heller, sogar keinen Dank dafür. . . Zwei Jahre habe ich an dem Ding da geschrieben, denn unferne weiß mit der Feder schlecht Bescheid — alle Sonn- und Festtage habe ich daran gewendet und an Wochentagen immer einige Stunden und oft die halbe Nacht — ein junger Mensch, Herr, sechsundzwanzig Jahre, man hat auch sein Fleisch und Blut — kein Glas Bier habe ich während der Zeit angerührt, nach keinem Mädchen mich umgesehen — — Glauben Sie, man plagt sich so um Geld ab?! Für die Wahrheit, Herr, für die Wahrheit!“

Es sind ja nun lange Jahre her und ich kann mich selbstverständlich nicht einmal für die Reihenfolge seiner Aeußerungen verbürgen, geschweige denn gar für den Wortlaut, wohl aber dafür, daß ich sie sinngetreu wiedergebe, nur jene wahrhaft abenteuerlichen antireligiösen Cynismen abgerechnet, mit denen er nahezu jeden Satz verbrämte. Ich war ja schon manchem Menschen ähnlichen Schlages begegnet, aber keinem, der mit gleichem Behagen gerade die häßlichsten Schmutzworte auf dieses Thema gewendet hätte. Gleichwohl war der Eindruck, den die heiße

Ehrlichkeit und naive Frische seines Wesens üben mußten, ein so lebhafter, daß ich mich für ihn und sein Werk, so bedrohlich groß es ausah, zu interessieren begann.

Die Wahrheit! sagte ich. Es gebe viele Wahrheiten. Welche sein Werk verkünde?

Er blickte mich groß an. „Es giebt doch in allem nur eine Wahrheit, also auch über unsere polnischen Zustände. Was Sie da vorhin gesagt haben, scheint auch mir richtig: der Bauer hat es gar so schlecht. Aber glauben Sie, nur der Bauer? Auch der Handwerker, der kleine Grundbesitzer. Gut haben es nur die wohlhabenden Adelige und die Pfaffen. Und woran liegt das? Eben nur daran, weil wir so besonders schlechte, habgierige, träge, herrschsüchtige Pfaffen haben. Sie sind auch die eigentlichen Herren im Lande, sie verarmen nicht, während der Adel verarmt.“

Dies sei aber doch nicht Schuld der „Pfaffen“, meinte ich, sondern des Leichtsinns und der Trägheit der Adelige, wohl auch in einzelnen Fällen Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse. Und seine Ansicht über die polnischen Priester könnte ich nun schon gar nicht teilen. Man finde auch unter ihnen, wie unter den Priestern aller Länder und Bekenntnisse, arge Fanatiker, und viele kümmern sich um die Volksbildung wenig oder gar nicht, aber das sei leider auch nicht eine Besonderheit der polnischen Herren, ebensowenig wie die „Herrschnucht“. Die möge wohl gleich sein, wie anderwärts, die Habgier aber sogar geringer, als z. B. in romanischen Ländern; wenigstens höre man in Galizien weit seltener von Erb- und ähnlichen Geschichten, als etwa in Süd-Italien. Was die Trägheit betreffe, so stehe der polnische Priester allerdings an geistiger Regsamkeit hinter seinem deutschen Konfrater zurück, überhole ihn aber weit in einer anderen Tugend, der Anhänglichkeit an das eigene Volk. Der polnische Priester sei fast immer auch ein guter Patriot. . .

Soweit hatte mich mein Besucher nur zuweilen durch ein satziges Epitheton ornans für die von mir verteidigten Herren unterbrochen. Nun aber brach er los. „Natürlich ist der Pole ein Pole! Frägt sich nur, ob er es selbstlos ist oder zur Befestigung seiner Herrschaft! Sie werfen dies dem Adel vor, es trifft die Geistlichkeit mindestens ebenso sehr. Glauben Sie übrigens nicht, daß ich die Adelige verteidigen will; natürlich müssen sie ebenso hinweggeräumt werden, wie die Hochwürdigen. . .“

„Hinweggeräumt?!“

„Ja — was sonst?! Allmählich hinweggeräumt

— alle! Sie sollen einen anderen Beruf ergreifen, arbeiten! Oder behaupten Sie etwa, daß unsere Adelige und Geistliche arbeiten?“

Ich hatte gute Lust, nun nichts weiter zu behaupten, sondern den Mann auf glimpfliche Manier loszulassen. Dann aber meinte ich doch, allerdings arbeiteten auch viele Adelige in Galizien, wenn auch leider, zu ihrem eigenen Schaden, wie dem des Landes, nicht die Mehrzahl, sicherlich aber die ungeheure Majorität der Geistlichen. „Ich kenne,“ fügte ich bei, „in meinem Heimatkreise manchen armen Landgeistlichen mit weit ausgedehntem Aussprengel, der sich sein Brot durch nicht minder harte, ehrliche Arbeit verdient, als Sie. . .“

„Wie können Sie das sagen?“ murmelte er und fuhr sich über die Stirne, als traute er seinen Ohren nicht. „Ich binde Bücher ein, dann können sie doch öfter und von mehr Leuten gelesen werden. Das heißt Bildung verbreiten oder doch befördern, nicht wahr? Und der Geistliche? Der verbreitet ja nur Lüge und Schwindel — Schwindel und Lüge!“

Das sei Ansichtssache, erwiderte ich und erhob mich. Aber meines Erachtens sei niemand berechtigt, das für Lüge und Schwindel zu erklären, was für Millionen Menschen der einzige Trost sei, und ein gebildeter Mann wenigstens thue dies auch nicht.

Er verzürte sich. „Ein Gebildeter thut das nicht,“ wiederholte er leise, fast verstört. „Ich habe immer das Gegenteil geglaubt: daß alle Gebildeten so denken, wie wir. . . Herr,“ fuhr er dann fast stehend fort, „lesen Sie meinen Roman deshalb doch! Ich — ich habe so große Hoffnungen darauf gesetzt — und er soll ja meine Heimat retten. Alles Wahrheit — und niemand sollte sie hören?! . . . Vielleicht können Sie das Werk übersetzen — übersetzen lassen —“, verbesserte er sich hastig, — „oder mir doch einen guten Rat geben —“

Das machte mich wieder weich. „Aber ich bin so beschäftigt,“ sagte ich und strich unschlüssig über das Manuskript hin. Es war ein wahrer Berg, reichlich tausend Folienseiten, dazu in einer ungenübten, schwer leserlichen Handschrift geschrieben.

„D, Sie lassen mich nicht so hoffnungslos fortgehen,“ sagte er in jener weichlichen und zugleich ungeitümen Art, die zu den tyrischen Eigenschaften seines Volkes gehört. „Sie werden vieles finden, was Ihren eigenen Anschauungen entspricht: das Elend des armen Mannes und die Verderbtheit des Adels; auch den habe ich nicht geschont, obwohl meine Mutter dazu gehört. . . Und was die Geistlichkeit betrifft, vielleicht überzeuge ich Sie oder

Sie finden doch mein Urteil nach dem, was meine Mutter und ich erlebt haben, begreiflich . . . Sie dürfen nicht glauben, daß ich meine Mutter zu sehr idealisiert habe, sie war wirklich so gut und rein — und dennoch . . .“

Er wurde wieder bis über die Stirne rot, seine Brust hob und senkte sich und dann sagte er leise: „Ach bin eines Geistlichen Sohn . . .“

Derlei sagt niemand leicht über sich selber aus, am wenigsten ein Mensch, der an seiner Mutter hängt, wie der da. Wenn er es deshalb über sich vermocht, um mich über jene rohen Ausbrüche zu begütigen, so sollte ihm dies gelungen sein. Ich sagte ihm zu, sein Werk baldigst zu lesen, und erbat seine Adresse, um es ihm dann mit meiner Äußerung zurücksenden zu können.

Diese harmlose Frage sollte dem Gespräch eine Wendung geben, die es mir vollends für Lebenszeit unergötzlich macht.

„Meine Adresse?“ fragte er langgedehnt und schweig. Nein, das er dann, er wolle gern noch einmal kommen und mein mündliches Urteil hören. Und wenn ich mich etwa unter der Bedingung, daß ich nach Belieben streichen oder mäßigen dürfe, zur Veröffentlichung entschließen könne, so gehe er im vorhinein darauf ein. Nur an dem Manisest, welches der „Netter“ an die polnischen Priester und Abtlichen richtete, dürfe keine Silbe geändert werden.

Zur Veröffentlichung werde es schwerlich kommen, meinte ich, doch hätte ich natürlich nichts dagegen, wenn er sich nochmals bei mir einfinden wolle.

Auch Sonntags? fragte er schwächer. Dann brandete er nicht die Arbeit zu verjäumen.

Natürlich auch Sonntags, gestand ich zu, aber wann ich fertig sein würde, wüßte ich nicht und wollte es ihm schreiben.

„Nein,“ sagte er hastig, „ich frage lieber selbst bei Ihrem Diener jeden Sonntag nach. Sie sollen sich nicht erst meinewegen mit einem Brief bemühen müssen.“

Ich blickte ihn fest an. „Sagen Sie doch die Wahrheit! Sie wollen mir Ihre Adresse nicht geben?“

Er errödete, hielt aber meinen Blick aus. „Ja,“ sagte er dann, „so ist es.“

„Warum nicht?“

„Aus zwei Gründen. Meinen wahren Namen dürfte ich Ihnen ohnehin nicht sagen, nicht etwa aus Scham, als ob er Ihnen unwortlich bekannt sein könnte, — das wäre gewiß nicht der Fall —, auch nicht aus Mißtrauen. Aber es ist doch für Sie unangenehmer, einmal in Zukunft, wenn Sie

vielleicht darnach gefragt werden sollten, wahrheitsgetreu zu antworten: „Nein, ich weiß nicht, wie er hieß!“ statt eine Notlüge zu gebrauchen . . .“

„Sie sind hier also unter fremdem Namen gemeldet?“

„Ja!“

„Mit dem Arbeitsbuch eines andern?“

„Nein, das ging nicht,“ erwiderte er gelassen.

„Eine Pole — blond — so ungewöhnlich groß — das hätte schon ein besonders günstiger Zufall sein müssen. Es ist ein gefälschtes Arbeitsbuch.“

„Nun,“ jagte ich, „wenn der Name meiner Obrigkeit genügt, warum nicht mir?“

„Weil ich jede Möglichkeit einer Unannehmlichkeit für Sie beseitigen möchte. Ich bin keinen Moment vor Überwachung sicher. Gegenwärtig scheint meine Lage die zu sein, daß die Polizei zwar nicht ahnt, wer ich bin, wohl aber, daß ich der nicht bin, für den ich mich ausbe. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sie seit einigen Tagen meine Korrespondenz liest. Nehmen Sie nun an, Sie würden eines Tages als Zeuge befragt werden, welchen Inhalt unsere Unterredungen gehabt haben — wäre Ihnen dies erwünscht?“

„Sie scheinen ja ein besonders gefährlicher Mann zu sein oder sich selbst dafür zu halten?“

„Die Polizei hält mich dafür. Ich war in Paris, in Genf, in Zürich und habe dort allerdings aus der Angehörigkeit zu meiner Partei kein Geheimnis gemacht. Und das genügt ja, um unsereins zu hegen wie ein wildes Tier!“

„Warum sagten Sie dann vorhin, Sie seien kein Sozialdemokrat?“

„Weil ich keiner bin. Das sind Tyrannen, die den Willen des einzelnen noch viel schlimmer beugen, als es z. B. beim Militär geschieht. Ich spreche aus Erfahrung, ich war Soldat, sogar russischer Soldat, und war Sozialdemokrat. Zudem sind das egoistische Menschen mit unklaren Zielen, ohne Mut und Thatkraft.“

„Was sind Sie dann sonst?“

„Ich bin Anarchist.“

Darauf war es einen Augenblick still. Das Wort hat ja auch jetzt nirgendwo einen anmutigen Klang, namentlich in den letzten Jahren, damals hatte es vollends für ein Wiener Ohr seine besondere Bedeutung. Schlag auf Schlag hatten die österreichischen Anarchisten eine Reihe der schwersten Verbrechen begangen; der Betäubung und Veranbarung des Schuhmachers Marzfallinger war die Erzuordnung des Polizei-Konzipisten Hlubek und des Detektivs Blöck, sowie der Raubmord an dem Wechselstuben-

Besitzer Heinrich Eisert gefolgt, bei dem auch seine beiden Knaben hingsgeschlachtet worden waren. Die Namen der Mörder Anton Kammerer und Hermann Stellmacher waren in aller Munde; auch Kammerer, auf dem daneben noch der Verdacht lastete, im Oktober 1883 den Apotheker Lienhard in Straßburg ermordet zu haben, war ein Buchbindergehilfe gewesen, freilich einer, der schon lange nicht gearbeitet hatte. Allerdings war zwischen dem finsternen Willdogg-Gesicht dieses Menschen, der unheimlichen Verbrecher-Physiognomie seines Genossen Stellmacher und dem schönen, offenen Jünglings-Ansitz da ein ungeheurer Unterschied. Aber . . .

„Bei wem arbeiten Sie hier?“ fragte ich.

Er nannte die Firma

„Zeigen Sie mir Ihre Hände.“

Es waren die Hände eines fleißigen Arbeiters.

„Haben Sie Kammerer und Stellmacher persönlich gekannt?“

„Stellmacher nicht. Mit Kammerer war ich zur Zeit, wo ich in Zürich lebte, eine Stunde zusammen; er kam damals aus Bern, wo er wohnte, herüber.“

„Wie beurteilen Sie die Thaten der beiden?“

„Ich verabscheue sie nicht minder, als Sie es thun können.“

Ich fragte, warum er dann dennoch ihr Parteigenosse bleibe.

Bei den Anarchisten, erwiderte er, gebe es kein einheitliches Programm, auf das jeder schwören und nach dem er handeln müsse. Sie unterschieden sich eben auch darin von den Sozialdemokraten. Aus dem gleichen Grunde seien sie aber auch nur in einem eng umschriebenen Sinn als „Partei“ zu bezeichnen: ein sehr loser Bund einzelner Gruppen, ja einzelner Menschen, denen nur die Grundanschauung gemeinsam sei, die heutige Gesellschaftsordnung taugte nichts, gar nichts, und müsse völlig über den Haufen geworfen werden. Das werde die errettende, erlösende Anarchie sein, welche der Menschheit die volle Freiheit zurückgebe. Soweit seien sie einig, nicht aber darüber, was nun folgen solle; die einen seien der Meinung, der anarchisirende Zustand könne sich sehr wohl zum bleibenden Glückszustand gestalten, andere, wie er und seine Genossen, hielten die Überzeugung fest, daß man dann eine bestimmte neue Ordnung werde anrichten müssen, wieder andere — wohl die meisten — machten sich über die Zukunft keine Gedanken, sondern suchten nur jenen Zustand baldigst herbeizuführen. Aber auch über die Mittel dazu seien sie nicht einig, und welcher ungeheure Gegensatz zwischen ihnen bestehe, möge ich daraus erkennen,

daß sowohl Menschen wie Kammerer, als auch er und seine Genossen „Anarchisten“ seien.

Ich fragte, worin dieser Gegensatz bestände.

„Lesen Sie meinen ‚Retter‘,“ war die Antwort,

„und Sie werden mich ganz verstehen. Aber ich möchte Sie gleich darüber beruhigen, Herr, daß Sie nicht gegen einen Raubmörder freundlich sein sollen, und darum sage ich Ihnen schon jetzt: wir wollen, wenn überhaupt, dann planmäßig und gerecht arbeiten. Planmäßig, nach Völkern geeilt und jeder für sein Volk. Der Kammerer hat mir gesagt: „Ich bin aus Böhmen, ob ich ein Deutscher oder ein Tscheche bin, darüber zerbreche ich mir den Kopf nicht, ich bin ein Mensch; wir Anarchisten wollen mit allem anfräumen und da sollen wir den Nationalitätenschwandel behalten?“ Und so sprechen viele, die meisten, es ist aber doch Unsinn, Herr. Jedes Volk hat andere Peiniger, andere Leiden, eine andere Natur. Also: bei jedem Volke andere Arbeit, je nach seinem Bedürfnis. Und dann: man ist vor allem Mensch, ja, und überall giebt es Elend und Jammer, und überall geht es den meisten schlecht und den wenigsten gut — natürlich, das alles weiß ich ja auch. Aber das mit der Nationalität ist deshalb doch kein Schwandel, nein, nein! . . . Die Muttersprache, Herr, — und wenn einem so plötzlich ein Lied einfällt, oder eine Melodie aus der Heimat — und dann erinnert man sich: einst waren wir mächtig — wenn es ein Schwandel ist, so sitzt er hier“ — er deutete an's Herz — „und was hier sitzt, wird man nicht los! Und dann, wissen Sie — was hat denn unsereins überhaupt noch? Den Glauben ist man los — das ist notwendig, das ist vernünftig, das ist Bildung“ — er blickte mich unsicher an — „oder viele sagen doch, daß das Bildung ist, dagegen ist also nichts zu machen, aber angenehm und tröstlich ist's ja auch nicht. Und seine Ruhe hat unsereins nicht, und nirgendwo ist lange seines Bleibens — etwas muß man doch haben: sein Volk. Und wir Polen — ich weiß nicht, wie Sie darüber denken — aber wir sind doch wahrhaftig eine Nation, die sich sehen lassen kann. Ich kenne ja nun auch andere, den Deutschen, den Franzosen, den Italiener, auch den Tschechen, Kisten und Rumänen, was übrigens gar kein großes Vergnügen ist, aber ich sage Ihnen: den Polen hat der liebe Gott . . .“

„Gott?“ fragte ich lächelnd.

„Eine Redensart . . . so aus früheren Zeiten. Also — sehen Sie, darum sind wir nicht Anarchisten schlechweg, wir sind nationale, polnische Anarchisten . . .“

„Wir?“

„Ich und die Genossen, mit denen ich gleicher Überzeugung bin.“

„Wie viele mögen das sein?“

Er blickte mich betrossen an. „Sie meinen, die in all' em mit mir übereinstimmen?! Das können nicht viele sein, natürlich — vielleicht zwei oder drei . . .“

„Und die es so beiläufig thun?“

„Vielleicht — hm! — ein Duzend sind es wohl. Das scheint Ihnen nicht viel?! Aber bedenken Sie, wir sind ja erst im Beginn der Arbeit. Auch haben wir einen schwereren Stand, als die Genossen anderer Nationalität. Wir können uns

nur aus den besseren Handwerkern rekrutieren, die so gewissermaßen halbe Künstler sind, und deren giebt es doch unter den Polen überhaupt nicht viele. Denn was die große Masse betrifft, die gewöhnlichen Arbeiter, die Tagelöhner, die verstehen uns nicht, die werden höchstens Sozialdemokraten oder Anarchisten schlechtweg, aber nicht polnische Anarchisten. Natürlich — sie sind Bauernsöhne, oder aus dem städtischen Proletariat, und haben sich niemals als Polen gefühlt. Aber auch unsere Zahl wird wachsen — wäre mein „Zbawca“ schon in polnischer Sprache gedruckt, wir hätten gleich mehrere hundert. Aber es fehlt uns noch das Geld für die Druckkosten . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Lied der Leibeigenen.

(Jahno 1599.)

Ich hält' ich doch auch einen Gruß erhascht,
Als heute den Weizen wir schnitten,
Und plötzlich der Graf uns im Feld überrascht
Und kam auf dem Schemden geritten.

Die Bärb' und der Junker — ich sah es gut,
Wie heider Blicke sich fanden.
Ich aber ward schänig und col wie Blut,
Bin schon zur Seite gestanden.

Ich wollt', es wär' Krieg, und ich hält' ein Pferd,
Und dürst' in den Krieg 'nein reiten,
Und wüßte wohl zu brauchen das Schwert,
Wider den Junker zu streiten.

Und dürst' ihn besegen und in den Sand
Auf die roten Blumen ihn bekten,
Wie wollt' ich ihm lösen sein fahleru Gewand
Und ihn mit den Armen umhelfen.

Und käme mic nimmer herans aus dem Bann,
Koch bräch' er des Kerkerwurms Stäbe,
Bis daß er, der hohe, der wonnige Mann
Mir schweres Lösegeld gäbe.

Das Lösegeld, und was müßt' es sein?
Ein Lachen und Lieben und Scherzen,
Ein Kuß und ein güldenes Ringelein,
Und ein Rosen von Herzen zu Herzen.

Otto Michaeli.

Abendros.

Es lodert am Himmel Abendrotglut.
Durch brennende Wolken tropft es wie Blut. . .
So glühte die Lohe im Purpurschrein,
Als Verderben brach über die Götter herein.
Ha! brant' und scholl's da den Himmel entlang:
Ausjeh'n der Einherier Schlachtfelgung!
Ha! dröhnt's da und klirrt' und bracht' so wild
Von Schwerfen und Speeren und Axl und Schild!
Ruhloses Ringen! Phumächtiger Streit!
Zum Todegang mach' euch, Sieg-Asen, bereit!

Vergebens neigt' Wodan sich Wines Born;
Vergebens stieß geltend Heimdall ins Horn.
Das Ende brach über Wallhall herein:
Schon bracht' der Himmel im Flammenschein.
Zerborsten der Saal, und die Erde erschellt!
Dun dämmert empor eine neue Welt.
Und durch Leichen und Asche und brechend Gestein
Stürmen die neuen Götter herein. . .

Sie gehen und kommen; sie kommen und geh'n:
Ein ewig Sterben! Ein ewig Ersteh'n!

Ernst Stadler.

Im Sonnenschein.

Die Sonne, die himmlische Banberin
Mit goldbekröntem Slabe,
Drehl lächelnd alljährlich zur Erde hin,
Die Toten zu wecken im Grabe.
Dort jengt die Allgewaltige
In heißer Sinnenglut

Die vielmillionengefaltige,
Lichtledgende Lebensflut.
Und wenn der Strom ihres Lichtes
Pein müdes Herz umfließt,
Ist dann auch aus diesem Grabe
Wohlt noch eine Blume Iprießt?

Bans Koerber.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Leutholds Los.

(Fortsetzung.)

Jetzt trat er in die Stube und sah sich einem Menschenstelet gegenüber, dessen Anwesenheit bestätigte, daß er sich auf der Suche eines studiosus medicinae befand. Beinahe hätte er dem Klappermann eine Verbeugung gemacht, doch es kam ihm noch rechtzeitig zum Bewußtsein, daß der nicht „Herz ein“ gerufen haben konnte, und als er sich nun nach dem Nutzer umsah, entdeckte er zwar keinen Studenten, dagegen ein junges Mädchen, das hinter einem Haufen Leibwäsche kniete und ihn erstant und frageweis anschaute. Auch er geriet in Erstannen, weniger ob der Thatsache, daß hier statt des vermuteten Jünglings ein weibliches Wesen waltete, als über ein liebliches Spiel der Sonne, die voll ins Zimmer schien und ihre Strahlen in das kurzlockige Haar des jungen Mädchens focht. Da aber dies Haar in Folge einer Laune der Natur jene Silberfarbe besaß, die sonst nur dem hohen Alter eigen ist, so glänzte es in dem schmeichelnden Licht wie Mariensommer im Morgentau.

Als das junge Mädchen auf Leutholds Gesicht die helle Bewunderung las, sprang es flink auf und fragte den Gast nach seinem Begehrt. Der mußte sich erst besinnen, bevor er erklären konnte, daß er den Herrn Studiosus habe sprechen wollen.

„Mein Bruder,“ erwiderte das Fräulein, „hat eine Beforgung in der Stadt. Vielleicht kommen Sie nach einem Stündchen wieder? Dann muß er zurück sein.“

Leuthold fühlte, daß er hiermit entlassen sei oder aber längeres Verbleiben rechtfertigen müsse. Zu gehen war er indessen nicht gewillt, und Worte fand er vorläufig auch nicht. Es war ein Zauber, der ihn an der Stelle festhielt und ihm den Mund verschloß. Der Zauber ging von dem frischen Antlitz der silberhaarigen Jungfrau aus, die den Sprachlosen gleichfalls sprachlos, doch nicht unfreundlich anblickte. Das hätte sie sicher gethan, wäre nicht an seinem Gesicht der Ausdruck vollkommener Gutmütigkeit und naiver Freude gewesen. Diese

Eigenschaften hatte sie schnell erkannt, und daher war der Zauber ihrer Miene durch keinen Zug von Unmut entstellt. Das junge Mädchen machte dem Schweigen ein Ende durch die kurze Frage:

„Run?“

Da fand sich auch Leuthold wieder und sprach: „Vielleicht haben Sie die Güte, Fräulein, Ihrem Herrn Bruder mitzuteilen, was mich hierhergeführt hat. Doch verzeihen Sie — ich heiße Leuthold Müller und bin Klavierlehrer. Bitte sagen Sie mir doch, wie Ihr Bruder heißt.“

Mein Bruder — ich dachte, Sie kennten ihn — heißt Fabricius, wie ich. Also — Herr Müller?“

„Ja, also — Ihr Herr Bruder und ich haben in der Lotterie zusammen ein Los gespielt — das wissen Sie doch, Fräulein Fabricius?“

„Keine Ahnung!“

„Unzweifelhaft, unzweifelhaft! Wir haben zusammen ein Los gespielt, das ist ganz unzweifelhaft.“ Leuthold brachte dies mit besonderem Eifer heraus.

„Eben wußten Sie noch nicht einmal den Namen meines Bruders,“ wendete das Fräulein mit der Miene eines Untersuchungsrichters ein, „und nun wollen Sie mit ihm in der Lotterie gespielt haben?“

„O bitte, das macht nichts,“ erwiderte Leuthold, „es ist ganz unzweifelhaft, daß wir zusammen gespielt und gewonnen haben.“

„Gewonnen? Mein Bruder? O, das wäre —“

„Nicht wahr? Das trifft sich gut. Dreitausend Mark, nämlich jeder. Unser Los ist mit sechstauf tausend Mark herausgekommen und — und —“ Leuthold griff in die Brusttasche, „würden Sie wohl die Güte haben, Fräulein Fabricius, das Geld Ihrem Bruder zu geben? Hier sind dreitausend Mark.“

Er faltete ein Päckchen Banknoten aneinander und breitete dreißig Hundertmärke in fünf schnurgeraden Reihen auf dem Sofatisch aus. Das

Fräulein sah bald ihn, bald die blauen Scheine in Zweifel und Bestürzung an. Als er mit seinem Werk fertig war, wandte er sich freudestrahlenden Gesichts dem jungen Mädchen zu, und seine Augen fragten: „Hab' ich's recht gemacht?“ Doch das Fräulein verstand die Frage nicht. Sie war zu sehr beschäftigt mit der Lösung des Räthfels, ob sie träume oder ob der Mann mit dem ehrlichen Gesicht sie zum Narren habe. In dieser Ratlosigkeit ihrer Seele faßte sie den ihr zuzüchtliegenden Schein wie prüfend an.

„Alles echt!“ rief Leuthold aus. „Und nicht wahr, Fräulein, Sie haben die Güte, Ihrem Herrn Bruder das Geld zu geben und ihn von mir zu grüßen? Es wird doch wohl noch lange dauern, bis er kommt.“

„O, er kann gleich wieder hier sein,“ erwiderte sie, froh, einen Gemeinplatz anbringen zu können. Ihre Antwort erfüllte aber den Gast mit neuer Befangenheit; er rief schnell:

„So? Dann muß ich machen, daß ich nach Hause komme!“

„Aber — Sie hatten ihn doch selbst sprechen wollen!“

„Gewiß, gewiß! Doch es ist besser so. In Ihnen, Fräulein Fabricius, hab' ich doch mehr Vertrauen.“

Bei diesen Worten schaute er der jungen Dame, auf deren Haaren noch immer die silberne Glorie lag und deren Antlitz unter diesem wunderschönen Schmuck lieblich erröthete, glücklich in die Augen. Das hielt sie ein paar Pulse lang aus, dann schoß ihr eine neue Blutwelle in die Wangen, und in neuer Verwirrung schlug sie die Augen nieder. Da hörte man, wie jemand die Thurtür aufschloß. Der Mann, der auf beiden lag, war gelöst.

„Das ist gewiß mein Bruder!“ jagte das Fräulein.

„Adjö, adjö, Fräulein, bitte grüßen Sie ihn!“ entgegnete Leuthold, und — weg war er.

Als der Student ins Zimmer trat mit dem Ausruf: „Alle Wetter, Hedi, wer war der Kerl?“ prallte er förmlich zurück vor dem merkwürdigen Bilde: ein Tisch voller Hundertmarkbanknoten und daneben seine Schwester, schön und hold anzuschauen, wie die Göttin des Glückes, die solche Bescherung gebracht. Aber sein Erstannen wuchs riesig, als er nun erfuhr, daß er mit Herrn Leuthold Müller, jenem Fremden, der ihn in der Thür fast ungerannt hatte, gemeinschaftlich in der Lotterie gespielt und daß er dreitausend Mark gewonnen habe, das Geld dort auf dem Tisch. Das Nächste, was er that,

war, die Verkündigerin dieser Mär umfassen und sie in tollem Tanze in dem engen Raum, den die Möbel und der Wäschehaufen im Zimmer übrig ließen, herumdrehen. Als aber der hierdurch entstandene Wind die Hundertmärtler zum Aufplattern brachte und die verständigere Schwester sich losriß, um der Unordnung zu steuern, packte der Glückberauschte das Skelett und veraukteltete mit diesem eine greuliche Polka, wobei er lauthals sang:

„Heute bin ich freuzüdel
Bei dem Gerstenfakt,
Sch' auf seinen Reviden schar,
Trink' mit Jugendkraft,
Denn das Herz, das baumelt mir,
Sag' es frank und frei,
Gar zu gern im Doppelbier.
Ballerie jubel!
Keine Sorgen drüden mich,
sein Philister tritt,
Kümm're mich um gar nichts mehr,
Bin mit allem quit —“

„Hedi, Hedi! Dreitausend Mark! Nächstes Semester geh' ich nach Heidelberg!“ Mit diesem Ausruf unterbrach er seinen Gesang und den schenklischen Totentanz um „Alt-Heidelberg, du seine“ auszustimmen. Doch dazu ließ sich nicht tanzen. Der Student schob das Knochengestell an seinen Platz zurück und trat vor die Schwester.

„Oder meinst Du, Hedi,“ fragte er, „daß ich erst das Physikum in Berlin mache? Nebenalls hört das Hungerleben jetzt auf, und auch Du, Schwesterchen — alle Wetter, da fällt mir ein, daß wir in vierzehn Tagen Weihnachten haben. Nun schreib' mir mal einen Wunschzettel, drei Ellen lang! O Königin, das Leben ist doch schön!“

„Ich glaube, Karl,“ warf das Fräulein bedenklich ein, „ich glaube, Du wirst aus Deinem siebenten Himmel bald wieder auf die Erde zurück müssen.“

„Wie so?“

„Nun — der Herr hat zwar feierlich versichert, mit Dir zusammen ein Los gespielt zu haben, und hier liegt in zweifellos echten Scheinen der angeblich auf Dich entfallende Teil des Gewinnes — aber Du kennst ihn nicht, er wußte nicht einmal Deinen Namen — Hand aufs Herz, Karl, Du glaubst doch selbst nicht, daß die Sache ihre vollständige Wichtigkeit hat. Es liegt ein Irrtum vor — oder —“

„Oder?“

„Vielleicht hat Dir jemand ein Almosen zustellen wollen. Gib das Geld zurück, Karl!“

„Na, da müßte ich doch —“

„Karl, arm, aber ehrlich und stolz!“

„Gewiß, gewiß, Hebi, doch wem soll ich das Geld zurückgeben? Müller hat der Herr sich genannt, Müller, das ist joldi ein Sammelname, daß man lange suchen kann, um unter allen Trägern dieses Namens den richtigen herauszufinden. Möglicherweise heißt der unbekannte Wohlthäter gar nicht einmal so.“

„Karl, geh' auf die Polizei, erkundige Dich nach dem Klavierlehrer Leuthold Müller und gib ihm das Geld zurück.“

Der Student wagte keine weitere Einwendung. Er ging zur Polizei und erhielt die Auskunft, daß an der Existenz eines Klavierlehrers Leuthold Müller nicht zu zweifeln sei und daß dieser Herr in seiner nächsten Nachbarschaft wohne. —

Inzwischen war Leuthold in sein Stübchen zurückgekehrt, wo er sich alsbald ans Klavier setzte. Es waren jedoch nur einzelne Akkorde, die er anschlug, einzelne melodische Phrasen, die er den Saiten entlockte, er konnte keinen Zusammenhang in sein Spiel bringen; seine Gedanken wogten ungeordnet durcheinander, aber immer wieder trafen sie sich in der Vorstellung der huldvollsten Erscheinung, die er jemals gehabt. „Wie eine Prinzessin!“ flüsterte er dann vor sich hin, es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funke, dann wieder kam seltsame Ruhe über ihn, und traumverloren spielte er eine glanzvolle Akkordfolge, eine zarte süße Melodie. — „Wie eine Prinzessin!“ Immer wieder kehrte diese Vorstellung zurück, obwohl es ihm nicht entgangen sein konnte, daß Fräulein Hedwig Fabricius bescheiden in dunkle Wolle gekleidet war und nicht in Purpursamt oder Goldbrotatseide, wie sonst die Prinzessinnen, die seinen Geist beschäftigten. Allerdings das Diadem von Sonnenlichtern im Zilligran der krausen silbernen Härtchen, das sie über dem jugendfrischen Antlitz trug, damit konnten die Perlen und Diamanten seiner Phantasiestrebenden sich nicht messen an Glanz und Eigenartigkeit. „Wie eine Prinzessin!“ Das war und blieb die Spitze seiner Gedanken.

Während er solchermaßen in der jungen Erinnerung an das holde Ergebnis dieses Sonntags schwelgte, trat der Student bei ihm ein und bat um Aufklärung der Losangelegenheit. Nach einigen Ausführungen bekannte Leuthold die Wahrheit und stimmte durch deren völlige Entschleierung jenen so weich, daß auch er ins Bekennen geriet und dem jungen Musiker seine Lebensgeschichte erzählte. Dabei kam denn zu Tage, wie sehr er sich einschränken müsse, um sein Ziel zu erreichen. Er und seine Schwester seien die Waisen eines Arztes, der sich

in einer mittelgroßen Stadt der Mark schlecht und recht durchs Leben geschlagen und kurz vorm Tode sein bißchen Erspartes durch die Untreue des Verwahrers verloren habe. Die Fürsorge von Verwandten, die hierin bis an die äußerste Grenze ihrer Kräfte gegangen seien, habe ihnen den Besuch guter Schulen ermöglicht. Jetzt sei die Schwester aus der größten Sorge heraus und in Brotstelle bei einem Bankier in der Tiergartenstraße, wo sie als Kinderfräulein sich allerdings von der ersten Morgenfrühe bis zum späten Abend ohne rechten Dank und rechte Freude quälen müsse, kaum daß sie alle paar Wochen Sonntags ihn besuchen könne, um nebenbei seine Habseligkeiten einer Musterung zu unterwerfen; er selbst sei auf mehrere Jahre im Genusse eines Stipendiums, das die Kosten seines Studiums decke und so weit überschiesse, daß er bis zum beendeten Staatsexamen — wenn er's zu gehöriger Zeit bestehe! — nicht gerade zu verhungern brauche, aber weiter reiche es auch nicht. Er habe eine fröhliche Natur, die zum Genießen des Lebens dränge, doch hieraus könne nichts werden, und er habe sich in sein Schicksal gefunden, ebenso wie seine Schwester, die den Klopf zu feiner Zeit hängen lasse und aus den Widerwärtigkeiten ihrer Stellung, aus beabsichtigter Zurücksetzung und unbeabsichtigten Demütigungen immer neuen Mut und frische Kraft schöpfe. Es sei bewundernswert, mit welchem Frohsinn sie den Frondienst ertrage. Zwar hätten lose Mäuler behauptet, sie sei vor Not und Sorgen ergraut, aber das treffe nicht zu. Das frühe Ergrauen der Haare sei ein Erbfehler.

„O durchaus kein Fehler!“ unterbrach ihn Leuthold. „Am Gegenteil, Fräulein Hedwig kleidet der Silberjchmuck wundervoll!“

„Nicht wahr?“ meinte der Student. „Ach hab' sie deshalb schon kleine Silberbraut genannt. Na, der Bräutigam fehlt ja noch, aber warum soll nicht einmal ein Prinz kommen und Mädchenbräuel erlösen? Wunder geschehen alle Tage. Bedenken Sie doch meinen Glücksfall! Aber —“ der Student hielt in seiner Rede inne. Ihm klang in den Ohren nach, was er soeben über das Talent seiner Schwester, aus dem Kampf mit Widerwärtigkeiten neue Kraft zu schöpfen, gesprochen hatte; er war von seinen eigenen Worten erbaut, und eine Flamme schönen Selbstbewußtseins loderte in ihm empor. „Aber —“ so fuhr er nach kurzer Pause fort, „ich will meine Laufbahn keinem Glücksfall verdanken, nur eigener Kraft und eigenem Wirken. Selbst ist der Mann. Und Sie, Herr Müller, will ich nicht in Ihrem Besitz schmälern, keinesfalls, bei Gott nicht! Ach erkenne Ihre Groß-

mit dankbar an, aber ich darf und will von Ihnen kein Geschenk annehmen.“

Jetzt waberte auch in Leutholds Brust feurige Lohbe des Hochstims an. Auch er wollte von Herrn Fabricius kein Geschenk annehmen, denn das würde es sein, wenn er die dreitausend Mark, auf die jeuer nach Schicksalsfügung ein Auercht habe, zurücknähme. Er selbst würde nie gewonnen haben, wenn Herr Fabricius nicht unberührt seine Hand mit im Spiele

gehabt hätte. Wenn dieser Helfer auf seinen Anteil verzichte, wolle auch er, Leuthold, nichts behalten, denn gleiche Brüder, gleiche Klappen u. s. w. Nun sah der Student nicht ein, weshalb er durch seine Weigerung den eigentlichen Gewinner um alles bringen sollte, und — das Ergebnis des kleinen Tugendstreites war, daß Leuthold durchaus recht behielt und jeder von ihnen den von vornherein bemessenen Anteil an dem Losgewinn.

(Fortsetzung folgt.)

„Mein Herz, ach, warum wachst Du noch . . .“

Mein Herz, ach, warum wachst Du noch?
Du bist ja doch so müd',
Und segnend durch die Sommernacht
Die lüde Ruhe zieht!
Sie drückt dem Leide wie der Inst
Die heißen Augen zu —
Mein Herz, ach, warum wachst Du noch?
Schlase, schlase auch Du!

Verlass der Sehnsucht heißen Weg,
Du suchst nicht zum Ziel;
Es brach ja ab mit wehem Klang
Der Liebe Stodenspiel.
Auf Pfaden, die kein Wunsch umschleicht,
Da wandelt die lüde Ruh',
Geh' ihr entgegen, mildes Herz,
Und schlase, schlase auch Du!

Rosa Kübsaamen.

Wanderlust.

Rauschende Eichenwipfel,
Blauende Berggipfel,
Dust und Schimmer in Fern' und Náh',
Prangende Schönheit wohin ich späht!

Von den Höhen klingt es,
In den Bäumen singt es,
Terdien jubelt's am Himmelszelt:
O Du herrliche Gotteswelt!

Alexander Dache.

Verheißung.

An einem Mailag wunderbar
Craß aus dem Dou ein junges Paar,
Die Kraß der Schönheit angekrauß —
In frommen Sinnen schritt die Krauß,
Als übermüßig, hecker Hand,
Der Wind sie jupst! am Kraußgewand
Und eines Tropfens Bitterkrauß
Hinein glitt in den Myrtenkrauß. —
Doch als das Paar von daunen fuhr,
Empfang sie jubelnd die Natur:

Die Linden streuten um sie her
Die Blütenkrauß verheißungschwer,
Berauschend wogte süßer Pfuß
Durch die gelüde Maierluft,
Und alles keuzte, trieb und schwoß,
Da ward ihr junges Herz so voll,
So mounbeang ward ihr zu Mut,
Paß in die Wange stieg ihr Blut.
Und aus dem Auge sehnsuchtswoß
Die erste Frauenthräne quoll. —

Otto Rindl.

Leidenschaft.

Es ringt meine Seele nach Worten und Liedern —
Es wollen ihr Ströme von Cönen erwidern —
Und findel nicht Ruhe in rasseloser Nacht,
Wo schmerzende Sehnsucht des Tages erwacht!
Es saßt meine Finger mit glühenden Händen —
Es zieht mich nach oben zu schwindelnden Wänden —
Es zeigt mir verheißend ein purpurnes Thal,
Besonn' von der Liebe verlegendem Strahl . . .

Ich eile im Caumel, mit sehneuden Armen
Am ewigen Strahl des Glücks zu erwarren!
Nicht hastel am Körper der Erde Gewicht —
Ich biu nur ein Craum noch, ein schimmerndes Licht . . .
Und droben, wohin keine Blicke mehr dringen,
Da winkt Du mir zu mit den rauschenden Schwingen —
Da saßt Du mich fest — und ein flammender Strahl
Umhüllt uns zum einigen Flug in das Thal!

Erna Ludwig.



Litterarische Notizen.

— Früh am Morgen. Studien von Gallus Walz. Leipzig, Robert Baum. Ohne Jahr. Das Buch hat uns interessiert, allerdings weniger aus künstlerischen, als aus psychologischen Gründen. Kein Zweifel, der Verfasser ist noch jung, vermutlich Autodidakt, jedenfalls fehlen ihm auch Kenntnisse, die man guttlich selbst heute noch bei Leuten, die Schriftsteller sind oder werden wollen, voraussetzen darf: das Buch wimmelt von Verlässen gegen Grammatik und Orthographie. Er schreibt z. B. wirklich und wahrhaftig: „Der Hummel“, „Der Stranium“, (soll heißen: „Das Stranium“), hingegen: „Das Heimatsort“; aber noch mehr: „Kriater“ heißt bei ihm: „Kriater“, „strängen“ schreibt er „treuden“ und das Imperfekt von „preien“ heißt: „i pieh“. Damit begreifen, wollenwendungen wie: „mit dem Kopf fuchtein“ oder „Am Ueberlegen vergaß ich zu antworten“, noch als gelinde Schnitzer erscheinen. Das aber ist nur eben eine kleine Auswahl aus dem, was wir uns notiert haben, und da zudem jede Druckerin einen Korrektor hat und es nicht anzunehmen ist, daß der Autor ihm aufgetragenen hätte, alle seine orthographischen und grammatischen Fehler unangestößt zu lassen, so mag das Manuscript noch ganz anders ausgesehen haben, als nun das Buch. Die notwendigsten Elementarkenntnisse also brachte Gallus Walz nicht mit, als er 1896 zur Feder griff, aber dafür einige Dinge, die man nicht erlernen kann: Augen, die vorwärts sehen, viel Phantasie und viel Stimmung, und namentlich ein Naturgefühl, wie es so häufig in nicht allzu vielen Dichtern lebt. Damals mag er aber auch noch nicht viel gelesen haben, namentlich auch unsere Dichtabenden nicht, und darum gelang ihm die Skizze: „Wunder“. Selten ist das erste Reges des Geschichtstriebs im Jagen, halbwillkürigen Menschenkenntnis so stark, so heftig und dabei doch so rein geschildert worden, als in dieser Skizze. Sie sieht, was den Stoff betrifft, hart an der Grenze dessen, was sich noch schreiben läßt, vielleicht ist diese Grenze sogar zeitweilig überschritten, und doch ist dadurch höchstens nur die konventionelle Moral verletzt, aber nie die Sinnlichkeit des ersten Menschen, weil die Skizze in jedem Zug wahr und rein ist, wie die Natur selbst, die Natur an sich. Wie Seele und Leib der beiden Kinder ist auch der Wald um sie her prächtig geschildert, alles angehaucht und voll der Stimmung, die nicht in die leblose Natur hineingetragen ist, sondern sich aus ihr ergibt. Die Skizze ist nicht bloß die talentvollste im Buche, sondern auch an sich eine Talentprobe, so schön und vollständig, wie man sie wahrlich — exporto credo Ruperto — nicht häufig findet. Aus dem nächsten Jahr (1897, den acht Skizzen ist im Inhaltsverzeichnis das Entstehungsjahr beigelegt, was im vorliegenden Falle sehr dankenswert ist) stammen zwei Skizzen: „Begegnung“ und „Ein Vater“, beide — im Gegensatz zu der ersten, die in Auffassung und Ausführung durchaus ohne Vorbild ist — im Stoff nicht originell, aber doch beide eigenständig ausgestaltet und die zweite ganz vortrefflich, nicht bloß das künstlerisch reifste Stück im Buche, sondern auch eine schöne, gute Arbeit an sich. Soweit uns erinnernlich, wurde eine Skizze ganz ähnlichen Inhalts — ein Vater bricht vor den Augen seines Knaben im Eile ein und ertrinkt — bei der Preisverlorenung einer großen westdeutschen Zeitung für die beste Konkurrente mit dem ersten Preise gekrönt; sie stammt aus der Feder einer fleißigen, betriebamen Romanschriftstellerin, die ihr Publikum kennt und zu fesseln versteht. Wie wissen nicht, ob diese Skizze bereits vorlag, ehe unser junger Dichter die seine schrieb, aber uns würde es nichts verschlagen, selbst wenn wir erfahren, daß er den Stoff dorthin entlehnt habe, so hoch steht seine Arbeit über der jener betriebamen Frau, genau so hoch, wie die Kunst über dem Handwerk steht. Die Schilderung der winterlichen Natur namentlich ist meisterhaft, aber auch diese Menschen leben — als vielleicht bedauerlich Wertgegenstand des großen Talents sei der völlige Mangel an Sentimentalität hervorzuheben, von der die Skizze der Romanschreiberin geradezu triefelt. Eben darum wirt das kleine Kunstwerk so rein und erschütternd den Leser ins Tiefste hinein. Leider stehen die folgenden Arbeiten nicht mehr auf derselben Höhe; es sind ihrer drei aus dem Jahre 1899, zwei aus dem Jahre 1900.

Warum hat der junge Dichter, nachdem er 1897 sein bisher bestes Stück Arbeit geschaffen, dann 1898 die Feder ruhen lassen, warum bringt er, als er sie wieder ansetzt, nichts mehr zu Stande, was dieser Arbeit ebenbürtig wäre? Wir wissen es nicht, denn wir kennen den Autor nicht, haben nie etwas von ihm gehört, aber wir meinen den Grund zu erraten, das Buch selbst giebt die Antwort: weit er, der junge, ungeschulte Autodidakt nun in's Leben gekommen ist, ins Leben der Allermodernten mit denen ihn in Boehrheit sein inneres Band verbindet, und durch ihr Vorbild aus dem Geleise gekommen ist, das ihm kraft seiner Natur vorgeschrieben war. Das läßt sich ganz deutlich verfolgen; der erste Teil der Skizze: „Ein Tag“ geht noch aus der ihm eigentümlichen Tonart; hier ist Alles beobachtet, die Stimmung kräftig und einfach, gleichsam der Nahe, den die Dinge selbst ausatmen. Im folgenden gerinnt diese Stimmung immer mehr ins Künstliche, sie erscheint gemacht; die Phantasie deckt die Beobachtung und verzerrt sie ins Unwahre; dazu ein Aneignen aller Rhythmen und Silbuntanen der modernen Dichtabenden. Diese Rhythmen werden ihm immer mehr zur Hauptsache; dazwischen steht noch immer ab und zu ein trefflich beobachtetes Stück Natur- oder Menschenleben, aber die Stimmung verdichtet sich zu einem edlen Katalekt, aber die Unnatur, die Nachahmung überwiegt und wird ihm endlich ganz und gar zum Unheil; das letzte und jüngste Stück im Buche: „Blumen“ ist auch das schwächste. Es wäre jammerlich, wenn es dabei bliebe; weil der ersten dieser „Studien“ geschrieben hat, ist ein Dichter, der nur ernstlich zu wollen braucht, um Werke zu schaffen, die baweren können bis in die fernlich nicht allzu fernem Zeiten hinein, wo von seinen gegenwärtigen Vorbildern kaum noch die Rede sein wird. In wollen braucht er, wiederholen wir: was ihm fehlt, wird er bald erlernen haben, schwerer wird es ihm fallen, zu verlernen, was er sich zu seinem Unheil angeeignet hat, aber auch dies wird ihm gelingen, wenn er sich wieder auf die Stimme in seiner eigenen Brust besinnt. Fr.

— Lenz und Herbst. Gedichte von Richard von Ruth. Dresden, E. Herion, Wiener Reuthardt, Anton Hoff. Ein gebildeter, vielseitig angeregter Mann, der aber ganz gewiß kein Dichter ist, hat hier gemammelt, was er im Lauf seines Lebens, wie jeder Deutsche einer bestimmten Bildungsstufe, an Versen geschrieben hat. Wären diese Verse nicht von ihm, er würde sich sicherlich wundern, daß ihr Verfasser sie der Budausgabe wert gehalten hat. . . . Genau so geht es uns mit dem Büchlein . . .

— Erzählende Dichtungen von Albert Dörnte. Braunschweig, Kommissionsverlag von Richard Sattler. 1899. — Das Buch ist eine Sammlung von lyrischen Gedichten, Epigrammen, Aposyphien u. s. w. und darum hat es der Herr Verfasser „Erzählende Dichtungen“ genannt. Aber noch mehr als das erste Wort des Titels ist das zweite lucus a non lucendo. Hier eine Probe; sie ist lange nicht das sonderbarste Stück im Buche:

„Ein Broden — fällt von dem Dache, — Ein Stoden. — Und plötzlich hinüber, — Darunter, darüber, — Ein Kollern — Und Poltern, — Ein Kaffen — Und Paffen, — Ein Prallen, — Hinüberfallen, — Ein Springen, — Ein Klingeln, — Und unter dem Dache die Stöße sie springen.“

Uebrigens ist dieses schöne Gedicht: „Der Broden auf dem Dache.“

— Detlev von Siliencron's Kunst ist bereits vor Jahren, als sein Name noch nicht in vieler Runde war, an dieser Stelle eingehend charakterisiert worden. Darum verzichten wir nur kurz, daß zwei seiner Sammlungen: „Kampf und Spiele“ und „Kämpfe und Ziele“ in zweiter veränderter Auflage eben (Berlin, Schuster & Coellner) erschienen sind. Sie sind beiseiden, aber nett ausgestaltet und bilden zugleich den siebenten und achten Band seiner „Gesammelten Schriften.“

— Der Dichter Otto Bille in Leipzig hat eine Reihe dramatischer Dichtungen unter dem Titel: „Das Buch des Lebens“ verfaßt, deren erster Teil: „Die Weichenach“

Vorpiel in einem Aufzuge, soeben in seinem Selbstvertrage erschienen ist. Es trägt auf dem Titelblatt das Motto:

Mein Buch leg' ich den Deutschen in die Hände,
Vom Leben soll es zeugen bis an's Ende;
Wird es auch Leben weden im Gemüte,
So sieht es wohl um unser's Reiches Blüte.

Wir sind redliche Freunde der Blüte unser's Deutschen Reichs und haben darum die Probe mit einigem Vangem gemacht. In dem Drama besprechen Gott, Christus, die Sonne, der Mond und einige edliche Lebewesen in einem sehr merkwürdigen Deutsch allerlei Metriken; wir wenigstens haben nur an einigen wenigen Stellen ahnen können, was der Herr Verfasser will — und darum hat uns das Büchlein leider auch nur sehr, sehr wenig „Leben im Gemüte“ gemocht. Darnach zu schließen, lände es also schlimm um „unseres Reiches Blüte“; es ist aber immerhin möglich, daß es um die die doch recht gut steht, aber minder gut um Herrn Otto Wille.

K. B.

— Mit einem seltsamen Heiligen macht uns das folgende Schriftchen bekannt: Der fränkische Dichter und Vagner, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Heuß, ein Lebensbild von Wilhelm German (Schwab. Hall, Wilhelm Germans Verlag). Stephan Heuß, 1804 zu Breitenau in Mittelfranken geboren, war ein Bauernfind. In seinem adsten Jahre fiel ihm zufällig eine lateinische, ein Jahr später eine französische Grammatik in die Hand. „Nun besam ich,“ erzählt er selbst, „eine unüberwindliche Neigung, diese Sprachen zu lernen. Da ich aber allen mündlichen Unterricht entbehren mußte, so waren mir die Regeln der Grammatik nicht sogleich verständlich, und ich lernte daher zuerst die Wörter dieser beiden Sprachen auswendig, bis ich endlich bei reiferem Verstande auch die Etimologie und die Syntax derselben verstehen lernte. Durch unermüdeten Fleiß brachte ich es ohne die geringste Unterbrechung so weit, daß ich im vierzehnten Jahre letzte lateinische Schriftsteller, wie Cicero, Seneca, und französische, wie Voltaire, lesen konnte. Vor allem hatte ich eine besondere Freude mit den Kalendern und diese brachten mich auf die „Astronomie.“ Die Spottreden seiner Kameraden, wie die Mahnungen seiner Eltern, es den andern Burschen gleichzutun, brachten ihn endlich dazu, die Bücher aus der Hand zu legen und ein Leben zu führen, wie die andern Bauernjöhne, doch geschah dies so spät, daß ihm seine Keuschheit und seine Neigung zu den Büchern wie ein Kalkel anhafteten. Erst in seinem 29. Lebensjahre fand er endlich eine Braut, die es mit ihm wagen wollte, und seine Frau wurde. „Mein Körblersgütlein trug mir nicht so viel ein, daß ich einen Knecht oder eine Magd darauf halten konnte. Ich und meine Frau bearbeiteten es mit eigener Hand.“ Doch gewann er daneben immerhin die Zeit für allerlei dichterische und schriftstellerische Arbeiten. Aus dieser Zeit stammt ein Schriftchen über den „Freiheitsstempel der Griechen“, ein „Vaterunser“ in Versen und Reimliches. Der seltsamen Ausrüstung von Idealismus und praktischem Sinn, die ihn sein Leben lang erfüllte, entsprang es auch, wie er die Bücher unter die Leute brachte: er ließ sie auf eigene Kosten drucken und ging dann in den Zeiten, wo es seine Feldarbeit zu verrichten gab, in der Umgegend mit ihnen hantieren — mit

nicht allzuviel Erfolg, wie er denn in seiner 1841 erschienenen Sammlung: „Gedichte für diejenigen, welche nach dem Besseren und Unvergänglichsten streben“, selbst flagt:

Wie ich aus Erfahrung weiß,
Hat bis auf die jetz'ge Stunde
All' mein Denken, all' mein Fleiß
Wenig Beifall noch gefunden.

Da galt es denn, zum mindesten die Herstellungskosten möglichst gering zu halten und er errichtete dies, indem er in seinen Freizeiten zu einem Buchdrucker in die Lehre ging, bis er endlich seine Bücher selbst legen und drucken konnte. Also Dichter, Drucker und Verleger in einer Person. Viel Freude hatte er auch nun nicht davon. Da er sich in seinem Dorfe durch seine Streitsucht und Ueberhebung viele Feinde machte, so mußte er den Ort verlassen; seine Lettern und seine Druckpresse (eine gewöhnliche Prosdrecker) nahm er mit. Zuerst wandte er sich nach Leutershausen bei Graisheim und fand endlich in Schwäbisch-Hall eine Zufluchtsstätte; neben seiner kleinen Wirkthätigkeit waren auch hier seine „Werke“ seine Erwerbssache; namentlich seine „Sternkunde“ und einige „wissenschaftliche Schriftchen“ legte er leicht ab, wandte den Ertrag aber auch darauf, seine Prosdrecker drucken zu lassen, und blieb darum sein Leben lang ein bedürftiger Mann. Wie mit den Breitenauenern vertraglich sich der sonderbare Mann auch mit den Hallern schloß. Um sie zur Anerkennung seines Wertes zu bringen, legte er über die Thüre seines Häuschen die Tafel:

Stephan Heuß.

Wer und was ich bin, ist weit bekannt.

Leider war die Haller Jugend so grausam, das stolze Diktum mit Farbe zu überschmieren, so daß es unlesbar wurde, eine Kränkung, für die er sich an allen Hallern durch die Verse rächte:

Kommt es beim fünf'gen Belgericht
Zum ein'gen Auersehen,
Wiß ich mit keinem Haller nicht,
Ich will alleine gehen.

Noch schwerer traf es ihn, daß alle seine Kandidaturen um ein händliches Ehrenamt vergeblich blieben:

„Ich hoffte schon lange, man werde zum Kai
Mich endlich doch auch einmal wählen —
Vergebens! — Die Bürger in hiesiger Stadt,
Sie haben alltägliche Seelen.“

„Alltäglich“ war Heuß selbst allerdings nicht, doch ist er, wie man sieht, nicht als Dichter bemerkenswert, sondern eben als seltsam gearteter Mensch von immerhin ungewöhnlichem Wissen. Er sprach und schrieb fünf Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Latein) und befaß namentlich in Astronomie und Mathematik ungewöhnliche Kenntnisse. Was sein Biograph aus seinen letzten Lebensjahren berichtet (Heuß starb 1868), wird den denkenden Leser, von so drastischer Konkretheit es an sich ist, kaum zum Vägeln bringen; Heuß litt nämlich zuletzt offenbar an Verfolgungssucht, dann aber an Großwahn. Sein Wunsch, das kirchliche Begräbniß verweigert zu erhalten und im Wald beerdigt zu werden, wurde nicht erfüllt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Beipredung zugekommen:

Vorgwardt, Friedrich, Regenwetter. Pflaundersstunden bei einem Poeten. Berlin. Fr. Senfenhauer'sche Buchhandlung, 1901.

Voré, Frig, Junge Seele. Gedichte. Berlin. Giese & Tetzlaff, 1901.

Kall, Felix, In Memoriam. Nachklänge. Berlin. E. Philipp & Sohn, 1901.

Dumas, A. fils, Eine Jugenderinnerung und andere Geschichten. Deutsch v. Ludwig Scharf und Wilh. Thal. München. Albert Langen, 1901.

Zola, Emile, Die Tanzarte und andere Novellen. Deutsch v. Ernst Hardt. München. Albert Langen, 1901. Lessing, Theodor, Einsame Gesänge. Dresden. C. Bier-son's Verlag, 1899.

Liliencron, Detlev v., Kämpfe und Ziele. Berlin. Schuster & Köhler, 1901.

Oppermann, Otto, Neue Gedichte. Dresden. C. Bier-son's Verlag, 1901.

Boelzig, Martin, Wieder des Lebens. Neue Verse. Dresden. C. Bier-son's Verlag, 1901.

Singletz, Franz Carl, Ergebnisse. Ein Buch Xrist. Wien. Verlag neuer Xrist (Boitische Flugblätter), o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Knaack in Berlin. — Buchdruck und Satz in Verbindung mit Ulrich und Wied aufgeführt erfolgt. — Verlag der Germania Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Koerner-Verlag, Berlin C.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

In der kleinen, dunklen Kapelle des adeligen Hauses, in dem man den Fremden Herberge gegeben, kniete Catarina betend, und alle Nächsten waren bei ihr. Die junge Frau kam, von dem Banni geleitet. Über ihrem reichen Kleide aus Goldstoff trug sie einen Schleier, der ihren schneeweißen Busen verhüllte, demüthvoll hielt sie die Hände gefaltet, die schönen Augen zu Boden geschlagen. Nur als sie an den Männern vorbeischrift, wo neben Raimund der jugendtschlanke Stefano stand, der noch das priesterliche Kleid nicht tragen durfte, da lugte sie unter den langen Wimpern einen Augenblick neugierig vor. Rasch senkte sie wieder die weißen Lider und that noch ein paar Schritte vorwärts und sank ins Knie vor Catarina. Mit lieblicher Stimme begann sie schüchterne, bittende Worte.

Aber Catarina hatte, da jene ihr nahe kam, ihren Leib zurückgebogen. Sie hob die Hand an ihre Nase. Mit hastiger Bewegung zog sie ihren Mantel, den die Knieende fromm ergreifen wollte, ihr aus den Händen und wandte sich ab und mußte sich vor Ekst schütteln.

„Was ist das für ein Geruch“, rief sie, „ich kenne ihn nicht, ich will ihn nicht kennen. Er empört mir die Eingeweide, empört mir die Seele. Mach fort, Du Weib, daß ich nicht krank werde vor Deiner Berührung. Wie darfst Du in meine Nähe kommen, wie darfst Du in ein Gotteshaus treten, unbnsfertiger, sonder Scham, im Dunst Deiner Sünden, Du Henschlerin, Dirne!“

Die Provençalin hatte nicht jedes Wort verstehen können. Aber die abwehrende Geberde, den Ekst, den Abscheu, das alles begriff sie. Sie sprang rasch auf von ihren Knien.

„Du Nonne“, rief sie in ihrer Sprache, „niedrige Bettlerin, was wagst Du gegen mich?“

Catarina war jetzt ganz ruhig. Sie sprach kein Wort mehr. Mit gebietendem Arm wies sie jene hinaus zur Kapelle und trat zum Altar und kniete nieder, zog ihren Mantel über das Haupt

und über das Antlitz und lag da betend, eingehüllt in ihre Andacht, erdrückt.

Die Bizzgräfin Adelsja ging weinend zur Kapelle hinaus. In der Erregung, in der Verwirrung hatten sich Haare und Schleier verschoben, daß jetzt ihr weißer Busen frei blieb, die kindlich weichen Lippen bebten, die schlanken Hände verschlang sie im Schmerz. Und sie rief den Banni zu sich und Raimund und Stefano Raconi und schluchzte vor ihnen und fragte sie alle, weshalb wohl die finstere, fremde Nonne so aufgebracht gegen sie gewesen? Sie sei sich doch keiner Schuld bewußt, keiner, sie, ein harmlöses Kind, in Nüchtern erwachsen an ihres Oheims stolzem Hofe, von ihrem Gatten gehegt und geliebt! Und die Männer hatten Mitleid mit dem holdseligen weinenden Weibe. Der Banni schwur ihr zu, Catarina solle die Beleidigung zurücknehmen, Fra Raimondo bat sie um Vergebung für sein frankes, verzweifeltes Beichtkind, bat sie, dem Papste nichts zu sagen von dem, was ihr eben hier geschehen. Und während sie ihm ihre Hand gab und mit vielen Worten ihm zu schweigen gelobte, stand der junge Raconi zur Seite und schaute leuchtenden Blickes sie an.

Und sie lächelte ihm zu: „Ihr glaubt mir's, daß ich frei von Schuld bin, Ihr glaubt, daß ich rein bin, nicht wahr, junger Herr?“ —

„Wie darfst Du gegen des Papstes Verwandte, die gläubig zu Dir kommt, wie kauft Du Dich gegen eine fromme Frau so vergehen, die Dir den Weg erleichtern will, die Deine letzte Hoffnung Dir bietet?“ so sprach ihr Weidwader Bruder Raimund, da jene gegangen war, zu Catarina.

Sie senkte schwer. „Der Herr wich von mir und so bin ich hilflos,“ sagte sie. „Aber besitze ich auch keine Macht mehr, die Gemüther zu lenken, das des Papstes für meine Pläne zu gewinnen, — die Kraft, durch meiner Sinne Schärfe Menschenherzen und Art zu erkennen, die blieb doch mein. Von jenem Weibe stieg ein Geruch auf . . .“

„Sie duftete süß, wie Lilien und Rosen und Beigelein und Levkojenblüte,“ rief Stefano.

„Sie hatte ein feines Rosenkränzlein von Ambratugeln in ihren Händen, dergleichen tragen viel vornehme Frauen“, sagte der von Capua strenge, „Du bist vom Volke, bist aus Siena, der Volksstadt, Du kennst das nicht.“

Catarina seufzte wieder. „Ihr seid beide Männer und Ihr kennt es auch nicht. Euch schieu sie süß und hold und lockend. Seht doch, mein Freund Raimund, wie dem Jüngling da die Wangen erglühen, schon bei dem Gedanken an sie! Eine Frau kennt die Frau immer besser. Ihr Duft war lustern, und sie ist unrein. Und wollte ich mir zum heiligen Werke von solcher Bühlerin beistehen lassen, so wäre ich selber schlecht und wär' unrein, wert, daß man mich hinausweist zur Kirche.“

Des anderen Tages aber, früh morgens, kamen Leute vom Papste, Catarina in Gewahrjam zu führen. Sie war vor ihm angeklagt worden, daß sie seines Neffen Gattin beschimpft haben solle. — Die schöne Frau hatte ihr Wort nicht gehalten.

Die Catarinai, Männer wie Frauen, baten ihr zerkürricht und reuig das Unrecht ab, das sie ihr alle zugefügt hatten, da sie zum ersten Mal an ihr gezweifelt, ihrer Gegnerin mehr geglaubt. Weinend folgten sie ihr durch die Straßen bis hin zum Palaste.

Sie aber ging mit ruhigem Gesicht, mit heiterer Miene, so wie in ihren stolzesten Zeiten. Da der Bau des Wartens, der wie ein Alpdruck auf allen ihren Fähigkeiten gelegen hatte, durchbrochen war, bedünkte es sie, als sei das Schlimmste nun überstanden und der Sieg schon in Aussicht. Für ihre Aufgabe zu leiden, das schieu ihr süß. Hätte sie sterben dürfen, um für ihres Heilands Macht zu zeugen, es wäre ihr höchster, letzter Wunsch in Erfüllung gegangen. Aber in der Stadt Avignon und in dem Palast der Päpste ließ man für des Christenthums Macht keine Blutzeugen mehr töten. Sie ward zwar in ein Gemach geführt, das zum Gefängnis bestimmt sein mochte, doch war's nicht so klein und laug' nicht so dunkel wie daheim zu Siena ihr altes Schlafkammerlein gewesen. Was brauchte sie mehr als einen Raum, um darin niederknien zu können und zu beten! Ihre Seele hielten keine Manern fest, die erhob sich aus dem Kerker und schwaug sich frei hinauf in brünstiger, tief inniger Andacht. Und da sie eine kurze Weile so weltersern, der augenblicklichen Sorgen vergessend, betend gelegen hatte, da ging die Thür.

Und es geschah, was sie erstleht durch so viele

Wochen, was sie ersehnt, vom Himmel erbeten, mit Thränen, mit Fasten und Selbstkasteiung, das, was sie zu hoffen heut kaum mehr gewagt: der Papst kam zu ihr. Er kam ihr Vorwürfe zu machen, weil sie Frau Abelisa beleidigt.

Sie aber lächelte zu seinen Worten.

Er erklärte, er habe der frommen, jungen Edel-dame, seiner Nichte, zugesagt, die Nonne Catarina werde ihr Abbitte thun.

Da lachte sie leise. „Seid Ihr der Papst, der so zu mir redet?“

„Ja“, versetzte Gregor zornig, „das weißt Du.“

„Das weiß ich nicht. Wenn Ihr solches fordert, seid Ihr vielleicht der Graf von Beauport, Franzos, ein Weltmensch, der eine Familie, Ausverwandte, Neffen, Nichten hat, deren Wünsche ihm näher liegen, als was die Völker, die Menschen leiden.“

„Was willst Du, Mädchen, Du verwirrst mich. Der bin ich, nein, war ich. Jetzt bin ich der Papst und trage alle Würde des Papsttums und sagte Dir einmal schon, ich wollte alle seine Pflichten auch tragen . . .“

„Das sagtet Ihr wohl. Habt Ihr aber danach gehandelt? Ihr sprecht zu mir, die ich als Gesandtin zu Euch gekommen, von Weiberfachen, von dem, was Euch Eine hinerbracht hat, Eine, von der Ihr selbst wissen solltet, ob sie keiner Urtugend fähig, ob sie des päpstlichen Eintretens wert ist. Oder wißt Ihr es nicht? Ja, Ihr wißt es, ich sehe es Euch an. Und hätte ich selbst dem verbrauchten Weibe ein Unrecht zugefügt, was ich nicht that, — sagt, Herr Gregor, wenn Ihr dieser Gekränkten so warm Euch annehmt, sagt, hat denn der Papst nicht, wie Gott im Himmel, an Gottes Statt aller Nothleidenden Klagen zu hören? Oder nur die von seinen Verwandten, seinen Dienern und Landesgenossen?“

„Die vor allen“, sagte er seufzend.

„Herr Gregor, ist denn der Papst einst von Sankt Petrus zu Avignon und Beauvais eingezogen worden? Erhielt er Rom nicht zu seiner Hauptstadt und zum Patrimonium der Kirche? Herr Gregor, wenn ein Bischof flüchtet oder ein armer kleiner Pfarrherr von dem Posten, den Ihr ihm gegeben, und läßt seine Gemeinde im Stiche und es ist sein Leben ihm lieber als sein Amt, — Papst Gregor, was würdet Ihr sagen?“

„Daß er seige ist“, murmelte jener.

Sie atmete tiefer. Sie kam näher zu ihm: „Papst Gregor, meines Heilands Amtsverweiser

hier auf Erden: seige, sagt Ihr, also waren alle Eure Vorgänger seige durch siebenzig Jahre?"

„Sie waren es“, sprach er.

„Ist das ein Grund, daß auch Ihr es nun sein müßt?"

„Nein“, rief er, „nein. In Deinen Augen lese ich Verachtung, wende die strafenden Augen von mir, blicke milder drein, ich bin nicht seige, ich will es nicht sein!“

„Und ist's ein Grund, daß Ihr noch länger hier in der Fremde weilen wollt, während Euer Rom verwaist steht? Dort seid Ihr Herr, ein Fürst und Herrscher, vor dem die Fürsten aus allen Ländern als ihrem Haupt sich andachtsvoll neigen. Hier seid Ihr Vasall des Königs von Frankreich. Das heißt, Ihr seid's heute noch. Vielleicht seid Ihr morgen schon sein Gefangener. Herr, mein Herr, Papst Gregor der erste, wollt Ihr ein Fürst sein oder Gefangener?"

„Ich will, ja ich will, Catarina, führe Du mich nach Rom!“

„Und wenn sie wieder zu Euch kommen, die Kardinäle, die hier bleiben wollen, die Franzosen, die Euch nicht fortlassen wollen, Weiber, Bühlerinnen, Schmeichler, und reden Euch zu und werden mich schmähen, daß ich das Beste der Kirche nicht kenne, daß Rom die Hauptstadt der Kirche nicht sei?"

„So mögen sie kommen! Mich werden sie nimmermehr wandend machen. Fromme Jungfrau, heilige Mutter, Himmelsbotin, leite Du mich, ich werde Dir folgen, denn ich glaube an Dich und Du allein, Du allein sollst mir meinen Weg vorschreiben.“

Er kniete vor ihr, und sie segnete ihn, ihn, den Papst, der allen Völkern und allen Menschen seinen Segen sonst spendete.

Aus dem Palast, in den sie gefangen eingebracht worden, trat Catarina frei heraus zu den Ihrigen, die vor dem Thore in Angst und Sorgen warteten. Und Raimund und Alle jubelten, da sie erfuhren, was vorgegangen. Sie priesen Catarina selig, der das Höchste gelungen, die erreicht hatte, was sie gewollt.

Sie aber ging geneigten Hauptes und nicht so stolz, wie sie am Morgen dorthin geschritten, durch die Gassen von Avignon zurück. Der Sieg war ihr zu leicht gelungen und allzu rasch. Es ahnte ihr, der Kampf sei noch nicht ausgefochten. Und schmerzlicher bedrückte sie ein anderer Zweifel: waren es allein ihre Worte, ihre Gründe gewesen, die vom Himmel kommend, den Papst Gregor um-

gewandelt, oder . . . Sie gedachte an Frau Adelsa, deren Dufte der junge Maconi so berauscht eingejogen hatte. Und sie dachte an ihre eigene Jugend, an manchen Mann, den sie von bösem Leben zu frommem belehrt, an ihren Freund und ersten Beichtiger Fra Tommaso. In ihrer stillen Kammer warf sie sich auf den Steinfußboden. Und sie schluchzte und sie senzte und betete laut. Denn irgendwo in ihrem Herzen ahnte es ihr — nicht ihre unwiderlegbar klaren, schlagenden Gründe, die der Himmel ihr eingegeben, hatten heute endlich den Papst überwunden. Es war der Blick aus ihren Augen, die verachtend, zürnend, Lob verweigend ihn getroffen, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Ob aber diese Macht ihrer Blicke, wie ihre Worte vom Himmel herstammten oder ob sie nur von gemeiner, sehr irdischer Art waren, — die arme Nonne Catarina wußte es selber nicht zu sagen.

XII.

Da es in Avignon rüchbar geworden, daß der Papst sich entschlossen habe, dem Drängen der italienischen Völker nachzugeben, nach Rom zu gehen, erhob sich ein Wehklagen und ein Jammern. Die Bürger sahen den Niedergang ihrer Stadt voraus. Die Verwandten der Beauforts, Frau Adelsa und ihr Anhang, fühlten ihre Macht bedroht. Die Kardinäle fürchteten sich vor dem verfallenen, verwilderten, fieberdrohenden Rom. Und sie alle warnten Gregor und beschworen und baten ihn, von dem Voratz zu lassen. Der Papst kam ins Schwanken. Drei von den weisesten Kirchenfürsten gingen hin, um das Mädchen von Siena zu prüfen, ob sie keine kezerischen, keine zauberhaften Mittel angewendet, den Herrn zu gewinnen.

Es war in der Halle des Palastes, in dem die Catarinati wohnten.

Sie stand ruhig vor den Herren. In ihrem Geiste sah sie wieder Catarina von Alexandrien, ihre selige Namenspatronin, wie die vor vierzig heidnischen Priestern und Philosophen ihren Glauben verteidigt hatte. Ihr fiel es so schwer nicht. Waren die drei doch Christen wie sie.

„Giebt es in Florenz denn keine Männer?“ fragte der erste, „daß sie so ein armseliges Weiblein, eine Nonne als Gesandtin herschicken?“

Sie nahm die Schriften, die ihr die acht Herren des Krieges mitgegeben. „So Ihr zweifelt, hier ist, was mich beglaubigt. Es sind Männer genug und tapfere in Florenz. Aber sie meinen wohl, daß die Nonne besser und veröhnlicher rede.“

„Welchen Vorteil hast Du davon, wenn der Papst nach Rom geht?“ fragte der zweite, „es ist wohl Eigennutz, daß Du es wünschst?“

„Was treibt Euch denn, die Ihr alle Drei Italiener wie ich seid, ihn hindern zu wollen, daß er dies Avignon verlasse?“ sprach sie dagegen, „die Vaterlandsliebe kann es ja nicht sein. Also sind es persönliche Gründe und Ihr seid eigennützig, nicht ich bin's.“

„Und,“ fragte der Dritte, „fühlst Du Dich auch ganz gewiß und sicher, daß es Gott ist, der Dich sendet, der Dir die spitzen, scharfen Worte auf Deine Lippen legt und nicht der Teufel, der böse Feind?“

Sie hatte aufgerichteten Hauptes, kühl, unbeweglich vor den Herren dagestanden. Nun senkte sie traurig die Stirn: „Sicher, ganz sicher, fragt Ihr? Wer kann denn gewiß sein, wer kann denn schwören, daß ihm nicht ein höllisch Blendwerk den Sinn verwirrt? Hat Euer Heiliger“ — der Prälat war ein Franziskaner — „nicht mit dem Teufel ringen müssen, hat er sich nicht in die Dornenhecke geworfen, den Teufel in seinem Fleisch zu bekämpfen? Aber die Hecke trug keine Dornen, nur duftende Rosen, da er sie berührte. Ob mich Gott, ob der Teufel mich antreibt, ich kann es erst wissen, wenn meines Handelns Folgen da sind, ob die gute oder böse sein werden. Nur will mich bedünken, ein Dorn sei schon zur Rose gewandelt, da nach aller Qual des Wartens, der Ungewißheit und der Angst, der Herr Christus auf Erden, Papst Gregor, Euer Haupt und das meine, sich meinen Gründen und Bitten geneigt hat.“

Da die drei weisen Kirchenfürsten am Abende von Catarina gingen, da waren sie ihre Freunde geworden und sprachen dem Papst zu, sein Wort ihr zu halten.

Doch es kamen Prüfungen, die schwerer für ihn zu bestehen waren. Der König von Frankreich wollte Gregor um keinen Preis aus seinen Staaten fortziehen lassen. Er sandte seinen leiblichen Bruder, den Herzog von Anjou, ihn zum Bleiben zu bewegen. Und da der Fürst mit Gründen und Bitten, mit Spott und mit Drohungen den Papst, der sich vor ihm noch als Graf von Beaufort und als des Königs Unterthan fühlte, dahin gebracht, daß er von dem gefaßten Plane schon ablassen wollte, da trat nächsten Tages Catarina abermals vor ihn:

„Darf ein Papst der Untergebene eines Königs sein? Oder muß er vielmehr als sein eigener Herr und Fürst in seinem eigenen Lande frei schalten?“

Papst Gregor hob seine feinen Hände halb verzweifelt: „Ich will, ich will ja. Nur bin ich schwach. Es bangt mir vor allem dem Ungemach, es gerath mir vor dem Kampf und Haber. Wenn Du mir beistehst, so werde ich es können. Aber wenn Du einmal nicht bei mir bist . . .“

Sie aber rief: „Der Herr ist bei Dir, der Herr Christus am Himmel, den Du hier vertrittst für uns säubhafte Menschen. Bete zu ihm, bete Du zu ihm, er kann Dir besser helfen als ich!“

In dreien Malen kam es so weit, daß der Papst seinen festgefaßten Entschluß widerrief. In dreien Malen mußte sie ihn neu bereden, ermutigen, ihn zwingen, ihr sein Wort zu halten. Und als er endlich reifen wollte, die ganze Geistlichkeit schon im Aufbruch, die Schiffe im Hafen von Marseille sich rüsteten, und alles bestimmt war, da drohte Gregor wieder zu bleiben, weil er erfuhr, Catarina wolle nicht mit ihm, überhaupt nicht zu Meer zurück, sondern wie sie hergekommen, mit ihren Schwestern und frommen Brüdern nach Pilgerart den Weg zu Fuß gehen. Weinake jahen es, als solle der ganze Plan, der für sie und alle Ihren das Heil ihres Landes, das Heil der gesauten Christenheit bedeutete, an ihrer Weigerung noch scheitern. Aber sie siegte endlich auch darin. Bevor der Papst mit den Karдинаlen und allem Gefolge den Zug zur Küste noch begonnen, brach sie mit ihren Familiaren von Avignon auf.

In der Stadt Genua hatten schon auf ihrem Hinweg nach Avignon die Catarinani ihre Herberge bei einer vornehmen Frau gefunden, Orietta Scotta, die sich einst brieflich, wie so viele, in Seelennöthen an die Nonne von Siena gewandt. Catarina hatte damals der Frau geantwortet: „Bei eigenen Kränkungen, eigenem Kummer kommt es uns zu, geduldig zu sein; für die der anderen sollen wir großes Mitleid haben, da dürfen wir die Ungeduld zeigen gegen den, der sie kränkt. . . Wer aber Geduld hat, hat vollkommene Liebe, und wer die vollkommene Liebe besitzt, klagt mehr, darf mehr klagen über das Leiden, das er mit ansieht, als über seinen persönlichen Schmerz und über seine Heimlichkeiten.“ —

Da nun Catarina abermals in Genua wohnte und Frau Orietta wie ihr Gatte alles anboten, dem frommen Gaste unter ihrem Dache Ehre zu erweisen, zeigten sie ihr auch diesen Brief als ein Heiligthum ihres Hauses. Sie las, was sie selber geschrieben hatte und mußte weinen. Geduld bei eigenem Schmerz; — Empörung, Ungeduld über das Leid der anderen . . . Ja wenn sie nur immer

genau hätte unterscheiden können, was ihr eigenster Schmerz war und was sie litt durch der anderen Schmerzen. Seit sie gesiegt in Avignon, den Papst überwunden, den Frieden für Florenz, für sich selbst das Höchste erlangt, was ihrer Wünsche Ziel gewesen, seitdem waren in ihrem Herzen allerhand Zweifel emporgestiegen. War es das Gute? War es das Beste? — Und nun seine Rückkehr nach Rom gesichert, würde der Herr Christus auf Erden, dieser schwankende Gregor der Erste auch alles Das vollbringen, was sie noch von ihm begehrte: den Frieden in Italien, den Kreuzzug zur Rückeroberung des heiligen Grabes und vor allem die Läuterung seiner Kirche von den vielen Fehlern und Schäden? Es bangte ihr, er würde es nicht können. Es bangte ihr, daß ihr Sieg nur ein äußerer, ein schlechter Sieg sei und daß in Wahrheit wenig erreicht.

Seit sie von Avignon geschieden, drückten sie aber noch andere Sorgen. Mutter den Ihren war mehr als Einer, geschwächt von den Aufregungen, von dem ungewohnten Leben in der fremden, üppigen Stadt krank geworden. Auf der Reise waren einige liegen geblieben, andere langten in Genua im Fieber an oder mußten ein paar Tage später sich legen, daß Frau Orietta sofort zwei Aerzte kommen ließ, um ihre Pflege anzuordnen. Und wer am kränksten ansah, am bleichsten, das war der junge Laienbruder Stefano Maconi. Er gestand es aber nicht zu, daß er krank sei wie jene. Bruder Raimund war mit der Siegesbotschaft für Florenz vorausgeritten, der alte fremdliche Bartolommeo war selber krank. Er hörte ihm wohl die Beichte, ermahnte ihn auch. Aber Catarina wußte, daß er dem Jüngling nicht helfen werde. Denn sie wußte ja auch, was ihm fehlte. So viele hatten ihr schon gesagt, sie könne ihre Gedanken durchschauen. Wie hätte sie da nicht erraten sollen, was ihn, ihren Jünger, ihres Herzens liebsten Sohn, wie sie ihn oft und oft genannt, jetzt peinigte. Aber wenn er auch neben ihr herging, wenn sie es ihm auch täglich ansah, wie er litt, sie fragte ihn nicht darum und er sprach nicht. Er wich ihr aus. Und in ihr war ein Etwas, das sie zurückhielt, das ihre sonst so beredten Lippen wie mit eisernen Klammern ihr zuschloß. Eben weil sie es genau wußte, was zwischen ihnen beiden lag, konnte sie es ihm nicht verzeihen. Die Frau mit den Düsten von Ambra und Moschus, mit der silbernen schimmernden Haut unter den schwarzen, sich ringelnden Locken, die hatte es ihm angethan. Catarina hatte gesehen, wie der Maconi sie

angesehen hatte, sie hatte es gewußt, wie er zu Avignon sich aus dem Hause hinausgestohlen zu ihrem Palast, wie man ihm Brieflein zugetragen, die ihn wieder dorthin bestellten, als des Papstes Absicht, nach Rom zu gehen, bekannt geworden. Sie hätte es selber kaum sagen können, woher sie es wußte. Sie war ein Weib. Aus den kleinen, kleinsten Zeichen hatte sie das Große erkannt, begriff sie das Ganze, wie's um ihn stand. Ein Duf, der von seinem Gewande, da er vorüberging, zu ihr hinzog, ein Blick, der sie zornsprühend traf, als sie mit Raimund einmal von der Verderbtheit gesprochen hatte, die am Hofe zu Avignon herrschte, ein stehender Ton seiner jungen Stimme, als er scheinbar gleichgiltig gefragt, weshalb sie nicht noch die kurzen paar Wochen, bis der Papst zöge, auch bleiben könnte. So wenig war's und verriet ihn ihr doch. Auf der Reise war es beiden leichter gefallen, einander aus dem Wege zu gehen. Hier aber, im Hause bei Frau Orietta, konnten sie sich kaum vermeiden. Hatte Catarina bei der Pflege ihrer Schwestern den Tag verbracht, und kam Stefano von dem Krankenlager Bartolommeos, so mußte er ihr Bericht erstatten. Bei den Maßzeiten saß er ihr gegenüber, und ihr wie ihm widerstand jeder Wissen. Bei den täglichen Andachten ging er ihr zur Hand; wenn Bittgesuche und Briefe einliefen, so hatte er sie durchzusehen, wie er's immer gethan, seitdem er zu ihrem Haushalt gehörte. Und die Briefe, die sie selber schrieb, wie sie es von ihm gelernt, die gingen durch seine Hände, und er war es, der sie den Boten übergab.

Jeden Tag sah sie, wie sein junges Antlitz bleicher und verzweifelter dreinschaute, fühlte sie das Brennen in seinen Augen und hörte das Klopfen fast seines Herzens und sprach zu ihm mit achtsamer Stimme, als sei sein Leiden ihr fremd und nicht wichtig. Aber es war ihr nicht fremd, es war ihres, ihr eigenes Leid. Wenn sie in ihrer Kammer allein war, warf sie sich vor dem Kreuzifix nieder und schrie und flehte hinauf zum Himmel: „Hilf ihm, hilf mir, ich ertrage das nicht!“ — Geduld in eigenen Schmerzen, nur für fremde Zorn und Empörung — das hatte sie selbst Frau Orietta geschrieben. Und nun dünkte es sie unmöglich, sich drein zu ergeben, daß dieser Zwiespalt zwischen ihr und dem jungen Genossen weiterbestände. Und alles Große, das sie erreicht, und das allgemeine Wohl des Vaterlandes, das die Menschen ihr Wert nannten, und für das sie ihr dankten, es erschien ihr gering, schien ihr wertlos geworden im Vergleich zu dieser einen Seele, die sie für sich als verloren ansah.

Sie fühlte seinen wortlosen Widerspruch, sie meinte immer: er denkt an jene, es zieht ihn zu ihr, mir wird er entfliehen, ich sehe ihn nimmer. — Denn er besaß nur die niedrigen Weihen, und sie selbst hatte bisher ihn daran gehindert, durch irgend ein Gelübde sich zu binden und dem Willen seines Vaters zuwiderzuhandeln. — Aber wenn sie am Abend so gedacht, so schöpfte sie morgens neue Hoffnung, er werde in alter Treue sich zu ihr neigen, sein Herz ihr reinig offenbaren, und wartete angstvoll und horchte in ihrem eigenen Herzen auf jede Schwankung seiner Stimme, auf den Ton seines Schrittes, ja auf sein Atmen, ob es ruhig klang oder stoßweise, bedrückt und gequält.

Und es klang immer angstvoll, gequält. Und sie sah ihn immer schwerer, immer düsterer dahingehen. Seine Stimme war heiser, seine Hand brannte wie höllisch Feuer, da die ihre sie einmal streifte. — Dann, eines Tages, jagte man ihr, er könne nicht kommen, er liege im Fieber. Da sie an sein Lager trat, kannte er sie nicht. Der Arzt, Frau Oriettas Freund, kam auch zu ihm und suchte die Schultern: „Es ist genau dasselbe Übel, an dem die anderen alle litten. Einige sind ihm erlegen, andere davon gekommen.“

„Und er“, rief Schwester Catarina, „er muß genesen, er ist so jung.“

„Nun so härter packt ihn die Krankheit. Auch ist er nicht kräftig zum Widerstande. Wer weiß, was ihm den Körper geschwächt hat, vielleicht zu großer Eifer, vielleicht auch Unlust in seinem Dienste, Seelenkämpfe, die Keinem erspart sind. Wer kennt denn die Menschen und ahnt, was sie im Herzen fühlen!“

„Ach! so hätte Catarina ihm entgegen wügen, ich kenne sein Leid, und ich hätte ihm helfen sollen, es leichter zu tragen, und zögerte aus falschem Stolz.“

Sie sagte es nicht laut. Denn sie wollte das Geheimnis ihres Gewissens nicht offenbaren. Sie schwieg, wie er geschwiegen hatte. Doch seine Pflege übernahm sie ganz allein. Keine andere Hand durfte den Kranken speisen und betten, kein anderes Ohr die irren Fieberreden vernehmen, die aus seinem jungen, heißen, liebkranken Herzen kamen. Die anderen waren fast alle genesen, Alessia und Cecca konnten dem Häuflein an ihrer Statt vorstehen, Frau Orietta führte das Hauswesen für sie alle, und Fra Bartolommeo hielt wieder die Andacht. Sie blieb in der Kammer bei Stefano. Tag und Nacht und Nacht und Tag kniete sie an seinem Lager, auf dem er mit dem Tode rang: „Herr, erhalte ihn, Herr, mein Beschützer, Du gabst mir so viel, gib

mir die Macht noch, ihm das Leben zu bewahren, nimm mich fort, nimm mich doch! Sieh, diese Stunde bin ich bereit, in den Tod zu gehen, wenn Du ihn leben läßt, süßer Herr Christus!“ — so flehte sie.

Aber die Tage gingen hin und anstatt ihm Genesung zu bringen, machte jeder ihn nur noch trücker. Der Arzt sah immer bedenklicher drein. Und als es am schlimmsten mit ihm stand, da kam die Kunde, Papst Gregor sei in Genua gelandet und begehre sie zu sprechen.

„Ach gehe nicht von ihm, ich kann nicht, ich darf nicht!“ schrieb Catarina.

Der Macconi lag und wußte von nichts, was um ihn her sich begab. Aber Alessia und Frau Orietta und die anderen kamen jeden Morgen und klopfen an die Thür der Kammer, in die sie Niemanden eintlassen wollte. Sie sprachen ihr zu, sie baten und flehten, Catarina müsse mit dem Papst reden. Alle fühlten sie sich machtlos gegen ihrer Herrin Willen und jammerten, wenn Bruder Raimund von Capua da wäre, der hätte sie wohl bezwungen. Sie mußte fast lachen in ihrem Schmerz. „Mich bezwungen, etwas zu thun, das gegen meine Herzenspflicht giuge? Nein, das hätte auch er nicht können.“

„Aber“, jagte Alessia bittend, „Papst Gregor hat Dir sein Wort doch gehalten, er fährt nach Rom, so schwer es ihm fiel. Du gabst ihm Deines, hier ihn nochmals zu sprechen. Darfst Du das nun brechen?“

„Ach kann nicht anders“, rief Catarina, „ich muß bei meinem Stefano bleiben, bis er gesund ist. Es zerreißt mir das Herz sonst. Mag mich der Papst oder mag ein König mich erwarten, ich bleibe hier.“

In der Nacht aber, nachdem Alessia so zu ihr gesprochen, da sie nach ihrer Gewohnheit betend vor dem Kreuze kniete und um Stefano's Leben flehte, da kam ihr wieder in den Sinn, was sie selber geschrieben: eigenes Leid geduldig ertragen, für das der andern nur kämpfen und klagen. — Und dies war ihr Leid, ihr allereigenstes. Das der andern aber war die Noth des Vaterlandes, für die sie nach Avignon gegangen, für die sie Gregor zu der Reise beredet hatte. Und sie vergaß die Pflicht, die sie übernommen, vergrub sich in ihren kleinen Schmerz. Und sie vergaß auch den Gehorsam, den sie einst als Nonne beschworen, und folgte nur mehr ihrem Herzen. Catarina ging in der langen Nacht mit sich streng ins Gericht: ungehorsam, widerständig, eigenmächtig — sie schonte sich nicht. Am Morgen mußte Fra Bartolommeo ihr die Beichte hören:

„Absolvo te, absolvo te“, rief der gute Vater ein über das andere Mal und weinte auf ihre Hände und küßte ihres Schleiers Saum, aus Rührung, daß sie, die heiligströmme, sich so menschlich vor ihm erniedrigen wollte. Dann nahm sie Abschied von Stefano: „Wenn es der Herr im Himmel will, so wirst Du genesen“, sagte sie, „auch ohne daß ich bei Dir bleibe.“

So ging sie zu dem Papst. Er hatte sie schon seit Tagen erwartet. Für heute war die Weiterreise beschlossen gewesen und alles bereitet. Er hatte aber nicht fahren wollen, ohne mit ihr gesprochen zu haben. Von Marseille bis hierher war's bei dem herbstlichen Wetter ihm schon angst und bange geworden.

„Ich forge mich“, sagte er, „Deine Gefährten sind krank geworden, wenn die Meinen nun erkranken oder gar ich?“

„Darf Dir Dein Leben wichtiger sein, als Deiner Kirche Macht und Größe?“

„Nein, da hast Du recht, Snor Catarina, ich will mein Leben gewiß nicht schonen. — Aber in Frankreich lebten wir im Schutze des Königs, in Rom sind so viele Parteien, sind die Barone und die vom Volke, so viele Feinde, ich werde zerrissen, ermordet werden.“

„Ist nicht die Kirche Herrin in Rom, war sie nicht des Königs von Frankreich Gefangene zu Avignon und Venaissin?“

„Ja, da hast Du recht, Snor Catarina. — Aber wenn nun das Fieber wüthet und ich könnte doch nicht bleiben und müßte umkehren, wie Papst Urban vor mir?“ —

Und da sie ihn so weit gebracht, daß er endlich entschlossen schien und sie wandte schon den Rücken und wollte gehen, da holte an der Thür sein Kämmerer sie zurück:

„Seine Heiligkeit hat noch ein anderes Bedenken. Es droht heute Regen . . .“

Und sie mußte umkehren und sagen, daß Regen kein Hindernis sei für einen Papst, nur recht zu handeln, und mußte wieder von vorne anfangen und wieder ermahnen und wieder seinen schwachen Willen aufrichten, stärken. Hatte sie in einem Punkte ihn überzeugt, so fand er alsbald einen anderen ihr entgegenzusetzen. Es war ein Kreislauf ohne Ende. Ihr drehen, drehen sich die Worte im Kopfe rund um und hatten ihren Sinn und Wert verloren. Dabei verlangte es sie nach Hause, zurück zu dem Kranken. Mit eisernem Willen hielt sie sich fest, nichts zu sagen, was ihre Ungeduld verräthe. Vielleicht

kommt ihm es zu gut, meinem Stefano, wenn ich mich bezwinge, dachte sie.

Da endlich nach allem vielstündigem Reden man dem Papst Gregor zu melden kam, der Wind schein e günstig, und da sein Gefolge nun wirklich bereit war, zu Schiffe zu gehen, da geleitete sie ihn noch, ihn zu segnen und zu weihen für seine Fahrt.

Er stieg in das Boot, das ihn hinüber zu seiner Galeere führen sollte. Die Geistlichkeit von Genna, die versammelt war, stimmte Bittgesängen an; das Boot stieß vom Lande. Alle die Fahrzeuge im Hafen setzten die Ruder in Bewegung. Gelbbrüchlich leuchtend beschien die untergehende Sonne die weißen Priestergewänder, Standarten, Monstranzen und drängen auf dem Meer Masten und Segel. Die Dominikanerfrau kniete an dem Hafengelände unter allem Volke nieder. Andächtig fielen neben und mit ihr die Menschen alle in die Knie. Wie sie Catarina betend ihre Hände erheben sahen, steheten sie laut den Himmel an um eine glückliche Fahrt für die Flotte des Papstes.

Das Gebet aber, das aus Catarinas Herzen wortlos emporgestiegen war, hatte nicht dem Papste gegolten, es war ihr Dank, weil Gregor fort war. — Und da sie sich plötzlich dessen bewußt ward, was die Leute geglaubt, daß sie bete, und wieviel schlechter, unheiliger sie war, als jene es dachten, da beugte sie zerknirscht ihr Haupt in den Sand und die Steine des Ufers, ihrer Sündhaftigkeit schmerzlich bewußt.

„Seht die Heilige, wie sie fromm ist, wie heiß ihre Andacht“, flüstereten die armen Schiffer und die Weiber, die noch am Hafen geblieben waren, zu sehen, wie das Wetter sich wendete.

Sie aber lag und konnte in ihrem Kopfschmerz sich nicht ermannen. Sie hatte so sehr sich fortgesehnt an das Bett ihres Kranken. Nun war ihr's als würde sie zur Strafe für ihr Vergehen, ihn nicht mehr finden, als müßte die Herzlosigkeit, die sie gegen Gregor begangen, durch Stefano sich an ihr rächen.

Der Herbstwind setzte über die Bucht hin, regte das Meer auf, daß es schäumend sich an dem Damm brach. Der Schaum sprühte hochhinüber bis an den schwarzen Nonneumantel. Und nun sprühte der Regen nieder, vom Sturm verweht, in kurzen Stößen, heftig prasselnd, wieder versiegend, und zwischen den finstern geballten Wolken erschien der Vollmond.

Fran Orietta und Alessia waren, da Catarina nicht heimkam, mit den Dienern des Hauses Scotti ansgezogen, ihre verlorene Mutter zu suchen. Sie

standen sie im Regen dort knieend, sie mußten sie zwingen, sich zu erheben, mit ihnen zu gehen. Und als sie dann bei Stefano eintrat, lag er im Fieber wie vorher. Ihm hatte ihr Unrecht keinen Schaden gebracht, ihre Reue brachte ihm kein Heil.

Durchnäht, wie sie war, blieb sie an seinem Krankenlager in Gebeten. Sie flehte den Himmel an um eine glückliche Fahrt für Papst Gregor, um eine glückliche Ankunft in Rom, um Frieden, Frieden im ganzen Lande, in allen Herzen, in dem des armen Stefano wie in ihrem eigenen, das so sündhaft und schwach!

Die ganze Nacht durch brannten in dem Saal neben Stefanos Kammer die Kerzen auf dem kleinen Altar, den der Papst ihr geweiht hatte und ihr verliehen mit dem Rechte, wo immer sie weilte, daran die Messe lesen zu lassen. Die ganze Nacht durch wachten sie alle, die Catarinati, Schwestern und Brüder und die Freunde vom Hanse Scotta. Der Sturm, der sich erhoben hatte, bald nachdem das Schiff des Papstes den Hafen verließ, er wüthete weiter, brannte durch die engen Gassen, rüttelte an den festen Mauern des vielstöckigen Hauses und heulte und wimmerte und pffte durch die Ritzen an Thüren und Fenstern und blies durch die Kammer, über das Bett des Kranken hin mit leisen, unheimlichen Stöhnen. Stefano lag in seinem Fieber, der wußte von nichts. Wenn sie ihm leise die Stirn berührte, fühlte sie, wie das Blut in den Schläfen hämmerte, brannte. —

„Es geht zu Ende“, flüsterte der Arzt Fran Orietas, „keine Hoffnung mehr.“

Die Genossen beteten lauter.

Und Catarina drückte ihr Haupt in die groben Decken des Krankenlagers und fühlte ihr eigenes Herzblut klopfen, leiser klopfen, verebben, stocken. Sie dachte, daß sie ihn den Seinen, seiner Mutter fortgenommen. Und sie dachte an die schwarzlockige Frau, die ihr ihn geraubt. Aber sie zürnte der schönen Falschen nicht mehr wie bisher. Sie fühlte Mitleid mit ihr, die keine Sinne ihm wohl vergiftet und verblendet, kein edles Herz aber von der beschworenen Treue ihm nicht abwendig machen gekonnt. War er doch, obwohl all sein Sehnen in Avignon bei jener weilte, ihr, Catarina, bis hierher gefolgt. Und da sie es dachte, verzieh sie Abelisa, der Armen, verzieh auch ihm. Sie hob sich leise von ihren Knien, sie bengte sich über ihn und küßte seine heiße Stirn. Es ging ein Zucken durch seine Glieder. Er streckte sich länger ans auf dem Lager. — „Er stirbt“, flüsterten die nun ihn standen. Fra Bartolomeo kam im Priester-

ornate, ihm das Viaticum zu reichen. Sie beteten. Doch der Wind heulte lauter.

Es dämmerte draußen. Ein grauer Tag, eintönig grau strömte der Regen vom Himmel nieder, grauer Novembernebel zog vom Meer durch die Straßen. Es war der Tag Allerheiligen. Die Leute, die sich zur Kirche begaben, hielten vor dem Hanse an, sie wollten Catarina hören und sehen, wollten Trost von ihr. Denn es ging das Gerücht, es sei auf dem Meere eine böse Nacht heut gewesen, viele Schiffe seien gescheitert. Was dem Papst und den Seinen geschehen, das wußte man nicht. Catarina mußte hinaus zu dem Volk, es zu beruhigen, mußte an den Wittgebeten teilnehmen, sie konnte nicht bei Stefano bleiben. Es war das die Buße dafür, daß sie gestern mehr an ihn, als an den Papst und das allgemeine Beste gedacht. Und der Tag ging so hin, und es regnete weiter und stürmte fort und keine Nachricht noch von der Flotte. Stefano lag allein in der Kammer. Die Gebete Aller galten heute dem Herrn Christus auf Erden, Papst Gregor dem Ersten. Catarina betete lauter, inbrünstiger als alle anderen, und schlug sich die Brust wund und raufte ihre blonden Haare, weil sie die Schuld trug, sie allein, sie, die ihn zu der Reise beredet.

Der zweite graue Morgen tagte, nachdem die Flotte absegelt, das Fest Allerseelen. Durch die Straßen von Genua zogen im Regen die Menschen vorüber zu den Gräbern ihrer Lieben, über den Grästen in den Kirchen wurden Messen gelesen, für die armen Seelen im Fegefeuer. Catarina mit den Ihren kniete vor dem Altar im Saale und hörte eine Messe für die, so dranssen in bitterer, in salziger Meerflut ihr Ende gefunden und nicht im geweihten Kirchenfußboden, in kühlter Erde ruhen durften.

Da hob sich ein Schreien ans den Straßen, ein Rufen, ein Fragen. Unten, an die Thür der Scotti, klopfte ein Bote. Auf schaumbedecktem, leuchendem Pferd, durchnäht vom Regen, zergaunt vom Winde, war er atemlos hergeprengt: „Botschaft vom Papste“, schrie das Volk unten, „er lebt, er lebt!“

Catarina las das Schreiben. Die Galeere war umweit von hier bei Portofino in dem Sturm gestrandet, Papst Gregor hatte an Land gehen müssen. In allem Wind, in allem Wetter hatte er Untertunft gefunden in dem Cerbarakloster am Berge, dessen Prior Catarina die Nachricht nun sandte.

Vor dem kleinen Altar stimmte Fra Bartolomeo statt der ersten Seelenmesse das Tedeum

laudamus an, für die Rettung des Papstes. Die Genossen, die Scotti, die Freunde, das Volk vor dem Hause in der Straße, ganz Genua dankte dem Himmel mit ihm. Und Catarina, mit erhobenen, gefalteten Händen, die glänzenden Augen zu den alten Kreuzfuge aufgeschlagen, das aus ihrer Kindheit im Färberhause, auf allen Reisen, in alle Lande sie mitgenommen und nie von sich gelassen hatte, betete laut:

„Herr, mein süßer Herr, mein Verlobter, ich danke Dir, Du hast mir geholfen. Nun hilf, hilf mir weiter!“

Sie wandte sich von dem Altare. Mit ihren erhobenen, gefalteten Händen ging sie, während alle noch knieten, aus dem Saal in die Kammer daneben, in der Stefano allein lag. Und trat an sein Lager und streckte die Hand aus. Seine Stirn war feucht.

„Lebe“, sprach sie. „Du wirst leben, ich will, daß Du lebst! Der Herr ist mir gnädig, er erhörte mir meine Gebete, er wird auch dieses mir gewähren, er wird und muß. Stefano Maconi!“ rief sie mit stärkerer Stimme. „Stefano, Carrados Sohn, höre mich! All Deine Sünden sind Dir vergeben, ich will sie vergessen. Du sollst genesen. Steh auf, sei gesund!“

Und Stefano auf seinem Lager richtete sich in die Höhe. „Heilige Mutter Catarina, vergieb, vergieb mir! Ziel ich in einem meiner Gedanken je von Dir ab, jetzt bin ich Dein, mit Leib und Seele, für alle Zeit, und will bei Dir bleiben und will genesen, wenn Du es so willst!“

„Ein Wunder“, rief Frau Orietta, „ein Wunder ist unter unserem Dache geschehen, Heil ist unserem Haus widerfahren. Der Papst ist gerettet und Stefano lebt!“

Und die Kunde ging durch ganz Genua, ward auch Gregor und seinem Gefolge im Kloster von Cervara gemeldet und weiter bis Toscana getragen: Die Nonne Catarina von Siena, die Gesandtin von Florenz, die den Papst zur Heimkehr nach Rom beredet, sie vermag mehr noch, sie vollbringt Wunder, zum zweiten Male hat sie einen Toten ins Licht des Lebens zurückgerufen.

XIII.

In der Straße dell'Oca, im Bezirk Foutebrauda von Siena saßen die guten Nachbarnleute vor den Thüren, hämmerten, klopfen, nähen und schnitzten. Die Frauen legten sich ins Fenster, mit den Gevatterinnen zu schwätzen, und die Kinder spielten auf den Stufen vor jedem Hause und an der guten alten Gasse inmitten der Straße, wie sie es

von jeher gethan. Die fleißigen Handwerker, die hier wohnten, Schuster und Tischler und Holzschuier und Waffenschmiede, fanden immer zu thun. Man sprach wohl voll Entsetzen darüber, wie finster die Welthändler sich wandten, und stritt und eiferte, so um die Stunde nach Ave Maria, wenn es zu dunkel wird für die Arbeit und auch die Männer Zeit haben zum Pflandern. — Aber am nächsten Morgen ging jeder wieder an sein gewohntes Tageswerk. Am Ende kommt es auch mehr darauf an, daß ein Mann in seinem Hause genug zu heißen auf den Tisch schafft für sich selber, für Weib und Kinder, als daß er irgend was Großes leistet, von dem die Leute eine Weile sich Heil erwarten, — um es dann zu vergessen. Denn vergessen wird schließlich alles, Kleines wie Großes, und die Welt geht ihren Weg weiter, wie sie ihn vorherging.

Da drüben in dem alten Hause des braven Färbers Benincasa schafft Frau Lapa von früh bis spät und bäckt und kocht und wäscht und scheuert. Und im dunkeln Kämmerlein hinter dem einstuigen Ehegemache der Färberleute kniet ihre Tochter Catarina, die man wohl die heilige nannte, und betet, betet! — Die hat es versucht, etwas Großes zu leisten, ist bis nach Avignon gezogen, den Papst zu bereden, daß er heimkehren solle in sein Rom und hat Fürsten und Herren geboten, von ihren Häusern, und allen Geistlichen, von ihren Sünden abzulassen, und hat den Kreuzzug und hat Frieden gepredigt. — Wer aber erntet nun die Früchte, die greise Frau, die, was sie in langen fleißigen Jahren mit Mühe für ihr Haus erparrte, von einem Heer von fremden Leuten, Siedern und Bettlern, aufgezehrt sehen muß? Oder die Tochter, die kaum über dreißig, so mager ist wie ein Gerippe und krank zum Erbarmen von allen Beten, Fasten und Geiseln? Ach, keine von beiden! —

Und auch dem Papsttum ist aus der Rückkehr kein Heil erblickt. Gregor ist freilich in Rom eingezogen. Tausend Gaukler in weißen Kleidern tanzten vor ihm her mit Posaunen und brennenden Fackeln. Auf dem langen Weg von Sankt Paul vor den Mauern bis zu Sankt Peter streuten von Fenstern und Balkonen schöne Frauen Blumen und Konjekt hinunter auf seinen Zug. Ganz Rom schwamm in Jubel, ganz Italien atmete auf. Aber er hatte, entgegen Catarinas Gebote, ein Söldnerheer sich zum Schutze mitgebracht. Und den Frieden brachte er nicht.

Sie aber bat und flehte um Frieden, schrieb und predigte Frieden, nur Frieden! Nach Florenz war sie

nochmals gegangen, im Auftrage des Papstes die Stadt zu verhöhen. In dem blutigen Feuer des Aufruhrs, der dort ausgebrochen war, schrien die Empörer nach ihr. Denn die Fromme, Schuldlose galt, weil sie für den Papst gesprochen, dem Böbel bald als die Anstifterin des Unheils.

Da war es geschehen, nachdem die Ihnen sie gewogen, vor den Wütenden zu flüchten, daß ein Haufe gemeinen Volkes, veranicht, vertiert von Blut und Greneln, sie aufgefunden. Über die Mauer drangen sie zu ihr hinein — in einem Gärtlein war's bei S. Giorgio — und Einer, sein scharfgeschliffenes Beil über seinem Haupt wild schwingend, kam über sie, sie zu erschlagen.

Sie lag auf den Knien. Mit seligem Lächeln breitete sie ihre beiden Arme weit aus, ihre jungfräuliche Brust dem Schlage bietend.

„Ich bin's, bin, die Du suchst, triff mich,“ sprach sie mit ihrer sanften Stimme.

Der Knecht wich zurück.

„Mein Herr und Heiland, mein süßer Ver-

lobter,“ betete sie, „wie soll ich Dir danken, daß Du mir die rote Rose des Märtyrertums verleihen willst. — Nun Mann, so schlage, ich bin bereit, schlag zu, töte mich und schone der Meinen.“

Er stand noch mit seinem geschwungenen Beile. Er starrte in ihre glänzenden Augen. Es war, als ob die Hand ihm erlahmt sei, er ließ sie sinken, das Beil glitt zu Boden. Die mit ihm gekommen waren, drängten nach vorn. Er aber wandte sich, schob jene ungestüm bei Seite, daß sie erschreckt aneinander fuhren, und schlug die Hände vor sein Antlitz und stürzte davon. Die Catarinati stimmten lautbar Loblieder an, für ihrer Mutter wunderbare Errettung. Sie aber schlug ihre beiden Hände vor ihr Gesicht, wie der gethan, der sie hatte inorden wollen, und weinte und weinte. Denn sie sah ihr Opfer verschmäht. Durch ihren Tod sollte sie für ihres Glaubens Wahrheit nicht Zeugnis ablegen, sich nicht die Märtyrerkrone verdienen.

Seit jenem Tage lebte sie also wieder zu Siena im Hause ihrer Mutter. (Schluß folgt.)

„Weiß dämmert's überm Hügel . . .“

Weiß dämmert's überm Hügel,
Stumm senkt den Flügel
Der Wind und seufzt und ruht;

Wie zwischen dunktem Walde
Und bleicher Halde
Kleinern des Sees Flut.

Sieh, wie die stillen Wipfel
Der ries'ge Wipfel
Der Alpe treu bewacht.

Kaum löst zu mir vom weiten
Das feine Läuten
Des Herdenglöckchens sacht.

Und ich — allein voll Schmerz
Denk' an ein Herze,
Das fern in Sehnsucht wacht.

Aus dem Notizenbuche des Antonio Sogazarro von Paul Heyse.

Am Himmelsthor.

Zum Himmelsthor ein armes Frelchen schwebte
Und heißte Einlaß hier, als müßt's hinein.
Und doch hat's manches, was von ihm nicht sein.
Wie's noch da drunten auf der Erde lebte.

Sankt Peter aber legt' die Stirn in Falten
Und frug den dreiflenn Klopfer etwas rauh:
„Sprich, Seele, woher weißt Du so genau,
Daß Du hier oben dürestest Einzug halten?“

„Gottlob, dies weiß ich! Wohl hat sich vergangen
Der Mensch, dem ich auf Erden angehört,
Doch hat ihn immer nur der Leib behört,
Nun schweigt in mir das sündige Verlangen!“

„So, so!“ hält ihr Sankt Peter drauf entgegen,
„Kann da der Leib nicht mit demselben Grund

Auch sagen: 's war die Seele? Seit der Stund.
Da die entwich, hab' ich stets Bill gelegen?

Geh' in Dich und bekenne unverscholen!
Davor hör' Dir ein kleines Gleichnis an:
War einst ein Lahmer und ein blinder Mann,
Die hatten Gartenfrüchte sich gestohlen.

Wie sie gefaßt, weiß jeder sein Gebrechen:
„Ich kann ja gar nicht in den Garten geh'n!
„Und ich kann doch die Früchte gar nicht seh'n!“
Da konnte ihnen niemand widersprechen.

Und niemand hount' des Rätsels Lösung finden,
Wie man auch immer hin und her gedacht —
Da rief der Gärtner: „So habt Ihr's gemacht,
Richt wahr?“ — und hebt den Lahmen auf den Blinden.“

Rudolf Gärtner.

S o m m e r.

Als nun Sommer lachend kam,
Alles stand in Prangen,
Meine Geige ich wieder nahm,
Die im Dunkel gehalten;
Ach, nach neuen Liedern war
Heimlich mein Verlangen —
Bei — wie ist ihr Klang so klar
Über Land gegangen!

Meiner Geige jüngsten Sang
Will ich jetzt erheben;
Bei wie klingt er thalantlang —
S'ist ein Lied vom Leben;
Trag auf dem Hüf einen grünen Kranz
Tüchste Blüten daneben,
Bun ein heller Sommerglanz!
Alle Welt umgeben. —

Karl Herman Beder.

I m W e i z e n.

Im Blau ein weißes Wölkchen nur,
Das bebt in leisem Rauschen,
Wie durch die reife Weizenflur
Die Sensen funkelnd rauschen.

Es wogt heran wie Schicksalstrift:
Brot's Arme lahtgeschwungen,
Ein Graubart vorn im Schnitt und Schmitt
Der sonnenverbraunten Jungen.

Sein Auge lacht', als sah' er heiß
Schon braunes Brot gequollen,
Und süßt's kann, rieselt ihm der Schweiß
Im Hauch der treuen Schollen.

Glückauf! Sein Haus am Walde träumt,
Die Thür in rotem Bohne;
Das weiße Wölkchen drüber flüht
Gleich einer Silberkrone . . .

A. R. T. Tiel.

D e r K r a n z.

Im Traume sprach ich viel zu Dir
Mit großen Worten voller Pracht;
Dem Himmel nahm ich jede Bier
Und alles Licht und Gold der Nacht.

Und was ich auch zusammenbrüg
An goldenem und mattem Schein,
Hielt ich noch immer nicht genug
Dir morgen Diadem zu sein.

Doch als der Morgen silbern kam
Und Du hervorschriftst, fein und schlicht,
Betrast mich eine leichte Scham,
Da bot ich Dir die Krone nicht.

Und bot Dir einen tiefern Glanz,
Wegblüht eine bunte Schar,
Und leise nahmst Du diesen Kranz
Und drücktest leise ihn ins Haar . . .

Paul Wertheimer.

V o r ü b e r.

Ihr Klänge meiner Liebe — werdet stumm:
Herbstwinde wehn, die Rosenzeit ist um,
Vorbei die Zeit der wonnetrunken Lieder —
Vorbei die Sonne — fragt mich nicht warum —
Still sinkt das sahle Laub zur Erde nieder
Verwelkt und stumm!

Ihr meine Lieder, schweig! Sie hört euch nicht!
Die grüßt euch mehr ihr goldnes Augenlicht!
Wie sollt ihr mehr in ihrer Seele dringen!
Ja — sängel ihr vor ihrem Angesicht
So süß, so zaubervoll, wie Engel singen —
Sie hört euch nicht!

Gertrud Alett.

O Du falsches Vögelein . . .

O Du falsches, falsches Vögelein,
Was lockst Du mich in den Garten hinein
Mit dem Sange so süß und wonniglich,
Als warte dort wieder das Glück auf mich!
Ach müden Ganges tret' ich ein —
Schweige, Schweige, Du falsches Vögelein!

Bei Deines Liedes Zaubertracht
Sind rings die flammenden Rosen erwacht;
Doch die Hand der Lieb' sie mir immer bricht,
Der strahlende Morgen segnet mich nicht,

Ans goldenen Fäden spinnst er mir Pein —
Schweige, Schweige, Du falsches Vögelein!

Der Nachtwind wird kommen über die Höh'n,
Ihm will ich lauschen, ihn kann ich versteh'n,
Wenn er klagt bei den Einlagsblüten im Hag,
Deren Sonnenglück so bald zerbrach.

Du aber laß das Jubel sein,
Glück ist nur Schein —
Schweige, Schweige, Du falsches Vögelein!

Rosa Rübsaamen

Frühlingswind.

Ich höre gern Dich brausen
Und seh' Dich gern zerzausen
Den kahlen Buchenwald.
Du brichst die dürren Reiser
Und heulest Dich fast heiser:
Jeh! kommt der Frühling bald!

Du bahnest ihn die Wege,
Wirst Tag und Nacht nicht Krüge;
Blas' zu! Aprilwind.
Schon blüht am Rain das Weiden
Und kommt, in einem Weiden,
Der Lenz zu seinem Kind.

Dann wirst Du lieblich kauseln,
Des Weihers Spiegel kräuseln,
Worin der Himmel glänzt.
Dann wirst Du artig werden,
Mit stoffamen Geberden
Und Blumen hold bekränzt.

Im Sommer wirst Du säumen,
In gold'nen Haseln kräumen
Und halben Mittagsruh'.
Doch muß der Winter sterben
Soll ihn der Lenz beerben;
Aprilwind, blas' zu!

Hans M. Grüninger.

Ich bin ein Zigeuner . .

Ich bin ein Zigeuner! —
Hab' blaue Augen,
Hab' blonde Locken, —
Und bin ein Zigeuner!

Ich hab' eine Fidel
Und weiß sie zu zwingen
Du seltsamen Weisen:
Ich bin ein Zigeuner! —

Ich hab' ein Jungmädcl,
Das muß sich sein hülfen,

Sonst küß' ich's zu Lode.
Ich bin ein Zigeuner! —

Und bricht sie die Crene,
Dann muß ich sterben, —
Dann muß sie sterben, —
Ich bin ein Zigeuner! —

Ich bin ein Zigeuner! —
Hab' blaue Augen,
Hab' blonde Locken, —
Und bin ein Zigeuner!

Karl Tuppy.

Geneſung.

In mein heißes Gebet, großer Gott, schließ' ich ein
Jenen Trank hell und klar, der gelindert die Pein,
Als ich zitternd das Glas an die Lippen gefeßt,
Und, vom Fieber geschüttelt, die Stirne geneßt.

Und noch eins, großer Gott, schließ' ich ein ins Gebet:
Jene Liebe, die stumm mich umgab, früh und spät;
Jenen Blick, hell und klar, der voll Hoffnung und Mut
Auf dem Fiebergepeinigten innig geruht . . .

Rudolf Stern.

Hochlandssohn.

Des Hochlands Sohn bin ich. Ich find' Gefallen
An meinen Bergen nur, an Heimatsthale.
Per Felsen Hänge sind die Kalbedrale,
Durch die der Gottheit Atemzüge wallen.

Dir Heimat soll zum Preis mein Sang erschallen
Du Land, wo Troß und Crene sind die Male
Per Männerbrust, wo unter rauher Schale
Ein Feuer flammt gleich reinen Bergkristallen.

Den Riesenrecken gleichen meine Berge,
Die auf des Segners Rücken sieghaft stehen,
Des Flachlands Hügel sind bezwung'ne Dwerge,

Des Riesenvolks rebellische Vasallen,
Die Demut heuchelnd knechtisch Huld erstehen
Und in verhall'urem Groll die Fäuste ballen.

Koderich Goop.



Zwischen zwei Feuern.

Ein Sommeridyll von Josef Oswald.

I.

Auf stillem Balkon, beim Licht der Laterne,
Schlürf' ich mein Glas in wohliger Ruh,
Erinnerung schickt mir aus weiter Ferne
Hundert kluge Geisterchen zu.
Die drängen heran, ein summender Chor; —
Und wie sie umfah'n mich, geschwätzig und munter,
Gehst wie ein Rebel das Heute mir unter,
Steigt wie ein Traumbild das Gestern empor . . .

Es rauscht der Strom, in seine Wellen
Stürzt sich des Mondes Silberpracht,
Die Knospen drehen auf und quellen
Die Sterne aus dem Schoß der Nacht.
Von blühend roten Lippen schwingt
Sich süßelichst das Lied der Lieder,
Ich sehe jubelnd mich umringt
Von fröhlichen Genossen wieder.
Und näher rückt aus jener Schar
Jungblütiger Studenten Einer,
Mit freiem Blick, gelodtem Paar —
Wohl oft gedacht ich lächelnd seiner.
Ein Schwärmer — nicht bei Spiel und Wein
In zechender Gefellen Runde;
Ein Träumer — nicht im Mondenschein
Bei eines Liebchens Rosenmunde.
Rein, glühend für die Wissenschaft,
Für ihrer Kämpfer ruhmvolle Reihen,
Trieb es ihn, mutig die malliche Kraft
Ihrem ersten Dienste zu weihen.

Mein Felix war der reine Thor!
— Ich kann und will es nicht bestreiten —
Für dieses Lebens Lieblichkeiten
Das Auge blind und taub das Ohr.
Und doch, vernehmst es, schöne Kinder:
Es hatte mit Wohlgestalt nicht minder
(Die wahrlich auch Weibchen zuletzt nicht entzückt!)
Wie mit Geist ihn Mutter Natur geschmückt.
Und war er schüchtern, unerfahren —
Du liebe Zeit! was soll das sein?
Die Schem entschwindet mit den Jahren,
Erfahrung stellt von selbst sich ein.

Es war an einem Sommerorgen.
Noch lag in feuchter Frühe Duft
Die farbenheitere Welt geborgen;
So kühl der Wind, so rein die Luft.
Wie bligt' und funkelte das Grün

Der Gärten, blank vom Tau der Nacht!
Die Rosen schienen froh erwaacht
Duftrunkener noch als sonst zu blüh'n.
Und durch die Morgenstille zog
Gleich einem brausenden Choral
Domturmgeläut mit einem Mal.
Laut lärmend vom Gesimse floh
Ein flüchtiger Dohlensthaarm — erschrocken
Vom Feierklang der Sonntagsglocken.
Und voller jubelten die Klänge
Als wie besuert vom Morgenstrahl,
Es strömte die gepuppte Menge
Durch's weit geöffnete Portal; —
Mein Felix mitten im Gedränge.

Von der Empore blidt' er nieder,
In Andacht laufend dem Gesang,
Dem sanft geschwellten Strom der Lieder,
Der durch die Säulenhallen klang;
Doch wie sein Auge hin und wieder
Hinab zur bunten Menge drang,
Fühlt' es auf einmal sich gebannt
Von eines dunkeln Auges Glut —
Ein Mädchenauge, das unverwandt,
Wie forschend auf dem feinen ruht!
Wohl wähnt er, holde Täuschung wirre
So süß behrend, wonniglich
Den kühn erregten Geist, es irre
Der Blick, der jugendteils, sich;
Und zweifelnd schaut er lange nieder,
Indes das Herz verlangend bebt,
Bis abermals, bis immer wieder
Das fromm gefenkte Haupt sich hebt.

Was glüht die Wange, fällt die Brust
Mit Wangen, mit entzückter Lust?
Was scheucht aus ihrem trägen Lauf
Die ruhigen Gedanken auf?
Wer heißt sie freudetrunken fliegen,
So wie der Stürme wildes Heer
Frohlockend schweift von Land zu Meer,
Wenn Venz und Winter sich bekriegen?

O dieses Auge, das schämig flammt,
Das leicht geschwungene Brauenpaar,
Der Kirschemund und das Adenhaar,
Dazu der runden Wange Sammt,
Der zart gebräunt die Lust verrät,
Womit die Sonne sie geküßt,
Des schlanken Busches Raskestät . . .

Nicht froher sieht vom Schiffesrand
Der Wanderer das ersehnte Land,
Das fern am Horizont sich hebt,
Noch giebt es jedem herrlichen Traum,
Noch jeder roßigen Hoffnung Raum,
Noch liegt es unentweilt und rein
Von der Erinnerung schlummer Pein,
Davor die Seele heimlich hebt.

Doch nun verhallt der Regelsbraus,
Es thut sich auf der hohe Dom,
Und wallend zieht der Menschenstrom
Ins goldene Sonnenlicht hinaus.
Nur Felix am Portal verweilt,
Während das Volk von hinten eilt.
Und wie er so in Spannung steht,
Manch' schmudtes Kind vorübergeht
Und unter manchem Augenlid
Ein rascher Blick sich schen verirrt
Zu ihm, der sorgend und bewirrt
Die blißenden Sterne überseht.

Wie lange sie zögert! Kleiner schon
Und immer kleiner wird die Schar,
Die Weihe Rauchwolken sind entklohn,
Geldöst die Kerzen am Altar;
Nur mehr der ewigen Lampe Schein
Flirtet purpurn durch die trübe Luft,
Und voller dringt der Morgenbust
Durch die erschlossenen Pforten ein.
Da — ein beschwingter Mädchenschritt
Im Zwieltlicht — horch! wie Seide rauscht
Es sacht heran; — — und wie er lauscht,
Aus jenes Schiffes Dämmer tritt,
Die er ersehnt, die liebliche Maid.
Kennt er es noch, das düstige Kleid,
Das straff den schönen Leib umschmieg,
Die Feder, die im Wind sich wiegt?
Kennt er das Auge, das erschrodnen
Bonu Jubel stiller Liebe spricht? — —
O wie glücklich es Probiroden
Des Zweifels letzte Kessel bricht!

II.

Es weht den kühlen Wald entlang
Ein Säuseln sanft wie Schmeichelfang;
Ob es dem blonden Schwärmer gilt,
Der sinnend ruht im grünen Moos? . .
Es haucht so leis, es haucht so mild
Wie einer Mutter süß Geleis.
Die zärtlich ihren Liebling stillt,
Was lieh ich, — spricht er — Thor der Thoren,
Der Jugend leicht beflügelte Horen
Verrauschen sonder Lust und Schmerz;
Und lebt' ich denn, tönt' mit den Tönen,
Die dieier Erde Weh verjöhnen,
Der Liebe Tönen je mein Herz?
Im Busen glühendes Begehre
Nach Ruhm und hoher Ehrens Gnaden,
Müht' ich mich auf des Wissens Pfaden
Und keine Mühe schien zu schwer.
Oft, wenn der Mondnacht Silberhimmer

Das Lied der Nachtigall durchklang,
Andes ich hingebeugt beim Schimmer
Der Lampe mich zur Arbeit zwang,
Wekt' in der Seele tiefstem Grunde
Ein Ruf nach Bonnen mich und Lust,
Sich zitternd wie verlorene Kunde
Ein irres Sehnen durch die Brust.
Doch immer wieder kämpft' ich nieder,
Die mich behört, die Wundermacht;
Nicht bannten Deine schmelzenden Lieder,
Nicht Deine Kosen mich, Dein Flieher,
Dein bräuntlich Glühen, Maiennacht!

Doch nun, mein Herz, was soll das Schlagen?
Wie nenn' ich diese selige Pein?
Dies Bonnejauchzen und Verzagen?
Nis' Liebe, Sehnsucht, Trunfenein?
Als letzten Heen mein Geisich,
Seh' ich mich träumend fortgezogen;
Der Geist, der eint so flug erwogen,
Ergiebt sich jetzt dem Augenbild.
Und andere Sonnen, andere Sterne
Erstrahlen aus verhöllter Ferne,
Kühn wie der Falter, der abgestreift
Empor verlangend die spröde Hülle, —
Zu neuen Lebens Glanz und Fülle
Das Herz in wilder Hoffnung schweift!
Dorch! läutet nicht im Thale tief
Das Glöckchen, das so oft mich rief,
O alma mater, in Deine Hallen?
Ich hör' es zittern, hör' es schallen,
Es flutet in den sommerweichen,
Den linden Lüften sein Getön
Und schwingt sich auf zu Bergeshöh'n
Den fernem Klüchtling zu erreichen . . .
Ja, klingt nur, klingt, ihr Glockentöne,
Ihr löst mich nicht in dumpfe Hast!
Im Felsenhaal, in Waldeshöhne
Schöpft' ich ergabene Wärrschaft.
Durch Forst und Fluren schweif ich rings,
Schau' in des Lebens grünen Kreis,
Es giebt Natur, die Rätselsphing,
Mir lachend ihr Geheimnis preis.
Von ihren Lippen tönt es: Lieben!
Ja, Lieben ist das Zauberwort,
Auf blauer Himmelsbede dort
Steht es mit Flammenschritt geschrieben.
Hör', wie's im rajchen Niederflüzen
Der Raufgebach rauscht im Steingellüste,
Wie die Blumen es hauchen, die mit Würzen
Und Wohlgerüchen schwängern die Lüfte,
Wie die Amiel es kölet durch die Wipfel.
Der Strom es singt in Sturm und Ruh,
Wie so trunken im Sprung von Gipfel zu Gipfel
Der Wind es posaunt den Sternen zu!

Ich wandle meine stillen Wege
Und immer wieder denk' ich Dein,
Dir klüngen meines Herzes Schläge,
Herluide, Dir, nur Dir allein.

Ich seh' die treuen Augensterne,
Das Feuer, das die Nacht durchbricht,

Und stöh' ich in die fernste Ferne,
Den warmen Blick vergäh' ich nicht.

Ich seh' Dein Beben, Dein Eröten,
Dein Lächeln nach so scheu und zag,
Die Reize, die den Reiz erhöheten,
Der immerdar Dich schmücken mag.

Und immer wieder möcht' ich hören
Die Stimme, die so rauh verklang,
Die lieben Laute zu beschwören,
Nähr' ich umsonst mich Nächte lang.

Du mag ich schon mich glücklich wähnen,
Dag' ich so still im Herzen Dich,
Dann aber treibt ein mächtig Sehnen
Nach ungefüllten Freuden mich.

Nach jenen Freuden, jenen Wonnen,
Wie nur die Nähe sie verleiht . . .
Ich möcht' mich auf ewig sonnen
In Deiner holden Järtlichkeit.

Wie glüht das thör'ge Herz und zittert,
Wenn es im Traume die Schranke bricht! . . .
Die Schwalbe, die den Frühling wittert,
Spannt trunfner ihre Flügel nicht.

So träumt er seiner Liebe Träume
Von keinem Spötterblick erpäßt,
Und nur die tief verschwiegenen Bäume,
Belauschen, was sein Mund verrät.
Sie wissen's längst im weiten Hoge,
Wie schön sie ist, wie schlank erblüht,
Wie feurig ihr seit jenem Tage
Sein junges Herz entgegenglüht.
Das ist ein neubegierig Spaunen,
Wenn er in's weiche Grün sich legt,
Es beugen leise sich die Tannen,
Die Beeren horchen still erregt,
Sacht lösen sich die treuen Seelen,
Die Epheuranken vom Geäst,
Und was sie da erkunden, läßt
Die Fische staunend sich erpäßen.
Denk', Liebste — raunen sie entzündt —
Nängü hat er Rosen ihr geplückt,
Hat heimlich seinem guten Kinde
Das duftige Sträußlein dargebracht,
Und wie sie ihn so froh gemacht,
Zauch! er verliebt in alle Winde!

Und als nun gar zum ersten Mal
Ihr Name seinem Mund entklangen,
Ging's tuschelnd durch den Felsenjaal
Von den viel tausend Wipfelzungen:
Derlinde heißt die herrliche Maid!
Es rief's der Morgenwind im Ru
Den Waldesblumen weit und breit,
Es trug's die Welle luftberaucht
Den schwanen Silberweiden zu,
Da hat's ein Finkenpaar erlaucht.
Das Finkenweibchen aber spricht:

Es ist jeltfam, man begreift es nicht!
Sie glüh'n sich an aus weiter Ferne,
Als wären's hohe Himmelssterne,
Die liebend für einander brennen
Und doch sich nie vereinen können.

III.

Schwül war der Tag. Nun flattert wieder
Der Ulme grün Panier, es flugt
Der Sturmwind seine rauhen Lieder,
Jedes die Nacht sich drohend nieder
Auf dunkeln Wetterwolken schwingt.
Herüber aus den Bergen großen
Die Donner nah und näher schon,
Doch laß sie grollen, laß sie rollen, —
Was schiert's den feurigen Mosenohn!
Berggrübelt auf verlassenen Bergen
Zieht er dem nächtigen Graus entgegen.

Schon Tag um Tag ist hingegangen.
Seit er zuletzt sein Liebchen sah,
Nun quält im Nimmernis und Bangen
Sein Herz sich, ob ihr Leides geschah.
Krank — die erblühte Rose? — Nein,
Wie könnte kraut die Frische sein!
So hält die Mutter sie zurück —
Ach, oder war das duftige Glück,
Das ihm die höchste schien der Wonnen,
Für sie nichts als ein Täuschenspiel,
Darin sie thörlich, unbesonnen
Schon allzulange sich gefiel?

Gorch! Lachen löst und Lieder schallen
Aus hell erleuchteten Gartenhallen;
Studentenboll in dichter Munde
Der Schläger lirt, das Trinthorn kreist,
Und „Bruder, Deine Liebe heißt?“ —
Ruht's brauend wie aus einem Munde.

Wie Hohn scheucht ihn der ununtere Sang
Aus der vereinten Burjchen Nähe;
Dah' ihn kein Freundesaug' erpöhe,
Gilt er den stillen Strom entlang.
Unheimlich dräu' der Himmelsbogen;
Es hat der Wind die Wolken all'
Aus düstern Fernen hergezogen,
Schon prasselt schwerer Tropfen Fall.
Aufklammert ein Blitz hell wie der Tag,
Und niederkracht ein Donnerchlag
Ihn löschend mit Titauenwucht.
Dann rauscht und strömt's wie Gießbachfluten.
Was anders als in rascher Flucht
Inrüdzuellen bleibt dem Guten?
Hier ist kein Schutz, kein Obdach winkt.
Doch — sieht er nicht ein Lichtlein grünen
Durch Nacht und Sturm und Regendraus?
Bei Gott! es strahlt aus Liebchens Haus,
Und wie ein Winken seiner Süßen
Däucht ihm, wie es so freundlich blüht.

So hat er's doch erreicht, das weit
Der Stadt entrückt, in Einsamkeit,

In fühlender Katanien Hüt
 Sein Sehnen birgt, sein Glüh'n und Hoffen.
 Herein, das Gitterthor ist offen,
 Und Salvo lacht's bei Fluges Stüt
 Ihm von der Schwelle traut entgegen; —
 Flugs auf verschwiegenen Gartenwegen
 Dort in den Pavillon hinein!

Von Blumen umschwankt und Edelwein,
 Unfern dem Fenster Licht durchfunkelt,
 Schwillt ihm das Herz so hochgemut:
 Nun rausche Regen, Wolken dunkelt,
 Ihr Blige zischt und züngelt nur! — —
 Dem wilden Anruhr der Natur
 Die Schwärmerseele hingeeben.
 Leicht voll Entzünden er das Ohr
 Der Sturmtrumpeten schmetterndem Chor,
 Der Donnerpausen Tröhnen und Weben.
 Und in dem Brausen, Flammen, Toben
 Denkt er des holden Kindes da oben,
 Träumt wie ein trunkener Viederjohn
 Romantische Träume von Rot und Gefahr,
 Von Ketterthaten wunderbar,
 Von Geldelust und Minnelohn . . .

Indes vergroßt das Ungewitter
 Der Flut gleich, die sich müd' gefämpt
 Im Dünenfond und mähtlich dämpft
 Der Wellen Wucht und rückwärts weicht.
 Kein Regen mehr, nur Tropfen tauen,
 Die vom Gezweig der Windhauch streicht,
 Aus Wolken Sterne niedersehauen
 Goldklar durch die erirrschten Lüfte.

Da tritt, die wundervollen Düfte
 Zu atmen, still auf den Altan
 In's schwarze Reich der Nacht die Maid
 Schlaft, eisenhart, im weißen Kleid.
 So nah' ihm, doch sie sieht ihn nicht;
 Es blüht das liebe Angeficht
 Hinauf zum weiten Himmelsplan,
 Wo friedlich wieder Kämmer rasten.
 Dann, sich entfernend, weckt sie leicht
 Den schlummernden Märchenlaut der Tasten.
 O wie so köstlich durch die Nacht
 Die Silberöne gleitend schweben,
 Der Liebe träumerisches Weben
 Wortlos in garten Melodien!
 Fromm lauscht er ihr. Nicht regt um ihn
 Der Zweifel mehr die Rabenschwingen;
 Nein wie der milde Mond im Blauen
 Fühlt er so ganz das Herz durchbringen
 Ein tief beruhigtes Vertrauen.

Längst stard der Klang, erlosch das Licht;
 Noch sitzt er da, noch ging er nicht.
 Die Arme gekreuzt und aufgelegt,
 Sinnat er den Wünschen froh erregt
 Im Innern nach, den leisen, zagen;
 Wie lang? — Ich weiß es nicht zu sagen.
 Doch tief und tiefer mittlerweile
 Sentt auf die Welt sich Schlummerruh;
 Zu spät, daß er beherzt enteile —
 Schon fielen ihm die Augen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Abendsied.

Klingen reine Mädchenstimmen
 Übers abendgoldne Land,
 Schwellen, ebbn und verschwimmen
 Fern im Wald am Bergesrand.

Aud ein atemloses Laufchen
 Bittert heilig durch das All,
 Aud der Wald vergißt sein Laufchen,
 Ihren Schmelz die Nachtligall.

Was in ihres Schöpfers Preise
 Staumelnd sonst Natur durchklingt,
 Bündel priesterhaft die Weiße,
 Die ein reiner Mensch ihm singt.

Otto Rindt.

Rinderland.

Hoch am Himmel, dem silberklaren,
 Heute Nacht eine Leuchte stand —;
 Au die Ufer vom Rinderland
 Bin ich im Traume gefahren,
 Selig . . . selig.

Enellen rinnen vom Walde nieder
 Au den Ufern im Rinderland:
 Wer ins Wasser lacht die Hand,
 Rein und schuldlos ist er wieder,
 Selig . . . selig!

Sinkt der Traum, und die Stern' entschweben.
 Von des Lebens düsterem Strand
 Ferne . . . ferne: ein Rinderland
 Muß es hinter den Sternen geben!
 Selig . . . selig! —

Karl Leopold Mayer.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Leutholds Los.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aus der ersten Begegnung der beiden jungen Männer entwickelte sich bald eine enge Freundschaft, die zunächst auf Leuthold segensreiche Wirkung ausübte. Der, wenn auch leichte, so doch jeder Phantasterei abholde und nur auf erreichbare Dinge zielende Sinn des Studenten teilte sich nach der besseren Richtung in einigem Maße dem älteren Freunde mit. Leuthold gewann Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die Aussichten und Absichten, in die Sorgen und das Streben eines andern, er lernte mit dessen Lebenslage die seinige vergleichen, er bekam Interesse an fremdem Gedeihen und wurde angeregt, seinem eigenen größere Aufmerksamkeit als bisher zu widmen.

Dazu kam, daß er aus dem Verkehr mit Fräulein Hedwig, mit der er, nicht ohne sein eigenes Zutun, so oft zusammentraf, wie sie den Bruder besuchte, besonderen Gewinn für seine Lebensanschauung zog. Er bemerkte mit wachsendem Schamgefühl, wie tief er unter dem tapferen, die Mühseligkeiten des Daseins fröhlich überwindenden Mädchen stand, und mehr als alles andere rüttelte diese Wahrnehmung ihn aus seinem Müßiggang und Traumleben auf. Vom ersten Anblick an hatte das Bild der irdischen Maid die Spukgestalten der Prinzessinnen, Feen und Nixen aus seinem Geist verdrängt. Ganz aus der alten Haut zu fahren und mit einemmale ein nüchternen Alltagsmenschen zu werden, das ließ sich nun wohl nicht von ihm erwarten, gegen solche gründliche Verwandlung war er durch natürliche Anlage, lange Gewohnheit und durch die Beschäftigung mit seiner Kunst gefeit. Es blieb immer noch ein gut Stück Phantast in ihm stecken, doch der Weg, den seine Phantasie jetzt einschlug, reichte nur selten bis ins Märchenland und endigte meist in einem kleinen schmucken Heim, nicht etwa in welschener Lage, nein, mitten in Berlin, drei bis vier Treppen hoch, bürgerlich einfach ausgestattet, und darin hauste ein verständiger Klavierlehrer an der Seite einer silberlockigen jungen Frau.

Manchmal kam es wohl noch vor, daß der Träumer sich als ritterlichen Prinzen sah, der ein silberhaariges Aichenbrüdel befreite und auf sein prächtiges Schloß führte, aber derartige Bilder nahen sich ihm fast nur im Schläfe; träumte er mit offenen Augen, dann richtete sich seine Einbildung auf Möglichen, Menschliches, wahrhaft Erstrebenswertes und behing sich folchergestalt mit einem eigenartigen Tugendmäntelchen.

Wenn, wie gesagt, das Schamgefühl, das er dem arbeitsfreudigen Mädchen gegenüber empfand, das meiste dazu beitrug, ihn von seiner Faulenzerei zu befreien, so hatte hieran der Losgewinn doch auch unverkennbaren Anteil. Leuthold fand nämlich, sobald er sich einen Kapitalisten, wenn auch sehr niederer Ordnung wußte, steigende Freude am Besitz und Vermehren des Mammons. Nachdem er sich von der Sorge, wie er sein kleines Vermögen sicher anlege, befreit und gute Papiere gekauft hatte, schnitt er mit Behagen die ersten Zinsscheine ab, brachte den Zinsgewinn zum Weiterheften in eine öffentliche Sparkasse, bemühte sich um mehrere und besser honoririerte Unterrichtsstunden und schob so mit der Zeit seinen Lebenswagen vom toten Strang zurück auf ein Geleise, das in verheißungsvolle Gegend führte.

Auders der Student. Kaum sah der sich im Besitze von Geld, als sich bei ihm, wie er sich ausdrückte, das Anrecht ans Leben geltend machte. Das drängte ihn, die akademische Freiheit zu genießen, dort, wo ihr Banner am vollsten rauscht, in Süddeutschland. Zu Beginn des Sommersemesters wandte er Berlin den Rücken. Keine Gegenvorstellungen der Schwester und des Freundes fruchteten. Das aber setzten sie durch, daß er statt des teuren Heidelberg das billigere Würzburg wählte, dessen medizinische Fakultät zudem, was er ihnen im Gespräch verraten, vor der Heidelberger den größeren Ruf voraus hatte. Dann entließen sie ihn mit den besten Segenswünschen und allerlei guten und gutgemeinten Lehren.

In der ersten Zeit nach seinem Weggang schrieb Karl ziemlich fleißig an die Lieben daheim.

Die Schwester schüttelte das Köpfchen bei jedem Briefe, denn sie las wesentlich heraus, wie sehr er dem Auercht aus Leben nachgab. Leuthold, Phantast, soweit er's geblieben war, schwelgte mit dem Jüngling in der herrlichen Putschfreiheit und dem ehrenvollen Streben im Dienste der Majen, das so leicht ist in jener Stadt, von der es in einem Studentenliebe heißt:

Die Würzburger Glöckli
 Gab'n schönes Geläut,
 Und die Würzburger Maidli
 Sein kreuzbrave Leut.

Als aber Karl nun von dem flotten Korpsleben, dem er sich in die Arme geworfen hatte, von Kommerzien und Menjuren, Ausfahrten und Parkbummeln schrieb, nichts dagegen vom Studieren und Examenvorbereitung, wurde auch Leuthold stutzig. Nach einer Weile stellte Karl seine Mitteilungen ein, bis er zu Anfang des Wintersemesters wieder Nachricht von sich gab und zwar aus Leipzig. Er hatte die großen Ferien dazu benutzt, mit einem Korpsbruder, dessen Vater in Amerika Dollars einjesselte, durch die Schweiz, Norditalien, Tirol und das Saalhammergut zu reisen, war, in Würzburg angelangt, bei einer Revision seiner Klasse und seiner Wissenschaften zu der Überzeugung gekommen, daß er mit dem bisherigen Lebenswandel brechen müsse, und gedachte nun, sich in Leipzig wieder auf den grünen Zweig zu schwingen. Doch der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. An dem neuen Universitätsort fiel Karl sofort in schlechte Hände. Er gesellte sich zu Studenten, die ebenso wenig studieren, als in der straffen Zucht eines Korps erlaubte Freuden des akademischen Bürgerthums genießen mochten, dagegen in hirtlosen Herde umherstreiften und den Becher der Lust bis auf die Hefe auskosteten. In dieser Gesellschaft verschlemmte Karl Fabricius seine Tage, mehr noch seine Nächte, vergendete Jugendkraft und Geistesfrische und verschwendete den Rest seines Geldes. Die lockeren Kumpane beschloffen häufig ihre Orgien mit Hazardspiel, einer Beschäftigung, die sie dem Leichtsinningen, zumal sie ihn nach seinem ganzen Auftreten für vermögend und daher für ein fettes Opfertier hielten, als eine höchst noble eintreten und deren giftigem Meiz er bald erlag. Nachdem das Spiel seinen letzten baren Pfennig verschlungen hatte, fing er an zu pumpten; man borgte ihm gegen Verpfändung seines Ehrenwortes; er spielte weiter, und nicht lange, da hatten sich Spiel- und Ehrenschulden so gehäuft, daß er an deren Tilgung aus eigenen Mitteln niemals denken konnte und ihm

angesichts des nahen Verfalltages Schimpf und Schande drohten. In höchster Not wandte er sich brieflich an den seit längerem wieder arg vernachlässigten Freund mit der Bitte um ein Darlehn von fünfzehnhundert Mark. Diese Überraschung ward Leuthold zu teil, als er eines Abends im Frohgefühl redlich gethaner Arbeit nach Hanje kam.

Nicht häufiger, als er seit Karls Abreise aus Berlin Nachricht von dem Freund erhalten, hatte er seitdem dessen Schwester gesehen. Im Sommer war er ihr ein paarmal im Tiergarten begegnet, wo sie zu einer ihm bekannten Tagesstunde ihre Jöglinge spazieren führte. Dabei hatte sich aber nur wenig Gelegenheit zur Unterhaltung geboten. Als er sie jedoch kurz vor Weihnachten zufällig in einer Musikalienhandlung beim Einkauf von Noten allein traf, nahm er den günstigen Umstand wahr und begleitete sie auf ihrem Heimwege.

Nun erfuhr er, daß sie inzwischen ihre Stellung gewechselt hatte und jetzt die Kinder eines höheren Beamten erzog, in dessen Hanje sie im Gegenthat zu früher wie ein Familienglied behandelt wurde und sich so wohl fühlte, wie sie es vordem kaum für möglich gehalten. Auch Leuthold konnte ihr versichern, er habe noch nie eine solche Freude am Dasein gehabt, wie gegenwärtig. Er bekannte aufrichtig, daß er dem Verjumpten sehr nahe gewesen. Das habe sie niemals befürchtet, erwiderte Hedwig, sie habe ihn wohl zunächst als den Sonderling erkannt, der er nun einmal gewesen sei, indessen bald bemerkt, daß er, wenn er wolle, ein Mann sein könne, wie ihn das Lebenbranche. Er möge nur emsig weiterstreben, doch nie wieder seine Hoffnung auf das Glückspiel setzen. Daß er das gethan, habe ihr einzig und allein an ihm mißfallen. Es sei auch nicht viel Segen aus seinem Gewinn entproffen, wenigstens für ihren Bruder nicht, den das Geld nur leichtsinnig gemacht habe, wenn er jetzt auch wohl zur Einsicht gelangt sei und in Leipzig wacker studiere.

Darauf versicherte ihr Leuthold, er habe, sei sich ihm Frau Fortuna das eine Mal huldvoll erwiesen, nicht wieder geipielt, schon weil er glaube, damit für alle Male abgefertigt zu sein. Daß Karl das gewonnene Geld benutzte, um die Welt kennen zu lernen, sei an dem jungen Manne doch sehr entschuldbar, er selbst dagegen habe alle Ursache, zu sparen und sich einen Hort zu schaffen für die Tage, wo man ihn glauben werde, daß er ein Stab geworden sei, fest genug, um im Garten des Lebens einem edlen Bäumchen als Halt und Stütze zu dienen.

Nach diesen Worten, die er mit schlecht verhaltener Erregung gesprochen hatte, sah ihn das Fräulein an, als verstehe sie ihn nicht ganz, sobald aber ihre Blicke die seinigen trafen, aus denen Bärtlichkeit und Zuversicht strahlten, wußte sie, was er meinte. Da fühlte sie alle Überlegenheit, die sie ihm gegenüber bisher besessen, auf einmal entschwinden und irrte in lieblicher Schamhaftigkeit. Wenige Schritte noch gingen sie stumm nebeneinander, dann trennten sie sich mit herzlichem Händedruck.

Von jenem Tage an erwog Lentholt mit Eifer und Weisheit die Bedürfnisse eines anmutigen Handlungs, sowie die Mittel, die er zu dessen Begründung nötig und diejenigen, die er bereits im Besitz hatte. Nachdem er schließlich ausgerechnet, daß er nächsten Herbst heiraten dürfe, dänkte ihm der baldige Mai ein vorzüglicher Monat für die Werbung um das Jawort der Geliebten.

Da vernahm er den Hilferuf des fernen Freundes. Rettung auf jeden Fall! war sein erster Gedanke. Rettung vor Schimpf und Schande! Rettung vor dem grauen Gespenst, das mit furchtbarem Zwange dem Unseligen die kleine Waffe wies, deren Blitz und Knall das Ende eines vielverheißenden jungen Menschenlebens bedeuten würde. Hatte der Verzweiflungsvolle doch in seinem Briefe diesen letzten Ausweg aus der schrecklichen Verdrängnis klar bezeichnet! Unnötigerweise. Auch ohne dem würde ihm der Freund die helfende Hand gereicht haben.

Und wie gern! Lentholt hätte nicht einmal gezaudert, wenn es der Rettung eines Fremden aus solcher Not gegolten. Sein Herz schlug für die Unglücklichen, wie im Reiche der Phantasie so auch in der Wirklichkeit. Wo ihm auf seinen Traumjahren jemals Leid und Ungemach kumbgeworden, da war er als Erlöser erschienen — und nun, wo Schicksalstücke handgreiflich vor ihm stand, hätte er thatlos zuzuhauken lust? Im Gegentheil, jauchzen hätte er mögen vor Lust, Freundestreue und Opferfinn bethätigen zu dürfen, wenn nicht der Jammer des Freundes rauhem Winde gleich über das grüne Feld seiner warmherzigen Regungen gefahren wäre. — Wie leicht hätte doch dessen Lebensglück in Splitter zergehen können! Und sein eigenes?

Erst jetzt dachte er an sich selbst, aber der Schreck lähmte ihm die Glieder, als es ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß jenen retten nichts anderes hieß, als auf das Glück verzichten, dessen er sich schon sicher geglaubt. Gab er auch nur die Hälfte seines Vermögens hin, so war ihm durch seine schöne Rechnung ein arger Strich gemacht, dann

war es doch unmöglich, den eigenen Herd zu gründen und der Geliebten das bescheidene Heim zu bieten, in dem sie geborgen war vor Not und Sorge und den Lann des Arbeitsmarktes; dann war Ent-sagung die Parole seines Lebens, der nächsten Jahre wenigstens, der Jahre, da das Herz noch heiß schlägt und die Hand stark ist zum Erbanen ehelichen Glückes. Er sollte wieder nur der Knabe gewesen sein, der sich an Seifenblasen ergötzt und Luftschlösser gebaut hatte? —

Erschüttert warf er sich in die Sojaede und bedeckte mit der Rechten die Augen. Da strahlte ihm das heitere Antlitz der Geliebten entgegen, die jetzt ein freundliches Dasein führte und deren Herzens-friede auf immer dahin sein würde, wenn die Welt ihren Bruder mit Schimpf und Schande bewarj oder er es vorzog, sich der Verfehmung durch den Tod zu entziehen. Den Frieden würde er, der sie liebte, ihr rauben, ließ er den Aernsten jetzt im Stich — und müßte das edle Mädchen den un-treuen Freund nicht verächtlich von sich weisen, anstatt ihm die Hand zum schönen Winde zu reichen? Nun sah Lentholt klar, daß er im ersten Drange das einzig Richtige getroffen hatte, und tapfer, so gelobte er, wollte er dem Ruf der Pflicht folgen.

Am nächsten Morgen wechselte er die benötigte Summe ein und schickte sie an Karl mit dem Schreiben ab, worin er ihm erklärte, von einem Darlehen könne nicht die Rede sein; wie er früher verpflichtet gewesen, die Hälfte seines Gewinnes dem Unbekannten abzugeben, so sei er jetzt verbunden, dem Fremde die Mittel zur Auslösung bedingungslos zu gewähren und das durch jenes Geld entstandene Unheil wieder gutzumachen. Er betrachte sich als Mitschuldiger an Karls Unglück, und nichts könne ihm erwünschter sein, als durch das Opfer einigen schönen Mannons seine Schuld zu sühnen. Einwendungen gegen diese Auffassung werde er nicht gelten lassen, bitte aber den Freund herzlich, zu Schluß des Semesters heimzukehren und das Studium mit der alten Lust wieder aufzunehmen. —

Nicht lange danach traf der Student in Berlin ein und mietete ein Quartier abermals in Lentholds Nähe. Dieser wunderte sich wohl etwas, als er gleich wieder seine Börse öffnen mußte, um jenen bis zum Eintreffen der nächsten Rate des Stipendiums anzuhelfen, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Verschweuder in seinem Treiben ja nun Schicksal gemacht habe und wieder auf festem Boden stehe.

Da trat eines Abends gegen Mitte April Karl in großer Aufregung bei ihm ein, fiel ihm schluchzend

um den Hals und rief mehreremale mit thränenreicher Stimme: „Lebewohl!“

Leuthold wußte nicht, was davon zu denken. Es dauerte geraume Zeit, bis Karl sich so weit beruhigt hatte, daß er vernünftig reden konnte. Da beichtete er denn, er habe in Leipzig das Belegen von Kollegien verbummelt, infolgedessen ihm jetzt wegen Faulheit statutengemäß das Stipendium entzogen worden sei. Nun sei es mit dem Studieren aus; er siehe vor leerer Krippe; wie er hier ehrlich zu Brot kommen solle, wisse er nicht; aber betteln wolle er auch nicht und deshalb versuchen, ob's ihm anderswo nicht glüde. Er habe beschlossen, nach Amerika zu gehen, dem Port für die Schiffsbrüchigen der alten Welt. Leuthold solle ihm nur den letzten Fremdesdienst erweisen und ihm die Mittel zur Ueberfahrt gewähren. Dann sei ihnen beiden geholfen, Leuthold bekomme ihn, dessen er sich nur zu schämen habe, aus den Augen, er selbst aber werde drüben, fern von Schwester und Freund, büßen, was er hier verbrochen habe.

„Weiß Deine Schwester —?“ fragte Leuthold, der bisher sicher gewesen war, daß Hedwig von den Leipziger Wirren und deren Lösung nichts erfahren hatte.

„O Hedi! Hedi!“ jammerte der Student, „Gott sei Dank, sie weiß nichts, gar nichts. O, wenn sie es doch nie zu erfahren brauchte! Aber wie bald wird sie es wissen, daß ihr Bruder ein Lump ist, daß er schon lange ein Lump war, als sie ihn noch immer für den braven Sohn der besten Eltern hielt! Verflucht sei die Stunde, da ich den ersten Schritt aus der glücklichen Armjüngelheit herausthat!“

Er begann von neuem zu schluchzen, warf sich auf das Sofa, das Gesicht in die Arme legend, und weinte wie ein Kind. Es war ehrlicher, ungehenselter Jammer einer durch ein paar derbe Schicksalsschläge und verpöbelte Gewissensmahnung aus den Fugen geratener Natur.

Leuthold trat ans Fenster. Die Scheiben waren mit Schweiß beschlagen, den er unwillkürlich an einer Stelle abwischte; dennoch sah er von den Dingen da draußen nichts, nicht einmal das unruhige gelbe Licht der eben angezündeten Straßenslaternen. Es stand von vornherein bei ihm fest, daß er auch jetzt helfen müsse, diesmal endgiltig auf Kosten eigenen Glücks.

Nach jenem ersten Versuch, das alte Lebensschiff wieder flott zu machen, hatte er von neuem ausgefangen, zu rechnen und zu erwägen, ob ihm doch nicht so viel übriggeblieben sei, daß er damit den erlöhten Hausstand gründen könne. Und er hatte

die Hoffnung wiedergefunden. Aber jetzt! Wenn er noch einmal half, war er arm wie eine Kirchenmaus, und der Gedanke an die Vereinigung mit der Geliebten ein Frevel.

Er starrte noch immer auf die sich wieder trübende Fensterscheibe. Es war ihm, als blicke er in ein Kaleidoskop. Mancherlei Erscheinungen zogen an ihm vorüber, die er kannte — da der Narr und Faulenzer, der sich durch den Tag räkelte, um sich als Märchenprinzen und abenteuernden Ritter zu träumen; da ein silberlockiges Mädchen von blühendem Antlitz, eigentlich schön war es nicht, aber sieghaft hatte es den früheren Idealen des Träumers den Rang abgenommen; nun zeigte sich ein neues Bild: der Narr von ehemals war ein verständiger Mann geworden, er kam von vollbrachtem Tagewerk heim, und es öffneten sich ihm die Arme eines trauten Weibes, in dessen Augen er Glück und die Anerkennung seines Wertes las. — Leuthold, der dieses Bild schaute, fuhr mit der Hand zum Auge. Wüßte er darans etwas weg? Das Bild war verschwunden.

Hinter ihm im Zimmer leises Schluchzen.

Er blickte unverwandt auf die hanfbeschlagnene Scheibe und gewahrte nun durch den trüben Schleier hindurch den armen Studenten drüben, der sich noch nachts mit Verren plagen mußte und doch frisch und fröhlich aussah.

Wieder leises Schluchzen hinter ihm, und wehe! — über das freundliche Bild, über das fröhliche Angesicht des armen Studenten fuhr eine Geisterhand, und jetzt war es ein von Verzweiflung entstelltes, das stehend und drohend zugleich dem Schauenben entgegenstarrte. — Bilder von Fried' und Freude, von Leid und Sorge. — Und was hatte den Frieden vernichtet, die Sorge heraufbeschworen? Das unselige Los, das war an allem schuld. — Das unselige Los!

Leuthold lachte laut auf. Es war doch zum Lachen, daß er ein hübsches kleines Vermögen gewonnen hatte, damit es ein anderer durchbrachte? Zum Lachen, daß er seinen Glücksfall zu guterletzt verwünschen mußte? Unseliges Los!

Aber hatte es ihm nicht auch Segen gebracht? Durfte er den vergessen? War es nicht der Talisman gewesen, der ihm das holde silberlockige Mädchen gezeigt, der sein Herz echter Liebe erschlossen, der ihm den Weg aus dem Sumpf von Karreitei und Trägheit auf die blühende Aue thätigen Lebens gewiesen hatte? Den Weg, den er nur weiterzuwandern brauchte, um doch einen

guten Teil Daseinsglücks zu erreichen? Sollte er mit dem Schicksal hadern, weil es so vieler schönen Gabe nun das eine bittere Kraut der Entsamung beigelegt hatte? Sollte er nicht dankbar das Leid überwinden? Hatte ihm nicht gerade die Wendung seines inneren Lebens Kraft verliehen, dem Mißgeschick die Stirn zu bieten und anderen eine Stütze sein?

Hinter ihm war es still geworden. Er wandte sich um und sah den Studenten noch in der vorigen Haltung, die Arme auf die Sofalehne gelegt und das Gesicht darin verborgen. Leuthold trat auf ihn zu, berührte ihn an der Schulter und sagte:

„Karl, Deine Schwester soll es nicht erfahren, daß Du ein — ein Lump, wie Du Dich nannest, geworden; sie soll Dich auch nicht im Elend verkommen sehen, denn das wirst Du nicht. Ich werde Dich vorm Untergang und Deine Schwester vor dem Gram um Dich bewahren; Deinetwillen und ihretwillen. Ja — ihretwillen. Du siehst mich verwundert an; gehi Dir ein Licht auf? Ich liebe Deine Schwester, unmöglich lieb' ich sie — aber kein Wort mehr davon. — Karl, aus Deinem Plan darf nichts werden, hör' meinen. Ich habe noch Geld im Kasten; wenn ich täglich ein paar Unterrichtsstunden mehr erteile, als jetzt, so wird mein Kapital und Einkommen für uns beide reichen, Dich und mich. Du bleibst in Berlin, säugst mit dem Studieren wieder an, wo Du aufgehört hast und machst Deine Examina, wenn's an der Zeit ist. Ich habe Dich durch mein Spiel ins Ungemach gebracht, ich muß und will Dich befreien. Lud weil Du Deine Schwester liebst, gleich mir, so weist Du, daß Du auf meinen Vorschlag eingehen mußt und daß es unsere Pflicht ist, ihr den Frieden zu erhalten, den ihr die Unkenntnis des Vorgefallenen sowie des Verabredeten gewährt. Danach laß uns jetzt handeln!“ —

Au einem schönen Sonntagnachmittag im dritten Herbst nach diesem Vorfall wanderten drei Personen, die den Stadtbahzug an der Haltestelle Grunewald verlassen hatten, durch den zwischen den märkischen Residenzhäusern am linken Havelufer sich ausdehnenden Forst. Sie stiegen über söhrenbedeckene Hügel, deren grangrüne Decke von dem Schatten der schlanken Stämme gitterartig gestreift war, und schritten auf den schiffsbäumen Uferpfaden jener klaren Seen dahin, die Perlen gleich aneinander gereiht, den Grunewald seiner ganzen Länge nach durchziehen. Der Himmel war wolkenlos, leiser

Weinwind rauschte ab und zu in den hohen Wipfeln, und die Sonne meinte es so freundlich, wie nur je im Oktober. Die drei Wanderer, denen es anzusehen war, mit welcher Wärme sie die köstliche Luft einatmeten, waren Karl Fabricius, seine Schwester und Leuthold.

Karls hübsches Antlitz strahlte vor Freude, die nicht allein von dem Reize des Tages herrührte. Er hatte seine Studien glücklich beendet, den Militärdienst hinter sich und die Zusicherung erhalten, daß er in der Stadt, in der seine Eltern gelebt hatten, als Arzt willkommen sei und eine lohnende Praxis finden würde. Nachdem er durch rastlosen Fleiß und fast körperlichen Wandel die Sünde seines tollen Jahres abgehüßt hatte, durfte er mit froher Zuversicht vorwärtszusehen. Bedürfnissen wiedererlangten Wertes, Freude am Dasein und Dankbarkeit gegen den treuen Freund waren in seinen Blicken zu lesen.

Auch Leuthold befand sich in gehobener Stimmung. In der langen Fürsorge für den Bruder der Geliebten war er gereift, und es winkte ihm nun der Lohn. Er hatte längst die Entdeckung gemacht, daß er bei Anspannung aller Kräfte sein kleines Vermögen kaum zu schmälern brachte und imstande war, von dem Honorar für seinen Unterricht sich und seinen Schützling zu unterhalten. Jetzt war dieser flügge geworden und Leuthold endlich so weit, sich und der Herrin seines Herzens ein trantes Nest zu bauen.

Auf Hedwigs Zügen wechselte der Widerschein von Wonne und Weh. Der Waldsriede nahm sie mit süßem Zauber gefangen, sie fühlte das Glück des Bruders in reichem Maße mit, sie sah dem Freude auf den Grund seiner Seele und fand dort die Perle heimlicher Liebe in guter Hüt, aber neues Wissen bedrückte ihr Herz. Als Karl sie heute Morgen angejocht und gebeten hatte, sich für den Nachmittag zur Grunewaldfahrt, die eine Abschiedsfeier für ihn sein würde, freizumachen, hatte er ihr im Jubel über sein Glück verraten, wie nahe er einst dem moralischen und physischen Zusammenbruch gewesen war und welchen Anteil Leuthold an seiner Rettung gehabt. Daß dieser außer dem materiellen Opfer noch ein weit größeres innerliches gebracht, hatte Karl nicht einmal angedeutet, doch das liebende Weib sah nun klar. Sie bewunderte den geliebten Mann, sie bemitleidete ihn und sich selbst und bedachte mit Wehmut, daß sie beide um Jahre des Glückes betrogen worden. —

In Paulsborn, der trefflichen Gartenwirtschaft in der Nähe des Jagdschlosses Grunewald, machten

die drei kurze Raft. Als sie aufrachen, ereignete sich vor der Pforte ein Unfall. Der Kutscher eines dort haltenden Landbauers zerstückelte seinen Pferden Brot mit dem Taschmesser, wobei er sich gefährlich verletzte. Kaum hatte der junge Arzt dies bemerkt, so erbot er sich, die Wunde zu vernähen und zu verbinden, und bat Leuthold, mit Hedwig auf dem Wege nach Schlachtenjee vorauszugehen. Das thaten sie denn auch.

Sie waren noch nicht weit von Paulsborn, als Hedwig dem Stumm neben ihr Schreitenden in plötzlicher Gefühlsanwallung die Hand reichte und sagte: „Herr Müller, werter Freund, ich weiß alles, alles, was Sie Gutes gethan haben an meinem Bruder. Karl hat es mir heut erzählt, längeres Verschweigen hätte ihm das Herz abgedrückt, er will Sie noch um Verzeihung dafür bitten, daß er Ihrem Wunsch zuwidergehandelt hat. Wie sollen er und ich Ihnen danken?“ —

Sie waren stehengeblieben. Leuthold hielt die rechte Hand der Geliebten fest, in der linken trug sie ihr Hütlein am Bande. Die dem Westen zu-eilende Sonne lugte durch das Gewirr der Stämme und bestrahlte die silbernen Lösschen, die sich über dem Haupt des jungen Mädchens aufbauschten. Als Leuthold die Blicke der sanft Erötheten suchte, kam ihm der Glanz der silbernen Glorie in die Augen, so daß er blinzeln mußte; vielleicht hatte das auch andern Grund; seine Stimme klang selbstam gepreßt, als er dann fragte:

„Alles hat er Ihnen gesagt, Fräulein Hedwig? Auch das, was mein eigenstes Geheimniß war?“

Sie schüttelte den Kopf, die Blicke auf den Boden heftend; sie wußte ja, was er meinte.

„Nein,“ erwiderte sie, „Karl hat es mir nicht gesagt, aber —“ Sie erröthete von neuem.

„Aber?“ befragte Leuthold.

Eine Pause, in der man beider Pulse klopfen hören konnte. Sie standen noch immer Hand in Hand. Da schlug Hedwig die Augen voll zu dem Geliebten auf.

„Mein Herz!“ befaunte sie mitig.

Ein lauter Jubelruf des Mannes. Dann lag sie in seinen Armen, barg an seiner Brust das glühende Gesicht und erschauerte unter dem Kuß, den er auf die silberne Pracht ihres Haares drückte. Hiernach hob er ihr Antlitz empor und küßte sie auf den Mund lang und innig.

In den Kronen des Waldes aber entstand mächtiges Rauschen, das wie ein tausendstimmiges Amen heranbrauste und allmählich verhallte. Hedwig entzog ihre Lippen dem Teuren und sah sich ängstlich um, er aber lächelte, denn er hatte die himmlische Musik verstanden. Dann legte er Hedwigs Arm in den seinen und geleitete sie weiter, ein Mann, dessen Führung auf der unebenen Bahn des Lebens sie sich wohl anvertrauen durfte, nachdem er erkannt, daß Müß' und Arbeit die Würde des Daseins sind und daß an der Seite eines tranten Weibes dem wacker Schaffenden ein herrliches Loß beschieden ist.

Abschied.

Nun schließt sich unsrer Wächte heil'ger Ring,
Ein süßes Lied klingt aus zu dunklem Ende . . .
Wir beide stehen stumm und schmerzversehrt
Und halten bebend uns're heißen Hände.

Wir tragen nun ein tiefes Glück zu Grab,
Das reichste Licht in unserm blassen Leben,

Die Liebe, die für leerer Stunden Ang
Den Rausch der Seligkeiten uns gegeben.

Und noch in ferne Tage reicht ihr Glanz,
Denn selig über Trauer und Entsagen,
Wird uns Erin'ring durch der Stunden Grau
Wie eine sanfte Abendwolke tragen.

Stefan Zweig.

Martyrium.

In seiner Werkstatt schafft der junge Meister.
Indes, wie er auch ringt, es will der Thon
Zum Bilde nimmer sich gestalten lassen,
Wie's schimmernd ihm vor seiner Seele steht.
Kun läßt er ab vom Müß'n und seht sich müde
Auf einen Schreuel nieder, in die Linke
Das düstre Antlitz stühend, während sacht
Die schmale, weiße Rechte spielend über
Das schlanke, braune Eichenfischchen gleitet,
Das ihm zur Seite steht. So findet sie

Dort unter mannigfaltigen Gerät
Auch eine Porenkrone, greift danach
Und seht sie sacht dem finst'rn Eräumenden
In braune Töken . . .

Als dann der Grübelnde das Ang' erhebt,
Sieht er im hohen Spiegel gegenüber
Erkannt sein bleiches, borngekröntes Haupt . . .
Und lächelt . . . war der erste Künstler doch
Von je ein Märtyrer.

Karl August Biedinghaus.

Der „Retter“.

Ein Kulturbild von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Das klang nun freilich nicht eben gefährlich. „Und wenn Sie nun Ihrer einige hundert wären?“

„Dann könnte die Arbeit beginnen, planmäßig, offen, ehrlich. Wir würden keinen Handwerker betäuben und dann seine paar Groschen rauben, keinen kleinen Bankier morden, geschweige denn gar seine Kinder! Was haben dieser Marzfallinger, dieser Eisert gethan, ihr schreckliches Los zu verdienen?! Nichts, sie sind die Opfer vertierter Fanatiker, die nur Geld erraffen wollten, vielleicht auch die Agitation zu fördern, aber hauptsächlich um selbst bequem leben zu können. Die Vorfahrer reden sich freilich darauf aus, sie hätten auch Schrecken verbreiten, der Menge die Macht unserer Partei beweisen wollen. Warum haben sie denn nicht den Mut gehabt, ihre Thaten offen als Werk der Anarchisten zu bezeichnen, warum haben sie sie so sorgsam als gemeine Verbrechen unaskiert?! Sogar dem Blödh, dem Detektiv, den sie nur aus Rache erschossen haben, haben sie dann keinen Revolver und seine Uhr gestohlen, damit nur niemand die Wahrheit vermute. Uebrigens billigen wir auch solche Racheakte an einzelnen nicht; was nützen sie auch! — Die Polizei befiehlt dann andere Leute zu demselben Dienst. Nein, so handeln Baubiteu, aber keine Politiker! Wir sind eine politische Partei, die Edles will und darum nur edle Mittel anwenden darf. . .“

„Da bin ich neugierig“, sagte ich. „Mit Rosenwasser führt man doch keine Anarchie herbei. Da würden sich doch der Staat und alle, die anders denken, wehren?“

„Natürlich würden sie das!“ erwiderte er mit überlegenem Lächeln! „Frägt sich nur, ob es ihnen was nützen würde! Aber was ist der Staat? Die Gesamtheit der Bürger, die Mehrheit entscheidet. Die Mehrheit muß für uns gewonnen werden. Das gelingt uns, wenn wir das polnische Volk von seinem Unglück befreien. Sein Unglück ist, daß Bauer und Kleinbürger eine armelige, vertierte Herde sind, die von Adel und Geistlichkeit miß-

braucht, bedrückt, ausgezogen wird. Wer ist Schuld daran? Die Regierungen? Nein! Nicht einmal die russische, geschweige denn die österreichische oder preussische. Ich war einmal in der Rheinprovinz und sehe nun die deutschen Bauern in Nieder-Oesterreich; warum stehen sie so viel höher, als meine Landsleute in Posen und Galizien? Weil Adel und Geistlichkeit dort keine solche Macht haben, wie bei uns! Und woher rührt diese Macht? Von der Verpflanzung, Herr! Der Bauer trägt aus Schule und Kirche nichts heim, als die frommen Märchen und die Furcht vor der Hölle, in die er kommt, wenn er sich vor dem Herrn und dem Priester nicht duckt. Wodurch also kann unser Volk gerettet werden? Wenn wir die Macht der Pfaffen und des Adels brechen. Eigentlich bricht schon mit der ersten die zweite zusammen. Das also ist notwendig!“

„Und welche Mittel haben Sie dazu?“

„Wir richten“, sagte er, „an Pfaffen und Adel ein Manifest, worin wir sie mit flammenden Worten zur Umkehr mahnen. Sie sollen das Volk nicht mehr bedrücken, die Schulen vernehmen und verbessern, mit dem Märchen-Erzählen aufhören; sonst geht's ihnen schlimm! Einen Entwurf zu dem Manifest finden Sie in meinem Roman; alle meine Gewossen, die ihn gelesen haben, finden ihn sehr gut.“

„Auch wirksam?“

„Gewiß! . . . Das heißt: nicht bei allen. Wer noch ein Gewissen hat, wird vielleicht das Manifest beherzigen und die Furchtlichsten wohl die Trognung, mit der es schließt. Bei den meisten wird es anderer Mittel bedürfen; dann treten eben der „Retter“ und seine Schar in Thätigkeit. Wie? mögen Sie aus dem Roman erkennen. Sie werden sehen: wie die Kammerer und Stellmacher wollen wir es auch dann nicht machen und keine Mörder werden. Nur eben die nationale Anarchie. Dann aber der Aufbau! Wie wir uns den denken, steht hier gleichfalls geschrieben. Das heißt: nur angebetet. Das Ding ist ohnehin schon etwas lang geworden.“

Er empfahl sich. Es war eine zwiepsältige Empfindung, mit der ich ihm nachblickte, aber das Mitleid überwog doch jede andere Regung. Jede Leidenschaft ist unberechenbar, und nun vollends der politische Fanatismus! Es war ja immerhin denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß dieser „nationale Anarchist“ anderen gefährlich werden konnte: unzweifelhaft aber war, daß er sich selbst über kurz oder lang zu Grunde richten mußte.

So las ich denn auch seinen Roman mit aufrichtigem Interesse. Ein höchst sonderbares Ding, sicherlich in seiner Art ein Unikum. Keine Spur von einem Kunstwerk, überhaupt kein einheitlicher, wenn auch schlecht komponierter Roman, sondern eine ziemlich wirre Fäufung der verschiedensten Schilderungen, durch langatmige Betrachtungen unterbrochen. Ungelenk wie die Handchrift war auch der Stil, die Hohlheit der Ausdrucksweise oft eine erschreckliche. Wo möglich noch schwerer erträglich war der monotone, pathetische Schwulst der sentimentalen Stellen. Gleichwohl bezaunte ich, nicht vieles in meinem Leben mit gleicher Spannung gelesen zu haben, und der Eindruck, den ich davon empfing, ist ein tiefer, ja unauslöschlicher gewesen. Möglich, daß dabei meine Vertrautheit mit dem Stoffsreise, wenigstens so weit es sich um galizisches Landleben handelte, dann das persönliche Interesse mitwirkte. Aber ich glaube, es ginge auch anderen so. Schon die Betrachtungen, so ermüdend sie vielfach durch ihre Endlosigkeit, durch die stete Wiederholung derselben Gedanken wirken, so einseitig, schief, kurz-sichtig der Standpunkt sein mochte, waren nicht bloß sehr bezeichnend, sondern auch an einzelnen Stellen tief ergreifend. Wie ein Blitzstrahl die graue Dämmerung, so durchbrach hier die Phrasen zuweilen ein Naturlaut, ein Schrei aus gequälter Brust. Und dann sah und verstand man alles und sagte sich: „So also sieht es in diesen Menschen aus! Wie wenig wissen wir von ihnen! Und da sie, die Unglückseligen, im Drang nach Rettung immer tiefer in ihr Verderben rennen — wäre nicht uns anderen, nicht dem Staat eine Hilfe möglich?“ . . . Auch die Schilderungen waren sehr belehrend, sehresselnd, wenn auch von verschiedenem Wert. Wo der junge Arbeiter auf seinem Boden stand, Selbst-erlebtes wiedergab, verfügte er über eine rohe, aber doch ungewöhnliche Kraft in der Darstellung; alles war tendenziös gefärbt, in Liebe oder Haß, aber doch gut beobachtet, klar und eindringlich an-ge-sprochen. Zwei Kapitel — ich werde später auf sie zurückkommen — wären mit geringer Nachhilfe druckbar zu machen gewesen und hätten niemand

unbewegt gelassen. Erfinden freilich war seine Sache nicht und der letzte Teil, der sich in Zukunftsphantasien erging, darum auch so schwächlich und verworren, daß ich die Lektüre nur mit Mühe zu Ende brachte.

Sie war schon mit Rücksicht auf den Umfang keine leichte Arbeit; der „Roman“ hätte gedruckt an die acht Bände ergeben! Der Autor hatte ihn in drei Bücher geteilt: „Auflage“, „Gericht“, „Rettung“ oder noch richtiger „Erlösung“. („Zbawie“ heißt befreien, erretten, erlösen, „Zbawca“ auch der Heiland.) Jedes der Bücher zerfiel wieder in Kapitel sehr verschiedenen Umfangs, die einen waren viele Bogen lang, die anderen bestanden aus wenigen Zeilen, alle waren mit besonderen, zum Teil recht seltsamen Ueberschriften versehen, in der Regel jedes mit zweien oder dreien, z. B.: „Die Kneipe am Zürichberg“, oder: „Das Mädchen mit den blonden Zöpfen“, oder: „Der Pole ist ein Mensch, der Künste ist ein Mensch, aber der Pole kann kein Kunst werden“. Man sieht, es fehlte auch an Grund zum Lächeln nicht, aber ich bin überzeugt, daß selbst der frivollste Leser keinen vorwiegend komischen Eindruck davongetragen hätte. Dafür sorgte der Inhalt.

Der erste Teil, die „Auflage“ begann mit einer Beschreibung an den Leser, sein Herz nicht zu verstopfen und aufmerksamer zuzuhören, als in der Kirche, denn hier werde ihm Wichtigeres und nur die Wahrheit mitgeteilt. Daran reihte sich die Schilderung eines kleinen, verfallenen Gutes in Westgalizien. Die majestätischen Bauern, armelige Arbeitstiere, deren einzige Freude der Schnaps ist, die sich noch zuweilen in der Schenke vom blutigen Vorfrühling von 1846 erzählen, wo sie den Vater ihres Gutes herrn und seine Familie massakriert haben, nun aber stumm ihr Joch tragen; der Edelmann, ein ursprünglich guter, ja nobler Mensch, der 1831 für sein Vaterland gekämpft hat, dann lange im Exil gewesen ist, nun aber, in trübes Wohlleben versunken, nur noch das einzige Streben hat, den Tag erträglich totzuschlagen und neue Gläubiger zu gewinnen. Die Wirtschaft ist einem Hallunken von Hausmeier überlassen, einem Armenier, der die Bauern im Verein mit dem jüdischen Schenkwirt plündert und den Herrn betrügt; auch der Pfarrer, ein plumper, habgieriger Mensch, macht mit ihm gemeinsame Sache; er befindet sich ewig in Geldnöten, weil er das Haus voll Kinder hat. Der Edelmann ist Hagestolz (oder Winzer, ich weiß es nicht mehr genau), spielt und triekt mit jedem, der einen ganzen Hof an hat und jagt jeder Schürze nach. So lernen wir die ganze Gesellschaft des Kreises kennen, auch die der Kreis-

stadt — es ist wohl Meszow gemeint: — die adeligen Gutsbesitzer im besten Falle ehrliche, aber leichtlebige Leute, darunter aber auch Falschspieler und Trunkenbolde, die bürgerlichen, die zu Geld und Besitz gekommen sind, entweder Nachhänger solcher Sitten oder Knicker, Wucherer und Lente-schinder; einer von ihnen jagt seinen Sohn, einen edelbedenkenden Jüngling, der sich der Bauern annimmt und eine von einem Standesgenossen verführte Grafentochter nicht heiraten will, aus dem Hause; wir werden dem jungen Manne — wie er ihn Wladislaw nennen — noch später oft begegnen. Dieser Wladislaw ist zugleich der einzige, der als energischer polnischer Patriot geschildert ist. Die anderen beschränken sich darauf, im enghen Kreise revolutionäre Phrasen zu deklamieren; öffentlich schmeicheln sie dem „deutschen“ Ministerium Bach und seinen Beamten und suchen von der Regierung möglichst viele Vorteile zu erringen. Diese Beamten werden uns insgesamt als dumme, unehrliche Plebejer vorgeführt, die ihre Richterpründe nach einem Tarif verkaufen, das Land aussaugen, grausam wirtschaften und überall da, wo man sie nicht besticht, in wahrhaft ersonnenlicher Weise „germanisieren“.

Dieser Schilderung der armen, redlichen „Bach-Dujaren“ gegenüber mußte mir noch jene des galizischen Adels als relativ gerecht erscheinen; daß der Verfasser ihre angeblichen Germanisierungs-Künste so stark betont, ließ darauf schließen, daß er in dem ersten Teil der „Anlage“ die fünfziger Jahre hat vorführen wollen. Diese Zeit wurde auch an einigen Stellen ausdrücklich genannt, an anderen wieder eine frühere oder spätere, wie es denn der Roman überhaupt mit der Chronologie nicht genau nahm. Milder und gerechter als der Adel, geschweige denn das Beamtentum, wurden die Bauern geschildert; der breiten Ausmalung ihrer körperlichen und sittlichen Verwahrlosung mischten sich Mahnungen ein, die Tyrannei zu erwägen, unter deren Druck sie so tief gesunken seien; einzelne Gestalten erschienen stark idealisiert; ein Kapitel führte sogar, knapp nach der Erörterung, daß und warum diese Masuren allesamt nicht lesen könnten, einen bürgerlichen Fortbildungs-Klub vor, in dem Gedichte von Slowacki und Mickiewicz deklamiert wurden. Höchst sonderbar war die Schilderung der Juden; hier rang der Verfasser offenbar hart zwischen dem amezogenen Vorurteil seiner Kindheit und den Tendenzzwecken, denen er nun nachstrebte. Die Frage, ob der lastende Druck der herrschenden Schichte nicht auch für ihren Zustand

mit verantwortlich sei, wurde nie gestellt; in dem einen Kapitel war das Ghetto von lauter nachtschwarzen, habgierigen Teufeln, im anderen von lauter menschenlichen verkärrten Engeln bewohnt. Erschien hier Licht und Schatten nur eben nicht gerecht verteilt, so fehlte bei der Schilderung der Priester vollends alles Licht: sie waren insgesamt Schlemmer, Schmarozker, Heuchler, Betrüger, Versführer, kurz eine Horde Satansbrüder — dazwischen stand immer die Mahnung: „Lejer, glaube mir, ich kenne sie!“ Der Schlimmste war ein jüngerer Mann, ein Probst, der in der Kreisstadt wohnte.

Kurz — der ganze Kreis, das ganze Land eine Hölle, von einem verlorenen Geschlecht besetzt.

Zu diese Gesellschaft nun tritt ein Geschöpf, das nicht bloß „Aniela“ heißt, sondern auch ein wahrhaftiger Engel ist; die Nichte oder junge Schwägerin, kurz eine Verwandte jenes alten Edelmanns, der sie, da er nun am Podagra leidet, aus ihrer Heimat in Rußisch-Polen als Pflegerin auf sein Gut beruft. Sie ist auch sehr schön und jeder, der sie erblickt, verliebt sich in sie. Der k. k. Kreishauptmann, ein alter deutlicher Tölpel, der früher in — Konstanz gedient, was also auch eine österreichische Stadt sein soll, will sie heiraten, wird aber von ihr schon deshalb zurückgewiesen, weil sie jenen braven Wladislaw liebt, der sich nun als Baumeister in Krakau sein Brot verdient und daneben herrliche Bilder malt. Wladislaw liebt auch sie; eine adelige Witwe der Nachbarschaft wird die Beschüzerin dieser Neigung, doch wollen die beiden einander nicht eher angehören, bis Polen befreit ist. In diesem Zwecke stützt Wladislaw einen Geheimbund. (Hier schien mir der Verfasser tatsächlichen Angaben gefolgt zu sein, wenigstens war die Darstellung klar und kräftig; auch die Unvernünftigkeiten ergaben sich aus der Sachlage; so oder ähnlich mögen derlei gefährliche Spielereien zuweilen wirklich angezettelt worden sein.) Leider zieht Wladislaw auch jenen Teufel von Probst ins Vertrauen, der ihn schon deshalb haßt, weil auch er Aniela glühend begehrt; nun sädeln der Veruchte im Verein mit jener Witwe, die seine einseitige Wairresse ist, eine Intrigue ein, um Wladislaw zu verderben und Aniela zu gewinnen. Er verrät dem Kreishauptmann die Verschönerung und weiß zugleich den Verdacht des Verrats in Anielas Augen auf Wladislaw, der ins Ausland flüchten muß, zu lenken. Dann benutzt er die Entrüstung des Mädchens, um sie mit Hilfe jener Witwe zu begehren. Als Aniela sich Mutter fühlt, scharf er sie

zu einer Verwandten in Russisch-Polen, wo sie 1858 einem Knaben das Leben giebt. Dieser Knabe, Jan, ist der eigentliche Held des Romans und offenbar mit dem Verfasser identisch. Man merkt es an Ton und Inhalt der Darstellung: sie wird nun weit plastischer und auf lange verschwinden auch alle Züge falscher Romanistik.

Jan wird als einjähriges Kind in die Pflege armer, braver Leute in einer galizischen Stadt gethan; da viel von ihren „Beseftigungen“ die Rede ist, so ist vermutlich Tarnow gemeint. Der Mann ist Werkführer bei einem Schustermeister; er und seine Frau sind in ihrer Bravheit, Geügsamkeit und frommen Einfalt vortrefflich geschildert. Sicherlich gleichfalls dem Leben abgelauscht, weil ein nahezu typischer Zug, ist ihr Verhältnis zum Handwerk. Daß der Mann nur Werkführer, nicht Meister ist, macht ihnen keinen Schmerz, auch sind sie mit ihrem bescheidenen Leben ganz zufrieden, aber — Schuster sollte er nicht sein! „Wenn du doch wenigstens Uhrmacher wärest!“ senkt die Frau täglich, worauf der wackere Thaddäus stets erwidert: „Du hast recht, ein Pole sollte kein Schuster sein, aber Gott hat es so gewollt!“ Ebenso unbefanglich fühlen sich ihre Freunde: der Schmied, der Schneider, der Schreiner, der Maurer, der Klempter: „Was nur unsere Eltern gedacht haben! Als ob wir Deutsche oder Juden wären!“ Der Meister des Thaddäus überläßt diesem die Werkstätte ganz, läßt sich von vertumpften Adligen ansprechen, nur um sie manchmal an seinem Tischgefütter zu können, und reißt zuweilen nach Krakau oder Lemberg, weil man ihm dort sein Handwerk nicht ansieht. Zuletzt wird er von einem Advokaten-schreiber, der ihm vor Schwindelt, daß er ihm seine angeblich altadelige Herkunft nachweisen könne, zu Grunde gerichtet. Aber auch Uhrmacher, Zimmermacher, Buchbinder, Meerjammichwäger sind mit ihrem Schicksal nicht zufrieden; „nur nicht Handwerker!“ ist die Losung, und ebensowenig will der Kaufmann von seinem Beruf wissen. So vernachlässigt jeder sein ehrliches Gewerbe, (nur einige Deutsche und Juden abgerechnet, die dafür wieder in moralischer Hinsicht als rechte Galtenvögel gezeichnet werden), lebt über seinen Stand hinaus und sucht es dem Kleinadel nachzutun. Um die Kosten solchen Wohllebens zu bestreiten, werden die Tagelöhner, Lehrlinge und Gesellen erbarmungslos bedrückt und angebetet. Was der Verfasser darüber berichtet, mag übertrieben sein, der Kern ist schwerlich erfunden. Die Schuld daran, daß sich diese beladenen Menschen solchen Druck gefallen

lassen, soll nach seiner Auffassung hauptsächlich die Kirche tragen; wie der Majure auf dem Dorfe nicht wage, sich gegen den Herrn aufzulehnen, weil ihm der Priester mit den Höllestrafen drohe, so werde sein Schicksalsgenosse, der städtische Proletarier, in den katholischen Jünglingsvereinen durch Gebet und Pufe im Jamme gehalten. Unzüchtig dürfe er sein, betont der Autor bitter, und wäre seine Darstellung zutreffend, so beständen zwischen den Jünglings- und den Jungfrauen-Vereinen höchst seltsame Beziehungen, aber mehr Lohn, kürzere Arbeitszeit, bessere Ernährung und ein reinlicheres Lager dürfe er nicht verlangen. Also auch in der Stadt verjumptste Verhältnisse und bitteres Elend.

Unser Jan erkennt dies alles schon als kleiner Junge, weil ihn der Verfasser mit naiver Eitelkeit einen Ausbund von Güte, Klugheit, Begabung, nebenbei auch von Schönheit sein läßt. Aber ebenso ist er das frömmste Kind in jener Stadt, und zwar nicht bloß ans angeborener Sanftmuth und Weichheit des Gemüths, sondern auch infolge der ersten Erziehung. Der Vater Jan's, jener verurtheilte Probst, hat nämlich den Plan, seinen Sprößling einen Mönch werden zu lassen; darum genügt ihm die Gottesfürchtigkeit des Thaddäus und seiner Ehehälfte nicht und er beauftragt einen ihm blind ergebene Kaplan, das Kind zu exaltierter religiöser Schwärmerei anzuleiten. Dies gelingt auch, aber die erste und deutlichste Folge dieser Schwärmerei ist das Mitgefühl des Kindes mit den Lehrlingen und Gesellen der Werkstätte, der sein Pflegevater vorsteht, und das gefaßt dem Probst nicht. Hingegen hat er aufeinander allen Grund, mit dem Einfluß, den die Volksschule auf seinen Sohn übt, zufrieden zu sein. Diese Schilderung der Schule ist das eine jener beiden Kapitel, von denen ich oben gemeint habe, daß sie den Druck verdienen würden und eines sehr starken Eindrucks auf jeden unbefangenen Leser gewiß wären. Denn sie ist nicht bloß höchst eindringlich und mit packender Kraft geschrieben, sondern macht auch nur in einzelnen Zügen den Eindruck des Übertriebenen; das meiste wirkt mit der Wucht des selbst Erlebten, des selbst Erlittenen. Der junge janatische Katechet, ein alter Lehrer, der ursprünglich Handwerker war, und ein junger, eben von Seminar gekommener Mensch bilden den Lehrkörper, weil es nach dem Geiz für diese städtischen Schulen mindestens drei sein müssen. In Wahrheit, meint der Autor bitter, würden die beiden ersten genügt haben, denn angenommen, daß der junge Lehrer wirklich etwas gewußt, so habe er es doch seinen Schülern nicht mittheilen

dürfen. Die slavische Abhängigkeit der beiden weltlichen Lehrer von ihrem geistlichen Kollegen; die peinliche Sorgfalt, mit der das bische Lehrstoff nach dem Gebot des Katecheten zurechtgestellt wird, um der „Hauptsache“ nicht im Wege zu stehen, denn „wir wollen ja keine Gelehrten, sondern gute Katholiken erziehen“; die Verkettung der Methode, die sich darauf beschränkt, einiges wenige auswendig lernen zu lassen, und jedem Anschauungs-Unterricht, jeder Anregung zum eigenen Denken ängstlich aus dem Wege geht — („Einen Globus sollen wir anschaffen?“ ruft der Katechet einmal dem jungen Lehrer zu. „Die Buben müssen Ihnen glauben, daß die Erde rund ist, sonst verlangen sie von mir, daß ich ihnen alle Wunder vormache!“) — der Fanatismus, der im Kindesgemüt gegen die andersgläubigen Mitschüler entfacht wird, endlich die rein äußerliche Wortgläubigkeit, zu der sie erzogen werden — dies alles findet sich in diesem Abschnitt mit einer so ungemein reichen Fülle nusscheinbarer Einzelheiten geschildert, daß dem Kundigen schon in ihr ein Beweis der Echtheit liegt. So

viel und so Kleines, ja Kleinstes könnte selbst eine reiche und wohlgeschulte Phantasie nicht erfinden; derlei kann nur ein Mensch von gutem Gedächtnis der Wirklichkeit nachschreiben. Das Gleiche gilt von der Wirkung, die all dies auf den Zungen übt. Da alles Fragen verboten ist und nur ein wenig Memorieren verlangt wird, so langweilt ihn der Unterricht bald gründlich und er wird aus einem fleißigen ein träger Schüler; da das Lesen nicht gern gesehen wird und ihm der Katechet nur alle zwei Monate eine Heiligen-Legende leiht, so weiß er sich hinter dem Rücken der Lehrer Bücher ganz anderer Art zu schaffen; da endlich in der Religionsstunde jede Äußerung kindlichen Zweifels mit Prügel, hingegen eine gewisse Inbrunst beim Herjagen der Gebete mit Prämien bezahlt wird, so lernt schon der Zwölfjährige schweigen, heucheln, die Augen verdrehen. Der Abschnitt schließt mit der Mahnung an den Leser, sich dieser Schuljahre Jans zu erinnern, wenn er etwa tabeln wolle, wie dieser später an den Priestern gehandelt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sprung.

Die Nacht mit tausend Sternen sank herab
Und brachte Kühle in das Steppenland.
Hoch prasselten die grellen Lagerfeuer
Und fischend sprühten rote Funken auf,
Indessen fern ein Karawanenzug,
Der von Marokko nach Timbuktu führte,
Im Fackellichtschein deutlich sichtbar war.
Vereinzelt schrie'n die Kinder in der Hürde
Und Hundgebell drang hlagend durch die Nacht,
Bis dann die Löwe mächtig schwächer wurden,
Die Lagerfeuer knisternd niederbrannten
Und alles Stille ward.

Da, jäh und plötzlich,
Ergitterte das weite Steppenland
Im Donnerbrüllen eines nahen Löwen!
Ein geller Angstschrei kirschte durch's Geheg!

Schier sinnlos sprangen Hirtin, Hunde, Ziegen,
Kameele, Kinder, Schafe auf die Füße
Und liefen schreiend, lärmend durcheinander!
Die Zähne schabend, rannten Burshen vor
Und warfen Spähne auf die glühnde Asche,
Und andre sprangen nach den Kürbistrommeln
Und schlugen Lärm, daß schier das Fell zerprang!
Poch ehe noch die Lagerfeuer lohten,
Erlönte abermals der Schredensruf
So nah — so laut — so furchtbar, daß die Hirtin
In Todesangst nach ihren Belten flüchten,
Die Kinder brüllend durcheinander sprangen,
Die Schafe in die Pockenhecken rannten
Und selbst die Hunde heulend sich verdrohen!

Da! — Über den fünf Ellen hohen Damm
Sprang jäh ein Löwe, dessen Augen glänzten,
Und dessen aufgebauchte Flattermähe
Ihn schmückte wie ein Königshermelin.
Hoch wie er sprang, ergriffen seine Planhen
Ein festes Kind, das plump zu Boden fiel
Blutüberkrönt — im halben Schrei verendend. —
Indes die andern brüllend flohen, stemmte
Der Räuber seine Lahn auf das Gier,
Biß knurrend, bellend seine scharfen Zähne
In wilder Rüstgier tief in's frische Fleisch
Und hob das Opfer kraftbewußt vom Boden!

Und nun erst kam der königliche Sprung!
Das Kind im Kaden, hob er heftig das Haupt,
Sah auf zum Damm und setzte lauernd an;
Dann aber — hui! — floh er in weitem Bogen
Aufschnellend über's flachliche Geheg,
Bis lautlos er im Reich der Nacht verschwand
Auf Kimmerwiedersehen!

Als das die Hirtin
Mit stieren Augen sah'n, wids all ihr Stranfen
Per blinden Ehrfurcht und Bewunderung;
Erdauernd flürzten sie sich auf die Erde
Und riefen: „Allah! Allah, Du bist groß!“ —
Die Tiere aber schrie'n die ganze Nacht
Von Angst durchbebt, — so daß erst Ruhe ward,
Als jaghaft sich der ferne Hirtin färbte.

Otto Promber.

Literarische Notizen.

— Aus dem Inhalt des neuen (XXII.) Bandes des „Goethe-Jahrbuch“, herausgegeben von Ludwig Geiger (Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Hütten und Loeving), ist als beste und schönste Gabe der Festvortrag von Richard M. Meyer: „Goethe als Buchhändler“, herauszuheben, in seiner Art nicht bloß ein Meilenstein, sondern ein Meilenwerk, geistvoll, lebendig und gründlich zugleich zweifellos der vorzüglichste Vortrag, den die Goethe-Gesellschaft bisher zu verzeichnen hat, aber auch wohl das Beste, was der Autor bisher geschrieben hat. Von den Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv, die übrigens sämtlich nicht allzu interessant sind, hat uns eine kurze, aus dem Jahre 1795 stammende Aufzeichnung Goethes: „Gedanken über Freiheit und Gleichheit“, in der er sich mit den Ideen der französischen Revolution auseinandersetzen zu sehen sucht, zumest interessiert; sie ist, obwohl sehr fragmentarisch, doch auch recht bezeichnend. Häßliche Einzelheiten, allerdings in einem Lust- und Unlustendem eingebettet und halb verborgen, bietet der Briefwechsel Goethes mit dem Weimarerischen Diplomaten C. A. von Cona. Von den nicht aus dem Archiv stammenden Mitteilungen sind ein Brief Goethes an Ditzig über seinen in verdächtige Fäden verwickelten ehemaligen Sekretär Sohn, sowie einige Ergänzungen zum Goethe-Jeller Briefwechsel lesenswert; die häßlichste Gabe dieser Rubrik ist die Erinnerung einer jungen Berlinerin, Emil Parthen, über eine Begegnung mit Goethe (in Stettin, Juli 1823), in jeder Zeile frisch und anmutig, dabei für den Eindruck, den der wunderbare Geis machte, in hohem Maße bezeichnend. Die Gabe faun und muß für Andersentschickungen, so für die „Goethe-Blätter aus der Reihe Koburg“, Papier Schnitzel ohne Bedeutung, für die, wenn sie schon gedruckt werden müssen, sich doch auch ein anderer Platz finden ließe. als dies doch immerhin für eine große Gemeinde bestimmte Jahrbuch. Häßlich liest sich ein, im Standpunkt und Anschauung freilich etwas überhöht anmutender Aufsatz von Theodor Griesnach aus dem Jahre 1849: „Goethe als Verehrer“; in den Folgerungen vielleicht etwas zu gewagt, aber geistreich und tiefgründig ist eine Studie von Kar Morris über „Mephistopheles“. Mißfallen schließen, wie immer, den Band. Dem Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft sei nur ein, aber sehr reichliches Detail entnommen: die Zahl der Mitglieder ist nun wieder im Anstehen begriffen und stellt sich derzeit auf 2760. So ist zu hoffen, daß die Glanzzeiten von einst (über 3000) langsam wieder erreicht werden wird.

— Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Paul Clemens. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. Der durch den Titel umschriebene Stoffkreis, der außerhalb des Programms dieser Zeitschrift liegt, hat in dem vorliegenden Buche eine so tüchtige, fleißige und gewissenhafte Bearbeitung gefunden, daß wir zum mindesten jene Leser, die ein spezielles Interesse daran haben sollten, auf die Schrift hinweisen möchten. Obwohl nur eine erweiterte Doktor-Dissertation, entbehrt sie doch einer gewissen Selbstständigkeit des Standpunktes nicht und beschränkt sich keineswegs auf die — übrigens mit musterhafter Vollständigkeit und Objektivität gegebene — Darstellung der feststehenden Ansichten über die Entwicklung des poetischen Gedichtes in Eng. und. Namentlich was der Verfasser über Ben Jonsons Einfluß und dann

über die Ursachen der Wirkung der Spanischen Gedichte sagt, kann jedermann interessieren, der für vergleichende Literaturgeschichte Sinn und Verständnis hat.

— Ergänzungen von Richard Leric. Leipzig. Wilhelm Friedrich Wülfes, unrichtig Zeug, so daß wir der Zeit, die wir auf die Lektüre verwenden haben, nun aufrecht nachfragen. Zudem keine Spur von Talent, so daß auf Besseres gar nicht zu hoffen ist.

— Die Gedichte von Hans Georg Meier (Berlin, Karl Siegmund) sind die Erzeugnisse eines feinsinnigen und gebildeten Dilettanten. Ab und zu hindert ihn nur der Erbsfehler aller Dilettanten, der Wortreichtum, an der Erzielung wirklich dichterischer Wirkungen. Vieles ist übrigens wirklich ganz nett, nur daß dies ja leider in der Dichtung nicht genügt.

— Dramatische Dichtungen. Von Leo Jamarra. Erstes Bändchen: Die Jungfrau von Jerusalem (Salamith). Berlin, J. Harwig Radt. In kunterbuntem Durcheinander finden sich, wie in dem Drama, so in den Gedichten Spuren dichterischer Anschauung und ungeheurer Geschmackslosigkeit. So wenig, niedriges Zeug übrigens, wie z. B. S. 128 gedruckt steht, sollte doch kein deutscher Verleger unter seiner Flagge auf den Markt werfen. Freilich ist der Schaden nicht groß — der Markt wirft es eben zurück — aber man sollte es prinzipiell nicht thun.

— Vier Satyrspiele. Von Gustav Bied. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen, 1901. Vier dialogisierte Skizzen. In der ersten wird uns ein adeliger Jährling, in der zweiten ein Färrer, der seine Frau mit seiner Dienerin betrügt, in der dritten ein Dalkulle von Großkaufmann, in der vierten eine Bäuerin vorgeführt, die am Begräbnisstage ihres Mannes vor den Verwandten feierlich beteuert, es nie mit dem Großvater gehalten zu haben, und dann, nachdem die Verwandten gegangen sind, mit dem Großvater zum Abschlus der Begräbnisfeier in die Schlafkammer geht. Dies die Helden; von den Rebenfiguren sind die achtungswerten nur halb oder ganz bildmäßige Stoff, die anderen sowohl dumm, als lächerlich und verklumpt, die Dritten nur Lumpenpad. Wir wissen nicht, wie weit man in Dänemark Herrn Bied als Sittenkürterer gelten läßt; wir unentwiesene können nicht recht glauben, daß seinen Schilderern der Wert der Wahrheit und Unbefangtheit zuzuerkennen ist. Die Ausführung ist breit und weder schlecht noch gut, sondern so recht, recht mittelmäßig; ab und zu ein nicht ganz schlechtes Bispchen, ein leidlich charakteristischer Zug, aber das Ganze mit stumpfen, flachen Pinsel ohne rechte Wirkung hingemalt. Warum dies Buch übergesetzt worden ist, verstehen wir nicht; wir haben in Deutschland immerhin hundert Schriftsteller, die talentvoller sind, als Herr Bied, und reichlich ein halbes Tausend, die's nicht schlechter können, als er.

— Ja! wir! Acht Nichtigkeiten für die sieben Mitjünglinge und Wimmels. Von Friedrich Eichenfeld. Verlag Jung-Deutschland (S. Duf) in Eberswalde-Berlin. — „Nichtigkeiten“ — ja wohl — aber wie albern in dies Geschriebel, wie unlagbar albern! Wir wollen nicht behaupten: dies ist das dümmste Zeug, das je gedruckt worden ist, denn solche Unverzeihtliche soll man nie wagen, aber zu dem Tümmsten aller Zeiten gehört es jedenfalls. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:
 Björnson, Hjörnsfjerne, Laboremus. Drama. München 1901. Albert Langen.
 Hofm, Koritz, Die Könige. Dramatisches Gedicht in 4 Akten. München 1901. Albert Langen.
 Thoma, Ludwig, Die Medaille. Komödie in 1 Akt. München 1901. Albert Langen.
 Henmann, Robert, Weiße Nächte. Märchen. München 1901. Verlag „Frührot“.
 Rod, Hennie, Gedichte. Dresden 1901. C. Bierjon.

Sozialrecht unter Verantwortung des Ehrenretters Karl Emil Traugott in Berlin. — Nachdruck aus dem „Einzelnen ist unrichtig und wird inwieweitlich berichtet.“ — Verlag des Genossenschaftlichen Teutche Verlags

Roth, Raldu, Ein Totentanz. Drama in 3 Akten. Aircburg i. P. 1901. G. Hlogog.
 Grimm, Richard, Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Briefe. Leipzig. R. Voigtländer.

Faldenberg, Otto, Der Sieger. Eine dramatisches Gedicht. München 1901. Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Frieler, Otto, Giganten. Künstlertragödie in 3 Aufz. Leipzig 1901. Breitkopf und Härtel.

Tolstoi, Graf Leo, Chopin Prelüde. Uebersetzt von C. von Gieschow. 2. Aufl. Leipzig 1901. Walter Fiedler.



Catarina.

Das Leben einer Färberstochter.

Von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Papst Gregor starb. Er war ein schwacher Mensch gewesen. Aber was nach ihm kam, das war schlimmer.

Hie Guelfen und hie Ghibellinen hatte es im Lande Italien schon oft in blutigen Kämpfen geheißen, in Florenz stritten die Schwarzen und Weißen, in Siena Adelige und Popolanen, und eine Stadt hatte mit der anderen und Nachbar mit Nachbar in Fehde gelegen, seit Menschengedenken. Doch so wilden Haber, wie er jetzt die Italiener und die Franzosen im päpstlichen Kollegium entzweite, und an so hoher, geheiligter Stätte hatte man noch selten gesehen. Nach langen Kämpfen wählten zu Rom die Einen sich den Erzbischof von Bari, einen Italiener und Untertan der Königin Johanna als Urban VI. zum Papste. Die Anderen, Kardinäle und Prälaten von jenseits der Alpen, Franzosen und Franzosenfreunde, entwichen aus der Petersstadt, hielten ein zweites Konklave zu Anagni und wählten einen aus ihrer Mitte, Robert von Genf, als Papst, Clemens geheissen.

Zwei Fürsten der Kirche, zwei Statthalter Christi, der nach Catarinas innigem Glauben sie ausgesendet, Frieden zu stiften, und statt des Friedens, den sie so viel ersehnt, erbeten, die Spaltung ihres Vaterlandes, statt des Kreuzzuges wider den Türken zwei feindliche Lager hier in der Heimat, statt der Reinigung der Kirche von Schänden und Mängeln das Gräßlichste aller Übel, das Schisma!

Sie konnte nicht ruhen, konnte kaum atmen unter der Last von mitführenden Schmerzen, die sie bedrückten, daß sie oft meinte, der Zwiespalt ginge, gleichwie ein Schmitt, ihr mitten durch ihr eigenes Herz.

Auf dem kleinen Altan am Färberhanse, von dem aus man die Stadt Siena mit all ihren Hügeln, ihren Thälern, Kirchen und Türmen überblickt, saßen im Schatten, zur Frühlingszeit an kleinen Pulten, ihre Genossen und schrieben Briefe, die sie, rastlos auf und nieder wandelnd, ihnen vorsprach.

Sie war so weiß wie ihr Roumenkleid, unter der Leinenbinde ihr Antlitz schmal und blutlos. Und sie rang ihre durchsichtig mageren Hände in der Sehnsucht, durch ihre Worte das zu erreichen, was sie wollte. Dünkte es sie doch, als wären die Menschen, die von dem zuerst und in Rom erwählten Papste, der ihr der einzig berechnigte schien, abfallen konnten, alle Ketzer und Gotteslästerer. An drei italienische Kardinäle, die zu den Franzosen hinüberstrebten, hieß sie ihre Alessia schreiben:

„Ich, Catarina, die Dienerin und Sklavin der Diener Jesu Christi, ich rede zu Euch in dem inniglichen Wunsche, Euch zu dem wahren, dem vollkommenen Lichte heimkehren zu sehen. Dann werdet Ihr mir als Väter erscheinen, anders nicht. So Ihr in Treuen, so ihr in vollkommenem Gehorsam Euch vor Urban VI. neiget, nenne ich demütig Euch meine Väter.“

Während Alessia die Worte aufzeichnete, war Catarina schon weiter gegangen. Das nächste Schreiben hieß sie nach Neapel richten:

„Tenerste und verehrteste Mutter“, so hieß die arme Färberstochter den Brief an die Königin an und unterbrach sich — „verstehet mich recht: Teuer werdet Ihr mir sein, sobald ich sehe, daß Ihr für die heilige Kirche eine ergebene, gehorsame Tochter, verehrungswürdig — und ich werde Euch die schuldige Verehrung bezugen, weil Ihr deren dann würdig sein werdet, — sobald Ihr das Dunkel dieser Ketzerei, der Anhängererschaft an den Gegenpapst Clemens, verlassen habet, dem Lichte zu folgen. Gedenet an das Heil der Völker, die in Eure Hand gegeben, der Bürger, die Ihr durch so viele Jahre in emsigem Fleiße, in Frieden regiertet. Jetzt, da Ihr Euch dem, was recht ist, verschließet, seht Ihr sie haltlos, in Fehden, in Mordwut untereinander, gleich wilden Tieren, durch diese verruchte Kirchentrennung.“

Sie trat zu dem Dritten hin, der schon wartend, die Feder in der Hand, bereit saß. „Du

schreibst an Papst Urban“, jagte sie, „o schreibe ihm gut und ziehe die Linien und forme die Worte so schön Du es kannst, auf daß sie sein Herz bewegen mögen.“

Stefano Maconi, ihr Jünger, sah zu ihr auf von seinem weißen Pergamentblatt: „Wenn er Deine Worte liest und bleibt doch hart, dann muß er von Stein sein. Mühen sie ihn nicht und machen sie ihn nicht gerecht und milde, so ist ein Jedes, was die Gegner von seiner Härte und Grausamkeit klagen, nicht hart genug und nicht grausam genug.“

„O heiligster und süßester Vater“, sprach sie und sah den Schreibenden schon nicht mehr an, sonderu blickte verzückt in die Höhe, — jetzt ist es Zeit, jetzt ziehet aus seiner Scheide das Schwert, das ich meine, und das ist: der Haß gegen die Sünde in Euch selber, in Euren Genossen, in allen Dienern der heiligsten Kirche. Ich sag', in Euch selber — denn in diesem Leben hienieden ist keiner sonder Fehle. Und mitleidige Liebe muß bei dem eigenen Selbst beginnen, es reinigend der Tugend öffnen, erst alsdann das des Nächsten. Drum schneidet es ab mit dem Schwerte, das Laster. Zum mindesten, mein heiligster Vater, mög' Eure Heiligkeit bei denen, die Euch zunächst stehen, das zuchtlose Leben, die wüthen Sitten und Laster bessern. . . . Denn nicht wie Geistliche, nicht wie Männer der Kirche, die gleich Blumen, gleich Spiegeln Eurer Heiligkeit leben sollten, betragen sie sich: sie thun, als ob sie Spieler wären und Betrüger, einen Gestank von Unrat verbreiten sie und geben nur ein Beispiel von Bösem. — O wehe, wehe, vielleichte, süßer Vater mein! mitummer, in Schmerzen, in tiefer Bitternis und in Thränen schreibe ich dieses. Und klingt mein Reden Euch zu viel und dünkt's Euch vermaßen, so mögen der Schmerz und mög' meine Liebe mich entschuldigen vor Gott und vor Eurer Heiligkeit auch!“

„Was brauchst's der Entschuldigung“, murmelte Stefano, „wenn Du wahr redest!“

„Denn wohin ich mich auch wende“, sprach sie lauter, wie im Psalmton, „ich habe nicht, wo mein Haupt hinzulegen. Und ich sehe an Eurer Stelle, der Ihr der Christ auf Erden sein solltet, ich sehe eine wahre Hölle von so vielen Schlechtigkeiten, erfüllt vom Giste des Eigennuzes. Der Eigennuz ist es, der jene verführt hat, gegen Euch das Haupt zu erheben. . . . Doch findet Ihr Euch auch verlassen von solchen, die Eure besten Stützen sein sollten, so hemmet darnu doch Euren Schritt nicht. Denn nach dem, was jetzt ist, nach Mühen undummer wird kommen die Ruhe, wird kommen

die Besserung und die Läuterung der Kirche. Suchet aber außer der Hilfe vom Himmel droben Euch noch Hilfe von seinen frommsten Dienern zu schaffen, die in gläubiger Treue und ehrlich Euch beistehen werden. Denn guter Rat, dünkt mich, wäre Euch von Räten. . . .“

„Dein Rat“, jagte Stefano, „Deiner allein vermöchte zu helfen.“

Sie war schon von ihm fortgegangen. Sie stand vor Alessia und sprach den Brief weiter an die abtrünnigen Kardinale.

Da Stefano das Schreiben an Papst Urban beendete hatte und jene Weiden ihm auch die ihren übergaben, daß er sie den Boten einhändigen möge drüben bei San Domenico, wo immer der Mönche mehrere bereit waren, auf Catarinas Wunsch zu ihrem Wanderstab zu greifen, da blieb er noch eine Weile stehen, wog die drei Pergamentblätter in seinen Händen und schien zu warten. Die beiden Mantellate waren von dem Altan schon fortgegangen. Nur Catarina lehnte noch an der Brüstung, auf ihr Siena hinunterblickend. Als sie sich gleichfalls zum Gehen wandte, sah sie ihn. Seit er damals nach der Rückkehr von Frankreich und nach seiner Krankheit, seinen Willen durchgesetzt hatte, der Welt zu entsagen, trug er geistliche Kleidung. Jedesmal, wenn sie ihn so erblickte, mit den kurzgeschorenen Haaren, der großen Toujur inmitten des Kopfes, so mußte sie lächeln, oder auch senzzen. Heut that sie beides. Sie senzte schwermütig, doch zugleich trat ihr in die Augen ein lächelnd mitleidig Verstehen.

„Armer Fremd! Wie es Dich schmerzt, daß Du mich für andere Schmerzen tragen siehst.“

„Es wird Dich noch äßen“, rief er, „Du marterst Dich, zergrämst, zerreibst Deinen zarten Körper und wir werden Dich verlieren.“

„Was liegt daran, was liegt an mir und an meinem Leben! Herr, ewiger Gott, o nähmest Du doch das Opfer dieses armen Leibes an für Deine heilige Kirche! Ich habe anders nicht Dir zu geben als das, was Du mir gabst. So nimm denn mein Herze!“

Er blickte voll Bewunderung auf sie. Alles, was er sonst empfinden, alles, was sein Jugendblut einst aufwallen gemacht, die Weltlichkeit, die er von sich gethan, um ihr zu dienen, die Gelüste, die er überwunden, die Zwistigkeiten mit den Seinen, die so lange ihn hin und her gezerrt hatten, alles war ihm zusammenschmolzen in dieses eine starke Sehnen: daß sie groß, immer größer, daß sie als Heilige verehrt werde, daß alle Lande ihres Geistes Macht anerkaunen, das war, was er noch

begehrte im Leben. „Ja“, sagte er, „Du sollst Dich opfern. Geh nach Rom und lehre es sie, lehre es diesen Papst Urban, wie wahre Frömmigkeit ist und handelt.“

Sie schüttelte ihren Kopf: „Nach Rom gehen, ungerufen, daß sie fragen, was will denn die Nonne, was kommt denn das Färbermädchen von Siena daher, uns Kirchengürten zu weisen, wie man Welt-händel schlichtet? Und meine Schwestern und die Bürger hier und alle guten Nachbarninnen, was würden sie sagen, ginge ich abermals auf Reisen, nur meinem eigenen Willen folgend.“

„Und wenn sie Dich rufen würden?“ fragte er.

„Dann würde ich müssen, dann wäre es des Herrn Wille, wär' meine Pflicht.“

„Dein geistlicher Berater, Raimund von Capua, hat von Rom aus an mich geschrieben, weil er glaubt, so wie ich, nur Du könntest helfen. Darf ich ihm Deine Antwort berichten?“

Da breitete sie die Arme weit aus: „Herr! Herr, mein Heiland, mein süßer Verlobter, riefest Du mich in Deinen Himmel, um wie viel lieber, um wie viel froher eilt' ich zu Dir. Aber was Du mir gebietest durch den Mund derer, die Dich vertreten, ich will folgen, will gehorchen, so wie ich gelobte, will thun, was sie fordern, um Deinetwillen.“

In der Straße dell'Uca zu Siena saßen die Handwerker vor ihren Thüren gegen Abend, als eine Gesandtschaft von dem Papst kam, die ein eigenes Breve brachte, Catarina nach Rom zu berufen. Die Leute sahen ihr andachtvoll nach, da sie nächsten Tages zum Campo hinaufging, sich im Palaste der Regierung Urlaub zu erbitten zu der Reise. „Der Papst braucht sie“, sagten die Herren vom Krieg und vom Frieden, sagten die Bürger, die sonst so oft gemurrt hatten, wenn die Nonne auf irgend eine Sendung auszog, „der Papst selbst hat sie gerufen, von Rom aus, — so muß man sie wohl ziehen lassen.“

Nur eine war, die sie nicht fortlassen wollte. Und das war Frau Lapa. Catarina hatte nie ihre Mutter sonderlich viel um ihren Rat noch um ihre Erlaubnis befragt. Die einfache Frau hatte sich darin gefunden, wie in so manches andere auch. Daß ihr die Tochter von ihren Absichten und Plänen, von Gehen und Kommen nur sehr selten Nachricht gab, daß sie damals, es waren nun an drei Jahre her, von Florenz aus die Botschaft nach Avignon übernommen, ohne von der Mutter, die, wie immer, in Siena geblieben war, sich zu verabschieden, darüber hatte Frau Lapa nicht geklagt,

hatte nie nur mit einem Worte es ausgesprochen, wie dieses Fortgehen sie geschmerzt. Es war alles ja zu der Tochter Ruhm gewesen. Da hatte sie es geschehen lassen müssen. Jetzt aber, die Reise in dieses Rom, das zur Hälfte nur dem italienischen Papst, zur andern Hälfte noch der Franzosenpartei gehörte, in die Mitte der Kämpfe und Wirren, unter die gleich zügellosen Kleriker und fremden Söldner und zu diesem Urban, der finster, hart und grausam sein sollte, — ihr mütterliches Herz empörte sich ihr bei dem Gedanken. Sie bat und weinte: „Du darfst es nicht, Du kannst es nicht, schwach wie Du bist, ohne Schlaf, zermürbt vom Beten und vom Grämen, Du überlebst es nicht, Catarina, Du kehrt nicht zurück, nie, nie werd' ich Dich wiedersehen.“

„Was liegt daran,“ gab jene zur Antwort, mit den gleichen Worten, die sie zu Stefano gesprochen, „was liegt an mir! Könn' ich nur helfen, den Frieden zu bringen, mit tausend Freuden gäbe ich mein Leben. Und ich darf nicht viel fragen, ich muß gehorchen; Seine Heiligkeit befiehlt es, und mir im Herzen befiehlt es mein Herr.“

„Ja,“ murmelte Nonna Lapa aufschlundend. „Dein Herr, Dein Herr! Ich weiß, wer der ist, der Dir in Deinem Herzen gebietet, den Du Herr nennst und dem Du Dich beugst — Dein eigener Wille.“

Catarina neigte ihre Stirn vor dem Vorwurf. Sie sprach auch nicht ein Wörtlein daüber. Doch sie ließ Fra Bartolommeo zu sich rufen, ihren Beichtiger, der drüben im Kloster San Domenico wohnte.

„Ist es alles wieder nur mein Eigenwille, mein Eigendünkel?“ fragte sie.

Und der Gute bewies ihr klärlieh, daß sie, nachdem ein Breve des Papstes sie zu kommen eingeladen, nichts anderes thun könne, als ihm folgen. „Willst Du denn“, fragte er, „unsern Orden im Stiche lassen? Wie Du es ihm ausrüstet in Deinen Briefen, entbietet Papst Urban von allen Seiten die Weisesten und Frömmsten sich zum Beistand. Franziskaner und Benedictiner, Cistercienser und Karthäuser haben ihm ihre Besten gesendet. Sollen die Fratres Dominicani ohne Stimme sein in der Versammlung? Und Raimund von Capua, der neue Prior des Dominikanerklosters zu Rom, der weiß was dort not thut, wie es am Hofe, wie in der Stadt ansieht, der schreibt, Dein Wort könnte die Guten stärken — Du wirst doch Deinem alten Freunde und Beichtiger zur Hilfe kommen, wenn er Dein bedarf!“

Sie jenzte: „Wenn's nur nicht wieder Eitelkeit und Weltjucht wären, die ihren Vorteil und den meinen dazü jehen, daß man mich hört! . . .“

„Ist es etwa Dein Vorteil, daß Du, krank wie Du jetzt bißt, reijest? Dein Vorteil, daß Du nicht hier von Siena aus, durch deine Briefe die Herzen Dir wirbst? Was blüht Dir Gutes aus der Romfahrt, was anderes als Not und Kummer und Anstrengung? Und wenn Du doch das Verlangen danach im Herzen jwürdest, wer legte Dir dies Verlangen ins Herze? Dein Herr, Dein Gott. Seit wann beginnst Du an seiner vernehmlichen Stimme zu zweifeln?“

„Wenn ich nur immer so sicher wäre, so sicher wie früher“, jlüsterte sie. „Aber Du hast recht — Raimund fordert es nach der Orden und der Papst. Es wäre feige, nicht zu gehorchen.“

Anderen Tages schon machte sie sich auf zu der Reijse. Donna Lapa blieb in Thränen auf der Schwelle. Catarina zog mit den Ahren die Gasse hinabwärts, hin zu dem Thor von Fontebranda, aus dem sie als Kind einst sich in die Wüste jüchten gewollt. Und die Nachbarn und Jüngelgejpielen in der Straße dell'Uca sahen, vor ihren Thüren stehend, dem Jnge nach. Und sie jhüttelten ihre Köpfe: „Sie kommt nie wieder,“ sagten sie, wie es Donna Lapa gejagt.

XIV.

Als Catarina damals, vor drei Jahren, zu Papst Gregor nach Avignon gegangen war, das war im Frühjommer gewesen, im Sonnenschein. An allen Wegen hatte es von Blumen gedujtet, die irijchgrünen Bäume hatten wohlthunend Schatten gejpendet, durch die holden Provençerthale waren Tanzweisen und Lieder erklingen und in dem reichen Avignon in seinem Marmorpalaste hatte der Papst sie inmitten seines stolzen Hofes gnädig, ritterlich begrüßt. Jetzt war's im November. Regen und Herbstjurm jühren auf die Pilger nieder, durchtränkten der Mantellate Gewänder, rissen ihnen die Hüllen vom Haupte; auf den schlecht gehaltenen, von Heereszügen verdorbenen Straßen konnten die müden Füße nicht vorwärts. Wo sie an ein Kloster zur Herberge kamen, fanden sie das Brot kaum sich zu nähren, wo sie eine Stadt zu betreten hatten, mußten sie vorher ängstlich erkunden, ob die da drinnen zu der italienischen Partei oder zu den Franzosen hielten und der Thorwart fragte sie argwöhnlich aus, woher und wohin. Und als sie endlich an ihrem Ziele angelangt waren, in diesem Rom, das ihnen allen als Haupt und Mutter der Christenheit ver-

ehrwürdig war und heilig, da fanden sie es wüst, verödet. Nicht vor den Thoren herrschten die Feinde; ja im Norden der Stadt selbst, am Tiber, hatten die brettonischen Söldner des Gegenpapstes das Grabdenkmal Hadrians besetzt, das in diesen bösen Zeiten lange schon als Festung diente. Ihre Pfeile und Wurfgeschosse drangen bis weit in die menschenleeren Gassen hinein und verkehrten dem Papst Urban den Weg nach St. Peter.

Im Bezirk Colonna hatte Raimund für Catarina und die Ahren eine ärmliche Wohnung bereitet. Er selbst war jetzt Prior von Santa Maria sopra Minerva, die über den Resten eines Weisheits-tempels sich erhob. Und um wenig nur weiter stand noch das einstige Pantheon, das der Maria und allen Märtyrern jeko geweiht war. Als Catarina zu dem Papste ging, kam sie an dem Rundbau vorüber. Und sie meinte, die Knochen der Märtyrer, derer, die um ihres Glaubens willen ihr Blut vergossen, die seien das Beste, das einzig Lebende in diesem weiten, toten Rom.

Raimund geleitete sie zu dem Papst, der in dem verlassenen Stadtheil jenseits des Tiber bei einer alten Marienkirche unfürstlich hauste. Sie sollte vor ihm und vor dem Konjistorium wiederholen, was sie in Briefen so oft ausgesprochen. Und sie redete wie immer, mit ihrer Leidenschaft, mit all dem Feuer, die ihr aus Herzeustiefen kamen. Aber Papst Urban — sie hatte ihn vordem in Avignon schon gekannt und fand ihn unverändert wieder — blieb dabei ruhig, strengblickend, finster auf seinem Thronjiz. Sie stand vor ihm, ein armes Glied ihres Predigerordens. Daß sie ein Weiß sei, jung, zart und heilig, das spiegelte sich nicht in seinen Augen, wie es in denen Gregors, des Franzosen, bewundernd aufgelenket hatte. Und sie, obzwar sie heilig war, sie war einmal ein Weiß. Während sie ihn zum Frieden ermahnte, zur Weisheit, zur Geduld, empfand sie deutlich den Unterschied. Nebengedanken nicht zu denken, vermochte sie nie, obwohl sie es sich zur Sünde anrechnete, daß ihr solche kommen konnten. Da sie den Papst und die Kardinals zur Kne anrief, zur Einfuhr in ihre eigene Brust, klang ihre Stimme zerknirscht und jlehend, ihre Worte drangen beweglich warm in die Herzen, denn sie mahnte zugleich auch sich und zieh sich selber ihrer Schuld. Und da sie geendet und die alten, hochstehenden Herren tief erschüttert Thränen vergossen, streckte Papst Urban — er hatte ihr Tojkanisch verstanden, das jener Gregor damals nicht kannte — von seinem Throne gnädig die Hand zu ihr aus, um sie zu segnen, und winkte dann Raimund heran zu sich:

„Wahrlich, Euer Orden zieht gute Medner, ich kann Euch nur loben, daß Ihr aus einem einfachen Mädchen so viel gemacht habt.“

„Ich bin hergekommen, um Euch beizuweisen, allerheilgiger Vater, und um Euch zu raten“, sagte sie.

Papst Urban rnzeltete seine Stirne: „Wir werden uns selbst schon zu raten wissen, was gut und was recht ist, ohne darum Dich zu befragen.“

„Aber Euch beistehen könnte sie doch, Euch Anhänger werben. Wie wär's, wenn sie nach Neapel ginge“, fragte einer von den Herren, „Frau Johanna, die Königin, vermittelt ihrer Kneuergabe Eurer Heiligkeit günstig zu stimmen?“

„Was Ihr befehlt, will ich vollbringen“, sprach Catarina und krenzte ihre bleichen Hände vor ihrer Brust, „ich bin zu allem bereit.“

Aber Raimund sprach dagegen: „Sendet die Jungfrau nicht nach Neapel! Seht, wie sie weiß und blutlos und krank ist. Sie that die Reize hierher nach Rom auf den Ruf Seiner Heiligkeit, that mehr damit, als ihre Kräfte vermögen. Zieht sie noch weiter, so gilt es ihr Leben!“

„Was soll denn mein armes Leben anderes als der Kirche dienen“, rief Catarina. „In ihrem Dienst mein Blut hinzugeben, das dünnte mich süß.“

„Und“, sagte ein anderer von den Kardinalen, „Ihr kennt den Hof von Neapel, Ihr kennt Frau Johanna selbst, die ihren vierten Mann genommen. Dürfen wir die Reize, Reusche, wie ihr Name Catarina sie nennt, in jenen Pfuhl der Sünden jenden, daß der Schmutz übler Nachrede ihr die Weiße ihres Hermelingsgewandes befele?“ — —

„Befiehl, Herr Christ auf Erden, befiehl mir“, rief sie immer wieder, „der Herr Christ im Himmel, mein Heiland, mein Verlobter, er wird mich beschützen.“

Die Herren sahen einander an, schienen schwankend.

„Laßt mich gehen, Ihr Herren, ich fürchte nichts. Je schwerer die Sendung, je lieber ist mir's.“

„Nein“, jagte der Papst, ohne auf ihr Flehen zu achten, „Bruder Raimund hat recht, Du könntest dran sterben. Und das wär uns ein schlechter Dienst. Dein Tod würde uns alsdann zur Last gelegt werden. Du mußt hier bleiben, daß man nicht noch mehr Grund hat, uns zu verkleunden.“

Catarina streckte ihre gefalteten Hände ihm wortlos entgegen.

„Du bleibst“, wiederholte er kurz, „wir befehlen Dir, daß Du hier bleibst, und daß Du Dich still hältst.“

So mußte sie denn thatenlos in ihrer tömischen

Klanke sitzen und durfte nichts thun, um ihrem Lande in seinen Nöten Hilfe zu schaffen.

Aber der Eindruck, den ihre Reize zu Urban, ihr Vertrauen auf diejen Urban überall hervorgerufen, der wirkte und der warb ihm Freunde. Seine Landsleute begannen dem Beispiel des Mädchens von Siena zu folgen, ihm als dem Ihren sich zuzuwenden. Zum ersten Male auf dem Boden Italiens stand den Deutschen, Engländern, Limousinern, Gascognern, Bretonnen, die von dem Franzosenpapste Clemens Handgeld genommen, auf Seiten des italienischen Papstes eine Söldnerbaude gegenüber, die nur aus Italienern bestand. Und Catarina, so sehr sie den Frieden gewünscht und gepredigt, betete Tag für Tag jetzt mit ihren Genossen um den Sieg dieser Sankt Georgskämpen. Ihr Beten half; die freunden Scharen, die zum Entsatz der Engelsburg gegen Rom marschirten, wurden im Angesichte der Stadt, dort jenseits der weitgedehnten Campagna, da sie von den Albanerbergen herabsteigen wollten, zu Marino, von Alberico, Grafen von Barbiano, dem Führer der Italiener geschlagen. Die Engelsburg ward übergeben und der Weg nach St. Peter war frei.

Ein Apriltag war es, die Sonne leuchtete und die Stadt schien aufzuleben. Und alle, die sich dieses Sieges ihrer heimischen Waffen freuten, dankten Catarina dafür: „Du hast es uns erklet und erbeten“, sagten sie, „Du stehst dem Himmel näher als andere sterbliche Menschen, Du erreichst von Deinem Verlobten, was Du bittest, so bitten und beten wir denn zu Dir, unserer Heiligen!“ —

Sie hörte die an, die so zu ihr sprachen, demüthig, die Augen gesenkt. Und nach einer Weile des Schweigens gingen ihre inbrünstigen Blicke zu dem alten Kreuzfixe, das auch hier an der Wand ihrer Zelle hing.

„Es ist wahr, endlich einmal wieder wahr, daß Du auf meine Stimme achtest und mir gewährst, um was ich flehe, Herr, mein Herr, ich danke Dir!“

Es war, als sei mit diesem Siege etwas von ihrer einstigen Kraft ihr zurückgekehrt. Jung und stark richtete sie sich in die Höhe, die Schmerzen, die den ganzen Winter über ihre Eingeweide ihr krampfhaft gepeinigt hatten, daß sie sich krümmen und winden mußte, schienen von ihr gewichen. Sie rüstete sich, zum Papste zu gehen. Raimund war nicht da, Alessia folgte ihr zaghaft. Denn Papst Urban sah es nicht gern, wenn mau mit Ratschlägen und mit Wünschen oft zu ihm kam.

„Er wird Dich wieder rauh anlassen“, murmelte

die bauge Genossin. „Schreib ihm lieber. Deine Briefe muß er wohl lesen.“

Aber Catarina hob ihren schlanken Kopf unter dem schwarzen Mantel höher: „Heut wird er mich hören“, sagte sie. Und aus ihren Augen leuchtete das alte Feuer, vor dem alle Menschen sich beugten.

Sie gingen quer durch die Stadt, vorbei an Trümmern, neuen und alten. Bevor sie zur Librerbrücke kamen, blickte im Vorbeigehen Catarina zu dem Hause hin, darinnen dem Volksgerede nach vor Jahren, als Knabe, Nicolai Menzi, der Tribu n gewohnt haben sollte. Es war von außen mit Marmorbruchstücken altrömischer Bauten ganz bedeckt. Und um wenig Schritte weiter, noch näher der Brücke, stand unverehrt in seiner Schönheit ein Tempelchen, das runde Dach von einer Reihe zierlich schlanker Säulen getragen.

„Wie ist es möglich“, sagte sie im Weitergehen, „wie ist es nur denkbar, daß jener Cola an seinem Hause das Heidentum litt und hier so nahe vor seinen Augen; ja daß er sogar in seinem Handeln es nachahmen wollte. Wie kann nur jemand, der heute lebt und Besseres lernte, an den Sitten der Götzendiener, an ihren Werken, ihren Büchern sich noch erbauen, anstatt an seinen Heiland zu denken und zu ihm zu streben?“

„Es sind nicht alle Catarinen“, meinte Alessia.

„Können Menschen anders denken, anders fühlen als ich?“

„Du siehst es doch, wer ist Dir ähnlich, wer so gläubig, so fromm, wie Du bist? und wer ist so bereit, sich selbst und sein Leben aufzuopfern für das, was er glaubt?“

„Ja“, jagte Catarina jenseits, „es muß wohl so sein, daß andere anderes empfinden. Ich fasse es nie, ich kann mir's nie denken. Das ist mein Fehler und ist meine Schwäche. Immer wieder meine ich, die, mit denen ich rede, mit denen ich lebe, sie wären wie ich. Und wenn ich dann merken muß, daß sie's nicht sind, so trifft mich das wie Schlag und Kränkung.“

„Gieb Acht“, sagte Alessia, „der Papst Urban, den Du beschüßest, der durch Dich Papstherrscher bleibt und heute siegte, er ist so ein anderer, denkt nicht wie Du. Er fühlt nicht Dankbarkeit, sondern Ärger, jaßt Beschämung, weil er Dir so viel danken mußte. Statt sich gut von Dir raten zu lassen, thäte er lieber noch das Böse, von dem Du ihm gerade abräht.“

„Ich weiß“, senkte Catarina, „ich weiß es. Ein Papst, Vertreter des Herrn im Himmel und ist so, so . . .“

„Und ist ein Mensch“, rief rauh Alessia. „Vergiß es doch nicht, daß Du eine Heilige bist! Also, willst Du etwas von ihm erreichen, so rate ihm nicht, daß er es thue, befiehl es ihm auch nicht, er würde nimmer Dir gehorchen. Sondern bitte, laß es als Gnade, als ein Geschenk für Dich erscheinen, als Deine Laune — vielleicht thut er's dann.“

„Du bist klug!“

„Und Du solltest es auch sein; eine Menschenkennnerin, wie Du es bist, sollte der Menschen Schwächen begreifen, sie, wo es nötig thut, benützen zu ihrem Besten.“

„Ach will's versuchen“, sagte traurig Catarina, „ich werde mich bessern, zum Klugsein mich zwingen.“

Und da sie hinüber, zu Santa Maria in Trastevere kamen, wo der Papst wohnte, ließ sie durch seinen Kämmerer ihm sagen, sie habe heute, am Siegestage, von ihm eine Gnade für sich zu erbitten. Man gestattete ihr einzutreten, Alessia blieb draußen und wartete. Als sie wieder herauskam, sah sie noch trauriger aus als vorher.

„Er schlug es Dir ab, was Du von ihm wolltest?“ fragte die Getrene beim Heimweg.

„Nein, er hat es mir versprochen.“

„Was grämt Dich also?“

„Ach that, wie Du sagtest, ich erbat um meinethwillen, um mein Glücke zu erfüllen, daß er thun solle, was ihm, dem Papst, als Pflicht und als Ehre erscheinen mußte. Und er willigte ein, um mich zu erfreuen, mir, ja mir einen Dienst zu leisten. — Ach meine Alessia, wie es weh thut, wenn man einen Menschen zu seinem Besten betrügen muß, auf Umwegen hinterlistig erschleichen, was grade und einfach wäre zu sagen, ja, was er selber, dünkte er nur einfach und grade, von selbst wünschen mußte . . . wie das weh thut, dieses Klugsein, und wie es schlecht ist, und wie ich's bereue und büßen möchte, und wie es mir das Leben verhaßt macht, daß man so lügen muß und so trügen — Du ahnst es ja nicht!“ —

Am nächsten Morgen im hellsten Aprilschein der römischen Sonne ist Papst Urban der Sechste von seinem Sitz in Trastevere aus die lange Straße hin zu der neu eroberten halbzerstörten Feste, der Engelsburg hinausgezogen. Und von dem Kastell, das ehemals ein altes Kaisergrabmal gewesen, pilgerte er durch den ganzen Borgo zur Peterskirche, zum Vatikan. Und alle Glocken gingen und klangen in allen Kirchen von ganz Rom und die Kleriker im Zuge langen Danklieder und die

Chorknaben schwenkten die Weisrauchkessel, die mitgetragenen Heiligenbilder, Standarten und Fahnen flatterten, leuchteten in den Lüften. Das Volk stand wartend auf allen Straßen. Sobald sie von weitem den Papst nahen sahen, riefen sie jubelnd ihm Heil entgegen. Aber wo er dann vorbeikam, hörte das Lachen auf und das Anbela, in tiefster Ehrfurcht, in Ehen und Ergriffenheit und Andacht warfen sie sich auf die Kniee, flehten sie um seinen Segen, priesen sie ihn hoch und heilig. Denn der Papst Urban, der Sechste, er ward nicht auf dem Sänftenhrono hoch über allen Häuptern von seinen Trabanten und Fächerchwingern einhergetragen; nein, mit den anderen schritt er auf gemeiner Erde, auf gewöhnlichen Sandalen, demüthig und menschlich niedrig. Und hatten die Römer einen feierlichen Triumph und Siegesbauzug seit Cola di Rienzi's Zeiten nicht mehr gesehen, einen Papst, der zu Fuße durch Rom zog, hatten alle, die jetzt lebten, hatten seit wohl sechshundert Jahren die Mauern und Trümmer Roms nicht erblickt und sollten sie auch nie wieder erblicken. Wo das Volk kniete, pries es ihn, rief jubelnd ihm Heil, gerührt durch die Erniedrigung des höchsten der Fürsten. Aber wenn sie dann im Zuge weit hinter ihm Catarina sahen, so wiesen Männer und Frauen auf sie: „Die hat's ihm geraten, die hat's ihm geboten, ihr dankt er den Sieg, und dankt ihr das auch, daß wir ihm heute alle danken.“ So sprachen die Leute. Und Alessia wußte nun, welche Gnade Catarina sich gestern von Urban erbeten hatte.

Der Papst schritt auf seinen des Gehens ungewohnten Sohlen nur langsam dahin, und hielt sich sehr gerade und schaute oft um sich, ob alle ihn sahen, ob alle erkannten über seine fromme Demuth. Catarina hatte die Augen zum Himmel erhoben, ihre weißen Finger drehten den Rosenkranz, ihre blauen Lippen sprachen Gebete. Daß sie ging und wie sie ging, und wer's sah, wie sie ging, von dem allem wußte sie nichts.

Als sie nach St. Peter kamen, rief Papst Urban den Grafen Alberico, den Sieger, zu sich heran, ihn hier im Angesichte des Altars zum Ritter zu schlagen. Dazu verließ er der Compagnie von Sankt Georg eine Fahne, auf der stand in goldenen Lettern zu lesen: Italia von den Barbaren befreit. — Die Mantellate vom Orden Sancti Dominici hatten über Nacht, genau nach ihrer Mutter Vorschrift, die Buchstaben schön aufgezeichnet und mit Gold gefickt.

Wieder hoffte Catarina, daß der Frieden nun

kommen möchte. Der Gegenpapst Clemens war zu der Königin Johanna entflohen. Die Neapolitaner, die endlich auch für ihren Landsmann gewonnen waren, verjagten ihn. Er mußte weiter flüchten, nach Frankreich, nach Avignon. Weil sie jenen beherbergt hatte, wandte sich Papst Urbans Haß gegen seine einstige Landesmutter, er entjegte sie des Thrones, berief einen Neffen des Königs von Ungarn, daß er an ihrer Stelle herrsche. Und Papst Clemens verfolgte diesen und Urban und die für ihn waren. Und die Franzosen, die wiederum zu Clemens hielten, schickten Gelder, Anführer und Heere, ihn zu bekämpfen. Auf allen Seiten Haß und Zwietracht, Verrat und Not und Bürgerkrieg!

Das war's, was ihr Leben, ihr Beten, Predigen und Schreiben erreicht hatten!

Sie blieb in Rom. Von den Mantellate mußte jede Woche eine andere in den Straßen um Almosen betteln. Sie thaten das hier nicht nur wie sonst, die Gabe noch Ärmeren reichen zu können, sondern weil sie zur eigenen Nothdurft und der ihrer Genossin dessen bedurften. Catarina aber ging früh jeden Morgen den weiten Weg bis hinüber nach Sankt Peter, dort am Grabmal des Apostels die Messe zu hören. So schwach sie war von Kummer und Schmerzen, daß es fast wie ein Wunder schien, wie sie überhaupt noch sich aufrecht hielt, sie wollte es nicht lassen. Und wenn die Thron ihr Vorwürfe machten, weil sie sich nicht schonte, so sprach sie: „Ach lebe ja. Was wollt Ihr denn mehr, was kann's mir denn schaden, da mein Heiland nicht will, daß ich sterbe, vielmehr will, ich soll all den Jammer, all die Not und die Sündhaftigkeit seiner Kirche mit offenen Augen sehen und dulden!“

Und es kam schlimmer noch. In Rom selbst, in diesem Rom, dem sie den Papst zurückgegeben, erhob sich ein Aufruhr. Das Volk wollte den Vatikan stürzen, wollte Urban erschlagen, weil es meinte, daß seine rauhe, finstere Strenge Schuld sei an allem. Die Söldner hielten dem Andrängen der Menge Stand, so lange sie konnten. Einige Geistliche waren indessen auf Seitenwegen nach Trastevere und weiter, bis in die Mitte der Stadt gerannt, um Mönche und Laien zum Schutze anzubieten. Von den Dominikanern bei der Minorca kam die Kunde zu Catarina. Sie hatte die Nacht in Schmerzen gelegen, doch ließ sie sich von der Krankheit nicht halten. Sie raffte sich auf, und so rasch sie's vermochte, ging sie den wohlbekanntem Weg über die Brücke hin nach Sankt Peter. Sie fand den Papst ratlos, inmitten der zitternden Kardinale.

„Herr“, jagte sie, „Herr Christus auf Erden, ich empfehle Euch, daß Ihr die heilige Perle der Gerechtigkeit, gepaart mit reiner, mit erbarmend sanfter Milde weit leuchten laßt, als das schönste Juwel Erer dreifachen Krone.“

„Das schrieibst Du mir oft schon. Ich brauche Deines Rates nicht. Hilf Du mir lieber.“

Sie aber seufzte: „Helfen, helfen! wüßtet Ihr nur, und wüßten es alle, daß guter Rat vorher köstlicher ist und sicherer nützt als Hilfe, wo die Not schon kam.“

„Hilf mir nur rasch! Hörst Du es nicht, sie schreien draußen, sie toben, sie drängen. Binnen kürzester Frist haben sie das Thor erbrochen und stürmen hier herein und dann . . .“

„Ich sehe ihn, ich sehe ihn,“ rief erschauernd Catarina, „er ist den anderen allen voran, er hebt sein Beil, er schwingt, er zückt es, gleich wird er treffen . . .“

Sie war in ihre Knie gebrochen, sie breitete die Arme aus, wie um den Todesstreich zu erwarten . . .

„Sie fiebert schon wieder,“ flüsterte Alessia bang, „sie sieht jenen Mann, der beim Ausstand damals in Florenz sie bedroht hat und der ihr noch oft in wachen Träumen vor Augen steht.“

Aber Catarina hörte die Worte. Sie hob den Kopf und schüttelte gleichsam das Fieber von sich und trat vor den Papst hin: „Das Beil traß nicht, der Arm sank wieder, der Mörder entfloß. Nur weil ich ihn ruhig ins Auge gesehen, weil ich nicht gezittert hatte. Thut Ihr dergleichen, so ist Euch geholfen.“

Sie bot Urban ihre Hand und führte ihn in den großen Saal zum Throne. Seine Wobelschwinger und Säulenträger mit ihren Standarten hieß sie zu beiden Seiten stehen, die Kardinäle, die hohen Prälaten, im Kreis umher und dahinter Mönche und Frauen. Und dann befahl sie die Thüren zu öffnen.

Als die wartende Menge, die auf dem Platz draußen laut getobt und gewüthet hatte, in den weiten Goldsaal einbrang, als die Männer vom Volk den Papst auf seinem Thronsaß sahen, der seine Brust ihren Pfeilen freigab, und ringsumher die feierlichen Kirchenfürsten, die singenden Nonnen — da geschah es, wie Catarina vorausgesagt hatte. Das Volk war besiegt.

Und der Papst sprach. Und alle bewunderten seine Weisheit, seinen Mut und riefen seinen Worten Beifall, gelobten Gehorsam, Besserung, Neue.

Aber dann sprach Catarina. Da riefen sie

nicht und gelobten nichts laut und wollten nur hören. Ihre Stimme klang so leise, ihre Lippen waren so blaß, ihre schlante Gestalt schien von der Anstrengung zu schwanken, als wie ein junges Rohr im Winde. Aber sie sprach und hielt sich aufrecht und lächelte gar. Die Männer vom Volke, Jünglinge wie Greise, sie schluchzten alle, die Mönche und die Würdenträger, die Kirchenfürsten und der Papst selbst, es blieb keiner trockenen Auges. Da sie geendet hatte, schwiegen sie rings im Saal.

Und Stille lag und tiefste Nüchternung, und wie ein Abglanz ihres Geistes über allen, so sie gehört. —

XV.

„Das war das Letzte“, jagte Catarina, da sie an jenem Abend heimging, zu ihren Genossen und Genossinnen.

„Du hast gesiegt, Du hast gewonnen, den Papst auf seinem Throne besiegt, Rom Frieden gebracht, der Herr ist stets mit Dir — so tren' Dich doch dessen.“

Sie schüttelte den Kopf: „Und morgen?“ fragte sie. „Was geschieht morgen? Wird wieder Aufruhr hier in der Stadt sein? Oder neuer Krieg mit Frankreich? Und wird Urban, der eben so mild schien, morgen früh seine heutigen Gegner köpfen lassen? Wenn überhaupt bis morgen früh der Einfluß meiner Worte dauert, denen der Herr stets für eine Minute, aber nicht länger Macht verleiht über Menschenherzen.“

„Du lästerst“, riefen Alessia und Cecca, ihre Getrennen.

Sie seufzte nur, sie konnte nicht sprechen.

Als sie in ihre Zelle kam, packte das Fieber sie wieder stärker. Sie verlangte zu beichten. Bruder Raimund war als Gesandter nach Frankreich unterwegs. Bartolommeo di Domenico hörte sie an und gab ihr die Absolution wie immer und reichte ihr das Abendmahl. Aber als er von ihr herauskam, weinte er bitterlich. Die Schwestern wachten bei ihr. Sie lag bewußtlos. Inmitten der Nacht unrlöglich richtete sie sich in die Höhe: „Stefano!“ rief sie, „Stefano Maconi, Sohn Currados!“ — Und sank wieder hin auf ihr hartes Lager und rang mit ihrem verzagenden Atem.

Gegen Morgen schienen die Schmerzen nachzulassen. Sie fieberte noch. Aber sie verlangte trotzdem, aufzustehen und nach Sankt Peter zur Messe zu gehen. Als man ihr vorhielt, das sei ein Unrecht, das sei unmöglich, lächelte sie unsagbar traurig: „Unmöglich ist nichts auf dieser Erde, nicht was dem Herrn lieb ist, noch was ihm feindlich. Und Unrecht kann

nicht sein, was er zugebt. Außerdem gehe ich ja gerade zur Messe, um Nurecht zu büßen und abzubitten.“

Sie ließ sich nicht abhalten, sie ging.

Und als sie zurückkam — zwei Schwestern und ein Laienbruder waren auf dem ganzen Wege heimlich hinter ihr dreingeschlichen, die geliebte Mutter zu stützen, falls sie zusammenbrechen sollte, — als sie wiederkam, tommüde, fann im Stande, eine Silbe vernehmbar zu sprechen, gramweiß von Gesichte, wie der Stoff ihres Ordenskleides, da befahl sie, daß man einen Boten nach Siena sende, ihre Mutter herzuholen, dieweil es nun mit ihr zu Ende ginge. Ob sie sonst jemanden zu sehen begehre von ihren Brüdern oder Verwandten? fragte man sie.

Sie schüttelte den Kopf: „Wozu? was ich ihnen zu sagen hatte, das sagte ich oft. Ob sie es nun befolgen wollen oder nicht — es steht bei ihnen. Nur Einen, Einen möchte ich wohl sprechen, Fra Tommaso della Fonte, meinen ersten Beichtiger. Dürfte ich an den auch meine letzten Geständnisse richten . . . Aber nein, es würde ihn schmerzen, 's ist besser nicht. —“

Hinaus bis nach Sankt Peter vermochte sie nun nicht mehr sich zu schleppen. Wieder lag sie oft lange Stunden benüßlos da. Und raffte dann sich auf, wenigleich fiebernd; glühend vor Eifer, in dem Bestreben, noch zu nützen, so lange sie konnte, befahl sie den Thren aufzuschreiben, was sie sprach. Noch einmal ließ sie Briefe hinausgehen an die Königin Johanna, an die Könige von Frankreich und Ungarn; auch an Papst Urban, ihn zu ermahnen; an Raimund, Stefano und andere, um Abschied zu nehmen.

„Raimund wird General unseres Ordens“, sagte sie zu der treuen Alessia, „er tangt dazu. Und Du wirst Mutter der Mantellate an meiner statt. Du bist klüger als ich und gewiegter und weterfahrener. Du wirst sie besser und ruhiger führen.“

„Älter bin ich“, schluchzte Alessia, „klüger gewißlich nicht. Und gar besser! wer kann denn besser sein als Du. Catarina, meine Freundin, meine süße Schwester und Mutter! Du bist so jung noch, gar so jung, Du darfst mir nicht sterben, wolle mir und Du kannst wieder leben.“

Die Kranke faltete ihre Hände vor der Brust: „Ich habe keinen Willen mehr. Ich will nur gehorchen. Und wer sagt Dir denn, daß ich jung bin? Ich habe mehr gelitten, gesündigt und gebüßt als andere, die reifer an Jahren. Der Herr Christus, den ich vermessnen von Kindheit auf meinen Ver-

lobten nannte, er fand mit dreißig schon sein Ende. Ich lebte um drei Jahre länger, bin um drei älter. Es sind der bitteren Jahre zu viele. Und sind nun genug.“

Und wieder verfiel sie in benüßlos starren Krampf. Und wieder wachte sie auf und suchte im Fieber nach ihrem Körper, der so litt, der arme, der schwere. Sie meinte, ihre reine Seele schwänge sich auf zum Quell des Lichtes, er aber blieb unten in seinen Schmerzen. Ihr Ich schien ihr doppelt, eines, das sieghaft auf das andere, gequälte hinabjah. Und sie freute sich der Qualen, der süßen Schmerzen, wie sie oft sagte, die sie ein Martyrium dünkten, heiligend gleichwie Kerker und Holzstoß und viel härter zu ertragen als Feuer- oder Wassertod. —

Mitten in solchen Phantasien trat eines Tages ihr Beichtiger Bartolommeo Dominici zu ihr, bevor er sich nach Bologna begab zur Verammlung des Ordenskapitels, zur Neuwahl des Ordensgenerals. Und er sagte ihr, daß noch einer, auf derselben Reize begriffen, nach Rom gekommen sei, von dem Papste und auch von ihr sich seine Instruktionen zu holen: Fra Tommaso della Fonte.

Sie richtete sich von ihrer harten, fargartig schmalen Lagerstätte auf bei dem Namen: „Es ist doch wahr. Der Herr im Himmel hat mich lieb, er schickt ihn mir!“

Als jener dann kam, verlangte sie, daß alle anderen hinausgehen sollten. Einen der Brüder ihres Ordens, der ihr im Rücken von einem Vorhang ganz verborgen geessen hatte, beschäftigt, jedes ihrer Worte gleich niederzuschreiben, bemerkte sie doch und schickte ihn fort. Sie litt auch nicht, daß Bartolommeo zugegen bliebe. Sie wolle beichten, ihrer Sünden ganze Last dem Freunde bekennen.

So trat denn Tommaso zu ihr.

Sie hatten sich lange nicht gesehen. Er hatte seiner Jugend Stürme überwunden; im Dienst seines Ordens gehorjam und ernstig, war er ein ernster Gelehrter geworden, ein kräftiger Mann in den besten Jahren, von ruhigem, sicher geistetem Wesen. Dagegen sie — . . .

Da er sie erblickte, wie sie geisterhaft bleich sich aus der schmalen Sargbettlade mühsam zu ihm erhob, im Gesichte die Augen nur lebend, die glühenden, fieberhaft schmerzvollen Augen, über den Knochen die Haut wie faltig, wellt, vergilbt, und war doch um zwölf Jahre jünger und war das Kind, das er gekannt, das halbwüchtige Mägdelein, dasjelbe, das er einst so sehr geliebt . . . Tommaso wandte sich wortlos von ihr.

Es that ihr weh und wohl zugleich, ihn so tief

ergriffen zu sehen. „Ach hatte Dir ja beichten wollen“, sagte sie nach einer Weile.

„Ach weiß“, rief er und lehrte sein Gesicht wieder zu ihr, „ich weiß, es ist wie immer. Du willst Dich anklagen und martern mit Sünden, so Du nie begangen: daß Du von Deinem geringen Gute nicht noch viel mehr den Armen gegeben, daß Du der Welt den Frieden nicht brachtest, daß Du Deinen armen Leib nicht noch mehr kasteiet, Dir das Herz mit Sorgen um das Gemeinwohl, mit Kummer und Nene nicht noch mehr zerfleischt hast.“

„Rein“, sagte sie, „denk' nicht, Du wüßtest es. Diese Sünde habe ich noch keinem gebeichtet, die sucht bei mir keiner, denn wenn man das von mir nur ahnte . . .“

„Was ist es denn?“ fragte er, sich zu ihr biegend.

Sie stützte ihre fleischlose Hand auf den Rand der Bettstatt, das Haupt zu ihm in die Höhe hebend. Ihre Augen gingen noch einmal durch den Raum und in alle Ecken, zu sehen, ob sicher niemand nahe sei.

„Es ist in der Beichte und Du wirst schweigen?“ fragte sie Tommaso.

„Zimmer“, sprach er.

Ihre Brust hob sich kenchend. Ihr sieberheißer Atem streifte sein Gesicht. „Weißt Du noch“, flüsterte sie, „damals, als Du zuerst kamst, als ich noch klein war, da graute es Dir vor dem Kloster. Ich aber wünschte mir nichts Besseres als beten, immer beten zu dürfen, früh und spät und Nacht und Tag . . .“

„Und jetzt?“ fragte er.

„Jetzt . . .! Hat es denn genügt, mein Beten? Ich brachte den Papst hierher nach Rom. Hat das genügt? — Ich predigte Frieden aller Orten. Hat das genügt? Haben sie deshalb Frieden gehalten? Giebt es zwei Menschen nur, die sich vertragen, länger als zwei Tage vertragen, weil ich's ihnen riet? Und wenn das nicht half und wenn es nicht nützte, wozu denn die Andacht, wozu all das Beten? Und wenn es nicht nützte — ja, wer riet mir denn, so zu handeln? Meines eigenen Herzens Stimme — oder . . .? . . . Oder der Stolz der Dominikaner, die für ihre Zwecke und für ihren Orden eine Heilige haben wollten, wie die Bettelmönche den von Alfisi den ihren nennen? Und waren es so irdische Zwecke, so kamen die Wünsche, die Gedanken wohl gar nicht von Gott, so war es nicht mein Verlobter am Kreuze, der sie mir eingab. Und wenn er es nicht war, wer schickte sie mir denn, wer? Wenn er's

nicht war, wie konnte er, zu dem ich täglich, stündlich lehnte, wie konnte er denn einem anderen, seinem Feind und dem aller Menschen, solche Gewalt über mich verleihen? Oder ist seine Macht so viel schwächer, als die jenes anderen? Hat er wohl keine, gar keine Macht, und . . .“ Sie hatte immer leiser gesprochen, war ihm dabei immer näher gekommen, ihre Stimme, ihr leuchtender Atem, ihre Augen — es war, als wollten sie in ihn eindringen mit ihren Fragen bis in sein Herz. „Und“, fragte sie fast lautlos und schauernd, „ist er überhaupt oder ist er gar nicht? — Ist es alles ein Nichts?“

Tommaso kniete an ihrem Lager. Er stützte sie in seinen Armen, er bettete ihr kraßloses Haupt an seiner Schulter. „Meine Schwester“, flüsterte er so leise wie sie gesprochen hatte, daß seine Stimme nicht um eines Haares Breite über ihr Ohr hinausdrang, „meine arme, arme Schwester, ich weiß es nicht. Mir haben die Zweifel, Du fühltest es damals, meine Jugendjahre vergällt. Dir, dachte ich, sollten sie niemals kommen. Und sie kamen Dir doch. Meine Schwester, ich kann Dir's nicht künden, ob es ein Gott war, der Gott unserer Kirche oder ein anderer oder keiner, der Dir diese Zweifel ins Herz gelegt hat. Aber er darf Dir nicht zürnen deshalb, sie kommen ohne Deinen eigenen Willen. Im Jenseits erst wirst Du es erfahren, vielleicht auch dort nicht, — vielleicht giebt es gar keins, — was Gott oder die Natur damit wollte. Aber wie immer es sein mag, was wahr ist oder was nicht, ob Du drüben in Klingendem, singendem Engelchore lobpreisen wirst, oder bewußtlos, tot in der grauen Erde fortschliffst, — das eine bleibt bestehen: das Gute. Die Liebe zu dem Schönsten und Besten, die Menschliebe, die Du übtest, sie bleibt und ist! Und um ihretwillen, Schwester, meine Schwester, in ihrem Namen: Du hast das Beste gethan, was Du konntest, was Du wußtest, darum darf Dein Gewissen auch rein sein: Absolvo te. Ich spreche Dich los, Dir werde verziehen, wie ich hier Dir Deine Zweifel verzeihe. Fahr hin denn in Frieden und sei Du gesegnet.“

Da Fra Tommaso von ihr hinausging, waren ihm die Augen vom Weinen geröthet. Sie aber lag mit über der Brust gekrenzten Händen in wunschlosem Frieden, als wäre alle Erdenpein schon von ihr gewichen. —

Ein paar Tage später kam ihre Mutter von Siena an. Sie hatten alle gemeint, die Tochter könne ihr Kommen nicht mehr erleben. Aber Catarina erkannte sie und zog sie an sich. „Ach,

das ist gut!" Und sie schmiegte sich in Fran Lapa's Arme. „Meine Mutter“, — sie küßte die abgearbeiteten harten Hände der alten Frau so zärtlich, wie sie's wohl nie im Leben vordem gethan, — „arme Mutter! Sag', kannst Du denn Deiner Kinetta verzeihen, die so selbstwillig von Dir fortging? Kannst Du sie denn auch noch lieben, ein wenig, ein klein wenig nur?"

Monna Lapa bedeckte die Sterbende mit ihren Küßten und mit ihren Thränen.

Doch an der anderen Seite der Bettstatt lag auf seinen Knien der Begleiter, mit dem jene nach Rom gereist war. Catarina kannte auch ihn.

„Stefano“, jagte sie, „mein Knabe, weshalb kommst Du her?"

Er hatte zu Siena die Messe gelesen in der halbdunklen Taufkapelle unter dem Dom und plötzlich hatte er da ihre Stimme zu vernehmen gemeint: „Stefano Maconi, Sohn Carrado's!" hörte er sie deutlich rufen. Da hatte es ihn nicht länger gelitten, er mußte zu ihr. Und nun jagten Alessia und Cecca, daß in der Nacht zur selben Stunde, ganz genau um dieselbe Minute, Catarina in ihrem Fieber seinen Namen gerufen habe.

„Und nun weiß ich's“, flüsterte er, „daß es meines Herzens Liebe, meine Sehnsucht war, die es hörte, dort zu Siena, was Du in Rom rießt. Und ich weiß auch, ich kann nicht leben, mag nicht leben ohne Dich, Du wirst mich nachziehen. Catarina, die Du so rein bist und heilig wie Christus, heiliger als Sankt Franziskus, mit dem Du die Wunden gemein hast, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, kommst Du in den Himmel morgen, so bitte für mich dort, nach, daß ich Dir folgen darf.“

„Du Kind!“ sagte sie.

Ob sie seine Reden und Klagen alle verstanden, das wußte er nicht. Sie lag, die Augen nach oben gerichtet, mit demselben verklärten Lächeln, wie schon seit Tagen. Und nun glitten ihre Finger, die er an seine Lippen gedrückt, über seinen Kopf zärtlich streichelnd, wie ehedem, da er noch Ritterlocken getragen.

„Stefano, Stefano mein, wie das Meer rauscht! es wiegt uns singend, brausend ein. Und die weißen Mönche . . . sie schweigen alle . . . Ich aber fühle, in meinem Herzen, was sie alle denken. Und Du bist ihrer euer. Und ich fühle auch alles, was Du denkst.“

„Sie redet irre,“ rief voll Entsetzen die arme Mutter.

„Sie denkt an früher,“ flüsterte Alessia, „an

die Fahrt nach der Insel Gorgana, auf der Stefano mit uns war, dort bei den Karthäusermönchen.“

„Naimund wird unser General . . . Und Alessia wird Eure Mutter . . . Und Stefano Maconi, — wo bist Du? Ich sehe Dich nicht mehr! . . . Mein lieber Knabe, — gieb mir Deine Hand, Du sollst mir's geloben, daß Du zufrieden sein willst und still sein und schweigen, schweigen dort in der Sonne, im blauen Meer . . .“

„Ich gelobe, gelobe Dir alles!“ rief er zweifelt

Sie hörte ihn nicht mehr. Sie hatte sich zu ihrer Mutter gewendet. „Küsse mich,“ flüsterte sie, „Du lebst und Dein Kuß ist wirklich. Vielleicht küßt morgen mein süßer Verlobter mich droben in seinem goldenen Himmel. Vielleicht träumte ich von ihm nur. Ich liebe ihn so sehr! . . . Und alle Menschen um seinetwillen, wie schlecht sie oft schienen. Ich liebe ihn doch. Und liebe ihn doch. Auch wenn ich nie in den Himmel komme und wenn . . . auch dann . . .“

Sie streckte sich ein wenig, sie bettete ihre Wangen, wie kleine Kinder thun, vertraulich gegen ihrer Mutter Brust und senkte noch einmal und war verschieden. — . . .

Am 29. April des Jahres 1380 ist zu Rom die Dominikaner-Nonne Catarina gestorben, die im Jahre 1347 in der Stadt Siena geboren war. Ihre Leiche hat am Tage nach ihrem Tode der liebste ihrer Jünger, Stefano Maconi, auf seinen Armen, so federleicht war sie, von ihrer Wohnung im Stadtteil Colonna an der Märtyrerkirche, dem Pantheon vorüber nach Santa Maria sopra Minerva zu Grabe getragen. Da aber ihre Heimatstadt einen Anteil an dem für heilig gehaltenen Leibe zu haben begehrte, so hat Naimund von Capua, der inzwischen, wie Catarina geweißt hatte, Ordensgeneral geworden, ihr Haupt den Sienern überlassen. Und da das todt haupt im Triumph durch die Gassen von ganz Siena in die Dominikanerkirche geführt worden ist, da ist hinter der Reliquie ihres geliebten, viel beweinten, eigenmächtigen, heiligen Kindes Monna Lapa einhergegangen, die greise Mutter, und ucben dieser gebeugt und schweigend Stefano, der Karthäusermönch.

Im Jahre 1461 hat ein Sohn von Siena, aus dem edlen Hause der Piccolomini, Aencas Sylvius, als Papst Pius II. geheißten, die Catarina Beniucaja heilig gesprochen. Das Färberhaus in der Straße dell'Uca ist zum Oratorium geworden. In S. Domenico, da wo sie als Kind ge-

betet, ward ihr eine Kapelle errichtet; ihr Kopf, in silberner Kapsel, ruht dort in dem Altar; die Wände schmüden die schönsten Fresken, die ihr Leben, Leiden und Wirken darstellen. Und in unseren eigenen Tagen, im Jahre 1866, erhob ein anderer Papsi gleichen Namens, Pius IX., die Maid von Siena zur Schutzpatronin von Rom.

Es sind dies die äußeren historischen Daten. Wenn wir es versuchten, hier Catarinas Lebensgang uns auf unsere unfirchliche und moderne Weise darzustellen, dem nachzuspüren, wie sie vielleicht gedacht haben mag, wie ihr Geist und ihr reiches Empfinden in ihr geworden sind und gewachsen, so geschah das nicht deshalb, weil sie für eine Heilige gilt. Sondern es dünkte uns, mehr als all das, was Frauen heute wünschen und zu erreichen träumen, hatte sie vor fünfshundert Jahren schon erreicht: das Wissen, den Einfluß auf die Geschichte ihres Landes, die Thatkraft, die weise

Staatsklugheit und das Ansehen unter den Männern. Sie war Volkshreundin, Schriftstellerin, Rednerin und Gesandtin. Sie nahm Teil an Ordensversammlungen und Konsistorien. Sie führte den Papsi zurück in seine Hauptstadt, und in ihrem Geiste war es, daß er dem Anführer seiner italienischen Söldner das Banner gereicht, auf dem das Wort „Italien“ stand.

Es giebt der heiligen und der frommen Frauen sehr viele. Aber von solchen, die im Kriege ihrem Vaterlande Rettung brachten, kennt die Weltgeschichte nur Judith, die Heldin von Galiläa, Jeanne d'Arc, die Anführerin der Franzosen. Und der Zeit nach zwischen diesen stehend, dem innern, geistigen Gehalt, dem Vollen und Wissen nach jene beiden weit überragend, — sie, die arme, ungelehrte, zarte Färberstochter von Siena, Catarina. —

Das Glas.

(Altes Lied.)

Mir hat vor vielen Jahren
Ein Freund ein Glas geschenkt:
„Ich will dies Glas Dir schenken
Daß Du an mich magst denken.“
So hat er mir vor Jahren
Ein schlankes Glas geschenkt.

Das Glas, es stand im Spinde;
Der Freund zog in die Welt.
Ich hab' in all den Jahren
Von ihm kein Wort erfahren.
Das Glas stand stumm im Spinde,
Der Freund schwand in der Welt.

Hent such' ich im Gerümpel
Und fand ein schlankes Glas
Im alten Spinde drinnen.
Ich konnt' mich nicht besinnen,
Wie kam es ins Gerümpel,
Was ist das für ein Glas?

Ich konnt' mich nicht erinnern,
Wer mir das Glas geschenkt.
Da ist es mir zerbrochen
Und leise hat's gesprochen:
Ich sollte Dich erinnern
An ihn, der Dir's geschenkt!

Ich sah die Scherben liegen,
Hab' fill den Blick gesenkt:
So wird es mir geschehen,
Ich muß in Stücke gehen,
Ich werd' in Scherben liegen,
Eh' mein ein Freundedenkt . . .

Dugo Salus.

Glückes Ende.

Ein süßes Glück, zu übermächtig groß,
Fiel eines Sonnentags mir in den Schoß —
Ich war in Wonnen krank.

Kaum, daß ich lichtentwöhnt und überrascht
Mit ungräbten Fingern es erhascht,
Da war es schon versunken.

Aud wie ein Kind, dem ein Insekt entfloß,
Kur das die Faust sich ängstlich schükend bog,
Schau! ich die leeren Hände.

Ich hab' geträumt, daß ich so selig war,
Zur Sonne kehrt mein Glück, die es gebar —
Schweig, Herz! so ist das Ende.

Jenny von Kuss.

Meine Liebe.

Still ist, doch tief, o Geliebte, der Strom meiner Liebe!
Nicht eines stürzenden Bergbaches Brausen
Könnst' ich wohl jemals vergleichen,
Was meine Seele erfüllt;
Still ist, doch tief, o Geliebte, der Strom meine Liebe!

Und dieser Strom, dieser tiefe, er weiß Dich zu tragen,
Sanft Dich zu tragen zu leuchtenden Fernen,
Bis zu der Ewigkeit weitem,
Wimmer erforschlichem Meer.

Sanft, o Geliebte, sanft trägt Dich der Strom meiner Liebe!
Hugo Sachs.

Ein Singen.

Sie kommt zu mir, so himmlischschön
Und sacht mein Ohr beßhört
Ihn zaubrischklingendes Geköl, —
Mein Geiß ein Singen hört.

Und wie ich lausch', den Geiß umhüllt
Musik mir wunderkraut;
's ist einer Kraue Sang, der füllt
Mein Herz mit Wonnelaut.

Und sie, aus deren Melodein
Iraßil zu mir sprichst,
Hat Engelsstimme nicht allein,
Auch Engelsangeßil.

Sie dämmert vor mir himmlischschön
Und sacht mein Ohr beßhört
Ihn zaubrischklingendes Geköl, —
Mein Geiß ein Singen hört.

Nach dem Englischen des

Marvin Dana von Max Riesewetter.

Der Gladiator.

Cäsar Roms, in fernem Jugendtagen
Eährte mich Germaniens weites Land.
Freie Mannen liegen dort erschlagen
Tausende von röm'scher Meuchelhand.

Ruhmgekrönter, uuf're Seher sagen:
Aus der Aße lohen wird ein Brand.
Wo Altoaters Weihenale ragen
Iedst nach Sühne der entweihte Sand.

Sei ein Jüngling ich das Schwert geschwungen,
Muß ich Knechtessketten kuirschend schleppen,
Bis ich sink' in meines Blutes Lache.

Heil dem Troß beredter Seherzungen:
Walten wird Wustans Grimm und Rache,
Wie der Sturm durchwüßel nackte Steppen.

Roderich Boos.

D' Fräschelche.¹⁾

(Elegischer Mundart.)

Et fällt en warme Bawendrä²⁾
Ganz stell op Blom on Blatt.
Verschloufe seht e Fräschelche
Em Wald on traimt s'r wal.

D' Prosel senkt so wonnersein
Du och d' Bachtigall,
Dat Fräschelche seht stell, et weiß
Zet, wat dat heiße sall.

Do schall et durch d' Bawendloß!³⁾
Quack, quack, quwack, quwack!
Dat scherrelk⁴⁾ grad en zweiter Fräsch
Mß sinnem Hoatesack.

Glück wird et wack on weiß Bescheid
Du heppt⁵⁾ dem anner noach.⁶⁾
Ja, Kreew⁷⁾ wird Ieeve emmerjo,
We se och schwächt, verfloah.

1) Frösche. 2) Abendrogen. 3) Abendlaß. 4) schüttel. 5) hüpf. 6) nach. 7) Liebe.

Kofa Rübsaamen.

Sprüche.

Gedanken sind nicht umzubringen,
Wie sehr man sich erböse,
Haben in Menschenköpfen
Ihre Metempsnose.
Schlagt ab die einen, sie wandern
Iebendig fort in andern.

Wär' alles gut, wir seufften nach dem Bösen;
Wär' alles schlecht, wer könn' uns dann erlösen?
Wir brauchen Gut und Böß wie Tag und Nacht;
Nur soll das Gute haben Übermacht,
Wie Sommerlage über Sommernächt,
Erhellend selbst in unsrer Brust das Schlechte.

Ch. Vulpinus.

Erkenntnis.

Ein Kind geht leichten Schrittes durch die Welt,
Die ihm viel tausend bunle Dinge spiegelt,
Und jede Wahrheit, die ihm rasch gefällig,
Ist auch dem Blicke mühelos entsiegelt.
Bis einmal dann in fernherheller Nacht
In ihm der dunkle Sehnsuchtsdrang erwacht,
Hoch oben an des Himmels blauer Schale
Den Sternenkranz von leuchtenden Juwelen

Mit wissensfrohen Flügen abzuzählen.
Da zählt und sucht es viele, viele Male
Und fühlt die Zahl sich immerdar entgleiten
Und findet der Gestirne Ende nicht . . .

Da sieht es erst der Sphinx der Ewigkeiten
Bum erste Male voll ins Angesicht.

Stefan Zweig.

Morgenzauber.

Ich hab' die ganze lange Nacht
Gedacht in Sehnsucht Dein.
Bun dringt schon matt ins Kämmerlein
Des Morgens Dämmerchein.

Da fällt mein Auge auf Dein Bild,
Grabüber an der Wand,
Das hält mich zauberhaft gebannt —
Ich starre unverwandl.

Im fahlen Zwielicht siehst Du mich
So trübe fragend an . . .
Und was ich je von Angst ersann,
Schleicht jetzt an mich heran:

Daß ich Dich lassen muß, o Gott,
Und daß nicht fern die Zeit,
Die, ach, viel tausend Böhrenleid
Mir Armem hält bereit.

Daß dieses reine süße Glück
Und diese süße Raß,
Damit Du mich gesegnet hast,
Befreit von Furch und Laß —

Daß alles wie ein schöner Traum
Der Sommerzaubernacht
Dereinst aus falscher Märchenpracht
Zum Alltagsgrau erwacht!

Im fahlen Zwielicht siehst Du mich
So trübe fragend an,
Daß ich der Ehrkäse Narren Bann
Nicht länger meistern kann.

Ich schluchze nicht so wild wie einst,
Ich weine tief und still,
Mein Auge weint sich matt und satt
Und doch nicht trocknen will . . .

Da — hei! welch lieblich Wunder führt
Der Morgen zu mir ein:
Es überhuscht Dein trübes Bild
Ein hecker Sonnenschein!

Du lächelst mir im Sonnenschein
So tröstend, liebend zu — —
Hab' Dank dafür, hab' Dank dafür
Du liebe Sonne Du!

Alexander Dache.

Frühlingssehnen.

Von dickem, nachgewobenem Hebelzelt
War überspannt die winterliche Welt,
Kein Himmelsblau, kein schwellend Grünen, — nichts!
Es schien verlegt die Quelle ewigen Lichts.

Da sandte Baldur seinen Boten aus;
Der brach herein mit schrillen Sturmgebraus;
In seuchten Strähnen katterte sein Haar,
Von Hebelsehn walle sein Calar!

Sein Schwert pfliff scharf, und aus dem Wolkenriß
Blickt lächelnd nieder durch die Finessis,
Entsendet von des Lichtgotts Kronentreis,
Ein einziger kleiner, gold'ner Sonnenreis.

Auch meine Seele segnete der Strahl.
Da löste sich aus harter Dämmerqual
Ein wunderbares Leben und ein Dehnen,
Ein wonnenkündend heißes Frühlingssehnen.

Otto Rindt.

Sterne.

... Und wenn die Kinder abends schlafen geh'n,
Der liebe Gott zu seinen Englein spricht:
Wacht auf, Du Blütenhuld, Du Taufend schön,
Siehst auf die Kinder Euer Silberlicht,
Sonst sind sie bang' vor Furcht und schlummern nicht.

Die Englein ziehen ihre Kleidchen an
Und steigen von den Betten, mild und sachl,
Und ihre Augen, die sie aufgethan,
Die sind die guadenreine Sternenspracht
Der Sommernacht, der deutschen Sommernacht.

Hans Müller.



Zwischen zwei Feuern.

Ein Sommerdyll von Josef Oswald.

(Fortsetzung.)

IV.

Und Stund' um Stunde schleicht dahin.

Erwacht aus dumpfen Träumen jach,
Streckt sich im Bett die Schläferin
Und reibt die Augen, horcht und schaut
Erstaunt, daß dunkel das Gemach
Und nirgend noch sich regt ein Laut.
Sie hebt den Kodenopf vom Pfüß! —
Wie ist die Luft so schwer und schwül!
Flugs sind die nackten Füßchen im Lauf,
Die Gardinen zurück und die Schreien auf.

Da steht sie, atmet. — Unter dem Linnen
Wohlig wölbt sich die junge Brust,
Indes sie mit begierigen Sinnen
Ersehnt die blühende Morgenluft.
Huh! ein bißchen kühl ist es doch.
Vehende schlüpfen die schlanken Glieder
Unter die weiße Decke wieder,
Ein wenig zu rasen, zu träumen noch.
Aber schlafen mag sie nicht mehr —
Ach, wenn es doch endlich Morgen wär!

Sieh, dämmt da nicht ein schwacher Schein?
Gleich kommt ihr eine feine Idee:
Wie wär's, einmal die Erste zu sein?
Der Lerche Frühkonzert zu vernehmen,
Den Meister Godel zu beschämen,
Ganz zu geschweigen der Küchenseer?

Gedacht, so ist sie auch schon aus dem Bette
Und kolt und klink bei der Toilette.
Wie es im Becken sprudelt und sprüht!
Austaucht das Gesichtchen purpurn erglüht.
Dann aber, der ordnenden Hand gewärtig,
Kluten läßt sie das schwarze Gelod; —
Ei, wie das geht! Am Leib sitzt der Rod,
Am Fuße der Schuh — und mein Mädchen ist fertig.
Aus den frischen, lachenden Zügen
Blitzen die Augen vor Lust und Vergnügen.

Heller und heller wird es im Osten;
Run ist die Sonne wohl nicht mehr fern.
So recht die fetzige Pracht zu kosten,
Wie ginge sie in den Garten gern!
Soll ich? Soll ich nicht? — Im Flug
Sind die Knöpfe gegählt am Wieder!

Durrah! sie soll! Ihn die Schulter ein Tuch,
Dann leise hinaus, die Stufen nieder,
Leise, daß Mama nicht erwache! —
Was für Streiche ihr Wildfang mache,
Bernimmt die Gute schon früh genug.

Roch an die Brust der Nacht geschmiegt,
Mit schläfrig blinzelnden Augen liegt
Die Belt umher zwischen Wachen und Traum:
Verdämmernde Schatten, Zwielficht-Blässe,
Auf Blat und Blume tauige Käse,
Fröhlicher Vögel Gezwitscher im Baum.
Wie ist dem Dämchen das alles so neu!
Groß schauen die braunen Augen, und scheu
Vorüber an den Büschen und Beeten
Den knarrenden Sties die Pantöffeln treten.

Jetzt biegt sie ab nach dem Sommerhaus,
Allmächtiger Himmel, was muß sie entdecken!
Es schießt ihr zum Herzen das Blut vor Schrecken,
Es stobt ihr der Fuß wie gelähmt; — Reißhaus
Hätte sie wahrlich sonst wohl genommen.
Doch wie sie statt dessen, bestürzt und bekommen,
So zögert und starrt, hat, schnell, wie entschwunden,
Die Purpurwelle den Rückweg gefunden,
Und staunend glüht nun Herlinde und lacht.

„Rein, sich' mir einer den toffen Jungen,
Solche Geschichten — wer hält' das gedacht! —“
Dabei wird mein Felix, wie er bezwungen
Vom Schlummer da lehnt, zwar leidlich trocken.
Doch wirr und zerzaust die blonden Locken,
Neugierig gemustert. Der süßen Kamell
Sucht selige Luft aus den Augen hell,
Und sieblichen Lächelns erschleicht sich ihr Mund:
„Ein Glück, daß ich kam! — Jetzt aber — ach mein,
Er schläft ja so gut noch, mag er nur träumen,
Eis roßig die bleichen Wollen sich säumen,
Anzuwischen will ich ihm Schildwach' sein.“
Und forschend die klugen Spione wandern
Rach den Fenstern der Mutter, nach denen der andern
Und auch umher durch den Garten rund.

Doch wie dem sorglosen Schläfer wieder
Beruhigt sie ihr Auge leich,
Funkelt es warm ihr von Bärtlichkeit
Unter der schwarzen Seide der Lidr.
Und weil er bloß, und wohl! di: Nacht,

Die weitergefähte, ihn trönetu gemacht,
Nimmst sie den Schawl ab, näher und näher
Sich schleichend, um ihn nur ja nicht zu wecken,
Läßt lauernd noch einmal wandern die Späher,
Dann saßt sie ein Herz sich, ihm saßt, ganz saßt.
Das warme Tuch um die Schultern zu decken. —
Ob blond, ob braun die Mädchen sei'n,
Steht doch in jedem ein Rüstlein!

Kaum daß um ihn wie Sonnenhauch
Sich Wärme breitet wohlig und lind
— Vielleicht bei der trauten Nähe auch
Wahser das Blut dem Schlummernden rinnt —
Schlägt er die Augen auf entzückt:
„Du hast mir den Kranz aufs Haupt gedrückt;
Laß mich Dich küssen nun, Königskind!“

„Sie träumen!“ — Sie sagt es verschämt und leise
Und senkt das Köpfchen glutunspielt.
„Träumen?“ — Er blickt umher im Kreise
Bis um die Lippen ein Lächeln sich stiehlt.
„So laß mich weiter träumen — mein Leben
Träumt' ich noch nie so wunder schön!“

„Was denken Sie? Herzgeld rat ich, zu geben,
Gleich wird die Sonne am Himmel steh'n.“

„Wie war's doch auch? Wie kam ich nur her?“

„Ich traß Sie hier von ungefähr.“

„Daß ich's vergaß — betäubt noch vom Schlummer!
Ich kam in heißer Sehnsucht, inummer —“

„O still!“ — Sie späht mit ängstlichen Sinnen,
Schon prangt der Himmel in Rosenglut; —
„Kommen Sie — unbemerkt zu entrinnen,
Führ' ich Sie — weilen wäre nicht gut.“

Sie wandeln durch laujährige Geißblattgänge,
Durch deren Vogen die Blide geh'n
Hinaus auf den Strom, der Morgengeänge
Den Neben rauschend der Uferhänge,
Kryhallen gleißt zu den leuchtenden Höb'n.

Denn Näh' und Weite wieder zu segnen,
Ist flammenprägend die Sonne und groß
Entliegen des Stens Feuerichig;
Nun drängt begierig in Laub sich und Lüften
Verjüngten Reizes dem Licht zu begegnen,
Was lebenerneuernd im Dunkel geruht:
Ein Singen und Schwingen, ein Blühen und Düften,
Taufreife vermählt sich mit zaub'rlicher Blut.

Und von dem Morgenglänzen durchdrungen,
Siebt er sein tiefstes Fühlen laud,
Es hält sein Arm sie laust umschlungen,
Nicht wehrt ihm mehr der weiche Mund.
Und Auf um Auf; — es sehen's zwar
Die Verden nicht, die ihr Willkommen
In blauer Höhe trillern hell,
Doch haben ein Beispiel d'ran genommen

Zwei oserliche Schwäblein schnell.
Auch önger ermunternd zärtliche Lieber
Schwarzdrosseln im Busch und Rönche gar,
Um Feuerellen auf und wieder
Schwärmt ein Zitronenfalterpaar.

Wie schalkhaft lächelt das liebe Gesäß,
Indes sie ins Auge ihm blüdt und spricht:
„Nun hat der Schäfer kranggeschmückt —
Nicht wahr, so träumtest Du eben?“

„Ja, ja, so träumt' ich schlummerentückt.“

„Nun hat der Schäfer kranggeschmückt
Das Königskind ans Herz gedrückt! —
O welcher wonnigen Träume Wehen!
Wie wunderschön! — So träumt ich noch nie.“

„Aber, mein Liebchen“ — er sagt es mit Lachen —
„Schöner als Traum und Poesie,
Wahr und wirklich ist alles — wir wachen.“

Wie das Mädchen erschrickt bei dem heitern Wort!
Gleich ist das Rot von den Wangen fort.
„Wir wachen — ja, und vergessen beraucht —
Gott! Wenn uns heimlich einer belauscht!“

Wohl spricht er ermunternd, beschwichtigend ihr zu.
Umsonst, dahin sind Frohluft und Ruh.
Schon sieht sie Wimpel wehn auf dem Rhein,
Schleppschiffe kommen langsam gefahren:
Schon hört sie knarrende Fuhren, in Scharen
Marktleute zieh'n in die Stadt hinein.
Wie er auch bitter, er muß sich bequemen
Zu eiliger Flucht, muß Abschied nehmen.

V.

Ach, daß mit unsern schwachen Herzen
So fest der Gott der Liebe spielt,
Der Lust gedenkend, keiner Schmerzen,
Wenn er zum Vogen greift und zielt!
O Schalk! ward Deiner blonden Jugend
Des Mitleids Jahre nie zu teil,
Ist jene Kunst die einzige Tugend,
Womit Du schnellst den rasenden Pfeil? . . .

So wie es kommen mußte, kam's.

Die plötzliche Eile, die Angst und Bedrängnis,
Im süßesten Rauhe des Scheidens Verhängnis —
Der übergläuliche Studio nahm's
Nicht allzu schwer. Er mochte sich sagen,
Es sei das sein behütete Kind.
Wie derte Fräulein nun einmal sind,
Ein bißchen leicht ins Bodstorn zu jagen.
Und hat's auch freilich den Braven verdrossen,
Daß nachts darauf der Garzen verschloffen,
Daß selbst bei Tage, so oft er genah.
Mit keinem Blide das Liebchen zu sehen; —
Nicht schwan't's seiner Klusd, was hinter den Mauern,
Was hinter den Fenstern derweite geschehen,
Er ahnt nichts von Schelte, von Thränen und Trauern,
Er ahnt nichts vom hohen Familienrat!

Geschredt aus seiner goldenen Ruh'
— Dem Nachglanz ihrer Härtlichkeit —
Drin kraftvoll die Gedanken wieder
Sich wendeten ersten Zielen zu.
In seinem Zimmer auf und nieder
Wandelt mein Felix in jähem Leid.

Es hat ein Brieflein ihm gesandt,
Eilig und kurz, die reizende Maid.
Nicht müde wird er zu betrachten
Die raschen Seiten von ihrer Hand; —
Hört, was sie Trübes und Liebes ihm brachten:

„Lebwohl! — — Wenn das unselige Wort
Dich morgen grüßen wird, bin ich fort.
Nicht trag mein Wangen, erkundet ward
Unser heimlich holdes Beisammensein.
Nun soll ich auf bunter Wanderfahrt,
An Seesüder, im Alpenschatten,
Bei Wasserfällen, auf Treit und Matten,
Was weiß ich noch? — vergessen Dein!
Ach Gott, vergessen — wie könnt' ich das?
Das Glück, das sich mein Herz erlas,
Kann alle Wunderschau und Zier
Verdunkeln nicht, und seine Nacht
Löscht je das ewige Lichtlein Dir,
Die Treue, die fill mir im Herzen wach;
Und wenn auch mein Trauter treu mir bliebe —
Was könnte hemmen dann unsere Liebe!“

Dazu ein Blümlein, blau und schlicht,
An's Blatt gedrückt, ein Bergheueinnicht.

Aus aller Trauer jubelt's empor,
Hell tönt's wie Trompetenklang an sein Ohr:
Die Atlas streicht es über ihn lind,
In Mohn begraben die Sorgen find.

Doch wie er hernach am Bitter säunt,
Von dem verlassen, verschloffen Haus
Nüchwendet den Blick auf die Stadt hinaus,
Drin hoch empor der Künstler träumt; —
Auf die berggegrüßte, allenprächige,
Die burshentöhlische, mühenmächtige —:
Verädet und reizlos erscheint sie ihm!
Schier neidvoll sieht er, wie ungelümt
Da drüben die rollenden Häder eilen
Im Fluge über die Schienenzellen;
Wie reisemutig zur Ferne gewandt
Kolosse schaukelnd die Strömung teilen,
Daß klatschend schlagen die Wellen zum Strand.

VI.

Luzerns pompöse Uferassaden
Berichwandten hinter dem Felsengebränge.

An hohen, walddig-freien Gehaden,
An Matten und Wälden, d'rauf weiß und rot
Friedlicher Fahnen seit'res Gepränge,
An Dörfern, traut an die Bergwand geschmieget,
An kirchlichen Gondeln, wellengewieget,
Vorüberdampft das bewimpelte Boot.

Gewaltig haben und drüben steigen
Empor die Niesen der Alpenwelt,
Firn über Gipfeln, jernagt und zeripelt,
Silberblinnde Firnen sich zeigen.

Wie werden die klaffischen Szenen verschlungen
Von gaderbewaffneten Västern an Bord!
Das dehnt sich und gähnt und futtert und gafft,
Schöpft bligroie Paedder-Wissenschafft;
Bewunderung spricht in mancherlei Zungen,
Doch führt Altengland das große Wort.

Trann, steht da nicht mein Schwärmer im Schwarm,
Gerade, kräftig gewölbt die Brust,
Den Hut in der Hand, daß nach Herzenslust
Der Seewind im Ploudhaar gauie und wühle? —
Fürwahr! — Es sprüht's aus den Augen ihm warm
Aventurensehnsucht und Feriegefühl.

In seiner Seele glüht es und jümt.
Natur, die hier zu heroischer Größe
Sich steigend unendliche Rassen gelümt,
Die prächtig umflodet die Starre und Blöße
Mit kräftiger Farben saftiger Freische,
Darüber das wechselnde zauberliche
Geipiel' der Lichter und Schatten — wie blüht
Entgegen Dir sein empfänglich Gemüt!
Wie haunen die tranfrenen Blide empor
Zu den flogigen tropfigen Urzeit-Höden,
Um träumend dann wieder niederzugehen
Über der Küsten prangenden Flor,
Den lauschigen Buchten, drin grün wie Smaragd
Die Seefuis erkunkelt in lodender Pracht.

Es summt aus dem „Teufel“ seine Lippe leite,
Es grüßt sein Auge das schlankte Riß,
Dem Sängler geweiht zum Dank und zum Preise,
Indes hinüber zum Ziel seiner Reize,
Nach Brunnen hurtig feuert das Schiß.

In einer Villa, vornehm und groß,
Von weitem, haumreichem Garten umgeben,
Ward ein becheidendes Kämmerchen, eben
Entsprechend des Herru Studenten Noos,
Glücklich erodert. Nun promeniert
Er fröhlich im Garten und spioniert.

Wie schön ist es hier! Turbinen erfrischen
Den jammeten Raien; — tauig beudekt
In duftigen Beeten lacht es und leuchtet;
Blutbuchen mit Nadel- und Laubholz sich mischen.
Rings schallig-fühle Verstecke. Schau,
Da schimmert ein Damenkleid. Eine Frau,
Goldblond und roßig, in lieblicher Fülle
Liegt leite sich schaukelnd — die reine Idylle —
Auf eine Gängematte gestredt.

Es hat vermutlich mit knarrenden Tritten
Sie Felix aus wonnigem Tiefstinn geschredt,
Darin verfunken das Buch ihr entglitten,
Das nun zu fischen sie sucht. Im Ru
Springt, artig grüßend, der Störer binzu
Und reidht das Begehre. Sie lächelt ihm Dank —
Wie hüßlich die zwei Grüdchen, die Zähndchen wie blant!

Sie ist so eine der süßen Naturen.
Die köstlich wie schwellende Pfirsiche prangen
Inmitten kartoffelgeigneter Fluren;
Ein Weibchen, mässig und munter, das Greis
Wie Mann und Jüngling spielend zu fangen
Und Frauen sogar zu bezaubern weiß.
Auch Felix hat sie in heiteren Plausch
Nebald mit sonniger Nimmst verfrischet,
Dah' selig der Gatte, recht wie im Nausch,
Das Himmelblau ihrer Augen blüht.
Sie hat etwas, das Vertrauen erweckt.
Raum warm geworden — zum Diplomaten
Leider so gründlich als möglich misraten —
Fragt er, von glühender Note bedeckt,
Nach Fräulein Gerlinde; er habe vernommen,
Sie sei vor Wochen nach Brunnem gekommen.

„Gerlinde? —“ stutzt und staunt diese Hier
Der Frauen — „Nein, die ist nicht mehr hier.“

„Wie, nicht mehr hier? —“ In seinen Zügen,
Wo noch der schämige Purpur loht,
Malt sich so drohliges Mißvergnügen,
Dah' belustigt das liebe Frauchen halb tot
Sich lachen möchte — ha ha! — es stingt
Wie wenn über Felsen ein Walddach springt

Doch stutzt auf einmal der Lackquell im Lauf,
Groß, voller Neugier schaut sie ihn an
Mit forschenden Häßelbliden — dann —
Ein Witz des Verlethens; ein Licht ging ihr auf.

Nun spricht sie neckisch: „Nicht wahr, es ist schändlich,
Bei der Unglücksbottschaft auch noch zu lachen!
Doch Sie schnitten ein gar so verdäphtes Gesicht.
Verzeih' Sie, Herr Felix! Es freut mich unendlich,
Ihre sehr interessante Bekanntschaft zu machen.“

Herr Felix traut seinen Ohren nicht.
Er dieneret und stolpert: „Da Sie mich nennen
Bei meinem Namen —“

„Muß ich Sie kennen.
Verleht sich, par renommée ganz genau.
Ich bin nämlich gleichfalls vom Rhein — Frau Hermine,
Gerlindens Verwandte, quasi Kusine.“
Und sie schwunzjet dazu spitzbüßig und schlaue.

„Nein, was man von Ihnen sich heimlicher Weise
Für Sachen erzählt im Familienkreise —
Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mann!
Werkwürdig, man sieht's Ihnen gar nicht an.“

„Frau Hermine, ist Liebe denn ein Verbrechen?“

„Ach geh'n Sie — was so die Dichter sprechen!
Es ist auch ein Unterschied, wie man liebt;
Ob in Prad und Glacé, kontrolliert und bewacht,
Man sitz'am ein Sträußchen brim Kestillon giebt,
Ober ob man es macht, wie Sie es gemacht.
Da ist denn das Ende Lamento und Klage
Und Holland in Rot —“

„Ja, scherzen Sie nur.“

„Scherzen?“

„Ich hoffe, Sie thun's.“

„Keine Spur,

Mein wertester Herr, es ist, wie ich sage!“

Liegen der Fremde Loden und Winken,
Die heitere Frau, der herrliche Tag
Wie unter schwellenden Wogen verinken
Alles im Perzen, was mutlos und zag,
Tauchen von neuem nun dunkel empor
Trübsal und Trauer, umschlug der Wind;
„Wie leid mir das ist! — das arme Kind! —“
Und großend eifert der liebende Thor:
„Ja, war denn so irasbar, so schlimm, was geschah?“

„Da weder Fräulein ich bin noch Mama
Holder, heiratsfähiger Dinger,
Seh' ich Ihnen herzlich gern durch die Finger;
Aber auf mich kommt's leider nicht an.“

„Wo ist sie, daß ich mich rechtsetz'en kann?
Es wird die Mutter gewiß mir verzeihn.“

„Das wäre das Wahre; zu stürmen, zu jagen! —
Sacht! Tropfen höhlen den Stein.“

„Aber wo ist sie?“

„Ich darf es nicht sagen,
Dürft' ichs, es würde wahrhaftig nichts frommen,
Schaden möcht' es nur, auf mein Wort!“

„Ja, so wär' ich vergebens gekommen! —
Wozu noch säumen? Ich reife sofort.“

Um die Lippen ein reizendes Schwellen,
Aus den Augen ein schelmischer Strahl
Sagt sie: „Das Schiß wird nicht warten wollen,
Also adieu! Schon lang das Signal.“

„Nun — ein paar Tage —“

„Wollen Sie bleiben? —“

Ah, wie werden die Alpen sich freu'n;
Und auch Sie wird's, denk' ich, zerstreu'n,
Hier ein wenig herum sich zu treiben.
Sehen Sie, dort der ragenden Höh'n
Sonnige Kühle! Eizene Kraft!
Giebt sie den Gliedern und männlich schön
Bräunt sie die Wangen, die mädchenhaft
Michten Liebe und Studium.
Ibrigens läßt sich auch hier erziehen,
Gar nicht schlecht ist das Publitum.
Soll ich vielleicht Sie patronisieren?“

„Ja, wenn Sie wollten —“

„Mit Bergnügen.“

Zu der Natur befeuerndem Vecher,
Perzlich umfränzt mit Schönheit und Bier,
Lassen Sie heitere Würze mich süßen.“

„Doppelle Labe — wie locht sie den Zecher!“

„Bravo — So gefallen sie mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Der „Retter“.

Ein Kulturbild von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vier Jahre besucht nun Jan das Gymnasium derselben Stadt. Da ihm seine Pfliegerkern, die er für seine wirklichen hält und an denen er zärtlich hängt, erklären, daß er geistlich werden müsse, so bemüht er sich, ihnen zu Liebe wieder fromm zu werden, was ihm aber schon deshalb schlecht gelingt, weil ihm der Katechet des Gymnasiums, dem er seine Gewissenszweifel vorträgt, mit einer „Dritte in Sitten“ droht, wenn er sich nicht sofort für überzeugt erkläre. (Auch dies halte ich nicht für erfunden; mein eigener Religionslehrer hat einem meiner Mitschüler 1866 in meinem Weisheit eine ganz ähnliche Antwort gegeben. „Wenn Sie nicht sogleich an Gott glauben, so gehe ich zum Herrn Direktor“; daß der Mann Rabbiner war, ist ja nur ein äußerlicher Unterschied.) Dennoch weist Jan das Anerbieten eines neu gewonnenen älteren Fremdes, eines unbändig edlen, schwindfüchtigen Buchbindergejellen, Wojciech, der ihm den „mathematisch-geometrischen Beweis, daß es keinen Gott giebt“, erbringen will, vorläufig noch zurück. Nun folgt eine romanhafteste Episode, die Liebe zu einer armen Näherin; sie ist die verstorbene Tochter jener adeligen Witwe, die vor siebzehn Jahren Aniela an den Probst ausgeliefert, also des Probstes Kind und Jans Schwester; die ganze Geschichte ist sichtlich erfunden und mit unedlichem Schwulst erzählt. Um den Jüngling vor dem Verbrechen der Blutschande zu bewahren, enthüllt ihm Tabbäns das Geheimnis seiner Zukunft, und nun, wo der Entschlossene entschlossen ist, von seinem Vater nichts mehr anzunehmen und keinesfalls Priester zu werden, läßt er sich auch von Wojciech zum Atheismus bekehren. Der „mathematisch-geometrische Beweis“ wird eingehend mitgeteilt, ich habe nicht viel davon behalten, aber der Leser verliert nichts dabei; es ist ganz dummes Zeug, auch nicht einmal Charakteristisch. In welcher Höhe einer abgeklärten Weltanschauung Jan dadurch emporgesührt wird, mag die Überschrift des nächsten Kapitels zeigen. Sie lautet wörtlich: „Jan erkennt, daß es keinen Gott giebt

und stucht ihm“. Dann begleitet er Wojciech nach Lemberg und findet in derselben großen Werkstätte als Buchbinder-Lehrling Aufnahme.

Hier treten wir wieder auf festen Boden und abermals wird die Darstellung höchst lesenswert. Die Verhältnisse im Lemberger Kleingewerbe sind annähernd ebenso geschildert, wie die in Tarnow, nur daß hier keinem polnischen Schustermeister diese „Schmach“ durch reichliches Verdienen versüßt wird, weil der Großbetrieb allmählich, aber mit wachsender Wucht auf den Handwert zu lasten beginnt. Die materiellen Verhältnisse also sind schlechter, die moralischen jedoch gleich elend. Der Großbetrieb liegt, was nicht ganz zutrifft, durchweg in nicht-polnischen Händen, auch wird er — der Tendenz zuliebe — ansehnlicher geschildert, als er auch heute noch in der galizischen Hauptstadt ist, hingegen mag es wohl richtig sein, daß dem Arbeiter bei dieser Umwälzung zunächst nur bange wird. Hier giebt es keine Wertmeister, wie Tabbäns, die sich um jeden einzelnen Gesellen väterlich bekümmern, aber selbst das Verhältnis zu einem hartherzigen Meister scheint Jan zunächst einen Zug größerer Wärme und Menschlichkeit zu haben, als das zu dem Fabrikanten, der den Einzelnen gar nicht kennt. (In jener Lemberger Buchbinderei sollen angeblich zweihundert Arbeiter beschäftigt sein!) Als Zwangsmittel für die Arbeiter soll auch hier in erster Reihe die Religion dienen, der katholische Jünglings-Verein, dem die Fabrikanten darum auch reiche Zuwendungen machen, daneben die eifern gehandhabte Fabrikordnung und das Bündnis der Arbeitgeber gegen unbotmäßige Leute. Um dem katholischen Verein ein Gegengewicht zu bieten, gründen Wojciech und einige seiner Genossen einen Arbeiter-Leseverein, durch welchen Bildung und polnischer Patriotismus verbreitet werden sollen; obwohl sich Wojciech die Mäßigung anferlegt, jenen „mathematisch-geometrischen Beweis“ nur jenen mitzuteilen, die darnach dürsten, wird der Verein doch, angeblich auf Betreiben der Geistlichkeit, von der Polizei

aufgelöst. Wojciech gerät in Untersuchung und stirbt im Gefängnis. Aber an seiner Stelle erhebt Jan ein neuer Reichhüger: Wladislaw, der, aus dem Exil heimgekehrt, in Lemberg lebt, rastlos herrliche Bilder aus Polens Geschichte malt und daneben Verschwörungen stiftet, will den Sohn der Geliebten auf seine Kosten auf einer technischen Hochschule studieren lassen; er ist trotz des verurteilten Probstes noch immer gläubig und bleibt es auch trotz der ererbten mathematisch-geometrischen Weisheit, die ihm Jan mitteilt. Ebenso hält Wladislaw an dem Standpunkt fest, daß Adel und Geistlichkeit Polen befreien könnten; erst der nationale Staat werde das Bürgertum stärken, die Bauern zu Patrioten erziehen können. Anders, der eben heimgekehrter Freund Wojciechs, Karl, der dem überaus trefflichen Jan gleichfalls seine ganze freie Zeit widmet; er ist Setzer, hat in Posen und Berlin gearbeitet und sich dort zur Sozialdemokratie bekehrt. Der Bund, den er stiftet, will alle Arbeiter ohne Unterschied des Glaubens und der Rationalität zu Schutz und Trutz vereinigen; er bekämpft jedes National-Gefühl und träumt von einer Weltsprache, die an die Stelle der bestehenden treten sollte. Da Karl gleichfalls Atheist ist und, wie Jan, das Handwerk über jeden gelehrten Versuch stellt, so schließt sich unser Held ihm an, bleibt Buchbinder und wird Sozialdemokrat. Auch aus den Erfahrungen, die er dort macht, ließe sich mancherlei lernen. Als Gutes erkennt er die kluge, menschenfreundliche Art an, in welcher der Einzelne für die Partei gewonnen wird, die treue Hilfe, welche sich die Genossen gegenseitig leisten, die Förderung im Streben nach Bildung. Als Schlimmes hingegen empfindet er den Druck auf den Einzelnen, die angestrebte Uniformierung nicht bloß im Handeln, sondern auch im Denken. Zwar daß der Einzelne zum Atheismus gedrückt werde — und zwar wieder durch jenen mathematisch-geometrischen Beweis — findet der Verfasser loblich, nicht aber die Abwägung des Nationalgefühls; um ihm dieses abzugewöhnen, habe ihn Karl einer Gruppe von nihilistisch angehauchten Athenen, also Feinden seiner Nation, eingefügt, allerdings, wie er zugeben müsse, mit Erfolg, er habe sich endlich wirklich „nur als Mensch“ gefühlt. Auch die sonstigen Schattenseiten seien ihm damals noch nicht klar geworden und so habe er 1878, als Zwanzigjähriger, seine Reise nach Rußland als überzeugter Sozialdemokrat angetreten.

Das Motiv dieser Reise Jans nach Rußland ist die Kindesliebe; Aniela, die bei ihren Verwandten in Rußisch-Polen lebt, ist schwer erkrankt und beruft

den Sohn in flehentlichen Worten zu sich. Unmittelbar nachdem er Abschied von ihr genommen hat — sie beschwört ihn u. a., „ein Kämpfer für Polen“ zu werden — wird er von den Russen verhaftet, weil er sich nicht, obwohl der in Rußland geborene Sohn einer Russin, rechtzeitig zur Rekrutierung gestellt hat. Der Verräter ist wieder der verruchte Probst, der sich auf diese Weise des gehassten Sohnes entledigen will. Nun zwangsweise ins Militär gesteckt, verbringt Jan da einige qualvolle Monate, bis ihm die Flucht über die Grenze glückt, nach Lemberg zurück. Seine Helfer sind Polen; einige nihilistisch gesinnte Russen, an die er sich zunächst wendet, weigern ihm angeblich aus Rationalhaß ihre Unterstützung. Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich; die russischen Nihilisten pflegen wahrlos alles zu fördern, was gegen ihre Regierung geht; vielleicht ist der Zug nur erfinden, um die Wandlung in der Gesinnung des Helden stärker zu motivieren. Diese Erfahrung nämlich, dann die Enttäuschung, welche ihm die nun selbst beobachtete Knechtung der Polen in Rußland eingestößt, endlich der Schmerz, den er der vermeintlich verstorbenen Mutter geleistet (in Wahrheit erholt sie sich), lassen ihn wieder zum Polen werden. Schon dies entfremdet ihn der Sozialdemokratie, noch mehr der nähere Einblick in das, wie er berichtet, durchaus eigenmächtige Treiben der Lemberger Führer; namentlich Karl lebt nun nicht mehr von der Arbeit, sondern aus der Parteilasse. In Breslau, wohin sich Jan nun zunächst wendet, findet er die Herrschaft der Führer womöglich noch willkürlicher und unelblicher, — vollends aber in Berlin, wo er es daher auch nur zwei Monate aushält. Hier, versichert er, sei die sozialdemokratische Partei ein wahrer Tyrannensaat für sich, und daß mehrere Tyrannen an der Spitze stünden, mache den Druck noch unelblicher; aufricht erhalten werde diese Diktatur durch dieselben Mittel, welche die Polizei anwende, Demunziantentum, Geldstrafen, Verbannung u. s. w. Mit dem Behagen des Deutschenkaisers trägt er alles zusammen, was er aus dem Munde der Berliner Genossen über das Deutsche Reich und Volk gehört haben will; zu dieser sichtlich Freude stimmt die Versicherung nicht ganz, daß ihn diese Art, über das eigene Vaterland zu sprechen, oft vom Kneiptisch vertrieben habe. Ob sich über die spezifisch polnischen Vereinigungen der Berliner Sozialdemokratie im Roman ein Urteil findet, ist mir nicht mehr erinnerlich, ebenso weiß ich nur noch ganz im allgemeinen, daß sich Jan von Berlin nach verschiedenen deutschen Städten wendet, darunter in Köln längere Zeit verweilt. Hier

wird er — natürlich abermals durch diesen entmenschten Probit! — der Polizei denunziert, soll als Defektur an Rußland ausgeliefert werden, kann jedoch noch rechtzeitig nach Frankreich flüchten.

In Paris, wo er Wladislaw wiederfindet, der sich abermals aus Galizien hat flüchten müssen, gefällt es ihm anfangs so gut, daß er sein Leben lang dort bleiben möchte. Zwar weckt jener Kreis von Landsleuten, in welchen ihn der väterliche Freund zunächst einführt, nur eben sein spöttisches Mitleid; dieses halbe Duzend clerikalfeudaler Revolutionäre, die dort dieselben Phrasen deklamieren, denselben Phantasien nachhängen, wie sie es vor dreißig und mehr Jahren gethan, kommen ihm wie rechte Karten vor, bis er erkennt, daß das armselige Gesicht doch klüger ist, als er glaubt: es lebt von seinem Berschwörergeschäft; die vornehmen Familien der Heimat, dann einzelne in Paris verweilende Landsleute werden planmäßig gebrandschaft; neben Wladislaw läßt der Autor nur einen Mann, einen ehemaligen Offizier, einen ehrlichen Fanatiker sein. Besonders lebhaft ist mir die Schilderung einer Sitzung dieses Klubs im Gedächtnis; sie enthält bei aller satirischen Uebertreibung gewiß ein Korn Wahrheit. Die Herren streiten darüber, welchem Geschlecht die polnische Krone zufallen solle; die Verdienste der Potocki, Gartorski, Sapieha u. a. werden aufgezählt und gegen einander abgewogen, die Gemüter erhitzen sich immer mehr, bis ein Mitglied den Antrag stellt, die Wahl erst nach Wiederaufrichtung des Königreichs zu treffen; der Präsident verkündet diesen Beschluß und süßt stolz bei, derselbe sei gewiß ein weiser und wohlervogener, denn er werde, von 1829 ab gerechnet, heute just zum tausendsten Male gefaßt; natürlich wird das Jubiläum durch eine Kneiperei begangen. Um so besser aber gefallen Jan anfangs die französischen Sozialisten; das seien doch, denkt er, ganz andere Leute, als die deutschen, bei aller Disziplin viel bildsamer und nobler gegen einander, auch feuriger und muthvoller; was sie wollten, hätten sie durch die Kommune erwiesen und hielten nun an diesem Ziele fest; zudem vergäßen sie selbst nie, daß sie Franzosen seien und duldeten daher gewiß auch das Nationalgefühl bei anderen. Aber die Enttäuschung bleibt nicht aus und wie und warum sie über Jan kommt, erscheint mir so überaus charakteristisch, daß ich dies Kapitel an belehrendem Werte neben jenes über die Schulzeit stellen möchte. Zunächst gefallen ihm, der sich mit unverkennbarer Eitelkeit seiner abligen Mutter, seiner Gymnasialbildung, der im Verkehr mit Wladislaw erworbenen besseren Um-

gangsformen rühmt, die plebejischen Manieren und Anschauungen seiner Landsleute, der polnischen Sozialisten in Paris nicht; soweit sie Banernöhne und Handwerksgejellen gewöhnlichen Schlags sind, mag er nicht mit ihnen verkehren; seine beiden einzigen Freunde, ein Kunstschlosser, der Sohn eines Warschauer Professors, und ein Druckereifaktor, der sogar von wirklichem Adel ist, sind annähernd Menschen wie er, und ihnen geht es nicht anders. Auch in nationaler Beziehung scheiden sich die drei von ihren Landsleuten, wie von den Franzosen; jene wollen keine Polen sein, die Franzosen aber gestatten die patriotische Emschwörung nur sich selbst, aber niemand anderem. Dies erweist sich, als einmal über die „Vereinigten Staaten von Europa“ debattiert wird; natürlich soll Paris die Hauptstadt sein; die drei sind einverstanden; das Französische die Bundessprache, sie widersprechen nicht. Nun wird aber der Zentralismus immer weiter ausgesponnen, und als die Forderung erhoben wird, daß das Französische die Unterrichtssprache aller Schulen werde, bemerkt endlich der Kunstschlosser zaghaft: „Wir wollen doch Polen bleiben!“ Ein Sturm von Entrüstung! Von allen Seiten wird ihm zugeordnet: „Seien Sie doch froh, wenn Ihre Kinder Ihre Sprache verlernen, das ist ja ein Zeichen und Sänfeln, keine Menschenprache!“ Aber auch die Verworrenheit der politischen Ansichten dümmert den dreien allmählich auf; viele dieser Sozialisten entpuppen sich als Bourgeois vom reinsten Wasser, andere gar als Söldlinge der Legitimisten und Bonapartisten. Da sind die Anarchisten doch andere Kerle, die wissen doch wenigstens, was sie wollen: „Nieder mit allem, was besteht!“ — das ist, sagen sich die drei, Mut, Klarheit, politische Heise! Zudem giebt es seltsamerweise gerade in dieser verwegenen Rottte viel mehr Menschen von guter Herkunft und feinen Manieren, als unter den gemäßigten Sozialisten: gestrandete Existenzen aus allen erdenklichen Berufen, zum geringsten Teil eigentliche Arbeiter in schmutzigem Mittel. Endlich aber haben sie selbst keinerlei nationale Eitelkeit mehr, sind nicht gekränkt, wenn jemand nicht Franzose werden will, unter ihnen kann man sich sogar als Pole fühlen. Und so gründen die drei in Paris die Partei der „Polnischen Anarchisten“.

Im Roman nimmt nun die Partei bald einen großen Aufschwung, der den Reiz der Sozialisten, wie die Aufmerksamkeit der französischen Regierung erweckt. Sie weiß die Stifter aus, die sich nun nach Genf, dann nach Zürich wenden. Hier sammeln sich die Genossen um sie, zum Haupt des Aktions-

Komitees wird Jan gewählt. Mit Ausnahme einer Liebesgeschichte — jenes oben erwähnte „Mädchen mit den blonden Zöpfen“ ist eine Kuffin, die den schönen Jan liebt und vergeblich zum Kosmopolitismus zu bekehren sucht — sind die Züricher Ergebnisse ganz unplastisch und verworren erzählt, ein Beweis, daß die ganze „Organisation“ samt den „dreihundert Genossen“ — so viele sind ihrer schließlich — erfunden ist. Nur der Kunstschlosser und der Faktor treten klar hervor. Die haben denn auch sicherlich gelebt.

Die Schar beschließt, an die „Arbeit“ zu gehen; zunächst wird ein Manifest, das Jan verfaßt, in allen von Polen bewohnten Ländern massenhaft verbreitet, insbesondere jedem Priester und jedem Adligen eingehändig. Dieses Manifest läßt sich in so viel Zeilen wiedergeben, als es Bogen hat. Dem Volke wird mitgeteilt, daß ein „neuer Tag“ dämmert und alle Bedrückung zu Ende ist. Der Adel wird aufgefordert, auf seinen Besitz bis zu einem gewissen Teil freiwillig zu verzichten, damit ihm nicht alles genommen werde, und mindestens die Hälfte jedes Schlosses als Schule und Spital einzurichten. Den Priestern endlich wird befohlen, von nun an nur die „Religion der Moral und der Anarchie“ zu verkünden, und alles Geld und Gut, das sie gesammelt, herauszugeben. Sollten sie sich weigern, so werde man die „Rettung des polnischen Volkes“ gewaltsam durchführen und dann könne ihnen nicht mehr die Sicherheit ihres Lebens gewährleistet werden.

Mit diesem Manifest schließt der erste und weitaus längste Teil des Romans: „Die Anklage“; er umfaßt etwa drei Viertel des Ganzen. Der zweite Teil: „Das Gericht“ spielt ein halbes Jahr später in der polnischen Heimat. Die Dreihundert, die infolge des Manifests auf Tausende angewachsen, durchstreifen alle Landesteile, wo Polen wohnen, und stellen heimlich fest, wer die Mahnung beherzigt hat, wer nicht. Die Störriichen trifft nun das Gericht: Die Schar der Netter erscheint. Sie tragen einen schwarzen Mantel, eine schwarze Kousfederata, einen roten „Was“ (Gürtel) und — rote Handschuhe. Gleichwohl sind ihre Absichten keine blutigen. Die Dörfler werden versammelt, zum Mitthun aufgefordert, wozu sie auch gern bereit sind; wie allen Mitgliedern der Bande, wird auch ihnen eingeschärft, sich aller Gewaltthaten, allen Plünderns auf eigene Faust zu enthalten — bei Gefahr des Todes. Nun wird der betreffende Pfarr- oder Edelhof umzingelt, der Besitzer vorgerufen. Es werden ihm drei Fragen vorgelegt:

Ob er auf sein Geld und Gut zu Gunsten der Nation verzichtet, ob er allen „Bahndieben“, also namentlich den „frommen Märgen“ und dem Vorurteil, daß der Adel einen Vorzug begründe, entsagen, endlich, ob er im befreiten Polen als Gleicher unter Gleichen leben wolle. Antwortet er mit „ja!“, so wird ihm gegen Quittung alles Entbehrliche abgenommen und er kann ruhig in seinem Hause bleiben; weigert er sich, so wird das Haus durchsucht, Geld und Geldswert aufgezeichnet, eine Quittung ausgestellt und der Mann dann für so lange ins „nächste Gefängnis“ gesteckt, bis die „Anarchie“ fertig ist. Dann wird er über die Grenze gebracht. „Wer ihm ein Haar krümmt, ist des Todes!“ Ein Fall bewaffneten Widerstandes ist nicht vorgesehen, ebensowenig ein Eingreifen der Staatsgewalt. Die ganze Historie läuft glatt und programmgemäß ab, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wird. Auch nicht fremdes Blut. Preußen, Oesterreich und Rußland lassen die Anarchie in ihren polnischen Provinzen ruhig durchführen, vielleicht, weil sie zunächst nichts dabei verlieren, denn „die Steuern werden vorläufig fortbezahlt und den Beamten geschieht nichts.“ Erst nachdem die Steuern weigert, die Beamten höflich entfernen. Das führt aber auch nicht zum Kriege. Die polnische Anarchie sieht so wohl geordnet, einheitlich und gestützt da, daß sich die drei Großstaaten im Frieden mit ihr vertragen.

Das letzte Buch: „Die Rettung“, füllte nur wenige Blätter des Manuskripts. Dies wenige war nicht ganz zu verstehen. Es handelte sich darin um die neue Ordnung, die dann aufgerichtet wurde; wiederholt war von Schulen und Spitalern die Rede, auch von „Tempeln der Vermunft“. Im letzten Satz war gesagt, daß Polen der erste anarchische Staat gewesen sei, jedoch bald auf dem ganzen Erdball Nachahmung gefunden habe.

Über den Gesamteindruck, den mir das Werk gemacht hat, habe ich bereits gesprochen, ebenso über den der Persönlichkeit des Verfassers. Man wird es darnach begreiflich finden, daß ich mich, sobald er wieder zu mir kam, nicht mit einigen Redensarten aus der Sache ziehen wollte. Ich machte mir eine Reihe von Notizen über jene Punkte, die ich mit ihm zu besprechen gedachte, und nahm mir vor, alles, was an mir lag, zu thun, um diesen eiteln, mißleiteten, aber grundbraven Menschen wenigstens einigermaßen von seinen gefährlichen Träumereien abzubringen. Denn daß dies ein grundbraver Mensch sei, zweifelte ich

nicht; wer mit solchem fanatischen Haß in der Brust sogar auf dem Papier keinen Tropfen Blut vergießen kann, ist gewiß nicht böse. Und gewiß für alle Zeit — auch dies erhellt aus dem Roman — niemand gefährlich, als sich selbst.

Aber ich bin nicht dazu gekommen, meinen Vorfaß auszuführen und die Notizen sind unbenutzt geblieben, bis sie mir bei Abfassung dieses Aufsatzes gute Dienste geleistet haben. Sonntag um Sonntag verstrich, der Mann ließ sich nicht blicken. Ich dachte seiner oft und nicht ohne Besorgnis.

Sie erwies sich zu meiner Freude als grundlos. Reichlich ein Jahr später, im Spätherbst 1885, kam ein älterer, ärmlich gekleideter Mann zu mir, offenbar ein Handwerksgehilfe, und bat im Auftrage des Autors um das Manuskript. Ich fragte, wo der Herr jetzt wäre? In Amerika, war die Antwort, und es gehe ihm dort gut. Warum er sich, fragte ich, das Manuskript nicht vor seiner Abreise selbst geholt habe? Mein Besucher lächelte. „Vielleicht mußte er rasch abreißen.“ Schließlich fragte ich, ob er eine Legitimation habe. „Nein“, erwiderte er, „aber vielleicht genügt dies da.“ Es war eine Photographie des jungen Mannes, in einem Newyorker Atelier aufgenommen. Darauf gab ich dem Boten das Paket.

Seither habe ich nie wieder von dem Manne gehört, freilich oft seiner gedacht.

„Anarchie!“ an allen Ecken und Enden. Freilich eine andere, als sie mein Besucher in seinen Träumen gesehen hat, die gruelvolle Anarchie durch blutige Thaten. Aber ich meine, in jene geistige Atmosphäre, wo dieser wilde, verbrecherische Fanatismus gedeiht, leuchten auch diese Aufzeichnungen hinein.

Besonders lebhaft hat mir die „Affaire von Kosciellec“, der versuchte Raubmord auf den Probst von Poninski am 7. April 1892, die Erinnerung an den Retter, erneuert. Vier abenteuerlich als „Anarchisten“ gekleidete Männer überfielen den Probst; drei von ihnen gaben sich, als sie umzingelt waren, selbst den Tod, ein Viertes entran. Ich möchte aber nach dieser Hinsicht nicht mißverstanden sein. Ich habe nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß etwa der „Retter“ einer der vier Missethäter von Kosciellec gewesen ist und halte dies auch für fast undenkbar. Benignitens müßte einen dann alle Menschenkenntnis trügen. . . . Aber auch dafür fehlt mir jeder Anhaltspunkt, daß von dem Roman „Zbawca“ und seinem Verfasser zu jenem Verbrecher irgend welche direkten Fäden laufen. Auch dies erscheint mir

höchst unwahrscheinlich. War je ein Werk zur Agitation ungeeignet, so dieses. Aus so laugen verworrenen Schilderungen, die obendrein die Gewaltthat so sanft, so grenzenlos naiv und gutmütig ausmalen, steigt keine solche Drachensaat auf.

Etwas anderes aber halte ich für sehr wohl möglich: daß der Roman und die That einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, daß ähnliche Dinge im Kreise der „polnischen Anarchisten“ besprochen worden sind. Warum auch nicht?! — der Kreis scheint ja winzig klein zu sein. Der eine, eine gutartige Natur, ein fleißiger Arbeiter, macht aus allerlei Gesprächen und Plänen einen Roman, in welchem ja ein Gotteswillen kein Blut vergossen wird, der andere, eine bössartige Natur, ein träger Arbeiter, setzt die Gespräche in seiner Weise in häßliche Verbrechen um.

In diesem Sinne und nur in diesem erscheint mir der „Zbawca“ nicht bloß für den Anarchismus überhaupt, sondern auch speziell für die Affäre von Kosciellec charakteristisch. Trifft dies zu, dann bleibt die That zwar genau so abscheulich, wie zuvor, aber sie wird doch ein wenig verständlicher. Das gewaltsame Ende der Verbrecher machte eine völlige Klarstellung ihrer Beweggründe für immer unmöglich. Bei solcher Sachlage tritt die Hypothese in ihr Recht und findet liebevolle Pflege, die um so eifriger genötigt wird, je aufregender das Ereignis war. Das ist natürlich und begreiflich; es konnte auch damals gar nicht anders sein. Aber eben so begreiflich war es auch, daß das Ergebnis, zu dem die Einzelnen gelangten, oft genug über ihre eigenen Überzeugungen weit mehr Licht verbreitete, als über das Ereignis, welches sie aufklären wollten.

Vielleicht erblickten viele in dem Defan von Poninski nur deshalb das „erste Opfer“ und glaubten felsenfest an einen mächtigen Geheimbund mit wohlorganisiertem, gegen die ganze Geistlichkeit einer Provinz gerichtetem Mordplan, weil ihnen die Pein dieses Gedankens, durch andere Erwägungen sehr wesentlich gelindert wurde, z. B. die, was alles zur gründlichen Verhütung solcher Verbrechen fortan durch Jahrzehnte in Schule und Kirche gesehen müßte. Andere wieder schienen geneigt, in den Mördern von Kosciellec Verbrecher gewöhnlichen Schlages zu erblicken. Was Trübtiges aber schon damals gegen beide Auffassungen sprach, fiel dabei unter den Tisch.

Wit Unrecht, denn es war nicht wenig. Wollte man an die wohlüberlegte That eines großen Geheimbundes glauben und in den vier Leuten etwa die durch das Los bestimmten Sendlinge ihrer

Genossen erblicken, dann mußte man auch annehmen, daß die polnischen Anarchisten unendlich viel dümmere seien, als ihre Verbündeten anderer Nationalität, wofür aber doch eigentlich weder in der durchschnittlichen Intelligenz ihres Volkes noch sonst irgendwo ein rechter Grund zu finden war. Wo immer die Anarchisten vorher wie nachher aus Gewinnsucht gemeine Verbrechen begangen haben, ist dabei ein Prahlens mit ihrem Parteizweck nie vorgekommen, — im Gegenteil, sie haben in solchen Fällen stets alle erdenkliche List aufgeboten, ihre Unthat als Verbrechen gewöhnlicher Diebe und Raubmörder erscheinen zu lassen. Was sollten sie auch durch das Gegenteil erreichen wollen? Das Publikum und die Polizei zur Abwehr aufzusuchen oder statt des einzelnen Täters die ganze Partei der Gefahr der Entdeckung preiszugeben?! Und dieselbe Partei, derselbe Wille sollte nur eben in diesem einen Falle diese Attentäter mit roten Schärpen, roten Drohplakaten und einer Liste derer, die nach dem Pfarrer v. Pominski an die Reihe kommen sollten, nach Koscielce entsenden haben?! Wie dies schwer glaublich war und ist, so ließ auch die Art der Ausführung wahrlich nicht auf einen Zusammenhang mit den Anarchisten schließen. Wie diese derartige Verbrechen ansühren, wissen wir ja aus den Fall Eijert und anderen: mit größter Abgesamtheit, nach kaltblütigster, schlauester Abwägung aller Umstände. Das Attentat von Koscielce hingegen sucht gewiß in der Geschichte der vorbedachten Verbrechen an Kopflosigkeit und Klumpheit seines Gleichen.

Aber auch mit der Hypothese, die vier Männer seien lediglich Mordgesellen gewöhnlichen Schlags gewesen, die sich nur eben als Anarchisten vernehmen, ließ sich wenig anfangen. Warum sollten sie sich so maskiert haben? Um Herru v. Pominski Furcht einzuschleusen? Vier Revolver sprechen deutlicher, als das roteste Plakat. Wozu dann auch die kompromittierenden Verzeichnisse der Pfarrer? Waren das die reichsten Männer der Provinz Posen?! Endlich aber: gewöhnliche Mörder nehmen auch kein Ende, wie die Attentäter von Koscielce: drei von ihnen töteten sich lieber selbst, als in die Hände ihrer Verfolger zu fallen.

Die Wahrheit lag wohl in der Mitte.

Die Vier waren gewiß nicht Sendlinge einer großen anarchischen Gruppe, sondern eben „polnische Anarchisten“; höchst wahrscheinlich die — ganze Partei, soweit sie eben zu Thaten geneigt war. Gewöhnliche Mörder waren sie wahrscheinlich insofern nicht, als ihr Motiv neben der Habgier wohl auch der Fanatismus war und — es ist schade, daß man sie nicht darnach fragen konnte, welche Schulen sie besucht haben, vielleicht eine ähnliche wie Jan . . . Aber wie dem auch sei, und wenn sie auch keine gewöhnlichen Mörder gewesen sein mögen, gemeine Mörder waren sie doch. Gemeine Mörder, wie alle Anarchisten, die aus Fanatismus oder zur Füllung der Parteikasse Menschenleben opferten. Nichts entspräche der Absicht, die mich zu diesen Anzeichnungen bewogen hat, weniger, als wenn man in ihnen etwa eine beschönigende Motivierung solcher Verbrechen erblicken wollte.

Litterarische Notizen.

— Taduzisz Kosciuszko in der deutschen Litteratur. Von Dr. Robert A. Arnold. Berlin, Rauer und Müller. Der Verfasser, Privatdozent an der Kaiser-Universität, von dem wir bereits wiederholt fauber, reich und gewandt gearbeitete Monographien anzusehen konnten (zuletzt das hübsche Schriftchen über die deutschen Polensamen), beschäftigt sich mit Studien über die deutsche Polenslitteratur und schickt ihnen die vorliegende Brotschärfe gleichsam als Gerold und Kühler voraus. Als erster Versuch mag sie gelten; von einer abschließenden Arbeit wäre, wenn auch absolute Vollständigkeit in der Ausführung der Dichter, die einen einst so populären Stoff behandelt haben, nicht zu erreichen und billigerweise darum auch garnicht zu verlangen ist, doch relativ größere Vollständigkeit zu fordern; wir z. B., die wir uns nie mit dem

Thema beschäftigt haben, wüßten einen Dichter zu nennen, den Arnold nicht anführt: Moriz Napasport; auch er hat Kosciuszko besungen; andere Dichter würden gewiß mehr solcher fehlenden Namen anzuführen wissen. Auch die Sonnet erscheint uns für eine derartige Schrift etwas zu geräuschvoll, der Stil ein wenig zu buntlich; die Worte über Gregor Samorow und gar über die im vorliegenden Falle zudem ganz unschuldige Wahlbach erscheinen uns nicht recht geschmackvoll. Endlich scheint uns der Herr Verfasser für die Persönlichkeit des Besungenen doch ein wenig mehr eingenommen, als dem Dichter — und das ist doch auch der Litterar. Historiker — zukommen. Wir bemerken dies in besserer Absicht: weil wir die größere Studie, die folgen soll, gern so maßlos als möglich sehen möchten.

— 8.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:
 Pierbaum, Otto Julius, Jergarten der Liebe. Berlin, Verlag der Insel und Schuster & Köhler.

Gumpenberg, Hanns von, Das Deutsche Dichtersch. München 1901. Verlag der Deutsch-Französischen Rundschau.
 Nyfing O. (Otto Morat), Passion der Liebe. Roman. Leipzig, C. F. Tietzenbach Ver. Cio.

Vertrieb unter Verantwortlichkeit des Verlagsvertrags Karl Ernst Hanstein in Berlin. — Nachdruck auch im Übrigen ist untersagt und wird strengstens verfolgt. — Verlag des Verlagsvertrags Karl Ernst Hanstein in Berlin. — Lind und Ed. S. Vörschwald, Berlin C.



Schweigen.

Erzählung von S. Oltmer.

I.

Der Arzt hob den Kopf von der Brust des vor ihm stehenden jungen Mannes. Durch eine Handbewegung bedeutete er dem Patienten, daß er sich wieder ankleiden könne. Dann wandte er sich ab, stellte das Hörrohr auf einen Tisch mit Glasplatte und machte sich mit den Instrumenten zu schaffen. Der andere knipste in nervöser Hast sein Hemd zu und sahr in Weste und Rock. Dabei sandte er unruhige Blicke nach der etwas vorgebeugten Gestalt des Arztes hinüber. Die Halsbinde in der Hand trat er an ihn heran.

„Nun, Herr Doktor?“

Dieser wendete sich um und lud seinen Besucher ein, sich zu setzen. Gerhard Blank ließ sich nachlässig in einen Sessel gleiten. Dr. Martiny blieb stehen und sagte langsam, als ob er jedes Wort abwäge, die dunklen Augen auf seinen Patienten geheftet:

„Es ist alles genau, wie ich Ihnen nach der ersten Untersuchung gesagt habe. Sie können ein steinkalter Mann werden, aber vor jedem Übermaß haben Sie sich zu hüten. Vermeiden Sie, so viel wie möglich, das Ausgehen bei strenger Kälte. Tanzen, Reiten und dergleichen lassen Sie ganz. Selbstverständlich auch vieles, hastiges und kaltes Trinken. Sie haben bisher in unverantwortlicher Weise auf sich eingestürzt.“

Blank zuckte die Achseln. Ein frivolcs Lächeln kräufelte seine, mit einem laugen hellblonden Schnurrbart gezierte Oberlippe.

„Man ist eben jung,“ sagte er.

„Gewiß,“ erwiderte Martiny trocken. „Man sollte aber nie vergessen, daß das, was man gegen sich selbst sündigt, am wenigsten ungerächt bleibt. Aber es handelt sich hier nicht um Ihre Vergangenheit, sondern um Ihre Zukunft. Was ist Ihr Beruf?“

Gerhard Blank zuckte zusammen. Lebhaftc Röte stieg ihm ins schmale Gesicht.

„Sollten Sie meinen Namen noch nicht gehört haben?“

„Nein,“ sagte der Arzt, ohne jegliche Verlegenheit.

„Ich bin Gerhard Blank —“ Er betonte die Worte bedeutungsvoll und machte eine Pause. Da Martiny kein Zeichen gab, daß er nun über die Persönlichkeit seines Gegenüber im klaren sei, fügte der andere hinzu:

„Der Komponist und Virtuose. Ich —“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn der Arzt. „Jetzt weiß ich. Ich habe wenig Zeit für die Tagesblätter. Auch interessiere ich mich nicht für Musik. Ihr Name ist mir aber schon vor Augen gekommen; er war mir nur im Augenblick nicht gegenwärtig. Ich habe Sie nun aber auch vor Übermaß in Ihrem Berufe zu warnen. Das Üben durch viele Stunden müssen Sie lassen. Sie dürfen sich auf keinerlei Weise überanstrengen.“

Der junge Mann sprang empor:

„Wie kann ich denn das! Man bewirbt sich von allen Seiten um mich. Die Impresarii überbieten sich. Ich bin heute schon geschätzt wie Sarafate. Ich stehe am Beginn einer großen, vielleicht noch nie dagewesenen Laufbahn — nur rastlose Arbeit kann mich auf der Höhe erhalten. Jetzt bin ich eben im Begriff, eine Tournee nach Rußland anzutreten — ich werde die Ehre haben, im Winterpalais zu spielen.“

„Sie haben meinen Rat verlangt,“ sagte der Arzt ruhig, „ich gebe ihn. Inwiefern sie ihn befolgen, steht bei Ihnen.“

„Und wenn ich ihn nicht befolge, was dann?“ Blank warf den Kopf zurück und sah den zarten kleinen Mann von oben herab herausfordernd an.

„Dann,“ erwiderte der Arzt eindringlich, „dann werden Sie kaum alt werden.“ Er überflog die biegsame Gestalt seines Patienten mit einem Blick. „Ob Sie dann die Dreißig erreichen — niemand könnte Ihnen das versprechen. Nach einer heftigen Anstrengung, nach einer übermäßigen Bewegung, nach einem hastigen Trunk kann Ihre Lunge plötzlich den Dienst verjagen.“

Der Musiker war bei diesen Worten bis in die Lippen erblaßt. „Sterben,“ stöhnte er, „sterben!“ Seine stolze Haltung war plötzlich dahin, wie vernichtet sank er in den Sessel zurück, von dem er vorher aufgesprungen war. „O Gott,“ jammerte er, „sterben — bei meinen Erfolgen und Ansichten, sterben, das kann ja nicht sein.“ Er schlug die Hände vors Gesicht und fing zu schluchzen an.

Martiny legte ihm die Hand auf die Schulter. „Kopf in die Höh!“ sagte er. „Sie sind kein verlorenener Mensch. Ihr Schicksal liegt vor allem bei Ihnen selbst.“

Doch Blank schien ihn gar nicht zu hören. Ganz gebrochen lag er da. Durch sein krampfhaftes Weinen klangen nur abgerissene Worte:

„Berühmt — Karriere — warum gerade ich — alle hätten mich überflügelt — ich — sterben — o Gott, o mein Gott!“

Das sonst so gütige Gesicht des Arztes nahm einen mehr verächtlichen als mitleidigen Ausdruck an.

„Seien Sie ein Mann,“ sagte er ziemlich scharf, „weibliches Sichgehenlassen macht nichts besser. Leben Sie von nun ab mit Schonung und Vernunft — hoffentlich ist es noch Zeit.“

Er machte eine Pause. Als aber sein Patient das Haupt nicht erhob, die Hände nicht vom Antlitz entfernte, sagte er sehr bestimmt:

„Ich muß Sie bitten, Herr Blank. Meine Zeit ist gemessen. Es warten noch mehr Leute.“

Blank schnellte empor und warf den Kopf zurück. Im Nu lag der alte Ausdruck leichtsinnigen Hochmuths wieder auf seinen hübschen Zügen.

„Haben Sie mir noch etwas zu verordnen?“ fragte er gereizt.

Der Arzt schien einen Augenblick zu zögern. Dann sagte er:

„Nein! Positives zu thun haben Sie überhaupt nicht, nur Schädliches zu vermeiden. Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, daß Sie nach meinem Dafürhalten auf das Heiraten verzichten müssen.“

Nochmals zitterte es um die Mundwinkel des jungen Mannes, doch klang seine Frage eher herausfordernd als erschreckt:

„Aber warum, wenn ich bitten darf?“

„Der künftigen Generation wegen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob Kinder aus einer Ehe mit Ihnen gesund wären.“

„Wissen Sie das bestimmt?“ fragte Blank scharf.

„Bestimmt.“ Der milde Ernst auf Martinys Zügen wandelte sich in ein trauriges Lächeln. „Bestimmt wissen wir überhaupt gar nichts. In vielem tappen wir sogar noch völlig im Dunkel.

Hier aber lehrt die Erfahrung, daß der Prozentjah der gesunden zu den kranken Kindern kein günstiger ist.“

Blank zuckte die Achseln. „Kranke Kinder kann ein jeder bekommen, wenn das Unglück es will.“

„Ich kann Ihnen nur meine Ansicht sagen. Ich selbst an Ihrer Stelle würde es als meine bedingungslose Pflicht betrachten, auf die Ehe zu verzichten. Und nicht allein der Nachkommenschaft wegen. Sie bringen die Frau selbst, die Sie heiraten, in Gefahr. Und außerdem — gesetzt sie bliebe verschont — ich jagte Ihnen schon, Sie können ein hohes Alter erreichen, bei großer Vorsicht. Sicher ist Ihnen das aber auch selbst dann nicht. Im Falle des frühen Todes ließen Sie aber sehr möglicherweise Ihre schuldlose Frau allein mit kranken Kindern zurück.“

„Niemand weiß, ob er alt wird!“ rief der Komponist fast höhnisch.

Der Arzt nickte. Dann machte er eine verabschiedende Handbewegung.

Blank verbogte sich nachlässig und schritt der Thüre zu. Bevor er sie aber erreicht, wandte er sich um und trat nochmals dicht an Martiny heran.

„Ich darf doch auf Ihre Discretion rechnen, Herr Doktor.“

Der Arzt maß den jungen Mann mit einem einzigen Blick aus seinen tiefen Augen. Er hob dabei kaum das Haupt, das er stets ein wenig vorgebeugt hielt. Doch schien er plötzlich den anderen zu überragen, trotzdem Blank thatsächlich um zwei Kopfeslängen größer war als er.

„Etwas, was ich in meinem Berufe erfahren, pflege ich nicht weiter zu erzählen. Es ginge dies nämlich gegen die sogenannte Ehre.“ Mitleidige Ironie tönte aus den Worten.

Blank biß sich auf die Lippen.

„Verzeihen Sie!“ warf er hin. Es sollte hochmütig klingen, klang aber betreten.

Martiny sah seinem Besucher einen Augenblick nach, dann warf er leise den Kopf zurück, als wolle er etwas abschütteln, was ihn belästigte, und drückte auf die elektrische Klingel: das Zeichen für seine Patienten, nach der Reihenfolge ihres Kommens bei ihm einzutreten. Ein Anschlag im Wartezimmer klärte über diese Einrichtung auf. Ein schwächlicher Junge schob sich vertegen durch die schwere Portiere.

„Was willst Du, mein Kind?“ fragte der Arzt gütig.

„Ach hab' mir mau 'n Span in 'n Daumen jetrieben, um da meente der Meester, der Herr Doktor —“

„Laß sehen!“ Er besah aufmerksam den verletzten Finger. „Ich will Dir's gleich heransmachen — es wird aber weh thun. Wirst Du stille halten, oder soll ich einen rufen, der Dich festhält?“

„Nee,“ sagte der Junge. „Stille halt'n wern wer schon. Zieh'n Se man!“

„Schreie aber nicht. Das nützt nichts, und nebanan sind Leute. Die mögen das nicht gerne, und ich mag's auch nicht.“

„A, wo wer ick denn!“

Und wirklich, er rührte sich nicht, obwohl ihm vor Schmerz das Blut zu Kopfe stieg und die Thränen in den Augen iraten. Mit aneinander gebissenen Zähnen stand er da, die Beine gespreizt, um sich festeren Halt zu geben.

„Brav, mein Junge,“ sagte Martiny, während er ihm die Finger verband. „Bist ein tapferer Kerl.“

„Danke schein!“ stammelte der Knabe und wandte sich zum Gehen, tastete dabei aber unwillkürlich nach einem Halt.

„Warte ein wenig — Du bist ja ganz blaß; da jeh' Dich her —“ Damit drückte Martiny den Jungen in den Sessel, in dem vorhin Gerhard Blank seine Zimmerzene aufgeführt hatte, schenkte an einem Seitentisch ein Glas Wein ein und gab ihm zu trinken.

„So. Siehst Du, jeh't geht es wieder. Nun erzähl' mir aber, bei welchem Meister bist Du denn?“

„Na, hier unten in's Hans, bei'n Tischler.“

„So — gehst Du denn nicht mehr zur Schule?“

„Nee — seit Ostern bin ick raus.“

Der Arzt maß ihn mit den Augen. „Hätte Dich für jünger gehalten. Wer sind denn Deine Eltern? Du läufst ja in zerrissenen Stiefeln herum.“

Der Knabe wurde glühend rot — er zog die Füße zurück.

„Mutter kann nich für allens sorgen — wir jein unser fünf. Wat ick verdiene — jeh' ick ihr ab — jonsten reich't's nich.“

„Was verdienst Du denn? Gibst Dir der Tischler was, bei dem Du in der Lehre bist?“

„Nee! Aber des Morgens trage ick für'n Bäcker Brot zu die Herrschaften — da krieg ick 'ne Mart de Woche —“

„Dann stehst Du denn auf?“

„Um fünf muß ick bei'n Meister Bäcker jein und um achte bei'n Meister Tischler.“

Martiny betrachtete das dünne Kerlchen mit leidig. Dann trat er an seinen Schreibtisch und

schrieb einige Worte auf einen Block. Er riß das Blatt ab und reichte es dem Jungen.

„Damit gehst Du zu meinem Schuster — die Adresse steht mit dabei. Der wird Dir ein Paar Stiefel machen. Aber sag' mal, wer ist denn Dein Vater?“

Der Junge fraute sich verlegen den Kopf. „Na, wissen Se, Herr Doktor, der is nich mehr velle. Früher war er Maurer, aber bei'n Streit in's vorige Jahr hat er mitjestrreit. Da hat er sich det Trinten angewehnt, nu nu kann er's nirgend mehr anshalten — un — un —“

„Hm!“ machte Martiny. „Weißt Du was, grüß' mir Deine Mutter schön, und sie soll mich einmal besuchen, wenn sie Zeit hat. Und Du kommst übermorgen hierher und läßt Deinen Finger noch einmal ansehen. Nein, zu bedanken brauchst Du Dich nicht. Verliere nur den Zettel für den Schuster nicht. Und nun Gott befohlen.“

„Zwei Welten,“ dachte der Arzt: ‚der feige berühmte Mann und der tapfere kleine Proletarier, der sich, ohne zu zucken, den Span aus dem Fleisch ziehen läßt und vor Tage auf ist, um seiner Mutter eine Mart in der Woche heimzubringen.‘

Er klingelte. Die wenigen Patienten, die noch da waren, ließen sich rasch erheben.

Und nun war er fertig. Gott sei Dank. Er sah auf die Uhr. Seine Sprechstunde war freilich ohnedies bereits wieder nur ein Beträchtliches überschritten. Er rief den Diener und schlang das Essen, das dieser ihm stets aus dem nahen Restaurant besorgte und auf den ungedeckten Tisch seines Spezzimmers stellte, hastig hinunter. Dann begab er sich in sein kleines Laboratorium. Dort fand ihn oft noch der grauende Morgen in angespannten Ringen, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen. Diejem Kampf mit den großen Niederlagen und den kleinen Siegen hatte bis heute sein Leben gehört, nur ihm. Ohne rechts oder links zu sehen, war er vorwärts gegangen. Sein einziger Lohn, daß er zuweilen fand. Meinte er aber auf der richtigen Fährte zu sein, so scheute er nicht davor zurück, mit dem Alten zu brechen und anzuwenden, was ihm heilsam schien. Natürlich ging's dabei nicht ganz ohne Opfer ab. Das ließ er sich aber nicht ansechten. Was Tausenden zum Segen gereichen konnte, mußte gewagt werden, verkürzte es vielleicht auch einmal einem jedenfalls Verlorenen das Dasein um ein paar Jahre. Langsam hatte sich eine kleine Gemeinde um ihn gebildet, die zu ihm anjah wie zum Verkünder neuen Heils. Nicht nur die Armen, wenn auch diese überwiegend, sondern auch Reiche

und Vornehme suchten bei ihm, was sie anderswo nicht gefunden hatten. Das machte ihm Feinde unter seinen Fachkollegen, ein Sturm gegen ihn brach los. Er schwieg dazu. Damit war ein neuer Angriffspunkt gegeben. „Warum erwidert er nicht?“ hieß es. „Warum veröffentlicht er seine neuen Entdeckungen und Methoden nicht in unseren Zeitschriften? Warum schließt er sich ab wie ein Wundermann, wenn er nicht Gründe hat, uns seine Mittelchen zu verheimlichen?“ Hinterbrachten ihm seine Anhänger diese Reden, dann sagte er: „Ich hab' keine Zeit zu Dissertationen — ich bin auch noch nicht fertig. Es ist nichts abgegeschlossen. Wer aber zu mir kommt, soll alles wissen, was ich weiß. Ich verhehle nichts. Jeder ist mir willkommen.“ Bißweilen beschlich ihn auch das Gefühl seines Alleinseins. Aber bisher war ihm die Arbeit Trost und Ersatz für alles gewesen: Freund und Geliebte, alle Freuden des Lebens. Ging er an sie, so war im Nu die ganze Welt versunken und er so einsam mit ihr, als wäre rings um sie beide ein weiter, leerer Raum statt des brausenden Berliner Lebens. Stets war es so gewesen. Heute aber trieb ihn eine sonderbare Unruhe vom Buch empor, an das er sich gesetzt hatte. Er maß das Zimmer ein paar mal zögernden Schritts und strich sich sinnend mit der Hand über die Stirne. Dann setzte er sich wieder. Aber nach kurzer Zeit sprang er von neuem von seinem Stuhl auf. Dann lächelte er, schüttelte den Kopf und suchte sich wieder in das Buch zu vertiefen. Er stützte die Arme auf den Tisch und presste die Hände an die Ohren, als wolle er ein Geräusch von außen fern halten. Aus der stillen Seitenstraße klang aber kaum ein verwehter Ton durch die geschlossenen Scheiben zu ihm empor. Die Unruhe kam aus seinem eigenen Herzen, rauschte ihm im Blute und zupfte an seinen Nerven. Es nützte nichts. Es ging heute nicht mit der Arbeit. Endlich schlug er das Buch zu.

„Sieh Dich gefangen, Erich,“ sagte er zu sich selbst, „zieh Deinen Frack an und geh hin. Du bist doch gewöhnt, ehrlich gegen Dich zu sein, also gestehe Dir's nur ein, daß Du in das Mädchen verliebt bist. Sehr verliebt, Erich, und obendrein haßt Du sie von ganzem Herzen lieb. Wie reizend ist sie aber auch!“ setzte er zu seiner eigenen Entschuldigung hinzu, während es wie Sonnenschein über sein ernstes Gesicht flog.

Er löschte seine Lampe und ging sich ankleiden. Dabei arbeiteten seine Gedanken in derselben Richtung weiter. „Aber was hoffe ich?“ fragte er sich, während er sich aufmerksam im Spiegel betrachtete. „Mein

Außeres ist wirklich nicht bestechend. Sie ist wohl auch um einen Kopf größer als ich. Und sonst — was kann ich ihr bieten? Bestenfalls ein wenig Namen. Aber wie ist selbst der angefeindet! Und durch, wirklich durch mit dem, was ich will, bin ich noch lange nicht. Ein Vielverdiener werde ich auch nie werden, wenn ich auch wohl eine Frau erhalten könnte und ein paar Kinder dazu — hoffentlich wären sie uns beschieden. Also, warum sollte sie bei ihrer Jugend — Geld hat sie wohl auch — Er greif nach Hut und Handschuhen. Ach was! Bin ich bis hierher gekommen aus meinem kleinen Nest heraus auf meinen eigenen zwei Beinen, so glückt es mir vielleicht auch noch, das Mädchen, das es mir angethan hat, zur Frau zu bekommen. Und damit basta und vorwärts.“

II.

Es war gerade eine Tanzpause, als Martiny in den Ballsaal trat. Er ging sofort auf Dora Miller zu, deren rosa Kleid sich leuchtend von der weißschimmernden, goldverzierten Marmorwand abhob.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein.“

Sie streckte ihm zutraulich die Hand hin:

„Herr Doktor, welches Wunder? Ich dachte, sie gingen nie auf einen Ball.“

„Ich' ich auch nicht. Heute aber — Sie werden schon erfahren, warum ich hier bin.“

„So?“ sagte sie neckend. „Es hat also einen tiefen Grund. Vielleicht im Dienste der Wissenschaft?“

Er lachte. „Nicht ganz.“

Die Musik begann wieder zu spielen. Sie wurde sofort geholt.

„Tanzen Sie denn nicht, Herr Doktor?“ fragte sie im Aufstehen.

„Nein.“

„Schade. Warum?“

„Hab's nicht gelernt.“

Ungläubig schüttelte sie das Köpfchen, während sie schon am Arm ihres Tänzers dahinslog.

Martiny blieb sitzen und sah ihr nach. Wie anmutig sie tanzte, und wie strahlend das Lächeln auf ihrem Gesichte war: reinste Freude, ohne Spur von Koketterie, ohne Ahnung von der Bewunderung, die sie erregte.

Vom blühenden Rosenkranz in ihren dunklen Locken bis zur Spitze ihres Pariser Schuhs war alles an ihr vornehmster Luxus, ausgefeilteste Eleganz. War das die Frau für ihn? Hatte er sie sich so geträumt oder vielmehr, mit ruhiger

Überlegung, als zu sich passend vorgestellt? Der tapfere Kamerad, der mitarbeitende Freund und Vertrante? Mit einem Wort, gleich dieser holde Sonnenstrahl der ersten Gefährtin seiner Jugend, seiner Schwester Agathe? Er war ins Leben hinausgegangen, indes sie noch zu Hause im kleinen Waldsdorf saß, jahraus, jahrein an derselben Stelle, im engen Pflichtenkreis und doch mit welchem offenen, weiten Blick! Wie verstand sie ihn, wenn er je und je wieder einmal bei ihr einkehrte, um kurze Rast zu halten, wie war sie befähigt, seinen geistigen Bestrebungen, seinen wissenschaftlichen Errungenschaften bis in ihr Feinstes zu folgen. Bis heute hatte er in ihr nicht nur das Ideal des Weibes, sondern vor allem seines Weibes gesehen: ernst, treu und ein wenig nüchtern wie er selbst. Der liebliche Schmetterling, der da vor seinen Augen den biegsamen Körper auf den Wogen des Tanzes wiegte, in nichts gleich er dem Bilde seiner bisherigen Wünsche. Was änderte das aber? Weggesetzt war alle Überlegung vor dem Begehren, dies holde Geschöpf zu erringen, den Schlag ihres jungen Herzens an seinem eigenen zu fühlen, fortan mit der weichen kleinen Hand in der seinen durchs Leben zu gehen. An ihm rächte es sich eben wieder einmal, daß er ein reifer Mann geworden war, ohne alle Tyrotheit und Liebe. Da war sie nun, lagte seinen Grundhaken ins Gesicht und zog ihn in den Banden seines eigenen hochaufwallenden Blutes zu dem Mädchen, das in allem sein Gegenpart war. Was wußte sie von der Schattenseite des Lebens, von Krankheit und Not, Elend und Kampf? Vielleicht irrelig war gerade dies der Zanber, der ihn anzog. War sein eigen Leben bisher doch damit verfloßen, mit brennender Leuchte in die finstersten Winkel des Menschendaseins etwas Licht zu werfen, um Gewürm und Geier ans ihnen zu vertreiben. Sie aber verkörperte ihm die Sonnenseite, alles, wovon er bisher nichts besaßen: Jugend, Schönheit und Frohsinn. Wenn er sie errang — und sein heißes Herz, sein starker Wille sagten ihm, während er sie so mit den Augen verfolgte, daß er sie erringen würde — dann sollte ihr kein Ständchen von den Flügeln gestreift werden, gerade wie sie war, sollte sie bleiben, das allbeste, das geliebteste seiner Kinder. Was Agathe wohl dazu sagen würde — Agathe?

Plötzlich drehte er unwillkürlich den Kopf zur Seite. Jemand starrte ihn ans nächster Nähe an. Mit gekrenzten Armen stand Gerhard Blank an einer der vorpringenden Säulen des Saales, den hochmütigen Blick auf ihn gerichtet. Martiny sah ihm fest in die Augen. Da wandte Blank sich ab, ohne

ihn zu grüßen, als habe er ihn nie gesehen. Im selben Augenblick trat die Wirtin an den Musiker zu.

„Sie tanzen ja heute gar nicht, Herr Blank?“

Er machte eine stumme Verbeugung.

„Kennen Sie denn schon unsere Schönheit, Fräulein Müller? Darf ich Sie vorstellen? Liebe Dora,“ wandte sie sich zu dem Mädchen, das eben wieder auf seinen früheren Platz an Martinys Seite zurückgekehrt war, „erlauben Sie, daß ich Ihnen unseren berühmten Gerhard Blank vorstelle.“

Dora erröthete. „Ich freue mich,“ sagte sie schüchtern. „Ich war in Ihrem Konzert — es war so schön.“

„Sie sind sehr gütig,“ erwiderte er, sie mit seinen blauen Augen voll unverhohlener Bewunderung anblickend. „Warum habe ich bisher nie das Glück gehabt? Leben Sie nicht in Berlin?“

„Doch. Aber erst seit ein paar Monaten. Papa war bisher Bankdirektor in Dresden. Jetzt ist er es hier. Aber darf ich Sie mit Herrn Dr. Martiny bekannt machen?“

Blank verbeugte sich leicht. Martiny neigte ernsthaft den Kopf.

„Sie haben mich spielen gehört?“ fuhr der Virtuose fort. „Sind Sie musikalisch? Übrigens was frag' ich, mit solchen Augen?“

„Ein wenig,“ erwiderte sie besangen. „Vor Ihnen wird es aber kaum bestehen.“

Ein Tänzer drängte sich an Blank vorbei zu ihr hin. „Darf ich bitten?“

„Nein,“ sagte der Musiker scharf. „Das gnädige Fräulein wird mir die Ehre geben.“

Er verbeugte sich vor ihr und legte den Arm um sie. Dabei streifte ein dreist verlegener Blick den Arzt, etwa wie ein ungezogener Junge sagt: „Du hast mir nichts zu verbieten — ich thu's doch.“

Zu nächsten Augenblick walzte er mit ihr durch den Saal.

Martiny überließ es. Es verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl, das Mädchen im Arm dieses Mannes zu sehen. Nicht nur, weil er wußte, welche Frivolität sein Tanzen bedente, auch sonst war der Reusch ihm durchaus unhympathisch. Wie großmüthig und unmannlich hatte er sich in der Unterredung mit ihm erwiesen und dann wieder wie unstränisch und hochmütig. Der Anblick berührte ihn, als ob etwas Unreines dem Mädchen zu nahe käme. Aber bei aller Voreingenommenheit mußte er, als er da dem Paare gespannten Auges folgte, zugeben, daß die beiden schlanken Gestalten trefflich zu einander paßten. Gleich dem Mädchen von tadelloser, ja raffinierter Eleganz tanzte auch Gerhard Blank wie

sie vorzüglich. Er hielt seine Partnerin fest im Arm, fast zu fest, wollte es dem Arzt scheinen. Sie folgte jeder seiner Bewegungen mit leichter, nachgebender Biegsamkeit. Als sie zum erstenmal an Martin vorbeikamen, glühten Doras Wangen bereits in tiefem Rot. Ob allein vom Tanz? Zum zweiten-, zum drittenmal streiften sie an ihm vorüber. Mehrere Paare hatten zu walzen aufgehört, andere waren neu eingetreten. Doch nach und nach lichteten sich die Reihen. Die Kapelle, aus fünf Ziguenern bestehend, spielte ungewöhnlich lange, ohne eine Pause zu machen. Eine dumpfe, erstickende Luft füllte den Saal von schwerem Blumenduft, vom jaden Geruch kühlender Getränke, vom unbeschreiblichen Brodem vieler erhitzter Menschenleiber geschwängert. Die Lichter der großen Gastrone waren von einem zitternden Dunstkreis umgeben. Schwüles Ernatten lag auf allen. Nur das eine Paar tanzte noch. Die anderen saßen und standen rings an den Wänden umher und sahen zu. Schon regte sich die Verwunderung, die Neugier, wie lange die es noch aushalten würden. Einen Augenblick schweig die Musik. Doch Blant rief dem Ziguener, der die Kapelle leitete, zu. Da winkte der seinen Lenten ab und spielte allein weiter. Langsam, die Geige am Kinn, stieg er von der Straße herunter und folgte dem tanzenden Paare. Immer näher kam er ihnen, als wolle er ihnen direkt ins Ohr fideln, wie er es auf der Nykta gewöhnt war, in einsamer Schenke, vor der der Magnat die schmaubenden Kasse anhält und abspiang, um sporenklirrend einzutreten, wenn er die geliebte Ziguengeige hörte. Da stand er nun unter dem Kronleuchter und drehte sich im Kreise, immer dem tanzenden Paare zu. Seine Geige schuchzte und jauchzte. An magischen Fäden schien sie den bleichen Tänzer um sich herumzuziehen. Dieser preßte Dora an sich. Sie hielt das Blumengesicht zu ihm emporgewendet wie hypnotisiert vom Blick, den er regungslos in ihre weitgeöffneten Augen senkte. Auf die Zuschauer legte sich eine seltsame Beängstigung. Einzelne Rufe der Warnung wurden laut. Die Ziguengeige tönte weiter. Doras spitzenbesetztes Ködchen streifte Martinus Knie, aus ihrem Haar fiel eine Rose entblätternd zu seinen Füßen nieder.

Die Hitze im Saal hatte sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Die Lichter bebten und schwannten, als vibrierten sie in den klagenben, jubelnden, stöhnenden Tönen der Ziguengeige. Doras Kopf war zurückgefunten. Mit geschlossenen Augen lag sie in Blants Armen — eisern hielt er sie umklammert. Seine schmale, schwarze Gestalt wirbelte

mit ihr um den Ziguener: ein Vampyr mit seiner Beute. Der Ziguener geigte immer toller, immer berückender. Das schwarze Haar fiel ihm ins bleiche Gesicht, seine Augen glühten, unter der zurückgezogenen Oberlippe blühten die Raubtierzähne hervor. Wie rasend fuhr sein Bogen über die Saiten, wie rasend tanzte Gerhard Blant um ihn herum.

Im Saale herrschte atemlose Stille. Nichts war vernehmbar als die Geige. Wie unter einem schweren Alp starrte die Menge lautlos, erbleich, in herz klopfender Aufregung dem unheimlichen Tanze zu.

Da sprang Martiny empor. Jeder Nerv an ihm zitterte. Er mußte dem Wahnsinn ein Ende machen, hätte es längst geollt. Was hatte ihn denn bisher gebannt? War's die tolle Geige oder das verrückte Schauspiel? Heißer Jörn wallte in ihm auf. Dieser Mensch, dieser selbe Mensch, der noch vor wenig Stunden in Todesfurcht vor ihm gewinkelt und geweint hatte, da tanzte er nun, tanzte wie ein Befessener, obwohl ihm gesagt war, daß sein Lebensfaden daran entzwei bersten könne. Und das Mädchen, das er liebte, hineingezogen zu sehen in die Kaseri, in bacchantischer Lust herumgewirbelt bis zur Erzdöpfung. Übergenug! Die Zähne aufeinander gepreßt, die Hände krampfhaft zur Faust geschlossen, trat er dem heranbrausenden Paar entgegen.

Aber im selben Augenblick hielten sie inne. Wehklagend, mit einem schrillen Schrei, zerbrach der Geigentön.

Mit geschlossenen Augen umklammerte Dora den Arm ihres Tänzers. Der achtete ihrer nicht. Sein Gesicht war grünlich faßl. Seine Lippen regten sich vergeblich. Knechend hob sich seine Brust.

Martiny trat auf Dora zu, löste ihre Hand fast gewaltsam von Blants Arm und trug sie, mehr als er sie führte, zum nächsten Sessel. Die Finger an ihrem Puls blieb er vor ihr stehen, sie, so gut er konnte, vor den Augen der anderen deckend. Doch diese drängten ohnehin amatmend aus der Schwüle; vom Bann erlöst schwirrten ihre Stimmen durcheinander. In Martinus Rücken öffnete ein Diener die Fenster. Der Arzt wartete, bis die Atemzüge des Mädchens allmählich ruhiger wurden, bis in ihr erbleichtes Gesicht etwas Farbe kam. Nun schlug sie die Augen auf. Da ließ er ihren Puls fahren und trat zurück.

„Wie konnten Sie das!“ sagte er mit gefurchten Brauen.

Über den weißen Hals hinauf schlug ihr die Röte bis zu den fuchten, gelösten Stirnlöchern,

aber es war ein sonderbar verklärtes Lächeln, mit dem sie den Kopf von ihm wegwandte.

„Da ist Papa!“ murmelte sie wie erlöst aufstehend und ging einem behäbigen blonden Herrn entgegen, der soeben in der Thür erschien. Das echte Bonivant-Gesicht — von dem hatte sie jedenfalls ihre dunkle Schönheit nicht.

Als Martiny ins Nebenzimmer trat, stürzte Blank gerade ein Glas eiskalter Pflirsichbowle hinunter; beim Anblick des Arztes erglühete der Kelch seiner Hand und fiel klirrend zu Boden.

„So feig wie leichtsinnig,“ murmelte Martiny zwischen den Zähnen und drehte ihm den Rücken.

Eine Weile darauf streifte er an Dora vorüber. Sie stand an ihres Vaters Seite. Jede Spur des aufregenden Tanzes war aus ihrem Gesicht verwischt; die dunklen Augen lächelten wie vordem in strahlender Unschuld.

„Sie finden meine Tochter mit der Dame, die meinem Hause vorsteht, sagt allabendlich zu Hause,“ hörte Martiny den Direktor zu Gerhard Blank sagen. „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, sie hier in die Gesellschaft einzuführen, da ich bisher viel in Berufsgeschäften abwesend war. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie die Damen besuchten. Hoffentlich will es ein günstiger Zufall, daß auch ich zu Hause bin und den Vorzug genieße.“

Blank dankte mit einem langen Blick auf Dora, mußte sich aber im selben Moment abwenden, da die Dame des Hauses seinen Arm mit dem Fächer berührte.

„Papa,“ sagte jetzt Dora, „fordere doch auch den Doktor Martiny auf, uns zu besuchen.“

„Gott, mein Kind,“ erwiderte Miller, „wozu? Das giebt nur Verdruß mit unserem alten Geheimrat. Du hast es ja leztlich mitangehört, wie er über diesen seinen Kollegen urteilt.“

„Laß ihn doch,“ meinte das Mädchen eifrig. „Deshalb hat Doktor Martiny doch Adelheid das Leben gerettet, nachdem alle anderen sie aufgegeben hatten. Ach, Papa, bitte, er ist ein so guter Mensch.“

„Na, meinetswegen —“

Mit ausgestreckter Hand giug er auf Martiny zu:

„Weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern — hatte schon einmal das Vergnügen. Mein Töchterchen erzählt mir alle Ehren voll von Ihnen — Lebensretter ihrer Freundin — werde mich sehr freuen, wenn Sie uns besuchen.“

Martiny verbeugte sich steif. Ob er dieser widerwilligen Einladung —

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie kommen?“ Dora sah ihm bittend ins Gesicht. „Natürlich keinen feierlichen Antrittsbesuch. Abends, ganz gemütlich. Sie können doch nicht immer arbeiten?“

Er lächelte. „Nein — und ich werde gerne kommen.“

Was ging ihn schließlich der Vater an. Sie bat ihn darum. Und wie sie sich seiner dem geringschätzigen Urteil des lieben Kollegen gegenüber angenommen hatte. All dies gleich, nachdem Millers Einladung an Blank ergangen war. Nein, an dem lag ihr nichts. Der tolle Tanz war schon jetzt vergessen und nichts weiter gewesen als die Ungeheuerlichkeit eines ungewandten Kindes.

III.

Zu der nächsten Zeit blieb Martiny's Laboratorium an so manchem Abend dunkel. Er aber sah, während der Schneeeiszeit und es von allen Dächern troff, im großen gelben Damastsalon in der Poststraße und gewann Dora Miller immer lieber. Auf dem Esstisch saß er hinter dem runden Tisch und sah beim Scheine der beschirmten Lampe ihr Herbarium an.

Sie stand daneben und wendete eifrig die Blätter um.

„Die stammen alle aus Heringsdorf — die feinen Algen und Seemoose. Ganz mühsam waren sie anzukleben.“

„Wie haben Sie es denn gemacht?“

„Wenn sie aus dem Wasser kamen, sahen sie aus wie grüne Klümpchen. Dann warf ich sie in meine Waschküffel. Da haben sie sich wieder ausgebreitet. Und dann bin ich mit einem Blatt Papier drunter gefahren und eines drüber und dann schnell in die Presse.“

„Sehr geschickt,“ nickte er. „Aber es steht ja nirgends ein Name darunter.“

„Was liegt an den Namen?“ rief sie. „Wenn es nur hübsch ist. Ob es so heißt oder so — dabei kann ich mir nichts denken. Das ist wie mit den Bergen. Als wir im vorigen Jahre auf dem Nigi waren, da sollte ich mir auch immer merken, welches das Fünfteraarhorn ist und welches der Mönch und der Eiger. Das konnte ich aber nicht. Ich verwechselte sie immer wieder. Aber wenn sie so standen in ihrer weißen Pracht, daß man sich gar nicht jattsehen konnte an ihnen, was kam es darauf an, wie sie hießen! Sehen Sie,“ sie deutete mit dem Finger auf ein ganz zartes Geflecht, das sich in dünnen Linien über das Papier hinzog, „dies

möchte ich so gern als Stickmuster verwenden, aber ich bringe es nicht heraus.“

„Haben Sie es aufgezeichnet?“ fragte Martiny.

„Lassen Sie mich meine Künste daran verüben.“

Während er über das Blatt gebeugt saß und daran wuschte und besserte, gähnte die Baronin Kopf, an der anderen Seite des Tisches, auf und ließ das Buch, in dem sie geblättert, sinken. Dann tastete sie mit der beringten Hand nach den zahllosen, kunstvoll geordneten Vöcheln ihrer Frijur und sagte:

„Haben Sie das Buch gelesen, das eben so viel Aufsehen macht? Oder finden Sie für die schöne Litteratur keine Zeit?“

„Doch,“ sagte der Arzt, „dafür nehme ich sie mir. Welches Buch meinen Sie?“

„Alte Mädchen“ von Ida Gerber. Finden Sie es nicht wunderbar? So interessant, so wahr!“

Er hob den Kopf. „Nein, gar nicht,“ erwiderte er ernst. „Was wird an dem Buche bewundert, wie an manchem anderen derselben Richtung? Daß Frauen austauschen, die sich nicht sehen, ihre Seelen zu entblößen. Die Frauen der französischen Revolution, die dies mit ihren Körpern gethan haben, hatten wenigstens den Vorzug, schön zu sein — die anderen hüteten sich wohl davor. Den modernen Schriftstellerinnen aber kommt es nicht einmal darauf an, ob es Answüchse oder trauhaftige Veränderungen sind, die sie zeigen. Die Nacktheit an sich scheint ihnen das Wesentliche, auch wenn sie abstoßend oder ganz uninteressant ist. Ost entspricht sie nicht einmal der Wahrheit, sondern ist eine Draperie à la unbelledet.“

„O, Herr Doktor,“ seufzte die Baronin, indem sie die Augen niederzuschlug, „wie können Sie nur so reden!“

„Ja, gnädige Frau, das ist auch so ein Zeichen der Zeit: lesen darf eine Frau alles, aber mit Aufrichtigkeit darüber reden — Gott bewahre! Das verletzt das Zartgefühl. Ich kenne eine junge Schriftstellerin, die sich aus Schämigkeit die Chreuzuhält, wenn man mit ihr von ihren eigenen Novellen zu sprechen anfängt. Ich für mein Teil denke anders darüber. Eine Frau, die ich lieb habe“ — stundenlang glitt sein Blick zu Dora empor — „dürfte nur lesen, worüber sie mit jedem ernsthaften Menschen reden kann. Vor dem Verdacht, prübe zu sein, schützt mich wohl schon mein Veruj — die modernen Weiber aber würde ich ausschließen.“

„Nimmer originell,“ stötte die elegante Frau Baronin und betupfte mit ihrem spitzenbestekten Tüchlein vorsichtig Mund und Augen.

Still strichelte er eine Weile am Stickmuster weiter, dann sah er zu Dora auf. Sie stand die Hand auf die Tischplatte gestützt neben ihm und sah ihm aufmerksam zu.

„Wird es so recht sein?“ fragte er.

„Entzückend! Wie soll ich Ihnen danken? Sie sind zu gut gegen mich!“

Gut! Er mußte sich Zwang anthun, um das reizende Gesicht nicht zu sich herabzuziehen und die blühenden Lippen zu küssen, nach denen ihm so sehr dürstete. Aber dazu schien ihm die Zeit noch nicht gekommen. Trotz ihres Vertrauens zu ihm, lag ihr der Gedanke an eine Werbung offenbar völlig fern. Mit kindlicher Unbesonnenheit nahm sie es hin, daß er seine Arbeit ließ und die Abende bei ihr zubrachte. Sie war ihm in rührender Weise dankbar, daß er kam, ihre Einsamkeit zu erheitern, sie zu beschäftigen, alle möglichen Interessen in ihr zu erwecken — denn einsam war sie in der fremden, großen Stadt. Ihre einzige Freundin hatte er selbst zur Stärkung der Gesundheit nach dem Süden geschickt. Daß er etwas für sich selbst wollen könne, das fiel ihr gar nicht ein. Wie oft hatte sie es ihm schon gesagt, daß sie ihn für den besten, selbstlosesten Menschen halte, den sie kenne.

Darum schien ihm seine Liebe aber doch nicht weniger als ansichtslos. Sie war ja noch nicht wie Wachs. In eines zielbewußten Bildners Hand lag, was aus ihr wurde. Langsam suchte er sie sich zuzueignen, sie gewissermaßen für sich zu ziehen, sie so sehr mit seinem eigenen Wesen zu durchtränken, daß der Tag kommen mußte, an dem es ein Selbstverständliches war, daß er sie als sein Eigentum nach Hause trug. Mehr noch ihrer: als seinetwillen wünschte er den Augenblick in nicht zu weite Ferne gerückt. Die Luft des Hauses Müller war keine gute. Diese Baronin? Wer war sie? Was war echt an ihr? Ob ihr Adel es war? Das wußte er nicht. Sonst aber sicherlich nichts: ihre Bornehmheit so wenig wie die Farbe ihres Haars. Und selbst bei seinen so flüchtigen Begegnungen mit Doras Vater hatte er Blicke zwischen diesem und der Frau, der er sein Kind anvertraute, aufgefangen — die Röte der Scham hatte es ihm ins Gesicht getrieben. Am liebsten hätte er seine künftige Frau noch in derselben Stunde aus diesem Hause genommen.

An einen Widerstand seitens des Vaters dachte er kaum. Der war weit mehr mit dem Gemüß seines eigenen Lebens beschäftigt, als mit dem Los seiner Tochter. Er gehörte überhaupt zu denen, die nicht gerne „mein“ sagen. „Leben und leben lassen,“

war sein Wahlspruch — das letztere soweit es seine eigene Behaglichkeit nicht störte. Was die Baronin betraf, so machte sie zwar kaum ein Hehl daraus, daß sie seine Antipathie lebhaft erwiderte, aber so was legt man hinweg wie ein lästiges Insekt von einem reinen Tuch.

Martiny reichte Dora das Blatt hin.

„Also kann der Mohr für heute gehen?“

„Schon?“ fragte sie in enttäuschem Tone.

Und die Baronin fügte sauer-süß hinzu:

„Wollen Sie nicht eine Tasse Thee mit uns trinken?“

Er sah auf die Uhr — es fiel ihm schwer, zu gehen.

„Danke,“ sagte er endlich zögernd. „Ich kann aber leider wirklich nicht. Ich habe zu arbeiten. Ich bin auf der Spur des merkwürdigen Zusammenhangs zweier Nerven, von denen bisher niemand ahnte, daß sie irgend etwas miteinander zu thun haben. Wie geheime Verschwörer halten sie zusammen. Aber“ — ein süßes Lächeln hauchte über sein Gesicht — „so sind wir vom Handwerk doch alle: da simple ich selbst Ihnen Fach vor.“

Mit festem Druck umschloß er Doras Hand. Weich und warm fügte sie sich in die seine.

Draußen wurden Stimmen laut.

Miller trat ein. Ihm auf dem Fuße folgte Gerhard Blank. Beide Herren waren im Gesellschaftsangang, der Musiker trug mehrere Miniaturorden im Knopfloch.

„Da bringe ich ihn,“ tönte Millers joviale Stimme. „Auf dem Diner beim Konsul habe ich ihn aufgegeben. Allein scheint er den Weg hierher nicht gefunden zu haben.“

„Ich werde verleumdet,“ verteidigte sich Blank und küßte der Baronin die Hand. „Ich bin erst heute früh aus St. Petersburg zurückgekehrt.“

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen,“ hauchte sie.

„O, alte Bekannte? Das wußte ich ja gar nicht!“ rief Miller. „Deito besser. Meines Töchterchens erinnern Sie sich doch auch vom Eichholzischen Ball her, Herr Blank?“

Dora stand von heller Blut übergossen. Betroffen sah es Martiny. Dann aber suchte er unmerklich die Achseln: „So ein junges Ding — da kommt und geht die Farbe wie Federwölckchen im Abendhimmel.“ Er verabschiedete sich rasch und ging.

In der nächsten Zeit konnte er nur selten und dann auch nur flüchtig in der Poststraße sein. Seine neue Entdeckung hielt ihn in Atem. Er verbrachte die Tage in der Charitate, um Versuche anzustellen

und Material zu sammeln. Das konnten ihm, dem approbierten Arzt, die dort angestellten Kollegen kaum verwehren. Bis tief in die Nacht hinein arbeitete er dann in seinem eigenen kleinen Laboratorium. Zudem war einer seiner Patienten schwer erkrankt. Kurz, so sehr er sie auch entbehrte, er konnte sich Dora jetzt nicht widmen.

Auch ihr schien er schwer zu sehn. Wenn er ab und zu einmal in einem erübrigten Augenblick bei ihr vorsprach, lag ein weicher Schimmer in ihren Augen, ein fast wehmütiger Zug um ihren blühenden Mund. Sein Herz schlug höher, seine Brust weitete sich — galt das ihm? Vermißte sie ihn so sehr?

Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er, um in seinen Untersuchungen einen gewissen Punkt zu erreichen. Dann wollte er sich frei machen, um hoffentlich bald zur Überzeugung zu gelangen, daß der Augenblick für seine Werbung gekommen sei.

IV.

So traf ihn die Anzeige von Doras Verlobung mit Gerhard Blank völlig unvorbereitet.

Nach dem ersten Augenblick sassungsllosen Schreckens konnte er sich allerdings leicht vorstellen, wie alles gekommen war.

Daß das Mädchen sich in den hübschen gewandten Menschen, in den berühmten Musiker verliebt hatte, konnte nicht weiter wunder nehmen. Wie mochte er der Weltfremden mit seinen Erfolgen, ja selbst mit den Orden, die sein Knopfloch zierten, imponiert haben. Was Martiny so oft mit Wärme empfunden hatte, daß ihre Seele noch weich war wie Wachs, hatte nun eben Blank mit derselben Leichtigkeit Einfluß auf sie gewinnen lassen, wie vorher ihn selbst. Durch sein eigenes, fast völliges Zerubleiben während dieser ganzen Zeit war Doras jetzigem Verlobten der Sieg wohl noch erleichtert worden.

Martiny hatte keinerlei Berechtigung, dem Mädchen einen Vorwurf zu machen, denn nie war sie ihm anders begegnet, als einem lieben, geschätzten Fremd. Daß er sich ihr verändertes Wesen der letzten Wochen zu seinen Gunsten ausgelegt hatte, während es der aufsteigenden Liebe zu einem anderen entsprang — auch das war seine Thorheit, nicht ihre Schuld.

Der Baronin aber mochte die Verlobung sehr gelegen kommen, falls sie nicht ihr eigenes Werk war. Das erwachsene Mädchen mußte ihr in ihren Beziehungen zu Miller unbequem sein, und wer konnte wissen, ob sie nicht vielleicht danach strebte,

„Fran Bankdirektor“ zu werden. Natürlich war es da besser, die künftige Stieftochter vorher aus dem Hause zu entfernen. Und Doras Vater hatte sicherlich zu einer Verlobung mit Gerhard Blank „ja“ und „Amen“ gesagt, wie er es zu einer mit Erich Martiny gesagt hätte. Nur noch lieber. Der elegante Musiker entsprach zweifellos seinem Geschmack besser, als der unscheinbare Arzt.

Blich also nur Blank selbst. Wenn Martiny auch nicht besonders schmeichelhaft von ihm gedacht hatte — der tolle Tanz wenige Stunden, nachdem ihm Aufklärung über seinen Zustand geworden, hatte den Arzt einen zu tiefen Blick in den Cynismus dieses Menschen thun lassen — des hätte er Blank doch nicht für fähig gehalten, trotz der eindringlichen Warnung, ein junges, lebenspräuhendes Geschöpf an sich fetten zu wollen.

Aber darans sollte nichts werden. Gott sei Dank, daß er wußte, wie es um Blank stand.

Freilich mußte er Dora tiefen Schmerz bereiten, denn durch alles Unfertige ihres Wesens leuchtete echt weibliche Hingebung. Das konnte ihr aber nicht erspart werden. Und was bedeutete das Zerrinnen erster Mädchenträume im Vergleich zum Unglück einer solchen Ehe?!

Blöglich jähnte Martiny. Wie eigentlich wollte er diese Heirat verhüten? Der einzige Weg, der zur unbedingten Lösung des Verhältnisses führen mußte, war, vor den Vater hinzutreten und ihm zu sagen: „Ich teile Ihnen mit, daß der Bräutigam Ihrer Tochter krank und, da er es weiß und sich dennoch verlobt hat, ein schlechter Mensch ist.“ Wer aber sollte das thun? Doch er nicht. Das war ja ebenso unmöglich wie etwa ein Mordmord, und ein Mord wäre es ja auch gewesen, ein Mord an seiner eigenen Ehre. Er sah sich wieder vor Gerhard Blank stehen, wie da dieser Diskretion von ihm gefordert und hörte sich wieder sagen:

„Ich wisse Dinge, die ich in meinem Berufe erfahre, nicht weiter zu sagen. Das ginge nämlich gegen die sogenannte Ehre.“

Aber auch ohne diese ausdrücklich gegebene Erklärung mußte er schweigen. Seiner Anichnung nach war das dem Arzte Anvertraute unverbrüchliches Geheimnis, das er, ohne daran zu denken, ohne um die Folgen zu fragen, zu wahren hatte.

Wie bisher war ihm ein Zweifel an der Sittlichkeit dieses Gebots aufgetaucht. Aber hier? Mußte er sich wirklich hier durch Schweigen zum Mitschuldigen eines Verbrechens machen, das in seinen Augen schlimmer war, als je manches vom Gesetz geahndete, mußte er, ohne die Hand zu

regen, das Lebensglück der Geliebten wie sein eigenes von einem ruchlosen Buben zertreten lassen?

Aber vielleicht that er Blank unrecht. Vielleicht hatte dieser in seinem grenzenlosen Leichtsin die ihm Besagte längst in den Wind geschlagen und es war nur vonnöten, ihm die Folgen des Schrittes, den er zu thun im Begriffe war, nochmals und eindringlicher klar zu machen, um sein Gewissen aufzurütteln, ihn zurücktreten zu lassen. Martiny atmete auf. Ja sicher, so war es. Trotz der tiefen Blicke, die Erich Martiny schon durch seinen Vernunft in die Abgründe der menschlichen Seele gethan, hielt er doch keinen Mann für fähig, das mit vollem Bewußtsein zu begehen, was eine Heirat Gerhard Blanks bedeutete.

Darum faßte er den raschen Entschluß, zu ihm hinzugehen und ihn zur Lösung des eingegangenen Verhältnisses zu bewegen.

Der Künstler wohnte in einem kleinen Appartement des Hotel „Kaiserhof“. Ohne sich anmelden zu lassen, schritt Martiny auf die Thür des ihm bezeichneten Zimmers zu und klopfte an.

„Herein!“ Klang es gedehnt von innen.

Als er eintrat, lag der Musiker lang ausgestreckt auf einem Divan, den hübschen Kopf in weiche Kissen vergraben. Käsig wandte er ihm seinem Besucher zu.

Die Dämmerung des anbrechenden Abends ließ ihn nicht erkennen, wer es sei.

Der Arzt trat näher.

„Doktor Martiny,“ sagte er.

Mit einem Auck fuhr Blank empor und stellte sich auf die Füße.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte er scharf. Dann trat er rasch an den Drücker des elektrischen Lichts und ließ alle Drähte der kleinen Strone aufleuchten — als sei es ihm unangenehm, diesem Mann im Dunkeln gegenüber zu stehen. Er lud nicht zum Sitzen ein, sondern fragte, als Martiny gesenkten Hauptes, mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen, noch immer schwieg, ebenfalls:

„Womit kann ich ihnen dienen?“

Martiny hob den Kopf. Langsam fiel es ihm von den Lippen:

„Sie haben sich verlobt?“

Ein feindseliger Ausdruck kam in das Gesicht des Virtuosen, er kniff die Lippen zusammen: „Nun und —“

„Sie erinnern sich wohl eines Besuches, den Sie mir vor wenigen Monaten gemacht haben?“ fragte Martiny zögernd.

Blank starrte ihn an, ohne zu antworten. „Ich fürchte, ich habe mich damals nicht bestimmt genug ausgedrückt. Daraus ist Unheil entstanden. Um größeres zu verhüten, bin ich hier.“

„Wovon reden Sie eigentlich?“

Gerhard Blank hatte seine nachlässige Haltung bereits völlig wiedergewonnen.

„Ich habe Ihnen damals gesagt, daß Sie nach meiner Überzeugung auf die Ehe verzichten müssen. Sie scheinen an den Ernst meiner Warnung nicht geglaubt zu haben — es thut mir leid, sie Ihnen heute mit allem Nachdruck wiederholen zu müssen.“

Martiny fuhr hastig fort:

„Oder Sie haben vielleicht kein Vertrauen in mein Wissen? Dann, bitte ich Sie, gehen Sie zu einem Kollegen, lassen Sie sich von ihm untersuchen und sagen Sie ihm, daß Sie verlobt sind. Er wird Ihnen, falls er ein ehrlicher Mann ist, das Heiraten einfach verbieten.“

Blank war sehr blaß geworden. „Wird er das?“ stammelte er. „Und wenn auch! Was geht das alles eigentlich Sie an?“

„Aus zwei Gründen geht mich das an!“ Nun war der Stimme Martinys die innere Erregung anzuhören. „Sie haben mich konjunkturiert. Wenn ich meine Ansicht nicht zu ihrem vollen Verständnis gebracht habe, so trage ich mit die Schuld an Ihrer Verlobung. Vor allem aber: Wer von einem Verbrechen weiß und es gesehen läßt, ist fast ebenso verdammenswert wie der, der es begeht. Und ein Verbrechen wäre es, wenn Sie ein unschuldiges Mädchen mit in die Ungewißheit Ihrer Zukunft zögen. Darum bin ich hierher gekommen. Ich wiederhole Ihnen, daß Ihnen ein früher Tod beschieden sein kann, daß Sie Ihre Frau in Gefahr bringen, weit mehr noch aber Ihre Kinder, die vielleicht von vornherein zu schwerem Siechtum verdammt wären. Das steht eins zu eins. Fern liegt es mir, leugnen zu wollen, daß sie nach der gefunden Mutter schlagen könnten, vorausgesetzt, daß diese gesund geblieben wäre. Soll ich Ihnen schildern —?“

Der andere machte eine abwehrende Bewegung. „Und wenn ich Ihnen antworte: Das alles schiert mich und nicht Sie, was thun Sie dann?“ fragte er lauernd.

„Dann — aber das werden Sie ja nicht. Sie müssen doch auch ein Gewissen haben. Fühlen Sie denn kein Erbarmen mit dem Mädchen, doppeltes Erbarmen, wenn Sie sie wirklich lieben?“

Blank that, als hätte er gar nicht gehört: „Ich frage Sie, was Sie thun werden, wenn ich nicht

zurücktrete?“ Er war totenfahl, sein ganzer Körper bebte.

Martiny ließ die Arme sinken.

Blank faßte ihn an der Schulter. „Sie werden wohl hingehen und meinen Schwiegervater warnen,“ kenchte er heiser. „Allen hochfahrenden Redensarten vom Berufsgelübniß zum Troß.“

Martiny riß sich los. „Nein, nein!“ Er schrie es fast, während er die Hände anstreckte, wie um etwas von sich zu stoßen. „Das nicht — Sie selbst müssen —“

„Ach!“ machte Blank ansetzend. „Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben —“ er blickte nach der Thür.

Martiny starrte ihn an. Der Mann hatte Angst gehabt, er würde ihn verraten. Nun er sich überzeugt, daß er dies nicht zu befürchten brauche, setzte er sich ihn einfach ans dem Wege.

„Schurke!“ sagte Martiny laut.

Blank fuhr zurück. Doch dann, mit spöttischem Lächeln, indem er seinen blonden Schnurrbart durch die beringten Finger gleiten ließ:

„Megen Sie sich nicht an, Herr Doktor. Sie haben wohl selbst nach dem Goldfischchen geangelt?“

„Schurke!“ sagte Martiny noch einmal und schritt der Thüre zu.

Draußen blieb er einen Augenblick, die Hand ans Herz gepreßt, irtchen. Diejem, diejem Menschen mußte er Dora überlassen! Der hatte kein Korn Ehrgefühl im Leibe, ein elender Feigling war er, ein gewissenloser egoist. Am besten wäre es gewesen, ihn an der Stelle niederzuschlagen. Martiny sah wehmütig an seiner schwächlichen Gestalt nieder. „Wenn ichs in stande gewesen wäre, bei Gott, ich hätt's gethan,“ murrmelte er vor sich hin. Warum ihn also anderweitig schonen? Verdiente er irgendwelche Rücksichtnahme? Und es handelte sich doch nicht einmal darum, ihm Schaden zu thun, er sollte doch nur von etwas Keinem fern gehalten werden. Was also hinderte ihn, Martiny, am Reden? Seine Ehre? Was war das, bei Lichte besehen, denn aber für eine Ehre, die gebot, eines Schurken Klaine zu fördern, eine Unschuldige verderben zu lassen? War diese Ehre nicht eine jener Menschenfakungen, die einem höheren Gesetze Hohn iprechen? Sollte es nicht in eines sittlichen Mannus Brust gelegt sein, frei zu entscheiden, wo Schweigen Gebot sei und wo ein Bruch der Verschwiegenheit über den Schranken des eingebürgerten Ehrbegriffs steht?

Martiny war vor dem Eingang des „Kaiserhof“ stehen geblieben, ohne es inne zu werden, daß die Aus- und Eingehenden, die einen Vogen

um ihn machen mußten, ihn mit verwunderten Blicken maßen. Nun sah er um sich und schritt vorwärts. Wohin, des achtete er nicht.

„Ehre!“ sagte er laut vor sich hin. „Was denke ich überhaupt daran? Kommt hier nicht Wertvolleres in Betracht als ich und meine sogenannte Ehre? Und ist es nicht auch ehrlos, Dora ans Schenken meiner selbst untergehen zu lassen? Wie kann ich zögern, wovor schreie ich zurück?“

Nun stand er mitten im Gewühl des Gensdarmenmarkts und starrte zu Boden. Ein Vorübergehender stieß hart an ihn und sagte etwas wie „verrückt“. Martiny hob den Kopf. Dann, mit einem plötzlichen Ruck machte er kehrt und eilte, so rasch er es vermochte, der Poststraße zu.

„Und habe ich nicht das Menschenmögliche gethan, spannen sich seine Gedanken weiter, um zu vermeiden, was ich jetzt zu thun gezwungen bin? Ich bin zu dem Manne, den ich verachte, hingegangen, bis zur Bitte habe ich mich vor ihm erniedrigt. Wie hat er mich geschönt. Hat er sich nicht erdreißet, mir ins Gesicht zu speien, daß ich ihn zu verdrängen suche, weil ich selbst das Mädchen begehre?“

Wieder blieb er stehen. Den feinen Fühläden seines Gewissens drängte sich die Frage auf, ob er nicht wirklich durch seine Liebe zu dem Mädchen beeinflusst sei? Wäre er durch das sie bedrohende Schicksal ebenso erschüttert gewesen, wenn es sich um eine andere, wenn auch gleich schöne, junge und unschuldige gehandelt hätte? Hätte er dieser mehr zu geben vermocht, als das bedauernde Achselzucken des Welt- und Menschenkenners?

Aber wenn auch seine Liebe zu Dora mit ein Antrieb sein möchte — sollte er darum wissen und schweigen? Es ruhig geschehen lassen, daß sie unter dem Schein von Recht und Sitte, mit dem Segen von Staat und Kirche hingeopfert würde?

Er war weitergegangen und stand nun auf dem Jahrdamu der Poststraße dem Müllerschen Hause gegenüber.

In zwei Minuten konnte alles geschehen sein. Müller war jetzt sicher zu Hause. Es war seine Speisestunde. Ob er ihm glauben würde, ob er ihm nicht vielleicht auch die Beisuldigung entgegensehender würde, daß er als gekränkter Freier seine Rache nehmen wolle?

Was seine Kollegen wohl sagen würden, wenn

sie erführen — und auf irgend welche Weise würden sie es schon erfahren —, wie er hingegangen war und verraten hatte, was er über einen Patienten wußte?

Martiny starrte zu den hell erleuchteten Fenstern empor.

Aber was ging das alles ihn an? Was ging ihn überhaupt die ganze Welt an, hatte er sich je um ihr Urteil gekümmert? Je den Beifall seiner Berufsgenossen gesucht? Sie verleugneten ihn, und ihr Weg war nicht der seine.

Aber hier? War hier nicht der Punkt, wo er dennoch unlöslich mit ihnen zusammenhing? War seine Standesehre nicht trotz aller Gegnerschaft auch die ihre? Würde das, was er zu thun im Begriffe war, ihnen nicht ein Recht geben, sich durch ihn für beschimpft zu erachten?

Vor allem aber: Hatte er seine eigene Handlungsweise danach zu regeln, daß Blant ein Schurke war? Durfte ihn anderes kümmern, als daß der Mann berechtigtes Vertrauen in seine Verschwiegenheit gesetzt, die er ihm überdies noch wiederholt ausdrücklich zugesichert hatte? Und nun wollte er mit Bedacht sein Wort brechen.

Martiny stöhnte auf. Nein — er konnte es nicht.

Er machte eine Bewegung um sich zu entfernen. Da tauchte hinter den geschlossenen Scheiben Dora auf. Sie stand dicht an das Fenster gelehrt und schien auf die Straße hinabzuspähen. Er sah nur die Umrisse ihrer Gestalt und ihres Kopfes, die Züge ihres Gesichts konnte er nicht unterscheiden. Sein Herz spiegelte sie ihm aber vor in ihrer weichen jungen Schönheit. Und diese Züge sollten in Stummer herb werden? Diese schimmernden Augen sollten trübsinnig werden in Thränen? Obwohl er es hindern konnte. Nein — weg mit allen feigen Bedenken. Nur sie retten, jogleich, ohne sich Zeit zu neuem Schwanken zu lassen!

Schon hatte er einen Fuß vorgelegt, um in das gegenüberliegende Haus zu treten, da kam von der Wilhelmstraße her ein Gefährt im raschesten Trab herangefahrt. Es blieb ihm gerade noch Zeit, um zurückzuspringen, doch wurde er über und über mit Straßenschlamm bespritzt. Der Wagen hielt vor dem Müllerschen Hause. Er brachte Gerhard Blant zu seiner Braut.

Erich Martiny ging heim.

(Fortsetzung folgt.)

Ein weißes Segel.

Der Himmel strahl in Morgensonnenglut — —
Ein weißes Segel glänzt auf blauer Flut:
Hührlbar wie der heimwehkranke Schwan
Sieht es hinaus auf weiter Wasserbahn.

Woher, wohin, Du stiller Wanderer Du?
Strebst Du des Südens Duffgefladen zu?
Dirhst Du dorthin, wo unser Schure und Eis
Die Erde nichts von Leuz und Blüten weiß?

Du winkst mir zu mit deiner weißen Hand,
Und fröhlich grüß ich Dich vom hohen Strand:
Wir beide teilen ja das gleiche Los,
Wir wandern beide ruhlos, heimatlos.

Wir halten wohl im Hasen kurze Raß,
Bis neue Wanderschuß uns erfasst — —
Die Schußsucht, die uns treibt durch Nacht und Wind,
Bis wir uns selber fremd geworden sind — — —

Aus selber fremd, und fremd im fremden Land,
Und fremd auch dort, wo uns're Wiege stand,
So wandern wir durch Sturm und Sonnenchein — —
Wo aber mag' der letzte Hasen sein?

Steh' hin, zieh' hin — — — Dich deckt in tiefer Ruh
Vielleicht schon längst die hüble Welle zu,
Wenn ich von ferne haum erst ahnungsvoll
Den Felsen seh', an dem ich scheitern soll.

Georg Edward.

Der Kranke.

Die Nacht allein an meinem Felte wach!
Und summt mir immerfort die gleiche Wär' — —
Ach, wenn doch erst die trauertrübe Nacht
Gegangen wär'!

Sie summt: „Dein Lichtlein zittert wie im Sturm,
Halb abgebrannt schon ist der parle Poch;
Poch unbekümmert lauf der Losenwurm
Im Holze poch.“

Hoch einmal Deine Jugend aus dem Grund
Der dunkelschweren Fieberstulen schäumt;
Poch sie ist blag und blutlos wie Dein Mund
Und dunyp verkräunt.

Und hörst Du's? Fernher schwebt ein Glockenschor
In kühter Feier wie aus wüßtem Wald;
Ad astral' ruff er, armes Herz, empör —
Und ist verhallt.“

So summt die Nacht. Kein lieber Stern entsacht
Sich über mir. Ein blindes Augelähr
Beherrscht die Welt . . . Ach, daß die düß're Nacht
Gegangen wär'! —

M. R. T. Tielo.

Reigen.

Alle Stunden,
Die ich nicht getrunken,
In mich selbst versunken,
In der Sommernacht
Hal sie der Wind
Leicht mir zum Fenster heringebracht:
Eine Mädchenschar,
Licht und dunkles Haar,
Ernst und sonderbar,
Wie die Stunde war . . .
Spielten sich bei der Hand,
Du meinem Lager gewandt,
Warfen mir Irtsferne zu
In meine schwüle Ruh!

Wie sie gingen
Durch die Nacht,
Hört' ich klingen
Leise, leise
Eine Schelmenweise
Und mein Herz ist halb erwacht:
. . . „Wären Dein gewesen,
Wär'ß an uns gewesen.
Alle, alle hatten wir Dich lieb . . .“
Und ich wollt' sie fangen,
Und ich war gebannt.
Und im Morgenbängen
Sah ich noch aufschweben ihr Gewand . . .

Paul Wertheimer.

Darum!

— Darum nun plötzlich so reiche Blüte,
Pa's noch gerade gelobt und gekümt? —
Antwort raunt es mir im Gemüte:
Weil es gelobt und weil es gekümt!

Maria Luggin.

Sommerwende.

Mein Herz, will auch der Sommer enden,
Verzage nicht! — Sei still, sei still!
Du trägst in Deinen Kinderhänden
Ein Wunder, das erst werden will.

Du hast ja so viel Glück genossen,
Des Sommers reichste Welt war Dein;
Viel Leuchten ist in Dich geflossen,
Das schläft nun nimmer in Dir ein.

Und jeden Puff hast Du getrunken,
Der auf den reifen Feldern lag,
Sahst Fernenhell die Mächte prunken
Und träumtest selig Tag für Tag.

Prum laß kein Senfen Dich bewegen,
Wenn nun im Feld die Sense klirrt. —
Sei stark und geh' dem Herbst entgegen,
Der Dich mit Früchten segnen wird!

Stefan Zweig.

Die drei Kräulein.

Die Straße zog sich hin im Sonnenbrand
Und zog sich endlos durch versengtes Land,
Als münde fern sie in den Himmel ein . . .
Doch nun Cypressenschatten. War's ein Hain
Der Seligen oder war's ein ernstler Traum?
Marmorne Götter um des Springquells Schaum
Und dunkle Blumenpracht. Ein Schmetterling
Wie schwarzer Samt umflog im stillen Garten
Drei edle Kräulein schlank, mit bleichen, zarten
Gesichtern . . . und ein Hauch von Krankheit ging . . .

Die eine saß dem goldenen Gitter nah
Auf einer Steinbank. Ein Cupido sah
Auf das verbot'ne Buch in ihrer Hand.
Doch auf dem buchsgefäumten Kiesweg stand
Die andere, hielt empor ein Kreuzifix
In Christi Qual versunken, heißen Blids.
Die dritte grüßte lächelnd in der Flut
Ihr Bild, wo die Kaskade nicht mehr schäumte.
Und in dem Schallten der Cypressen träumte
Die Schwerenut, die auf solchen Gärten ruht . . .

Rudolf Knuffert.

Am Weißer.

Heul' sah mein Glück ich wieder,
Mein Glück auf schwankem Kahn,
Ich lag im Schilf verborgen
Und träumte in den Morgen,
Da kam es sacht heran.

Zwei junge Herzen saßen
Im Baden Seit' an Seit',
Ich sah sie fest umschlungen,
Und sah ist mir erklungen
Ein Lied aus fernem Seit.

Auf nächt'gem Schiffe fuhren
Wir einst dieselbe Bahn,
Auf lichten Silberwegen
Folgt', als wir heimwärts zogen,
Wie Euch, so uns ein Schwan.

Da sang er eine Weise,
Wildsehend hub sie an,
Da neigt ich mich so trunken,
So tief, daß mir versunken
Mein Glück auf schwankem Kahn . . .

Karl Nowak.

Liebe.

Einmal schriff meine Liebe im Purpurkleid
Voll farbenprächtiger Känder,
In gleißenden Steinen und Goldgeschmeid —
Bun trägt sie weiße Gewänder.

Einmal bracht' sie flammende Opfer dar,
Die glühten rollend von ferne —
Bun streut sie traumlächelnd auf hohen Altar
Sankt leuchtende Blumensterne.

Einmal schäumte sie wie das Meer so wild,
Über lüchischen Gräuben, die schliefen —
Bun strahl' sie klar wie des Himmels Bild
Aus eines Bergsees Tiefen.

Einmal herrschte sie stolz in dämonischer Pracht
Der höchsten Lust sich vermessend —
Bun fühlt sie befeigt die göttlichste Macht,
In Demut sich selbst vergessend.

Jenny von Keuss.

Abend am Meere.

Eichenkronen nicken schlafestrunken
Hferwärts im Mondeslicht, im sahlen,
Aus verknuntem Walde traumversunken
Wahlt die Nacht auf lauzigen Sandalen.

Bun verlass'nen Strande dringt die Weise
Eines Fischer Mädchens dumpf und trübe,
Gleitend zieht die Wöbe ihre Kreise,
Und das Lied singt von betrog'ner Liebe.

Koderich Goob.

Baidegespräch.

„Weiß Gott, Du bist es, Margarete? —
Was thust Du hier auf der Baide spät,
Wo der Nebel wogt und der Sturmwind weht,
Im kalten Noemberregen?“

— „Mich hielt's nicht länger im engen Haus:
Mein Freund, Du bleibst so lange aus
Im herblichsten Sturm und im Wettergraus —
Da eille ich Dir entgegen?“

„Und Du wagst Dich in des Welters Wut,
Crohden des Fiebers hochende Blut
Durch die Adern Dir jagte das heiße Blut?
Kermochte so Großes Dein Lieben?“

— „Die böse Krankheit gab mich frei:
Nicht brauchst's mehr heilender Arznei!
Nur Deinen Anblick sehnt' ich herbei —
Doch lange bist Du gelieben.“

„Ich verlor den Pfad im Nebelgewog,
Wo der Kreuzweg dort oben zur Linken bog;
Ein saltsches Ziel den Wanderer belog
Und narrt den Perirten seit Stunden.“

— „Die Nebelstreu ramte Dir schlimmen Rat!
Doch zur Rettung ist Dein Lieb genahet
Und führt Dich selber den rechten Pfad,
Den in Nebel und Moor sie gefunden.“

— „O Margareta, Du holde Braut,
Wie scheinst Du mir doppelt lieb und traut!
Doch nimmer hab' ich Dich je geseht
In so strahlender Schönheitsfülle.“

— „Hinter mir liegen Pein und Nol;
Nur die Sehnsucht nach Dir ist noch nicht tot:
Sie ist's, die mein Antlitz so leuchtend umloht.
Folg' mir — dann schweigst sie stille!“

„Im Sumpfe hebt sich mein Fuß nur schwer,
Und Du schwebst so geisterhaft leicht daher:
Fast möcht' ich glauben, das Nebelmeer
Hät nur ein Trugbild geboren.“

— „Kein Trugbild gebar der Nebel dich! —
Mein Freund, schau mir ins Angesicht,
Hör' meine Stimme, und zweifle nicht:
Ich bin's, die als Braut Du erkoren!“

„Sprich, Margarete, wohin führst Du mich?
Wie wird mir so seltsam schauerlich:
Stets tiefer im Moore verfinde ich . . .
Hilf Himmel, den Tod muß ich leiden!“ —

— „Du folgest mir in den Tod! Vergieb,
Dah' zu solchem Chnu die Winne mich trieb.
Nun bist Du vereint mit dem toten Lieb —
Und nichts soll wieder uns scheiden!“

Richard Hennig.

Der russische Student.

I.

Gestern hatte Mutter mir geschrieben:
„Lieber Kolja, schon zwei lange Jahre
Bist Du Feiner Mutter fern geblieben;
Hast wohl schon Dein Muttergen ganz vergessen?“
Und ich dachte an die Heimal wieder,
An die Heimal, wo ich aufgezogen;
An die lieb- und leidgetränkten Lieder,
Die mein Herz so tief ergreifen konnten.
Und ich dachte an mein Großvaterleben.
Großvaterhunger, möcht' ich lieber sagen!
Wieviel Jugendkraft schon hingegeben
Am ein fernes Ziel — vielleicht! — zu hasten!

II.

Kutz ist mein heiß Gebet, wenn ich nach Tagesmüh',
An Crübsal reich und Schmerz, in meine Kammer geh.
Nach einem Bissen Brot, nach einem Trunke Chee
Am Schlaf und Ruhe bitt', bis zu der Morgenfrüh'.

Satte Lebensweisheit hört' ich sprechen,
Wohlgefunten Rat pro Maß verkaufen,
Sah mich, Hungernden, zusammenbrechen,
Auf dem dünnen Strohsack elend weinen.
— Und den Brief hielt ich in meinen Händen . . .
Lieber Gott! wie soll's nur mit mir werden?
Wuß der Mutter heute Antwort senden;
Wartet ja, die Liebe, drauf so bange!
Darf von meinem Elend ja nichts wissen,
Wuß den Kolja glücklich wieder sehen? . . .
Und ich preß' den Kopf tief in die Kissen,
Am in wader Nacht mir Rat zu holen . . .

„O Gott! Du warst bei mir den Tag, den ich gelebt!
Hast tragen mich gelehrt die Last, die Reine drückt! —
Dah' ich nicht lebensmüd', wenn mir dereinst was glückt,
Lass' meine Jugend mir, die jezt so mülig strebt!“

Rubolf Stern.

Spruch.

Was tief im Innern sitzt, hat keinen Wert,
Wenn es zur rechten Zeit sich nicht nach außen kehrt.
Im Grund ist jeder gut und jeder schlecht im Grund,
Und nur, was Einer thut, macht, was er wurde, kund.

Th. Outpinus.

Im Park der Königin.

Hier ist das Chor zum Park. Von alten Linden
 Beschattet und umduftet ruht das Gitter.
 Und freudig durch den grünen Laubengang,
 Der in das Innre führt, tret' ich hinein.
 Auf Wiesen liegt das Heu. Ein See erglänzt.
 Verwitbert Strauchwerk überrauht die Wege,
 Die rieth so gut gepflegt, und hier wie dort
 Wuchern auf Becken schönste Wildlingskräuter. —
 Die alten Linden rauschen über mir
 Und pflegen Zwiesprach von versunk'nen Zeiten. —
 Es duftet nach Jasmin an jener Bank.
 Sie läßt zum Rasten ein. — Die Drosseln pfeifen
 Im Grünen um mich her. — Es geht der Blick
 In einem weißen Gartenhaus hinüber;
 Und träumend ruh' ich ans, und denke lange
 Der fernern Zeit, als einer Königin
 Hier dieser Park die liebste Stätte war. —
 Doch was ist das? Es schimmert durch die Büsche
 Vom Gartenhause her ein buntes Zug?
 Ist's Wahrheit, was mein Auge flammend sieht? — —

Voran zwei Mohrenknaben, narrenbunt
 Den schwarzen Leib von rotem Samt umkleidet.
 Und dann — wie schön sie ist — und dann kommt sie:
 Das ist die Königin. An ihrer Seite
 Ein gallischer Marquis. Sie plaudert lächelnd
 Und spielt dazu mit einer weißen Rose. —
 Die grane Seide rauscht, die sie umhüllt,
 Wie junges Schilf im See. Stolz ist ihr Gang,
 Doch soviel holde Jugend lebt um sie,
 Leuchtet aus ihren hellen, blauen Augen,
 Und strahlt von ihres Badens weißer Rundung! —
 „Molière?“ Sie schüttelt ihre blonden Locken —

„Jo ne l'aimo pas, Marquis, mais je l'admire!“
 Bedauernd neigt sich der Franzose: „Oh,
 Oh, Votre Majesté, ce qu'on admire,
 On l'aimo aussi . . .“ und pletlich geht es weiter.
 Sie aber hört nicht zu, betrachtet lächelnd
 Die goldbuen Schwallen seiner Schnabelschuhe,
 Und wie die rosafeidenen arten Strümpfe
 So schön gepolstert sind.
 Nun ruft sie ihren Mohren und besieht:
 „Bring' mir sofort Bonbons für den Marquis!“
 Und gnädig plaudernd promeniert sie weiter. —
 Bunt aber hinterher der ganze Hofstaat,
 Die Pauen und die Herren und die Junker.
 Und ganz zuletzt ein Führer, kommandiert
 Zum Ehrendienst. Mit würdevoller Miene
 Kihelt er seiner vielgeliebten Base,
 Der jüngsten Dame d'honneur, mit einem Palme
 Das seine Ehren. Lächelnd dreht sie sich
 — Grab' als es niemand merkt — und droht dem Schächer,
 Dem vielgeliebten Peltter, mit dem Fächer. —
 Da an der Wegebiegung hinter Säumen
 Verschwindet meinem Blick der ganze Zug. —

War das nur Traum? Vertiebler Phantasie
 Ein lächelndes Gebilde? War's vom Pust,
 Der noch aus blassen Zeiten hier sich regt,
 In mir erblüht? Ich mag es nicht enträtseln;
 Nur Eines weiß ich: Eine Bledmusik,
 Die draußen vor dem Park zu einem Feste
 Gewaltig anhub, hat mich aufgeweckt.
 Und vor mir hüßte sich ein Liebespaar
 Und dachte nicht an tote Königinnen. —
 Karl Leopold Mayer.

Bekennnis.

Ich bin ein Heidenkind, ich ruf' es frei,
 Mein Ohr verkehrt des Vogels frühen Schrei.

Mein Auge trinkt der Sonne rotes Blut,
 Mein weißer Leib entflammt in Erdenglut.

Ich wasche, wie beim Morgenlau das Korn,
 Und werde stark im eignen Lebensborn.

Des Adlers Schwingen tragen meinen Geist
 Beim Königsflug, der zu den Sternen weist.

Es giebt auch Stunden, da ich jährend bang
 Die Lippen forme zu Gebetes Klang.

Es giebt auch Stunden, drin ich arm und klein
 Erschaure bei des Welters gelbem Schein.

Darin der Sturmwind heult, der Sturzbad schäumt,
 Das Leben schenend vor dem Tod sich bäumt.

Ich opere willig Füllertand und Gold,
 Beschörer Dir, der durch die Himmel grollt,

Zuweilen steigt mein schönheitsdurft'ger Sinn
 Nach Rom zum Christusaltar suchend hin.

Der Glaub' ist's nicht, der mich zur Andacht zwingt,
 Der Glaube nicht, der mir im Phre klingt.

Es ist der Rauch von Farben, Rauch und Puff,
 Der in der Heidin Brust ein Echo ruff.

Ich bin kein Himmelskind, ich sag' es frei,
 Kein Halfter meiner Wildheit Fessel sei.

Ich bin nichts als ein stark und irdisch Weib,
 Der Stunde Luß, des Lebens Beilwertreib.

Und was in mir so mächtig drängt und schafft,
 Das ist Natur, das ist die Weltentraft.

Maja Mattheß.

Die Trauben.

Dunkle Trauben ihr an grünen Reben,
Sagt mir doch, wels' Leiden euch beschwert,
Daß, wo froh die Blätter aufwärts streben,
Eranernd ihr das Antlitz niederkehrt.

Und so haben euch die Sonnenstrahlen
Denn in heißer Glut nur reif geküßt,
Daß ihr unfer Nitz getrag'nen Qualen
Leben und am Ende sterben müßt? —

Dunkle Trauben ihr an grünen Reben,
Ach, wohl weiß ich ja um euren Schmerz:
Denn auch euch, wie jedes volle Leben
Drückt ein süßes Wehe niederwärts.

Ja, auch ihr tragt schwer am eig'nen Leben,
Schmerzvoll füllt euch euer rotes Blut;
Doch, wie schwer ihr's tragt, es ward gegeben
Andern zum Gewinn, als schönstes Gut.

Hugo Sachs.

Einjam.

Einjam sih' ich am Gesade,
Einjam in der hellen Nacht,
Menschenteer sind alle Pfade:
Ich allein nur halte Wacht.

Keiner trauten Seele Båhe
Baunt der bangen Stunde Laß,
Keine liebe Hand ich sehe
Winken mir zur süßen Raß.

Nur in weiter Ferne schweidest,
Schimmert, glånt die weiße Fern,
Und der kühle Wind nur streidest
Kosend mir die müde Stirn . . .

Jonas Kråntel.

Die goldne Saite.

Weißt Du, daß durch mein Tråumerherz
Eine goldene Saite sihrt?
Die siingt ganz leis' zu klingen an,
Wenn Deine Hand an meine rührt . . .

Wie würde sie mit Melodien
Füllen ganz die Seele mein,
Wenn erst mein schuschtheißer Mund
Ruhte auf den Tippen Dein! . . .

Alexander Pache.

Geiger Tod.

Die Geige unterm Kinn gedrückt,
Den Bogen in schmaler Hand,
Daß auf dem Weitenstein gebückt
Der Tod am Wegesraud.

Wer gab Dir denn süßen Weisen ein,
O Geiger Tod?
Sie spielen in meinen Tag hinein
Wie Abendrot.

Wenn letztes Licht in dunkle Fernen ziehst,
Dann geige sachst
Und sehnsuchtsvoll dein schönstes Wiegentied
In meine Nacht.

Wenzel Goldbaum.

Im Dom.

Ich sah noch einen Kuaben, als die frommen
Besucher abends schon den Dom verließen,
Geweihtes Wasser in ein Flåschlein gießen,
Mit hohler Hand des Kessels Grund entnommen.

Der kranken Mutter, sprach er leidbehlommen,
Dahem wird drans erselute Labung fließen,
Eh' sich im Tod der Fernern Augen schließen.
Ein leiser Trost war über ihn gekommen.

Verlass'nes Weib, mich rührt Dein Gottvertrauen!
Mag's keinem Priesterautlich auch begeuen,
Doch wird verklärt Dein brechend Auge schauen.

Wie Friedensströme wird es niederregnen,
Was auf Dein Sterben Kindeshande lauen;
Der Himmel sieh't's und wird es zwiefach segnen.

Albert Braselmann.



Zwischen zwei Feuern.

Ein Sommerdylt von Josef Oswald.

(Fortsetzung.)

VII.

Wie schmüdt sich, während mit feurigem Schimmer
Frühling verlobert des Tages Blut,
Zur Abendtafel auf ihrem Zimmer
Die schöne Frau nun so frohgemut!
Ein Abenteuerchen, Spaß verprechend,
Krautlüsterl gleich erregt ihr das Blut,
Küstig ins far niente brechend . . .

Sie hat sich den flugen Blondtopf zerlassen
Zehn lange volle Minuten schier,
Hat hurtig ein Brieflein zu schreiben begonnen,
In Fegen zerrissen da liegt das Papier.
Rein, allzu ehrlich ist immer gefährlich.
Was kümmern denn auch im Grund sie die zwei?
Gelegt, sie mischte sich in die Gespräche,
Sie lockte zum Beispiel das Wäschen herbei
Hinter dem Rücken der Frau Roma;
Die aber erfährte die Aventure —
So hände sie schön als Kupplerin da
Dawohl, sie wird sich die Finger verbrennen!
Übrigens mahlt zuerst, wie bekannt,
Allemal der, der am ersten zur Hand.
Denn freilich — warum es sich selbst nicht bekennen? —
Der hübsche Junge auch ihr gefällt,
Ist es doch sonst mit dem Aktuel
Über die Waagen hier mächtig bestellt; —
Rauter langweil'ge Ch'fstands-karnickel!

Lieben aber, geliebt zu werden — —
Wahrlich — Schöneres giebt's nicht auf Erden!
Ob sie noch einmal wird Einem gehören,
Steht bei den Sternen, sie will's nicht verchwören.
Inzwischen als freie Wittib darf
Mit ihrem Herzen sie schalten und walten,
Und ihr Herz ist weit, hat reichen Bedarf,
Raum für Junge bei Ältern und Alten.

Wird's ihr gelingen, den trugigen Schüdel
Ihm wie den andern fest zu verdecken?
Über die Ohren vernarrt in das Rädel,
Wird ihr der Burch ins Garn wohl gehen? . . .
Warum 's nicht versuchen? Was ist denn dabei?
Tanzen wird ihr's, isofern es gerät,
Die Mutter, der es nicht euerlei,
Daß um den Zunter Habenichs
Das Kind die gediegensten Frierer verichmäht.

Und süßen, rosigen Angefichs!

— Flott in glattem, hechtgrauem Kleide,
Schillernd die Bluse von zartblauer Seide —
Voller Eifer am Spiegel sie steht,
Mit schnellen Fingern das Goldhaar betupfend,
Die Ringe rüdend, das Schleifchen zupfend,
Bis über die Züge ein Leuchten geht,
Ein sonnenheit' res, ein sieghaft Entzüden.

„Ich meine“ — so spricht sie — „es müßte mir gläden.“

VIII.

Ein Auckschrei und kräftig den Hut geschwenkt.
Bezungen die Höhe, den Fuß auf der Stuppe,
Drei Schritt im Gebiert, und jählings senkt
Zur Tiefe der Fels sich . . . Welch mächtige Schan!
Der ewigen Firnen leuchtende Gruppe,
Frei tauchend in das emschleierte Blau.

Ein Schud. Wem bringt er den feurigen Trank?
Dir, Mädchen, Dir, schwarzlockig und schlant,
Wo immer Du weiten magst da im Thale! — —
Und wohligh gedeht auf das nackte Gestein,
Mit dem Gute wehrend dem heißen Gefraht,
Sinnst er und fuint: Wo mag sie nur sein?

Und also gedenkend der lieben Gestalt,
Wie zärtlichen Blickes, morgenumwaalt,
Zulezt er sie sah — so lang' schon ist's her! —
Trängt sich, die tollsten, die lustigsten Sachen
Schwagend, ein süppiger Blondtopf davor,
Und ob er auch Thor sich schilt über Thor,
Nachen muß er doch, jädhlich lachen.

Hirtwahr! er kennt sich selber nicht mehr . . .

Als wie ein Boge, dem schüchtern träumt,
Dem knoipenhaft blüht das Herz noch im Stillen,
Ist er der feinen Frau zu Willen,
Harrt er ihrer Winke und säumt.
Sagt sie: „Heute an Ihrer Stelle
Ging ich wohl dahin und dorthin —“, so springt er;
Fragt sie: „Brachte mein Wandergeselle
Auch Blumen?“ — Blumen die Fülle bringt er.
Abends, wenn sie ein heiterer Stern
Glänzt unter heitern Damen und Herr'n,
Zählt er mit Stolz, wie ihr Gefallen,
Wie ihre Gausl sie gern ihm bezeigt;

Wie, voller Launen, ihm unter allen
Gnädig stets ihre Laune sich neigt.

So unforg — ein's gewährt sie ihm nicht.
Nach dem Liebchen zu fragen, darf er nicht wagen . . .
Da gleitet ein Schatten ihm über's Gesicht,
In Sinnen verunken die Augen starren.

Könnte Hinterlist lauern und Tücke
In einem Weibe so herrlich und hold,
So voller Geist wie der Rheintrebe Gold,
So ganz wie geschaffen zur Liebe, zum Glücke?

Wäre umsonst sein geduldiges Darren?
Hätte grausam sie ihn zum Narren? . . .

Niederseigend, am Glode den Strauß,
Den er auch heute ihr zugebacht,
Spricht er, umflößen von Sommertagpracht:
„Wein, so sieht die Falschheit nicht aus!
Spotten und necken mag sie wohl gern,
Vossen zu treiben, siegt ihr im Mut,
Doch was sich birgt im innersten Kern
Ihres Wesens, ist edel und gut.“

Strahlend in schöner Zuversicht wieder
Schwärmt sein Aug' in die Thale nieder.
Sieh! gerüstet im grünen Grund
Wird die Feier der Eidgenossen:
Sechshundert Jahr, daß verbrieft und beischlossen
Dort zu Schwyz ward der ewige Bund.
Festlich schmückt sich das Städtchen zu Füßen,
Fahnen, Quirlanden, Laubbogen grünen . . .

„Wie — wenn in ihrer Schalkheit sie zielte
Auf ein froh' Ueberreichen beim Feite,
Wenn bereit sie mit Schelmenfinn hielte
Ein Wiedersehen im Trubel der Gäste?“

Also treiben und grünen aufs neue
Küsig im Herzen Liebe und Treue;
Durch die Lande, der Freude offen,
Trägt er sich ein neues Hoffen.

IX.

Wolkensjöche schwimmen im Blauen;
In der Sonne sengendem Brand
Lodend leuchtet des Kofflod Schnee.

Frisch wie die Fröhe, rosig zu schauen,
Eben entfliegen dem fühlenden See,
Schlenbert hinab zu den Gondeln am Strand
Frau Hermine in einem Kleide
Blütenweiß, von zartem Flanell,
Hinter dem Goldhaar feuerhell
Flammt des Schirmes Scharlachleide.

Plötzlich hemmt sie lächelnd den Schritt.
„Schön guten Morgen! Ich bin im Begriffe
Durchzubrennen — — kommen Sie mit?“

Selbstverständlich ist Felix dabei.

„Schifferhub' regt die Riemen; im Schiffe
Eigen behaglich plaudernd die zwei.

„Sehn Sie —“, sagt sie und weist mit der Hand
Wie zum Feste gepuzt wird das Städtchen,
Wie hantiert und rumort wird am Strand; —
„Brunnen geht's wie uns Frauen und Mädchen.
Nicht zu genießen sind wir, so lange
Jofe und Freijeue im Gange.“

Zum Külli steuert der Durck mit fermem
Ruderchlägen auf ihren Wink;
Wie lustige Vögel flügelstink
Läßt sie die blauen Augen schwärmen.
Schlant gegipfelt steigen die Mythen,
Die 'unten das Flachland beherrschen und hüten.
Niederhürgt auf die Flut, daß sie funktel,
Die Sonne den Kelsch voller Strahlengelb; —
„Welsch' wild in die Wolken Regen! — Wie hold,
Wie zanderhätt locht es zu jagengeweihten,
In fahlen, schattigen Einiamkeiten,
Wo über dem Segrün der Bergwald dunkelt!“

Selig lehnt sie zurück sich, fest
Haltet ihr Blick auf der waldigen Höh'
Ob der Muota, Brunnen zur Linken; — —
Was mag er da suchen? Was mag ihr da winten?
Ist's mitten im Grünen das traute Betsied?
Der gelbe Tüpfel dort, das Chaler?

Grübchen graben sich in die Baden,
Übermut zuckt um den Spizhubenmund,
Ei, nun schwenkt sie im Kreise rund,
Als gel' es Vittoria zu schlagen,
Das seidene Sonnendach — meiner Seele!
Run lacht und lacht sie aus voller Kehle.

Nicht zu ergründen, nur zu bestaunen,
Hieroglyphen sind Frauentrauben

Dampfrohgezogen hastet ein Zug,
Weißhin flatternd die Mähne weht;
Wieder verschwunden ist er im Flug.
„Fahr wohl ins Land Italia! —“
Aust sie — „Ein Narr, wer die Schönheit, so nah,
In blaue Ferne noch suchen geht!
Vorwärts, mein Herr, da wären wir ja.“

Schon schimmert, unfriedig vom Felchenhag,
Die Matte mit den drei Kieselauellen,
Das Külli, dem wie am einlauen Hin
Inmitten der Städte gefächter Volkheit
Vaterlandstolz die Herzen erschwellen.
Das Frauenkreuz freilich, ganz Schalkelust und Tollheit,
Regt andre Gedanken unter der Stirn:
„Zum Ritter hab' ich Sie heut mir erkoren,
Alein wie ist's mit dem Ritterschlag?
Haben Sie Treue den Damen geschworen?“

„Mein Wille und Wunsch ist's, nur fehlt mir die Weibe.“

„So knien Sie nieder, damit ich verleihe
Die hohe auf heiliger Erde hier.“

Doch — daß da hinten die Engländerinnen
Nicht etwa meinen, Sie seien von Sinnen —
Thun Sie, als pflückten Sie Blumen mir.“
Und Abrabadaba mummelnd, vollführt sie
Die Zeremonie auf ihre Weise,
Zucht mit dem Schirne sein Bloudbaupt berührt sie;
„Zieh auf, Herr Ritter!“ — beginnt sie dann leise —
„Nun gilt es zu stürzen in Abenteuer,
Herum Euch zu schlagen mit Löwenmut;
Giebt, es naht uns ein Ungeheuer,
Eus von der alten Drachentruut —
Und ging's contro coour Euch, Ihr müßt's massacrieren!“

„Ich schaudere“ — scherzt er — „doch will ich's probieren.“

„Hört weiter. Auf allen Wegen, die heil,
Werde mir stets Eure Trüge zu teil,
Wir Frauen sind zwar leibhaftige Engel,
Doch ist uns manderlei unbrauem,
Denn ob wir sonst wie sie ohne Mängel,
Hässliche haben wir leider nicht.
Drum, wird mir der Bergpad gar zu beschwerlich,
Gebietet Euch heilige Mitterpflicht,
Den Stod, den Arm mir zu leih'n, je nachdem.“

„Gern“ — nickt er. Diesmal meint er es ehrlich.

Der Ritter zu sein dieser wonnigen Frau,
Die jeden, der des Weges da schreitet,
Verdankt eine gar verlohrende Schau,
Ersüßt ihn mit Stolz, und leise verschwimmt,
Was wohl im Herzen der Lust widersteht,
Die mehr und mehr gefangen ihn nimmt.

Es hat die Sonnenpoit unterdessen
Erklommen die heile Mittagshöh',
Apost auf dem Aufschob, der dicke Musjō,
Sicht unten fröhlich alles beim Essen,
Alles, nur unsere Wandrerer nicht.
Die Kletterer im Wald noch; — ist er auch dicht,
Durchs Laubdach breunen jetzt senkrechte Blitze,
Die gnädige Frau klagt sehr über Hitze,
Orreje! und Seelöberg fährt noch so weit . . .
So geht's, wenn man verdrödet die Zeit
Mit Blumen- und Veeren-Büden, mit Schlingen
Von grünen Arzangeln und drci Dingen.
Als endlich müde am Ziel sind die beiden,
Fischchen sie, die gekelte Kultur
Der Anrhaus-Verdösterung sitzvoll zu werden.
Es schwebt ihnen vor als Ideal
Das Primitive, die holde Natur;
Aberdrieviel, ob die Mahlzeit auch noch so frugot,
Sind ungehört sie nur und für sich,
Leicht ließ sich im Dörschen ein Götthaus endreun,
Entsprechend diesen beschödenen Zwöden.
Wie hat mein Netz so königlich —
Und mochten auch Tauffschwans-Gewüsse ihm winken,
Die Tische strogen von Hochzeits-Weinen —
Sich unterhalten wie hier in dem kleinen
Gärtchen bei Ochsenaugen und Schinken.

Raum daß im Gläie der schwarzte Rubin

Die Lippen glözt wie kühlender Tau,
Raum daß befrucht das Blut sie der Traube, —
Wie klingt ihr Lachen hell durch die Laube!
Steckt Amor unter dem Baldachin?
Zurück in die Mädchengeit träumt sich die Frau,
Da solch' ein frischer Knabe im Raum
Stoipender Männlichkeit sie berüdet; —
Sieh! Da begagnen Traum sich und Traum:
Solch' ein Weib, das als Weib ihn begliedte,
Heimlich wird's seiner Wünsche Ziel.
Mädchen- und Mannesehnsucht — befügelt
Neu, doch diese im Jüngling gezügelt —
Nitzendes, aber gefährliches Spiel!
Wissen wollt ihr, worüber sie lachn?
Was ihre roten Lippen spröhen? —
Planter Unfönn, erzdumme Sagen,
Wert nicht die Feder lang zu bemühen.
Doch was das Bärchen schuldet an Weisj,
Spendet es reichlich an Schönheit wieder:
Unter den seidenen Franen der Vider
Wie so wönig das Glau sich verduckt! —
Nachtagar, drin es von Eternau gleicht!
Heraus aus verschwiegenen Tiefen fantelt
Der Herzen leises, scheues Verlangen . . .
Warm, wie von Sonnenküst überhaucht,
Blüten am Granatbaum, die Wangen;
Und jede Bewegung und Niene getaucht
In freien Frohjnns Lichtelement,
Deß Stimme wie Anselzweitschern und Singen,
Wie langzotter Vöche Sprudeln und Springen,
Wenn überm Hochwald der Rothhimmel brennt.

Veremutlich nicht oft ins Haus sich vertritt
Ein Paar so feiner und froher Geschöpfe,
Rein Wunder, daß weidlich zerbrechen die Köpfe
Sich Köchin und Kellnerin, Birnin und Wirt.
Gleich hat die draße Hebe entdeckt
Am Finger der Frau, was dem Jüngling gebracht; —
Da haben sie's ja! Dahinter sieht
Ein Abenteuer, ein richt'ger Roman!
Madame auf der Sprigtour mit ihrem Galan!

Das schlimmste ist, Madame ist erkannt! —
Figur, Toilette, Wäse, Gesicht,
Alles verrät sie — dazu die Manieren,
Das Schwadronieren und Koffetieren —
Als Opernprinzessin — wie ist doch der Name?
Gleidspiel, in der Welt berühmt und bekant,
Andern das Herrchen, reich jedenfalls,
Berücht wohl die Stelle des Reitermarschalls. —
Es schweigt erötend die werde Dame,
Die unermwählt in der Stannghäite Kreis
Dergleichen prompt zu berichten weiß.

Dem Wirt ist's Wuth, dem geht's um die Fränklein;
Drum, als er gehörig geschraubt sie im Preise,
Wünscht er nicht bloß „viel Glück auf die Reite“, —
Gutmütig treibt es ihn, einzuzieh'n
Auf dieses höchst nichtsnutzige Schwänklein.
So, zwischen „Adieu“ und „auf Wiederseh'n“,
Spricht der Schlauberger — Kapital!
Es löhete Müß' in Ernst sich zu lassen —

Den schlauen Studio vermeinend, gelassen
Das große Wort aus: „Der Herr Gemahl.“

Verblüfft, voll trampfhafter Würde, machen
Sie flugs aus dem Staub sich; dann aber schliefen
Sich auf die Schlingen, Tränen vergießen
Sieht man das roßige Weibchen vor Lachen.

Der Überfröhlichen grad' in die Quere
Kollt da ein Chaisisen thalwärts lenkend,
Darinnen, lebhaft den Panama schwenkend:
„Ah, meine Gnädigste, habe die Ehre!“ —
Ein Gajsthoßgenosse, ein dreister Panause,
Der flugs sie bringen will an den See.
Doch dankt sie verbindlich. „So früh schon nach Hause?
Am hellen Nachmittag — welche Idee!“
Der aber mustert kritisch das Wetter;
Wedeutliche Trübung, Regen in Aussicht. —
Wah! Dermine glaubt das durchaus nicht.
Optimistin vom Kopf bis zur Feh'.
Und argwöhnlich grinsend verzieht sich der Retter.

Es ist da ein Weg, am Seeli vorüber,
Dem Namenpendenden, traulich zu Füßen
Des tropigen Gipfels, der auftragt darüber;
Ein Weg, den Schroffen und Tannenforst grünen,
Und Wiesen, bedeckt mit duftigen Schwaden,
Ein Weg in vertorene Einjamteilen,
Auf dessen friedlich lodenden Pfaden
Die beiden seltsam verzonnen schreiten.

Dem Reisemarshall ist's eigen zu Mut;
Er fühlt im Innern rumoren das Blut
Und fühlt sich nach anhen gedrückt und vertegen.
Die lustige Opernprinzessin dagegen
Lächelt seelenvergnügt vor sich hin.
... Immer noch herrscht sie als Königin,
Keine bezieht sie im lieblichen Kriege,
Trotzdem schier dreißig Venze, sogar
Koch mehr verrannt sind, seit in der Wiege
Schon aller Entzünden als Baby sie war.
Die schönste Tugend bleibt doch die Tugend,
Wär' es auch Zeit wohl zu anderer Tugend.
Also, soll sie nicht glücklich sein,
Nt ihr der große Wurf doch gelungen:
Ehegespons des staubbürtigen Jungen
Zu jenes Biedermanns Augen zu sein:

Geraume Weite sind wie verschlossen
Die sonst so regen, wackelamen Sinne,
Da wird sie der seltsamen Schwergelamtheit inne,
Der heimlichen Räte des Wandergewönnen.
Stirnneuzelnd sagt sie: „Wiel zu verhehlen
Hat allem Anschein nach mein Gemahl!“
Du lieber Himmel, was soll er erzählen?
Je länger, je mehr wird der Fall ihm fatal.
Doch hilft er sich schließlich: „Ich überlege“ —
Begrüßt er gedehnt — „vorjörglich im Geist
Den Plan unsrer Reise, Wege und Stege.
Bald kommt ein Dorf — ich vergaß, wie es heißt —
Das dürfte zur kurzen Nacht sich empfehlen;
Dann folgt man getrost den Serpentinien

Nach Bedenrieb, woselbst mit dem Boot
Ich meiner Gemahlin pünktlich zu dienen
Bedenke zur Heimfahrt —“

„Sapperlot!
Ihr habt eine Art mit mir zu verkehren —
Ich fühle mich wie von Hottent unwecht,
Mich wie entrückt in die höchsten Sphären
Bei so erhabenem Konverrieren: —
Es fehlt nur, daß Er. Majestät
Mich Er Majestät titulieren.“

Da hat er's. Sie konnte nicht böser zielen,
So traf den Mutterkraben ihr Stich.
Kann loht's um den Baum ihm wie Blamenschein.
„So wollen wir auf gut bittgerlich
Die holde Eh'tandskomödie spielen.“

„Gewiß. Bei allem Respekt vor dem Thron,
Das möchte viel unterhaltender sein —“
Berriet die allerliebste Person,
Den Blick erwidern, den feurig bereiten.

„Also dann auch auf du und du?“

„Versteht sich, das gehört doch dazu.“

Und da loeben des dicken Propheten
Weisung eintrifft, dem lastenden Gran
Ein Regen entsprüht, beharrlich und munter,
Spannt er den Schirm auf, mutig darunter
Lustwandelnd Arm in Arm mit der Frau;
Nacht wie ein Alter den Brummbär dabei,
Schilt, daß sie wieder den Mantel vergessen,
Das teure Kleid ruiniere, indessen
Er's leider Gottes noch schuldig sei!
Dermine weiß ihm zu dienen. „Hoho!
Du gartlicher Knauer, kommst Du mir so!
Sofort widerruf, sonst sag' ich's Mama,
Damit sie gründlich Dir liest die Reviten.“
Er hat sich nicht lang herumgeirriten,
Das Schönste vom Streit ist der Friede ja.
Und unwillkürlich dichter und dichter
Rücken zusammen die Rosengestirter.

Auftaucht das Dörfchen. Gemäß dem Programm
Erfolg zuvörderst Einkehr im „Lamm“.
Ein kleines Haus, eine niedrige Stube,
Als Hausnecht waltet hachshaarig ein Bube,
Dem dreist das Hemd aus der Tasche bligt.
Nacht nichts. Man läßt auf der Holzbank sich nieder,
Beizehl, was Gutes die Wirin beigt,
Gemütlich essen und trinken sie wieder
Und lassen dem Foffenspiel seinen Lauf.

Der Taufend! Wie tritt so forsch und bestimmt,
Necht wie ein Eh'mann, mein Felix auf!
Der wadern Wirtsfrau sind Scharjbid und Klarheit
Erfichtlich böhmische Dörfer, sie nimmt
Alles und jedes für lautere Wahrheit.

Dann sind sie mutterjelenallein.

Allmählich verliert der taghelle Schein,
Es dümmert, der Himmel wird trüber und trüber;
Sie merken es nicht, sie werden genug,
Sacht spielt der Schmerz in den Ernst hinüber,
Verstohlen geraten die Herzen in Zug,
Indeß die Lippen der Muße pflegen.

Jetzt paßt ihr der Durst . . . so fed, so verwegen!
Jetzt hat er, was immer an ihm sie vermägt;
Und weil im Beschaun, im verlebten Ergoßen
Das leidige Foppen sie völlig vergißt,
Womit sie ihn spornet, zur Wehr sich zu setzen —
Ersiegt auch er dem todenden Zauber,
Entwässert befehlt ihn das blühende Weib,
Der schimmernden Goldwellen Duft zu verspüren,
Nah' rückt der weichen Taube der Tauber,
Sie läßt ihre Hand an die Lippen ihn führen,
Ihn teile schlingen den Arm um den Leib,
Sie lächelt . . . wie weiß die Jähnden blühen!
Ermacht ist der Mann, ein Blitz sein Entschluß,
Nun hilft kein Entziehen mehr, kein Enttünchen,
Es brennt auf dem Mund ihr ein selbiger Ruh.

Geschrieben steht: Wer giebt, will auch nehmen,
Ein rechtes Stück will sein Gegenstück. —
Sie kann nicht umhin, sich dem zu bequemen,
So giebt sie selig den Ruh ihm zurück.

Da geht die Thür . . . Wie ist er verlegen!
Wie ist sie verwirrt! Ein Stück, daß die Thür
Der grauen Dämmerung überfliehet
Die heiß auf den Wangen lodernde Glut! . . .
Die Wirtin ihr's, die ihr Sprüchlein liest,
Dazu auch ein Geußzerlein hören läßt,
Daß sicher zu Schwyz noch das prächtige Fest
Verfaue der wüste, heillose Regen.

Ja, regnet's denn noch? — Wahrhaftig, und wie!
Ihn Gott — wie kommen sie nur an den See,
Das Schiff, das letzte Schörn zu erreichen? —
Aufspringt sie, sieht auf die Uhr — o weh!
Es ist ja die höchste Zeit für sie,
Ihn es giebt, als wollt' es Baisalblöde weichen!

Was hat da der Flachstoppf Maulaffen teil? —
Nünf Kranken, schaut er herbei einen Wagen,
Nünf Kranken? — Er läßt es noch einmal sich sagen,
Dann aber schiebt er hinaus wie ein Pfeil.

Seltiam! Die Rollen sind wie vertauscht! —
Betrachtet in röthiger Laune, gelassen
Der holde Schlingel das Mißgeschick,
So scheint ganz anders es aufzuwachen
Germine, trügen nicht Haltung und Blick.
— Wie sie nervös in die Nacht hinein lauscht!
Wo nur der Junge so lange mag bleiben! —
Sie preßt verzweifelt die Stirn an die Scheiben,
Doch hört sie nichts als den Regen, der rauscht,
Dann wieder das mahnende Tictak der Uhr.

Ihn als es endlich patstcht in den Fluß,
Steht ohne Zukunft leider der Kleine

Wie aus dem Wasser gezogen da;
Still drückt in die Hand ihm, damit er nicht weine,
Wein felix ein Gedächtniß und sagt dann: „Ja, ja,
Das ist die berühmte Heiserquamt!
Es hilft nichts, lieb' Frauen —“
„Genug jetzt der Schmerz,
Längst hab' ich den Anfinn von Eh'frau und Mann dieß,
Der mich so tief in die Faische geritten.“
Worauf sie beim Haderischein einer Kezge
Der Wirtin folgt mit verdrossenen Schritten
Die teile Stiege hinan, zu betrachten
Da oben ein Zimmer zum Übernachten.
Denn freilich im Finklern, im strömenden Regen
Sich weiter zu wagen, wär' mehr wie verwegen.

Das Zimmer ist freundlich und lauber. Allein,
Wie mal' ich der Lieblichen plöyliche Rot? —
Rot wird sie, über und über rot,
Da nämlich die Wirtin, die schneeweissen Finnen
Der Betten beleuchtend, stolz offenbart,
Engländer, auch auf der Hochzeitsfahrt,
Säßen vor kurzen geschlummert darinnen.

Sie senzt, sie erklärt, todmüde zu sein.
Sodann: „Nicht wahr, für den jungen Mann
Da unten haben Sie noch ein Gemach?
Ganz einerlei wo, es kommt nicht drauf an,
Vielleicht so ein Kämmerchen unterm Dach.“

Die Wirtin, erschaut und belustigt zumal:
„Was — unterm Dach? Für den Herrn Gemach?“

„Nein, Bruder.“ Wohl schlägt sie die Augen nieder,
Nicht lang, so erzähst sie stark, wie es war;
„Und schienen bei Tag wie ein ehelich Paar,
Jetzt in der Nacht sind Geschwister wir wieder.“

Es hat die Schweizerin redlich gelacht;
Doch ob sie dabei von gepähigen Schwaben
Noch dies und das sich gedacht mo haben,
Wer kann es wissen? — — Trügend der Ruh'
Bedarf Germine, darum „gute Nacht!“
Ihn sorglich schlief und riegel sie zu. — —

Todmüde? — Etel Gekunfer. Sie dentt
Im Traum nicht an Schlaf. Wer könnte auch schlafen,
Wenn Kurs und Kompaß der Ausdast gelent,
Ihn auf der Klippe das Boot statt im Hafen!
Denn jetzt, wo es gilt, in dem fernem, entleg'nen,
Einsamen Vergdast der Nacht zu befragen,
Durchschauert so recht Gemüt und Gewissen,
In welche elende Lage sie kam; —
Was muß die Ärmste nicht alles wissen,
Das Nötigste, ach! von dem nötigen Gram,
Wie soll sie morgen früh sich kräftern?
Am besten sie bleibt in Kleidern und Schuhen,
So gut es geh'n mag, ein wenig zu ruhen,
In ruhen? — Als wollt' er heruntergeschlagen,
Wie Döseln man köpft, den Tachtstuhl vom Haus,
Ankürst der wilde Jäger im Jagen.
Ach, wär' sie daheim doch, fort aus dem Brou!
Wie werden in Brunnen die medizieren!

Der dicke Kerl hat gewiß sie verlastet.
Was Felix nur machen mag? — — Rein, wie das plätzt!
Ihr wird ganz angst und bange, besonnen
Wie einem verlassenen Kind, und genau

Wie solch' einem Mäuschen die Thränen ihr kommen,
Es weint und weint die holdselige Frau,
Und schilt sich selbst leichtfert'ge Person,
So wird man gestraft und das hat man davon!

(Fortsetzung folgt.)

Heine und Kleist.

Heinrich Heine hat sich 1834 eifrig bemüht, ein Drama von Kleist in französischer Uebersetzung auf einer Pariser Bühne zur Aufführung zu bringen.

Diese Thatfache konnte ich vor zehn Jahren durch die Mittheilung eines bis dahin ungedruckten Briefes von Heine an dieser Stelle („Deutsche Dichtung“, Band XI, Seite 28 ff.) erweitern. Derselbe ist in französischer Sprache geschrieben und an „Monsieur Mr. Boccage, artiste du Théâtre de la Porte-St. Martin, Rue de Lanery, No. 35“ gerichtet. Da nicht alle Leser den Band zur Hand haben dürften und das Schriftstück kurz ist, so teile ich es hier der Uebersichtlichkeit wegen nochmals mit:

Monsieur!

J'ai reçu votre billet et le Manuscrit de la tragédie de Kleist.

Comme je vous connais l'âme artiste et que vous n'êtes pas vous même auteur dramatique, je suis persuadé de la sincérité de l'intérêt que vous avez montré à cette occasion et je vous en remercie. Quant à Mr. Dumas je ne sais que penser. Lorsque j'ai été le voir pour la première fois, il y a sept semaines, il m'a dit tout positivement: „Monsieur Harel aura ce soir entre ses mains la tragédie de Henri Kleist“, et lorsque je suis allé chez lui une seconde fois, il y a dix jours, il m'a dit: „Le Manuscrit de la Tragédie est entre les mains de Mr. Harel, je vous engage à voir à ce sujet Mr. Boccage, à qui je ne pourrais parler moi même dans ce moment, parce que nous sommes brouillés“.

Voyant que Mr. Dumas s'est trompé, et que le Manuscrit n'a pas été dans les mains de Mr. Harel du tout, je m'abstendrai de toute nouvelle démarche. La pièce fera peut-être mieux son chemin quand elle sera imprimée.

Agréé, Monsieur, l'assurance de ma plus haute considération. Peut-être je viendrai encore chez vous pour vous voir avant votre départ. Un homme n'est plus que moi l'admirateur de votre grand talent, qui est plus rare que ne s'imaginent les soi-disant critiques qui ne connaissent que la scène française. En effet, Monsieur, je suis assez vain de croire que la magie de votre voix trouve dans mon cœur un écho plus sonore, que dans d'autres cœurs. Votre dévoué
Henri Heine.

Paris le 7 May 1834.

Wie man sieht, ist der Sachverhalt folgender: Heine wünscht die französische Uebersetzung eines Trauerspiels von Heinrich von Kleist auf einer Pariser Bühne zur Aufführung zu bringen. Als Protector hat er sich dabei Alexander Dumas ausersehen, und ihm das Manuscript behufs Einreichung bei dem Director der „Porte St.-Martin“, Mr. Harel, übergeben. Der Romancier hat seinem deutschen Kollegen Erfüllung dieses Wunsches noch für den Abend desselben Tages zugesichert und ihn einige Zeit darauf versichert, die Mission sei erfüllt, der Director habe das Stück, doch möge Heine vorsichtshalber auch einen der wichtigsten Schauspieler dieser Bühne, Mr. Boccage, direct dafür interessieren, was er, Dumas, deshalb nicht selbst thun könne, weil er mit dem Wimen zur Zeit engzeit sei. Heine hat darauf an Boccage geschrieben und von ihm die Antwort erhalten, Dumas habe das Stück nicht an Harel empfohlen. Da nun Heine sieht, daß Dumas „sich geirrt“, d. h. ihn angelogen hat, so will er zunächst seine weiteren Schritte thun, sondern hofft, daß das gedruckte Buch vielleicht einen leichteren Weg haben werde, als das Manuscript. — Die Abschrift, die Boccage an Heine zurückgeschickte, war vermuthlich ein vom Dichter an den Schauspieler gefertigtes Duplifat.

Wichen nur zwei, und zwar die wichtigsten Punkte im Unklaren. Erstens: Um welches Drama von Kleist handelte es sich? Zweitens: Wer war der Uebersetzer?

Ueber den ersten Punkt giebt eine Mittheilung von Gustav Karpeles im „Berliner Börsen-Courier“ vom 30. Juni 1901 Aufschluß. Er schreibt dort:

„Erlaubt mir einige Wochen habe ich durch einen glücklichen Zufall etwas Näheres über die ganze Angelegenheit ermittelt und bei dieser Gelegenheit auch das Werk eruiert, um welches es sich im obigen Briefe handelt. Beim Durchblättern eines alten Jahrgangs von Gustavs „Telegraph für Deutschland“ fand ich im Jahrgang 1838 (Oktobr - Nr. 159, S. 1266) in einem Aufsatz von Alexander Weill: „Ein Besuch bei Alexander Dumas in Frankfurt a. M.“ folgende interessante Mittheilung. Dumas erzählte Weill: „Heine kam vor drei Jahren zu mir und brachte mir eine Uebersetzung von Kleists „Mäuschen von Heilbronn“. Ich las sie durch, bewunderte das deutsche einfach-poetische Mäuschen, sagte ihm aber, daß das Stück durchaus nicht geeignet sei für eine französische Bühne. Wenn Mäuschen von einem Trill, den man ihr gegeben, spricht, laßt das ganze Substitut. Ebenso wenn Ferdinand sagen würde: „La limonade est fade comme ton âme“. Als ich abreiste, besuchte ich Heine, um ihm Lebenslust zu jagen und fragte ihn, ob ich noch sein „Mäuschen“ aufführen lassen sollte. Aber Heine kennt jetzt Frankreich und lachte darob. Leider leidet er sehr an den Augen und ich fürchte, sein Werk ist wieder immer schwächer worden.“

Es ist nicht wesentlich, ob Dumas' Meinung die richtige war; vollends un wesentlich, daß zwischen den Verächtern Heines und Dumas' über ihre Unterredung ein formaler Widerspruch festzustellen ist. Wie Heine berichtet, sicherte ihm Dumas zu, das Stück noch am selben Abend dem Director zu überreichen; wie Dumas erzählt, las er vorher das Manuscript und lehnte dann die Vermittelung ab; Heine selbst habe schließlich seiner Ansicht zugestimmt. Das letztere abgerundet — Heine hatte sehr höhere Ansichten über Kleist und war darin entschieden durch Dumas unzustimmen — sagen vermuthlich beide Dichter die Wahrheit; Dumas gab die Zusage, hielt sie nicht ein und entschuldigte sich dann durch den Inhalt, der für ein französisches Substitut nicht taugte.

Wer aber war nun der Uebersetzer des „Mäuschen“ — Heine selbst oder ein anderer?

Als ich den Brief vor zehn Jahren zuerst mittheilte, bemerkte ich zu der Frage, ob Heine selbst als der Uebersetzer zu betrachten ist, an dieser Stelle:

Was zunächst dagegen spricht: daß wir nirgendwo eine derartige Arbeit Heines erwähnt finden, ist natürlich kein ausschlaggebender Einwand; gerade Heines Schaffensgebiet überlegen wir auch heute noch lange nicht ganz, und über eine verunglückte Arbeit zu sprechen, war nie seine Art. Zeitigster ist schon die Erwägung, daß er sich, sofern er die Arbeit wirklich unternommen haben sollte, in einem bedenklichen Irrtum über sein Können befunden haben würde, zunächst schon in rein sprachlicher Beziehung. Heine beherrschte das Französische damals noch lange nicht genügend; Wendungen wie: „Pout-êtro jo viendrai encore chez vous“ klingen unfranzösisch und „manuscrit“, „sonnorio“ sind sogar orthographische Capis. Jedes, auch dies wurde natürlich eine solche Annahme nicht direct unwahrscheinlich machen und für Heines Autorität würde die ewige Gelbnos des Dichters sprechen, die ihn noch zu ganz anderen Experimenten bewog, z. B. dem Plan, im Verein

mit dem politischen Publizisten Rebond eine „Deutsche Geschichte“ zu schreiben, von welchem die „Deutsche Dichtung“ gleichfalls zuerst Kunde geben durfte (vergl. Heines Brief an die Genesische Buchhandlung in Stuttgart, Band IV, S. 146), endlich sein warmes Interesse für Kleist, den „bis zum Todschickem bekannten Dichter“, dessen Werke ihm stets, von seiner Berliner Studentzeit bis zu seinem Tode, und eine ebenso erschütternde, als erhebende Lektüre gewesen und den er immer den „Mien“ unserer Literatur beigezählt hat. Auch die ganze Tonart des Briefes klingt wie eine Rede in eigener Sache. Sie macht die Annahme, daß Heine selbst der Uebersetzer gewesen, vollends wahrscheinlich; zur Gewißheit wird dieselbe dadurch natürlich nicht erhoben.“

Diese Ausführung, wie der Brief gingen durch einen großen Teil der Tagespresse; Zweifel oder Einwendungen wurden mir bei dieser Gelegenheit nicht bekannt. Wohl aber kamen sie mir selbst, und ich habe ihnen gelegentlich auch in der Korrespondenz mit einem Heine-Forscher Ausdruck gegeben. Obwohl ich, wie aus den oben mitgetheilten, 1891 geschriebenen Sätzen ersichtlich ist, Heines französische Sprachkenntnisse schon damals recht eingehend gekannt hatte, schien mir doch, nachdem inzwischen Verschiedenes über die Art, wie die Uebersetzungen der Werke Heines ins Französische zu Stande gekommen, bekannt geworden, mir nach den von Weg u. a. angestellten Untersuchungen darüber die Annahme, daß Heine allein die Uebersetzung des Kleistschen Dramas angefertigt haben könnte, nicht mehr wahrscheinlich. Ich nahm also an, daß es dabei ähnlich zugegangen, wie bei Heines eigenen Werken, daß es sich um eine Kompagnie-Arbeit mit einem Franzosen gehandelt habe.

Unter diesen Umständen war es mir nicht überraschend, daß Gullav Karpeles in dem zitierten Auszug meine vor zehn Jahren angestellte, aber nicht öffentlich widerrufenen Ansicht bekämpfte. Höchstens zweierlei wäre zu dem, was er darüber ausführte, zu bemerken, und das ist sachlich nicht wesentlich. Karpeles schrieb nämlich:

„Nur Emil Franzos glaubte nach diesem Schreiben annehmen zu müssen, daß die Uebersetzung des in dem Briefe nicht genannten Werkes von Heine selbst herührte! Er sucht dies auch in sehr scharfsinniger Weise nachzuweisen, aber jeder, der da weiß, mit welchem Schwierigkeiten Heine bei der Uebersetzung seiner eigenen Schriften zu kämpfen hatte, wird dies doch für unwahrscheinlich halten. Franzos sagt: „Auch die ganze Tonart des Briefes klingt wie eine Rede in eigener Sache. Sie macht die Annahme, daß er selbst der Uebersetzer gewesen, vollends wahrscheinlich.“ Wir wissen ja nun, welche Verehrung Heine für Kleist hegte, aber daß diese so weit gegangen wäre, um ein Werk dieses Dichters in eine Sprache zu übersetzen, deren er selbst nicht mächtig war, das können wir doch heute unmöglich glauben, wenn wir seinen französischen Briefstil genauer prüfen.“

Der Leser seines Aufsatzes kann darnach nicht vermuten, daß der „französische Briefstil“ Heines auch von mir vor zehn Jahren schon beachtet worden ist; ich habe daraus sogar, wie man sieht, einzelne Proben gegeben. Ferner aber erdichte nicht, daß Karpeles meine Folgerung, wie man sieht, unvollständig zitiert und den Schlußsatz: „Zur Gewißheit wird dieselbe (die Annahme) dadurch nicht erhoben“ wegläßt, dem Leser seines Aufsatzes meine Hypothese als Behauptung aufgestellt. Ich bin überzeugt, daß es sich um eine unbedachtliche Begünstigung handelt, und stelle diese sachlich unerblicklichen Umstände nur nebenbei fest.

Wie aber steht nach Karpeles Ansicht die sachliche Frage: wer war der Uebersetzer? Das „Seine selbst“ es gewesen, verweist er, und fährt fort:

„Ander sind alle weiteren Nachforschungen nach dem Zusammenhang dieser Afsäre und nach dem Manuskript Heines bisher vergeblich gewesen und werden es wohl auch weiter bleiben. Nur die Vermutung möchte ich hier aussprechen, daß vielleicht August Lewald, der

lutz vorher in Paris war und mit Heine intim verkehrte, der außerdem viel mit dem Theater zu thun hatte und damals auch den Versuch gemacht hat, mit der französischen Bühne in Kontakt zu kommen, die Veranlassung zu dieser Bearbeitung gegeben oder eine Person von Heines Uebersetzer, vielleicht gar Gérard de Kerval, der sicher in Kleists dichterischem Charakter eine Art von Geistesverwandtschaft erkannte, zu dieser Uebersetzung angeregt hat.“

Auch die von ihm mitgeteilte, oben wiedergegebene Notiz über Dumas' Gespräch mit Weiß erschüttert ihn in dieser Ansicht nicht. Er schreibt:

„Nach der ganzen Fassung dieser Notiz scheint Dumas ebenfalls geglaubt zu haben, daß es sich um eine Arbeit von Heine handelte, was jedoch, wie ich noch einmal ausdrücklich hervorheben möchte, mehr als unwahrscheinlich ist.“

Die ganze Angelegenheit aber zeigt, was Heine von Kleist und dessen Dramen gehalten, die er selbst an der französischen Bühne einbringen wollte.“

Wie man sieht, ist Karpeles mit aller Entschiedenheit der Ansicht, es handle sich um seine Arbeit von Heine, und die Angelegenheit scheint ihm nur für die Verehrung bezeichnend, die Heine für Kleists Dramen hegte.

Diese Ansicht erschein mir nicht zutreffend. Ich halte ihr gegenüber an der von mir in den letzten Jahren gehalten, auch brieflich angesprochenen Ansicht fest: Seine war an der Arbeit intensiv beteiligt; es handelt sich um eine Kompagnie-Arbeit mit einem Franzosen; es war also nicht die Arbeit eines Dritten, an der er keinen Anteil hatte, für die er sich so ernstlich einsetzte.

Meine Gründe sind die folgenden:

Kur dann ist die Tonart des Briefes an Pörrage verständlich; so schreibt man in eigener, nicht in fremder Sache. Kur dann ist auch Dumas' Ansicht erklärlich, es habe sich um eine Arbeit von Heine selbst gehandelt. Wie hätte er zu dieser Ansicht kommen sollen, wenn es ihm nicht Heine selbst gesagt hätte? Und einer Unwahrscheinlichkeit dieser Art sieht Heine nicht ähnlich. Daß er eine gemeinam mit einem anderen angefertigte Arbeit als seine Arbeit bezeichnete, können wir verstehen und glauben; von seiner Arbeit, an der er nicht beteiligt gewesen wäre, hätte er derlei nie ausgesprochen. Ich bin, wie man weiß, sehr weit davon entfernt, mich durch die unwürdigen Angriffe auf Heine dazu verleiten zu lassen, ihn meinerseits als einen Ausbund an Charakter hinzustellen, aber er ist bei näherer Betrachtung viel wahrheitsliebender, als jene Verehrer glauben; er hat sich namentlich auch niemals mit fremden Federn geschmückt, und es ist daher auch nicht zu glauben, daß er es diesmal gethan hat.

Auch sonst hat meine Annahme nichts Unwahrscheinliches. Seine wäre allein mit dem französischen Text, aber ein Franzose allein mit dem Deutsch des „Kleists“ nicht fertig geworden. Bei solchen Werken ist eine Allianz durchaus natürlich. Das Motiv für die Arbeit lüchle ich neben der Verehrung Heines für Kleist auch in Heines Selbst und verweise auf das, was ich bereits 1891 darüber gesagt habe.

Volle Wahrheit vermag natürlich erst die Entschlüsselung weiterer Quellen und die Auffindung des Manuskripts zu geben. In dem Material, das im vorigen Jahre durch eine gute Abgung in die Hände von Prof. Ernst Ertler in Leipzig gelangt ist, findet sich leider, wie mir dieser freundlich mittheilt, nichts über diese Angelegenheit. Deshalb ist die Festnung doch nicht abzulehnen, daß es sich anderswärts findet.“

Berlin, 6. Juli 1901.

K. E. Fr.

*) An dem Tage, wo dieser Aufsatz unter die Presse geht, erhalte ich von Herrn Dr. Karpeles auf meine briefliche Anfrage, wie er sich, wenn er an seiner Meinung festhalte, Heines Brief an Pörrage und seine Neugier an Dumas erkläre, die Antwort: nach seiner Meinung habe Heine „allerdings mitgearbeitet“. Ich freue mich dieser Uebereinstimmung um so mehr, als ich sie nach meinem Auffatz im „V. B. C.“ nicht erbracht hatte.



Schweigen.

Erzählung von S. Ottmer.

(Fortsetzung.)

In seiner völligen Ratlosigkeit — seinem ruhigen, geradeaus schauenden Sinn war sie etwas nie Erlebtes und darum doppelt Beängstigendes — flüchtete Martiny zu seiner Arbeit.

Trotz der geringen Aufmerksamkeit und Ausdauer, die er, seiner sonstigen Art entgegen, an seine Arbeit wandte, gebieh sie doch zum Abschluß. Sie war eben eigentlich schon vor Doras Verlobung beendet gewesen, die Überprüfung gelang auch mit halber Kraft. Aber er genoß nichts von der selbstlosen Freude des Forschers, eine Entdeckung zum Segen der Menschheit Schritt für Schritt bestätigt zu sehen, und noch weniger streifte es auch nur einen seiner Gedanken, daß ihn diese Entdeckung früher oder später zum berühmten Mann machen mußte. Er arbeitete wie ein Antomat. Als er fertig war, ließ er ansetzend die Arme sinken, als entledigte er sich einer Last, die ihn überbürdete, denn er leuchtete unter dem Schwersten, was Menschen zu tragen anferlegt ist: in seinem Gewissen nicht im klaren zu sein, thatlos zusehen zu müssen, wenn über sein Liebstes das Verderben hereinbricht.

Eines Morgens aber erhielt er durch die Post die Anzeige von Doras bevorstehender Vermählung. Die Zuwendung war darum anfallend, weil er dem Hause Miller seit der Verlobung keinerlei Lebenszeichen gegeben — gratulieren hatte er zu einer Heirat mit Gerhard Blaut denn doch nicht können. Daß er durch sein Schweigen den zweifellos vorhandenen Verdacht, er fühle sich als gekränkter Freier, noch verstärkte, hatte ihn weiter nicht gekümmert. Die ihm im letzten Augenblick dennoch gewordene Zuwendung — die Trannung sollte schon in drei Tagen stattfinden — war wohl Doras eigenstes Werk. Wie er sie kannte, dachte sie trotz ihres Liebesglücks in Dankbarkeit und Bedauern des, so mußte es ihr scheinen, verlorenen Fremdes.

Erich Martiny starrte entsetzt auf das Blatt nieder, das die verschlungenen Namenszüge der Verlobten trug. Trotz seines unablässigen, qualvollen Grübelns, wie Doras Heirat mit Gerhard Blaut

zu verhindern wäre, hatte er den Gedanken, so bald schon vor eine endgültige Entscheidung gestellt zu sein, nicht gefaßt. Und nun war der Augenblick bereits da, wo er handeln oder geschehen lassen mußte, was nie mehr gut zu machen war.

„Ich beehre mich Ihnen von meiner bevorstehenden Vermählung mit Fräulein Dora Miller —“

Martiny schlenkerte das Blatt weit von sich: „Nein, er soll nicht! Bei meiner Ehre, er soll nicht!“ Er zuckte zusammen: „Bei meiner Ehre? Die werfe ich ja von mir, wie ich eben das Blatt Papier von mir geworfen habe, wenn ich die Heirat hindere. Und wer weiß, ob mir dies überhaupt gelänge, ob mir Miller mehr Glauben schenken würde als dem Mann, den er seit Wochen als seinen Schwiegersohn betrachtet. Dann hätte ich mit meinem Opfer nichts erreicht, als daß statt eines Schurken deren zwei auf der Welt sind. Was thut? Was soll ich thun? Habe ich denn keinen Menschen, keinen Freund, der mit klareren Augen sieht als ich, umgebenet von Leidenschaft, nicht verwirrt durch Seelenkämpfe?“

Er saun nach. „Nein, ich habe keinen Freund, der mir raten könnte. Aber Eine hab' ich — Agathe! Wer könnte besser entscheiden als sie? Ihr gerader Sinn wird erkennen, was meine Pflicht von mir fordert. Noch ist es Zeit. Warum habe ich nicht längst alles in ihre Hand gelegt?“

V.

In feberhafter Hast trug er seine Vorbereitungen und schritt, als die Sonne am nächsten Morgen anging, dem Bahnhof zu. Erstaunt sah er aus dem Rupefenster, daß es schon lange Frühling war, das erste zarte Grün wach bereits einer fatteren Färbung. Von alledem hatte er bisher nichts bemerkt, in seine Gedanken und seine Arbeit vertieft. Und Dora sollte er zum Verderben werden, dieser Sommer, der Blüte an Blüte ansetzte, ihre kinspenden Träume von Glück zerstören, ihr die Frucht ihres Lebens rauben, daß es arm

und kahl dastand wie ein winterlicher Baum, ächzend unter dem Schnee der Sorge, unter dem Eis des Schmerzes. Nein, Agathe wird seinem unnebelten Sinn den rechten Weg zeigen heraus aus dem Labyrinth seiner Zweifel, ihn lehren, wie er die zarte Pflanze vor dem Unwetter des Schicksals schützen könne.

So tief spanu er sich wieder in seine Gedanken, daß er betroffen in die Höhe fuhr, als ihm der Name seiner Station ans Ohr schlug.

Mit einem Ruck hing er sein Mäugel über den Rücken und schritt fürbass, die weiße Straße entlang, seinem Heimatsdorf zu. Rechts und links bewaldete Hügel, ihm zur Seite das klare Gebirgsflüßchen, über ihm wolkenloser, hellblauer Frühlingshimmel. Alles grüßte ihn liebevoll, die herbe Luft wehte ihm erfrischend um die Schläfen. Er schüttelte sich, als könne er die Last von seinem Herzen schütteln, aber schwer und dumpf lag sie in seiner Brust, und in seinem Ohr klang es wie Läuten ferner Kirchenglocken. Sein Schritt wurde immer langsamer, in vorgeneigter Haltung, die schwerermühten Augen in eine weitenlose Ferne gerichtet, ging er durch die Frühlingspracht, ohne sie zu sehen.

Echon hatte er mehrere Weiler und Dörfer hinter sich gelassen, da weitete sich das Thal, in einer grünen Mulde lag sein Heimatsdorf vor ihm. Einen Augenblick blieb er schauend stehen. Alles wie immer: um den spitzen Kirchturm flatterten die Tauben, die Obstbäume schimmerten in weißrofiger Blütenpracht, und beim Müller hing das Dach schief über dem Schuppen, daß man meinte, es müsse im nächsten Augenblick herunterfallen; aber es hielt schon so an die zwanzig Jahr. Martiny lächelte unwillkürlich, dann schritt er ins Dorf hinein.

Ganz an dessen Ende, dicht an den Wald gelehnt, stand das kleine Haus. Der Vater hatte es gebaut und bewohnt, und nun bewohnte es Agathe ganz allein.

Durch die grügestrichene Staketenthür trat man in das kleine Gärtchen: rechts und links ein schmaler Streifen von Blumen — Tulpen und Hyazinthen blühten jetzt —, sorglich in geraden Linien eingetret. Erste hohe Rosenstämme warteten noch ihrer Zeit. Hinter den Blumen in wohl abgegirkelten Beeten allerhand Gemüse und heilsame Kräuter. Ein paar Stufen empor zur brannen Thür mit der Messingkante. Ein kleiner freundlicher Flur. Rechts davon Vaters Studierzimmer, links die Apotheke. Als Erich die Thür, die zu

dieser führte, nun aufdrückte, gab ein Glöckchen hellen Ton und machte die Frau, die eben im Begriffe war, einem kleinen Mädchen eine Flasche einzuhandigen, aufsehen.

„Erich, Du!“

Mit einer energijchen Bewegung schob sie das Kind von sich. Dann sagte Agathe Martiny ihres Bruders Hand.

„Ach freue mich, daß Du da bist,“ sagte sie einfach.

Er erwiderte nichts. Mit einem schweren Seuzer ließ er sein Mäugel von den Schultern gleiten. Sie sah ihn erstaunt an, doch sie sagte nur:

„Ach will Dir zu essen bringen. Du wirst müde und hungrig sein.“

Während sie Speise und Trank für ihn bereitete, sah er träumerisch in seines Vaters Stube. Alles unberührt, wie er es als Kind gekannt. In langen Reihen an den Wänden die medizinischen Bücher. Sie waren zum großen Teil längst veraltet. Aber weggethan sollte nichts werden aus dem elterlichen Hause; das hätte Agathe nimmer gebuldet. Der Schreibtisch, auf ihm die alte Uhr: zwei Mabaftergaulchen und ein plummes, in Messing gefaßtes Zifferblatt, gekrönt von einem hölzernen, buntbemalten Dach. Davor der abgenutzte Ledersstuhl, auf dem jetzt Agathe ihre Wirtschaft- und Apothekerrechnungen besorgte. In enger Umschränkung, in völliger geistiger Abgeschlossenheit hatte der Vater hier gelebt — nichts als ein Banernbottor und doch wie glücklich! Ein Stöhnen brach aus Erichs Brust. Und er! War all sein Können im stande, sein Liebstes vom Verderben zu retten, konnte der Ruhm, der ihm winkte, den bitteren Kelch von seinen Lippen wenden? Ob er sich noch so sehr dagegen stemmte, immer wieder sah er es — Dora im Arm ihres Gatten, ihm unlöslich verbunden. Und weiter sah er, sah, was kommen würde. Er preßte die Hand auf sein schmerzendes Herz. Wozu war er hier? Was wollte er von Agathe? Konnte sie anders entscheiden, als er nach den bittersten Kämpfen entschieden hatte? Sie, der ihres Vaters Bernß das Heiligste auf Erden war! Wozu sie noch fragen, sie mit hineinziehen in all die Dual, ihr den Schmerz bereiten, in seine durchwühlte Seele zu sehen? Am besten war's, er ging schweigend wieder davon und Agathe eruhr nie, was ihn hergebracht.

„Komm, Erich!“ Sie stand auf der Schwelle des ganz von der untergehenden Frühlingsonne überfluteten Eßzimmers. Die weißen Vorhänge

bewegten sich leise im Zuge der herbfrischen Luft.

„Komm!“ jagte Agathe nochmals und wies auf den Platz, den er schon als kleiner Junge innegehabt.

Das Strickzeug in den nimmerruhenden Händen, setzte auch sie sich. Doch ihr Blick slog immer öfter und aufmerksamer zu dem Bruder hinüber. Was war mit ihm? In sich versunken, mit niedergeschlagenen Augen verzehrte er langsam das ihm vorgelegte Mahl, sichtlich wie einer, der nicht weiß, was er isst. Eine Weile sah sie ihm schweigend zu.

Dann sagte sie: „Erich, was ist Dir?“

Er fuhr empor und strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Nichts, Agathe! Erzähle, wie steht es hier?“

„Hier? Wie immer.“

„Noch immer kein Doktor?“

„Nein — und wir bekommen auch keinen und —“ ein Lächeln huschte über ihr Gesicht — „wir brauchen auch keinen.“

Auch er lächelte: „Ein stolzes Wort. Wirst noch immer allein fertig, und Deine Bannern sind zufrieden?“

„Werb' ich und sind sie.“

„Ja, aber die Regierung, was sagt die dazu?“

„Kümmert sich nicht darum. Wo kein Ankläger ist, da ist auch kein Richter. Übrigens sind wir seit dem Herbst dem Kreisarzt in Goslar zugeweiht. Der ist aber froh, wenn wir ihn in Frieden lassen. Zwei Stunden in Sturm und Schnee über Land, um einem Holzknecht den Arm einzurenken oder einer Bäuerin in Kindesnöthen beizustehen. „Nein, Fräulein Marianne,“ sagte er mir, ich war einmal bei ihm, wollte nicht hinter seinem Rücken weiterthun, Ihr seliger Vater war ein tüchtiger Mann, und was er konnte, haben Sie ihm abgelernt. Haben Sie es so lange geschafft, können Sie es auch weiter schaffen. Wasja damit und meinen kollegialischen Segen.“

„Und die Apotheke, Agathe? Immer noch alles unentgeltlich? Reichst Du denn auch mit Deinen Zinsen?“

„Reicht schon,“ erwiderte sie fröhlich. „Ich brauche ja wenig für mich. Na und gar so viel Medicamente werden auch nicht verabreicht. Es ist noch immer das gesunde Meist von Vaters Zeiten her. Und da ich die vielen Dörfer, die er mitbesorgte, nicht habe —“

Sie hielt inne. Er hörte sie offenbar gar nicht mehr, sondern starrte wieder teilnahmslos ins Leere.

Wieder umschloß ihn ihr forschender Blick.

„Erich, was ist Dir?“ Ihre Stimme klang sehr ernst. „Du täuschest mich nicht, es liegt eine Last auf Dir. Ist Dir eine Arbeit mißgückt?“

Er wandte den Kopf ab.

Die Sonne war untergegangen, es wehte empfindlich kühl zum Fenster herein. Agathe stand auf, um es zu schließen. Dann zündete sie die Hängelampe über dem Tisch an.

Ann kehrte ihr Blick zu ihrem Bruder zurück. Er hielt den Kopf in der angestückten Hand, die Augen ins weite gerichtet.

Sie trat zu ihm hin und legte ihm beide Hände ans die Schultern.

„Hast Du kein Vertrauen mehr? Was wolltest Du finden? Was war vergeblich?“

„Du irrst,“ erwiderte er. „Was ich gewollt habe, ist über alles Erwarten geglückt. Das ist es nicht, wirklich nicht.“

„Was ist es denn? Sprich! Laß mich tragen helfen.“

„Das Mädchen, das ich liebe, hat sich einem anderen verlobt.“ Schwer, tropfenweise fiel es ihm von den Lippen.

Sie schwieg betroffen still, doch noch immer ging ihr Blick forschend über sein Gesicht.

„Hast Du es erst jetzt erfahren?“

„Nein — schon vor Wochen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Erich,“ jagte sie dann fest, „das glaube ich nicht, daß Du darüber noch so saunungslos bist, nachdem Du wochenlang Zeit gehabt hast, Dich darein zu finden. Da ist noch etwas.“

„Ja,“ erwiderte er bebend. „Ich weiß, daß sie in ihr Verderben geht!“

„Wodurch?“

„Weil der Mann hoffnungslos krank ist.“

„Zeit wann weißt Du das?“

„O, schon lange.“

„Und Du konntest die Heirat nicht hindern?“

„Nein! Er hat meine Warnungen mit Hohn zurückgewiesen.“

„Und die anderen? Das Mädchen? Ihre Angehörigen?“

„Die wissen von nichts.“

„Wie?“ fragte Agathe. „Ich verstehe nicht — Du hast ihnen nichts gesagt?“

„Wie konnte ich denn?! Ich, der Arzt, was ich von einem Patienten wußte?!“

„Das verstehe ich nicht,“ wiederholte sie mit

zitternder Stimme. „Wo es sich um ein ganzes Schicksal handelt, hast Du geschwiegen?“

„Agathe!“ schrie er auf. „Du sollst entscheiden, ob ich anders kann. Noch ist es Zeit. Darf ich reden — macht es mich nicht ehrlos?“

„Das ist eine falsche Ehre, die zögert, einen Mitmenschen vor dem Uucrgange zu retten.“

Er sprang empor. „Bedenke es wohl: Du, die Tochter eines Arztes, selbst so gut wie Arzt, räst mir, ein Geheimniß preiszugeben, das mir in meinem Verufe anvertraut worden ist? Ein Arzt ist wie ein Reichthiger.“

„Wer seine Krankheit geheim hält, um andere zu betrügen, verdient keine Schonung.“

„Ich habe ja auch nicht aus Schonung für ihn geschwiegen, sondern um meiner selbst willen, um meines Berufs würdig zu bleiben.“

„Ich kann Dich nicht verstehen!“ seufzte sie bekümmert. „Du siehst einen, der im Begriffe ist zu ertrinken und denkst dabei an etwas anderes, als hinzuzupringen, um ihn zu retten?“

„Da wage ich doch nur mein Leben. Tausend Leben würde ich hingeben! Meine Berufsehre aber darf mir nicht feil sein, so wenig für sie, wie für einen anderen. Was würde daraus, wenn der Arzt über das spräche, was ihm seine Patienten anvertrauen?“

„Davon ist ja nicht die Rede. Hier handelt es sich um einen besondern Fall, wo das Wahre der Verschwiegenheit in keinem Verhältnis steht zum angerichteten Unglück.“

„In solchen Dingen giebt es nur ein ‚ja‘ oder ‚nein‘. Wenn der Einzelne zu entscheiden hätte, was er verraten darf und was nicht, wäre bald jede Schraube gefallen.“

„Erich!“ sagte sie mit zitternden Lippen, „Du darfst es nicht geschehen lassen. Es wird Dich verfolgen. Wenn sie krank, wenn sie unglücklich wird! Nicht nur ihr kann Dein Schweigen zum Verderben werden, sondern wehr noch Dir selbst. O Erich, Du hast im Getriebe der Welt Deinen geraden Sinn verloren. Was soll das für eine Ehre sein, die Dir gebietet, einen Bösen zu schonen, ein schuldloses Mädchen zu opfern?“

Er war aus Fenster getreten und starrte hinaus.

„Ich bin hergekommen, damit mich Dein Wort erlöse,“ stöhnte er, „und nun Du es sprichst, kann ich ihm nicht folgen. Ich kann nicht! Nein, Agathe, nicht ich habe die richtige Schätzung unserer Standesehre verloren, Du hast es, hier unter Deinen Bauern.“

Sie sah betrübt zu ihm hin. „Meine Bauern sind auch Menschen. Und die wahre Ehre muß gleich sein bei hoch und niedrig, bei arm und reich.“

„Das ist sie auch!“ erwiderte er. „Und Du dürftest den erstbeim Holzstecht, der bei Dir Hilfe sucht, ebensovienig verraten, wie ich den vornehmen Kranken, der sich mir anvertraut hat.“

Ein halbwochsiges Mädchen schob sich in die Stube und meldete, das Kleinste habe plötzlich Krämpfe bekommen, die Mutter lasse recht schön bitten, daß das Fräulein nach ihm sehe.

Martiny empfand die Störung fast wie eine Wohlthat.

Agathe machte sich sofort zurecht.

„Kommst Du mit, Erich?“

Er nickte und nahm den Hut vom Nagel.

Rebueinander schritten sie durchs Dorf. Der Puchhof stand ganz an seinem Eingang.

Der zarte Duft, den die untergegangene Frühlingssonne nach sich läßt, lag über den Himmel gebreitet. Sie und da flimmerte schon ein einzelner Stern hervor. Kerkengerabe stieg bläulicher Rauch aus den Hütten und Baneruhöfen am Wege. Durch die offenen Thüren waren emsige Gestalten am flackernden Herdfeuer sichtbar. Da brüllte eine Kuh aus dem Stall, dort klaffte ein kleines Hündchen dem Buben nach, der es mit frisch-geschmittener Gerte geneckt hatte. Fröhliche Menschenstimmen klangen, aus junger Kehle eine feste Strophe, und das Gezwickler zu Nest gehender Vögel. Frieden, Frieden überall. Wo Agathe vorbeikom, rückten sich die Mägen, und freundlicher Gruß erscholl. Die Buben und kleinen Dirnen kamen gelaufen, reichten die Hand und sahen trennberzig in das ihnen so liebertraute Gesicht, aus dem der gespannte Zug von vorhin gewichen war.

Martiny fühlte den tiefen Frieden ringsumher, in ihm aber war keiner. Ein Zweifel hieß in ihm auf. Wenn Agathe recht hätte? Vielleicht hatte doch sie sich, im steten Zusammenleben mit der Natur, im Verkehr mit den einfachen Menschen, das reinere Urtheil bewahrt.

„Hier sind wir,“ tönte Agathens volle Stimme, „triffst Du mit ein?“

„Natürlich!“ erwiderte er, sich gewaltig aufraffend, „ich muß die Stollgein doch an der Arbeit sehen.“

Doch beim Anblick des Kindes, das in heftigen Gehirnkämpfen an dem Schoße der Mutter lag, während sich acht andere kleine Gestalten um sie drängten, erwachte sofort der Arzt in ihm selbst

Durch mehrere Stunden mühten sich die Geschwister gemeinsam um das flackernde Seelchen, doch trotz ihrer Sorgfalt erlosch das zarte Licht. Still legte Martiny das Kind auf den, mit einem Kissen bedeckten Tisch zurück und wandte sich zur Mutter.

„Liebe Frau,“ sagte er, „Euer Kleines ist tot.“

Die Bäuerin jammerte auf und warf sich lieblosend auf die Leiche, dicke Thränen raunten über ihre Wangen. Agathens Anspruch schien sie gar nicht zu hören.

Auch auf dem Gesicht des Bauers lag herber Schmerz. Martiny sah es befremdet. Als ob er dies stumme Stöhnen verstünde, sagte der Mann:

„Ja, Herr Doktor, freilich war es das Neunte. Hat aber nicht der Herr es uns geschenkt wie das Erste? Wir hätten es schon großgezogen, wo zehn Mäuler satt werden, wird es auch das erste.“

Martiny drückte ihm die Hand; er dachte der vielen vornehmen Ehepaare, die schon das Dritte mit Murren und Seufzen begrüßen.

Nachdem Agathe die kleine Leiche gewaschen und gebettet hatte, gingen Brüder und Schwester heim durch das nun schlafende Dorf. Am dunkeln Himmel schwamm die klare Mondfichel dahin, die blütenbedeckten Obstkäuze regten sich leise in der herben Luft, sachte schwebten die weißen Blätter zur Erde nieder. Wieder überkam Erich der tiefe Frieden ringsum, bis er zusammenschauernd von neuem empfand, daß es für ihn keinen mehr gab.

Während er oben am Fenster seiner Kammer stand und hinausah, begann leichtes Gewölk über den Mond hinzuziehen und seinen Schein zu trüben. Der Wind erhob sich und trieb immer dichtere Schatten über den klaren Himmel, bis alles Licht vor ihnen schwand und es dunkel wurde, ganz dunkel. Und dann fing der Regen an herabzuströmen, schmerzlicher, lauer Frühlingsregen, unablässig. Sein Rauschen der einzige Laut ringsum. Martiny stand und lauschte. Ihn ward, als säßen die weichen, warmen Tropfen auf sein wundes Herz und lösten dort sacht und allmählich Zweifel und Pein. „Wozu bin ich hier?“ fragte er sich. „Ich bin gekommen, um Agathe entscheiden zu lassen, und nun sie entschieden, kann ich ihr nicht folgen. Wie war es mir klarer, als seitdem sie mich so leidenschaftlich zum Neden drängte, daß ich schweigen muß. Und so hat mein Stommen doch den Kampf beendet. Habe ich denn, was ich als meine Ehre erkannt, nur so lange zu wahren, als es das Selbstverständliche ist und kein Opfer heißt? Darf ich davor zurückschrecken, sobald es sich gegen mich

lehrt? Ein Unglück ist über mich hereingebrochen, ich muß es tragen. Daß das arme Kind darüber zu Grunde gehen mag, wird vielleicht mein Leben zerstören, an meinem Handeln darf es nichts ändern.“

Als er im ersten Frührot in den, noch vom Regen triefenden Garten trat, sah er klar und fest seinen Weg.

Agathe fand er bereits in eifriger Arbeit über ihren Beeten.

„Ich sehe es Dir an,“ sagte er ernst, „auch Dir hat diese Nacht keinen Schlaf gebracht. Wir wollen es aber ruhen lassen, vielleicht findest Du einmal die Brücke zu meinem Schweigen. Glaube mir nur eines: ich kann nicht anders. Und nun will ich in die Berge, will mir Ruhe zu erwandern suchen, will mich fügen lernen. Wenn ich wieder zur Stadt komme, ist es unabänderlich.“

Sie seufzte das Haupt.

Als sie wieder aufblickte, sagte sie: „Ich weiß, ferneres Reden wäre vergeblich. Komm, ist etwas. Dann begleite ich Dich noch ein Stück, damit Du mir von Deiner Arbeit erzählst.“

Sie standen am Ausgang des Dorfes, als er seinen Bericht geendet. Agathens Augen schimmerten feucht. „Ich habe es immer gewußt,“ sagte sie, „Du wirst ein Großer, Ganzer.“

Als er schon ein Stück von ihr entfernt war, kam's ihr, sie wußte selbst nicht wie, daß sie ihn nochmals anrief. Da er sich umwendete, um zurückzukehren, eilte sie ihm entgegen: „Erich, es bedarf zwar der Worte nicht zwischen uns. Aber wenn Du mich je im Leben brauchen solltest, wann und wozu es auch sei — Du weißt, daß Du mir das Erste und Liebste bist. So — und nun geh.“

Er drückte ihr stumm die Hand und schritt davon. Hoffnungsloser als er gestern dieselbe Straße gekommen war, ging er sie zurück: bange Sorge und Verantwortung für das, was aus seinem Schweigen entstehen würde, breiteten sich unabsehbar vor ihm aus. Trotzdem war er ruhiger, als er seit langem gewesen: es fiel ihm leichter, einem Unglück seit ins Auge zu sehen, als sich in seellichem Schwanken abzuqualen.

Als er am Bahnhof vorüberkam, fuhr eben der Zug nach Berlin ein. Noch war es Zeit! Er brauchte nur aufzuspringen, um heute Abend vor Miller hinzutreten und ein Ende zu machen. Morgen um zwölf war die Trauung. Einen Augenblick durchguckte ihn doch wieder der Gedanke, wie, wenn er mitführe? Doch er blieb stehen und sah nur dem davoneilenden Zuge nach, bis das

lechte Rauchwölkchen zerflossen war. Dann wandte er sich den Bergen zu.

Ohne Speise und Trank genossen zu haben, lehrte er in später Abendstunde in einem abgelegenen Wirtshause ein, das mitten im Gebirge stand. Verwundert sahen die Leute, wie er nach einigen hastigen Bissen den Teller von sich schob, verwundert hörten sie ihn schon mit Tagesgrauen wieder davongehen.

Als die Glocken Mittag läuteten, stand er auf einem Hügel über einem großen Dorf. Durch die klare Luft drangen die Töne zu ihm empor. Er entblöhte sein Haupt und faltete die Hände. Betete er? Er, — Erich Martiny, der Mann der exakten Wissenschaft, der seit seiner Kinderzeit keine Kirche mehr betreten hatte?

Als die Glocke schwieg, kam eine seltsame Stille über ihn. Nun war es vorbei. Dora war Blanks Frau und für ihn war es hohe Zeit, zu Pflicht und Arbeit zurückzukehren.

Schon am Morgen des nächsten Tages traf Erich Martiny wieder in Berlin ein — als ein noch stillerer Mann, als er schon vormem gewesen war.

VI.

Nur mit äußerster Vorsicht ging Martiny an die praktische Anwendung seiner Entdeckung.

Ein Vorkommnis der letzten Jahre diente ihm zur abschreckenden Warnung vor überhasteter Benutzung unerprobter Methoden. Von Berlin aus hatte sich plötzlich die Nachricht in alle Teile der zivilisierten Welt verbreitet, daß ein untrügliches Mittel gegen die häufigste der Krankheiten gefunden sei. Ein Schrei der Erlösung hatte diese Verheißung begrüßt. Zu Tausenden waren Ärzte und Leidende nach Berlin gepilgert. Unzählige, die sich verloren gegeben hatten, schöpften Hoffnung; siegesgewiß verkündeten die Ärzte das Heil. Wie Pilze schossen von allen Seiten Mittel nach den Prinzipien der neuen Methode gegen andere schreckliche Krankheiten empor. Dann, nach ganz kurzer Zeit, kam die Enttäuschung. Nicht nur, daß sich die Entdeckung nicht bewährte, es wurden Erfahrungen mit ihr gemacht, die den Segen in das Gegenteil verwaandelten. Die Ärzte ließen das vor kurzem noch über alles Geprüefene achselzuckend wieder fallen und kehrten zum alten Faktieren mit der tückischen Krankheit zurück. Für Tausende von Kranken und deren Angehörige aber war die Enttäuschung ein Schlag, von dem sie sich nie wieder erholten.

Trotzdem war die Entdeckung eine gute und große gewesen; nur war sie unansgerieit ins Feld

geschickt worden. Selbst heute, nach Jahren, war sie nicht abgeschlossen, wenn auch schon hie und da im Verfolg ihrer Fährte eine kleine nützliche Spur gefunden worden war.

Das, was Martiny bekannt zu machen hatte, stand in seiner Tragweite freilich in keinem Verhältnis zur scheinbaren Bedeutung der damaligen Neuheit. Doch nahm es, falls es sich bewährte, der Menschheit wenigstens ein Teilchen ihrer Schmerzen ab und war in wissenschaftlicher Beziehung von hervorragendem Wert.

Zu möglicher Stille nahm er seine Veruche wieder auf. Da er aber in der Charite arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß die dort ebenfalls beschäftigten Ärzte aufmerksam wurden. So ließ sich die Sache denn nicht länger geheim halten und sollte es auch nicht, da er von Tag zu Tag bestätigt sah, was er gefunden zu haben gemeint hatte. Noch immer aber war nicht er es, der Lärm davon schlug. Durch Ärzte und Patienten drang die Kunde seiner neuen Methode bald in weitere medizinische Kreise und auch das Publikum begann, durch die hundert Kanäle, welche in die Öffentlichkeit führen, unterrichtet, sich an ihn zu wenden. Bald sah er sich gezwungen, an jedem Tage, anstatt wie früher nur mehrmals in der Woche, Sprechstunde zu halten. Da er dabei seine wissenschaftlichen Studien und Experimente forttrieb und seine Praxis außer dem Hause, soweit es sich um schwere Fälle handelte und die Patienten nicht zu ihm kommen konnten, besorgen mußte, wurde es der Arbeit fast zu viel.

Trotzdem ging es nicht an, daß er noch länger mit der schriftlichen Veröffentlichung seiner Erfahrungen zögerte. Nicht nur, daß seine Freunde drängten und seine Gegner einen neuen Angriffspunkt in seinem Schweigen fanden, er sagte sich selbst, es sei an der Zeit hervorzutreten, die Gejamtheit habe ein Recht auf jede wissenschaftliche Errangenschaft. So kam zu seiner Arbeitslast die neue des Schreibens einer Abhandlung.

Hatte er schon früher fast seiner Geelligkeit gepflogen, so mied er seit Doras Verlobung auch die wenigen Familien, in denen er sonst verkehrte. Nur das Haus des Obersten von Achenbach bildete eine Ausnahme. Er hatte einst Doras Freundin Adelleide, der Tochter des Obersten, nach ihrer eigenen wie der Ansicht ihrer Angehörigen, das Leben gerettet. Nicht nur das Mädchen hing schwärmerisch an ihm, sondern auch die Eltern behandelten ihn wie einen der Ihren. Und er fühlte sich wohl unter diesen guten, einfachen

Menschen. Doch ein anderes war es, was ihn unwiderstehlich zu ihnen zog. Martiny gehörte nicht zu denen, die sich über den Grund ihrer Handlungen selbst täuschen: Achenbachs waren die einzigen, durch die er von Dora Nachricht erhalten konnte. Unter anderen Umständen hätte er es sicherlich so gut wie möglich vermieden, von der einst Geliebten reden zu hören. Nun aber drängte die Besorgnis um ihr Los, das nagende Gefühl der Verantwortung, die er auf sich geladen, alle sonstigen Erwägungen zurück. Er schwebte immer in der tödlichen Angst, von einer Erkrankung Blanks zu erfahren. Doch bis jetzt hatte er nichts vernommen, als daß das junge Paar unmittelbar nach seiner Vermählung nach England gegangen sei und daß der Virtuose in London wahre Triumphe gefeiert habe. Dann seien sie nach Paris gefahren, von wo sie nun in allernächster Zeit zurück erwartet würden.

„Heute komme ich wirklich nur an einen einzigen Augenblick,“ sagte Martiny an einem abscheulichen Novemberabend beim Eintreten in das Achenbachsche Familienzimmer. „Na, Fritz, wie steht es im Latein? Geibt's eine gute Zensur zu Weihnacht?“

Der Junge, der am Eßtisch über einem Heft geessen hatte, war aufgestanden und schmiegte sich an Martiny. „Sehen Sie heute meine Arbeit nach, lieber Onkel Doktor?“

Martiny sah auf die Uhr.

„Wie schnell!“

„Warum hat man Sie so lange nicht gesehen?“ fragte Frau von Achenbach.

„Ich habe inzwischen die Abhandlung geschrieben, Sie wissen ja,“ antwortete Martiny, von Fritzchens Exercitium zur Fragerin hinüberblickend. „Wo ist denn Adelheid?“

„Ach,“ jenzte die Mutter, „die schreibt Einladungen. Am 15. geben wir unsere Gesellschaft. Dies Jahr so früh, weil ich am 1. Januar Mädchenwechsel habe. Wir dürfen doch auf Sie zählen, Herr Doktor?“

Martiny sah etwas zweifelhaft aus.

„Sie müssen! Blanks kommen auch. Sie sind seit vorgestern zurück.“

Er zuckte zusammen.

„Haben Sie sie schon gesehen?“ fragte er gepreßt.

„Nein. Dora war hier. Wir waren aber nicht zu Hause.“

„Hat auch Adelheid sie noch nicht gesehen?“

„Nein. Ich habe nur heute früh mein Mädchen hingeschickt, um mich ihrer zu versichern,

bevor wir die anderen einladen. Blank ist gewiß sehr umworben.“

„Gut, Fritz.“ Martiny gab dem Jungen das Heft zurück. „Aber ich muß gehen; die Druckerpresse steht sonst morgen früh durch meine unpünktliche Erledigung der Korrekturen still. Das möchte ich nicht verantworten.“

„Anton,“ wandte sich die Mutter an den jüngeren Knaben, „ruf geschwind Adelheid. Die wäre zu getränkt, wenn wir Sie, lieber Doktor, gehen lassen, ohne daß sie Sie gesehen hat. Also nicht wahr, auf Sonnabend acht Uhr?“

„Ja, danke sehr. Aber daß Sie keine militärische Pünktlichkeit von mir erwarten dürfen, ist eine bekannte Sache. Ich weiß ja nie, wann ich frei sein werde. Guten Abend, Fräulein Adelheid, und auf Wiedersehen. Adieu, Kinder, grüßt den Papa.“

Ja, er wollte Dora wiedersehen, und wünschte ebenso sehr um seiner wie um ihrerwillen, ihrem schönen Gesicht das reinste Glück ablesen zu können.

Trotz seines Bemühens, pünktlich zu sein, war es nach zehn Uhr, als Martiny die drei Treppen zu Achenbachs hinaufstieg.

Er trat in das erste der beiden Vorderzimmer. Am zweiten stand der Flügel. An ihm Blank, die Geige am Kinn. Dicht gedrängt saßen die Damen in hellen, spitzenbesetzten seidenen Kleidern um ihn herum, die jungen Mädchen, in weiße Wolle gekleidet, füllten stehend die Öffnung der Schiebethür zum sogenannten Berliner Zimmer; Adelheid unter ihnen. Bei Martiny's Anblick erröthete sie bis unter den weißblonden Scheitel. Hinter den Mädchen eine mehrfache Reihe von Uniformen, dazwischen nur wenige Fräule.

Das erste Zimmer schien ganz leer, nur matt durch eine Ampel, deren Licht von rotem Glas gedämpft war, erleuchtet. Martiny blieb in der Verbindungsthür zwischen den Vorderzimmern stehen — es war ihm nicht möglich, weiter zu gelangen, da die Stühle der Damen dicht gedrängt bis dahin standen. Er ließ die Augen über all die Gestalten streifen. Frau von Achenbach im grünen Seidenkleide, ein nervöses Lächeln auf dem gerötheten Gesicht, nickte ihm zu. Dora konnte er nicht entdecken. Sollte sie nicht da sein? Das wäre ihm eine bittere Enttäuschung gewesen. Denn fast niedrig hatte er sich seit dem Augenblick, wo er wußte, daß er sie heute wiedersehen sollte, nach ihrem Anblick gefehlt. Vielleicht vermochte die Überzeugung, daß sie in der Gegenwart wenigstens glücklich sei, die Last von seinem Herzen zu nehmen.

Plötzlich, während er so stand und vergeblich nach Dora auspähte, durchzuckte ihn der Gedanke an eine Möglichkeit, die er in seiner Bitterkeit bisher gar nicht in Erwägung gezogen hatte: Wie, wenn dem Paare gar keine Kinder beschieden wären? Dann wäre ja das schlimmste verhütet!

Der Musik achtete Martiny kaum und fuhr wie aus einem Traume empor, als das Spiel endete und lautes Beifallstauschen und bewundernde Rufe erschollen. Alles drängte sich um den Virtuosen, der, ganz blaß, sich die Stirne trocknete und mit leichter Verbeugung und selbstgefälligem Lächeln das überschwengliche Lob der Damen, die geschnarrte und gemurmelte Anerkennung der Herren entgegennahm. Eben wollte Martiny sich bis zur Virtuü durchdrängen, als Blant, nachdem Ihre Excellenz, die Frau Generalin von Wisgrill, ihm wiederholt die Hände gedrückt hatte, deren etwas abgeblähten Tochter den Arm reichte und sie mit galanter Gönnermiene zum Flügel führte. „Ich kann es nicht fassen, nicht glauben,“ hub in sentimentalsten Tönen die dünne Stimme des ältesten Mädchens an, während ihre Augen zu Blant emporhimmelten.

Martiny trat zurück, halb entschlossen, sich wieder still zu entfernen. Da streifte sein Blick von ungefähr eine Gestalt, die er bisher nicht wahrgenommen hatte. Im Schatten einer Fensterrinne des ohnehin halb dunkeln Raumes saß Dora Blant. Martiny konnte einen Nuz der Überraschung und des Schreckens kaum unterdrücken. Sie stützte das Haupt mit geschlossenen Augen gegen die hohe Lehne des Sessels. Das früher so blühende Gesicht war bleich, um den jetzt beinahe groß erscheinenden Mund lag ein fremder Leidenszug. Vielleicht war diese Veränderung nur ihren unmerkbar weit fortgeschrittenen Mutteransichten zuzuschreiben — und er, der sich eben noch in der Hoffnung gewiegt hatte —

Während Martiny mit dem forschenden Blick des Arztes und dem angstvollsten persönlichen Interesse zu ihr hinüberjah, schlang sie die Augen an. Wie unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihm aus und machte eine Bewegung, um aufzustehen. Doch schon hatte er einen Stuhl an ihre Seite geschoben und saß neben ihr.

„Lieber Herr Doktor,“ jagte sie, „lieber Fremder, wie lange haben wir uns nicht gesehen?“

„Ja ewig!“ erwiderte er. „Doch,“ fuhr er hastig fort, „erzählen Sie mir, wo waren Sie überall? Haben Sie viel Neues gesehen?“

„O ja, sehr viel!“ antwortete sie mit müdem

Lächeln. „Wir sind in England gewesen, in Irland und Schottland. Dann noch in Paris, zum Schluß in Frankfurt am Main.“

„Waren Sie lange in London?“

„Während der ganzen season. Gerhard konnte es nicht anders einrichten, wir sind gleich nach der Hochzeit in einem Zuge hingefahren.“

„Es ist doch großartig, nicht?“

„Ja, aber ich habe nicht sehr viel davon gesehen. Mein Mann hat in fünf Konzerten gespielt, dann vor der Königin und beim Herzog von Fife und bei noch je ein paar großen Herren. Auch hatte er viele Besuche zu machen und zu empfangen und war oft eingeladen. Da hat er wenig Zeit gehabt, mir etwas zu zeigen.“

„Um!“ machte Martiny. „Aber die Reise durch Schottland haben Sie gewiß sehr genossen. Da sind Sie wohl an irgend einem schönen Punkt still sitzen geblieben?“

„Wir waren nur in Städten, aus Natur mach sich Gerhard nichts. Und wir sind nirgends länger geblieben, als wie mein Mann dort zu thun hatte.“

„Aber Sie sind doch eine solche Naturgeniebin. War Ihnen das erfrischlich?“

„Nein,“ erwiderte sie ehrlich. „Die Hitze und das ewige Ans- und Einpacken! Ich war auch sehr ungeschickt, da ich noch nie ohne Innglaser gereist war. Ich war für meinen Mann wirklich eine schreckliche Geduldprobe.“

„So,“ dachte Martiny bitter, „also ungeduldig ist er mit dem armen jungen Ding schon auf der Hochzeitsreise gewesen.“

„Und was wird nun,“ fragte er nach einer Pause, „bleiben Sie nun hier?“

„Gerhard muß schon in den nächsten Tagen nach Petersburg. Er möchte, daß ich mitkomme, er reist nicht gern allein. Aber,“ sie blickte an sich nieder und wurde glühend rot. „Dann, als fasse sie einen raschen Entschluß, schlang sie die Augen zu ihm auf, große, traurig-wissende Augen, und sagte im alten Tone des Vertrauens: „Nicht wahr, Herr Doktor, es könnte dem Kinde schaden?“

„Wann soll es kommen?“ fragte er weich.

„Mitte Februar,“ erwiderte sie leise.

„Wie haben Sie denn körperlich die große Reise ertragen?“

„Ich habe sehr viel gelitten,“ gab sie einfach zur Antwort. „Das macht aber nichts, wenn es nur dem Kinde nicht geschadet hat. Glauben Sie, es könnte ihm geschadet haben?“ fragte sie angstvoll.

„Wir wollen hoffen, nein. Nun aber bleiben Sie unter jeder Bedingung zu Hause. Das ist nichts für Sie, jetzt noch in der Welt herumzunahen. Bleibt Ihr Mann lange fort?“

„Vorläufig sechs Wochen, dann kommt er zurück, muß aber Ende Januar wieder fort.“

„Da werden Sie sehr allein sein.“

Ein Lächeln verklärte ihr abgemagertes Gesicht: „Ach erwarte ja mein Kind!“

„Freuen Sie sich so sehr darauf?“

„Ob ich mich freue — oh —“

Eine ganze Welt zitternden Glücks lag in ihrer Stimme.

„Ich will mir nie mehr etwas wünschen,‘ stöhnte es in Martiny, ‘nur das Kind soll gesund sein.“

Drinnen hatte der Gesang aufgehört. Martiny erhob sich. Er nahm Doras durchsichtige Hand in die seine: „Lassen Sie sich alles, alles Gute wünschen —“

Aus dem Nebenzimmer trat eben Blank mit einem Herrn in Generalsuniform ein.

„Ich weiß gar nicht, wo meine Frau steckt,“ hörte man ihn gereizt sagen.

Dora stand schwerfällig auf.

„D hier,“ sein Blick streifte über Martiny hin. „Exzellenz von Bisgrill wünscht Dir vorgestellt zu werden.“

„Aber Gnädigste,“ sagte der alte Herr, „bitte, behalten Sie doch Ihren Platz.“ Er führte sie ritterlich zu ihrem Sessel zurück, während Blank bereits wieder von anderen umringt war.

Martiny bahnte sich endlich einen Weg zur Wirtin. Er fand sie beim Eßtisch, dem Vurjchen beim Punsch einschenken behilflich, augenscheinlich völlig erschöpft.

„Lieber Doktor, da sind Sie ja,“ sagte sie mit völlig heiserer Stimme. „So, Frau, aber achtsam sein beim Anbieten, nicht über die eigenen Füße stolpern wie vorhin. Ich bin ganz aufseht über Dora,“ wandte sie sich dann wieder an Martiny, „wie jämmerlich sieht sie aus.“

„Mutterhoffnungen,“ erwiderte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Die allein? Ich habe doch auch drei Kinder gehabt und war nie die Stärkste. Nein, so sieht keine glückliche Frau aus. Übrigens: halten Sie ihn denn für gesund?“

Martiny wurde durch einen lauten Krach im Nebenzimmer der Antwort überhoben. Franz war trotz der Warnung gerade vor Ihre Exzellenz hingestürzt und hatte ihr das ganze Punschtablett in den blauschwarzen Schoß geschüttelt.

Im allgemeinen Ausbruch — die alte, un-

XXX.

zulänglich abgetrocknete Dame gab mit sauer-süßem Lächeln, unter tausend Dankfugungen an die Wirtin: „es war ein reizender Abend“, das Zeichen dazu — stahl sich Martiny unbemerkt davon, mit schmerzlich bewegter Brust. Wie hatte er sich in die Hoffnung zu lulken versucht, Dora glücklich und blühend wieder zu finden und was alles hatte er aus den leidvollen Augen, zwischen den leisen Worten lesen müssen. Frau von Achenbach hatte recht: aus dem abgekehrten Gesicht, aus dem Zug um den Mund sprachen Enttäuschung und Kummer. Es wäre ein thörichter Selbstberuhigungsversuch von ihm gewesen, dies alles ihrem Zustand schuld zu geben.

Und daß das Kind nun schon kam! Vor kaum mehr als einer Stunde hatte er sich vertrieben, daß es vielleicht nie kommen würde. Nein! Alles würde folgerichtig eintreffen, wie er es sich in seinen schlimmsten Stunden ausgemalt hatte, alles, alles!

War ein Teil davon nicht schon da? Erwie die zitternde Freude, die Dora über ihren Zustand empfand, nicht nur allzu deutlich, daß sie bereits einen Ertrag für geheilte Erwartungen ersehnte? Hätte Blank gehalten, was sie in ihm gesehen, so wäre sie nach den wenigen Monaten noch ganz erfüllt von ihrer Liebe und klammerte sich nicht mit solcher leidenschaftlichen Jungkeit an ihre Mutteraussichten. Wer sagte ihm, ob sie nicht schon unter ihres Mannes untergrabener Gesundheit zu leiden gehabt? Dies schien ihm ungewiß; außer allem Zweifel aber stand ihm, daß sie über die Unwürdigkeit seines Charakters bereits völlig im klaren sei.

Daß sie aber die Kraft hatte, mit ihrer Enttäuschung fertig zu werden, daß sie trotz der körperlichen Prüfungen, die ihr die Mutterchaft ersichtlich auferlegte, in ihr die Ausgleichung ihres Geschickes fand, reifstfertige Martiny's stets in das Gold ihrer Natur begebtes Vertrauen. Wie war aus dem unfertigen Mädchen so schnell ein selbstbeherrschtes, tiefgründiges Weib geworden!

Doch war es nicht die alte Liebe zu ihr, was Martiny laut anstöhnen machte. Nicht vergeblich hatte er sich seit der Nachricht von ihrer Verlobung zu beneuern gesucht, und nun trug sie das Kind eines anderen unter dem Herzen. Was hatte sie noch gemein mit dem schlummernden Schmetterling, den er begehrt hatte? Worin glied die bleiche Frau noch dem berückenden Geschöpf, das einst auf jenem Ball den schlanken Körper nach den Klängen der Zigeuner-geige gewiegt hatte? Damals hatte er sich zugeschworen, daß kein Hauch an ihren Blütenstaub rühren solle, und heute blieb ihm für sie nur noch

zu wünschen übrig, daß das Kind des Mannes, der sie elend machte, gesund zur Welt komme und gesund bleibe.

War es nur Mitleid, was ihn marterte, nicht auch Neue? Nein, Neue nicht und doch Schuld- bewußtsein, das Verwußtsein einer Schuld, die das Schicksal ihm aufgebürdet hatte. Ihm war wie einem Vergeltiger, unter dessen Fuß sich ein Fels-

stein loslöst und einen unter ihm Aufwärtsstrebenden zermalmt. Auch er ist schuldlos und dennoch schuldig an eines Menschen Tod und lange mag es währen, bis er das Schrecknis verwindet. Er aber konnte nie verwinden, weil aus dem, was er gesehen lassen mußte, unabsehbar neue Qual emporwachsen würde.

(Fortsetzung folgt.)

In der Fremde.

Nun lauch in Dunkel und Schweigen
Das flammende Abendrot —
Sie haben mein Herz begraben,
Mein Herz ist kalt und todt.

Sie haben so rauh die Hände
Mir auf die Brust gelegt —
Nun ist die Sehnsucht gestorben,
Die sich so laut geregt.

Die Sehnsucht, die hieß mich wandern
Weit über die Berge her — —
Ich war wohl einst ein Spielmann,
Bin längst kein Spielmann mehr.

Ich zieh' meines Weges einsam,
Die Welt ist traurig und kalt:
Im Pannl und im Lärm der Städte,
Da ist mein Lied verhallt.

Da hab' ich gelernt zu schweigen
Und fremd durch die Menschen zu geh'n;
Ich presse die Typen zusammen,
Damit sie mein Leid nicht seh'n —

Damit sie die glühenden Chören
Nicht schau'n und den bitteren Schmerz,
Wenn es sich regt in dem Grabe,
Mein kaltes, mein totes Herz.

Georg Edward.

D'r Flegelknäpper.

(Eleganter Mundart.)

Minnem Sommerdagsplätk
Kemmt doch gar nix glüde!
Ih ka einer rechtig fir¹⁾
Woa²⁾ d'r Schmeerbusch³⁾ striche!
Flegelcher⁴⁾ va jeder Art,
We en Botterknäpp⁵⁾ so jart
Wett et ih⁶⁾ j' schnuete.⁶⁾

Wupp dich hin! on we d'r Blik
Han ech wal gefanke!
Sorge, de hörn keinooa ih
Mir d' Konstgedanke,
Dat met dä paar Boale da
Ech so'n Wuffstich made ha⁷⁾
Kemmt vam strohe Parje!

Ja, d'r Sommer ist en Bitt
Ganz voll Kost on Glete!
Wat de for d' Keem⁸⁾ bedill,⁸⁾
Eh nel usgedreche!
En da macht min Wiffsche och,
Weil et alles hät genug,
Mir d't Käwe¹⁰⁾ sehe.¹¹⁾

¹⁾ jäh. ²⁾ einmal. ³⁾ Schmeerbusch. ⁴⁾ kleine Fliegen. ⁵⁾ Butterkneule. ⁶⁾ naschen. ⁷⁾ kann. ⁸⁾ Liebe. ⁹⁾ bekennt. ¹⁰⁾ Leben. ¹¹⁾ jäh.

Rosa Rübsaamen.

Litterarische Epigramme.

Die Alten und die Jungen.

Laßt endlich das wüßte Streiten sein!
Eroß aller Reherichter
Wiebl's ewig doch nur zwei Partei'n:
Die Stümper und die Dichter.

Trost.

„O Schmach! Wir errangen Außerlichkeit
Und die Jungen ohne Erröten

Erschlagen uns!“ — Wenn Ihr unsterblich seid,
So werden sie Euch nicht töten.

Wieselsprach.

„Nur die wenigsten Alten sind gefeilt
Durch ihre große Vergangenheit!“ —
„Wehr Junge haben sicherlich
Eine große Zukunft hinter sich.“

Rarl Emil Sranzos.

Der erste Tropfen.

Am Himmel liegt ein Glanz wie Blei,
Die Sonne brennt mit mattem Licht;
Der Wildkassanien lange Reih'
Steht dämmerfarr und regt sich nicht.

Die Welt so stumm, die Luft so schwer,
Die Weiden weigen sich zum Bach,
Bis aus dem weißen Wolkenneer
Ein grollenddunpfer Donner brach.

Dann streicht ein Windhauch, scharf und kühl,
Am durstigheißigen Wiesenplan;
Die Erde, die so tot und schwül,
Fühlt lebend das Gewitter nah'n.

Aud Gras und Blatt, das ganze All —
Lebt auf, von neuer Kraft geschwellt,
Bis erst mit schwerem, hartem Fall
Der erste Regentropfen fällt.

Armand Brody.

Anadpomenē.

Über des Meeres
Beweglicher Fläche
Ballen die Bebel
Beim Grauen des Tages,
Ziehen einher wie
Kämpfende Riesen,
Mächtig sich treibend
Über der Flut.

Doch bei dem Dämmern
Des nahenden Tages
Sinken die Bebel,
Es stillert die Welle.
Und wie ein Hauch des
Kommenden Morgens
Leuchtet ein Lichtschein
Über der Flut.

Aud aus dem Schaum
Der schimmernden Wogen
Steigt sie, die Göttin,
Die strahlende, glänzend,
Lächelnd entgegen
Lebendigem Licht.

Siehe, da schirret
Die herrlichen Rofse
Phöbus, der glänzende,
An das Gefährte.
Und mit gewaltigem,
Blendendem Lichte
Grüßt er die Länder,
Grüßt er die Flut.

Über die Häupter
Der glühenden Wogen
Spielen die Strahlen
Des glühenden Lichtes.
Über die weite
Unendliche Salzflut
Spielen die Strahlen
Des leuchtenden Glotts.

Lizzie von Westenhofz.

Am Schreibfisch.

Frühlingsmorgen, habe Dank!
Lachend blickst du durch der Bäume
Frisches Grün; den Blüten schwank
Handheß ein du linde Träume.

Such' nur zu, du Maienthaub',
Was ich meiner Liebsten schreibe;
Doch, wie ich geküßt sie hab',
Sorg', daß sie verschwiegen bleibe.

Schickst von gold'nem Duff und Licht
In mein Bimmer weiche Wogen,
Guckst mir neckisch, toser Wicht,
Auf des Briefes weiße Wogen.

E. Dieckhöfer.

Sprüche.

Was im Leben sich gemieden,
Eint der Tod in seinem Frieden
Als ein Richter und Prophet.
Hände, die sich nie gefaltet,
Legt man auch, wenn sie erkaltet,
Zueinander zum Gebet.

Zeitungslob hat Zeitungslos,
Ein papierner Ruhm!
Aber keinen andern Weg
Sieht's zum Publikum.
Künftig für große Namen
Telegraphiert man Reklamen.

Ch. Vulpinus.

Mittag.

In glühem Dunst verzitternd,
In träge Ruh' versunken
Träumt tief das weite Thal
Vom Sonnenlichte trunken.

Wie ihren Raub die Schlange
Mit lichte Silberhaude
Auhlammert hält der Strom
Die sonnenheißen Taude.

Ein dumpfes Wagenrollen
Schwingt sich herauf vom Grunde;
Sonst rings schwülsschwere Ruh',
Tief atmet die Mittagsstunde.

Nur über mir in Lüften
Ein rieselndes Summen und Singen,
Als wollt' es aus fernem Land
Mir Blutengröße bringen.

Alexander Pope.

Am Meere.

Wenn mir mein letztes Stündlein schlägt,
Cragt mich zum Strand hinaus,
Dort drückt mir die Augen zu
Beim wogenden Wellengebraus.

Die blauen Fluten singen mir
Ihr schönstes Abschiedslied
Und leise flüstert der Abendwind
Im wogenden Meerried.

Und schließet sich mein Auge dann,
Fahrt in die See hinaus,
Laßt gleiten mich ins nasse Grab,
Ins wellende Wogengebraus.

Franz Xaver Mitis.

Am Baun.

Die Liebe sang ein Schelmenlied
Von selig', süßen Dingen,
Ein kleines, sonnenrothes Lied —
Und Liebe hörte es klingen.

Da lachte hell ein Augenpaar
Und spähte durch Baun und Flieder —
Ein andres senkte schämig sich
Zu Füßchen und Kiesweg nieder.

Das Mädchen, das vorhin so fröhlich sang,
Zum Lied mag's nimmer laugen,
Da singt die Liebe ihr Schelmenlied
Vierstimmig mit den Augen. —

Und bald, gar balde singt sie's dann
In laufend süßen Dingen —
Baun hörst bei Baun und Fliederbusch
Kautschallende Küsse Du klingen.

Rudolf Gärtner.

Der Wasserfall.

Nun erst begreif' ich alles Leben gau:
Den jungen Born, der an die Felsen schlägt,
Das dunkle Barmeln thalwärts und den Glauf
Des stillern Flusses, der die Sterne trägt.

Und ob dem Krausen, ob dem leiseren Gang,
Mit großen Augen weht dahin mein Geist;
Und lauscht des Wassers freudigem Gesang
Und lauscht, wo es zur Tiefe klagend hreit.

Paul Wertheimer.

Am Sie.

Der Lauder durch der Wogen Rauschen
Verlochend rief aus feuchtem Schlud:
„Willst Du um sie die Perle lauschen?“
— Dank! Zweiunddreißig hat ihr Mund.

Die Nacht den Schleier wob der Sterne,
Da sprach mit Iß Fürst Kupfer:
„Um sie gäh' ich zwei Sonnen gerne.“
— Dank! Ihre Augen glänzen mehr.

„Dum hin um sie das Gut der Güter,
Die Seligkeit, die Gott verhieß!“
So sprach zu mir des Himmels Hüter.
— Dank! Liebe ist mein Paradies.

„Gau recht! Der Himmel birgt nur Zweifel.“
Rief jener, den der Herr verstaucht.
„Dum meine Hölle!“

Dank, Herr Teufel!
Sie bremt schon und heißt — Eifersucht. —

Aus dem Französischen des A. Vacquerie von J. S. Wallowich.



Zwischen zwei Feuern.

Ein Sommeridyll von Josef Oswald.

(Fortsetzung.)

X.

O dreimal selige Jugendzeit,
Traum, der nicht Thorheit, Rausch ohne Reue!
O Morgenhimmel in sonniger Bläue,
Darunter quellfrisch das Leben mait!

Indes er einsam sitzt und alleine
In seiner Siebelfmansarbe hoch oben,
Kein Pringlein im Schlosse kann glücklicher sein;
Er fühlt sich stolz und entzückt und gehoben,
Durchglüht wie von fremdem, würzigem Wein.

So zauberhaft schön ward die Nacht! Entflohen
Sind Wind und Wetter, dahinter gerich
Der düstere Vorhang, und frei in der hohen
Gestirnten Wölbung erhabenes Lohen
Verliert sich das Aug' statt in Finsternis.
Nings Ruh'n und Verstummen, doch seltsam erfüllt
Von Rüstellauten, niemals vernommen,
Von Geisterstimmen, dumpf und verschwommen; —
Allein wie sich mondhell der Nigi enthüllt,
Vernimmt mit mildem Erstaunen das Ohr,
Als wär' es phantastischer Träume Reden,
Zum Flüstern gedämpft den Niesentenor
Des hohen, reizend gelagerten Reden.

Nigi.

Neda, Pilatus! — Noch immer verummmt? —
Fort mit Kittel und Kappe! Erwache!
Mitternacht geistert über der Lache
Und das nied're Gezüg' ist verlummt.
Sturmwind entschließ' unter leisem Geschnarch',
Schmungelnd neigt sich die üppige Dirne
Luna zu mir und läßt mir die Stirne —
Na, da regt sich der Patriarch!
Bruder, bist wieder eiserständig? —
O Du alter Heuchler und Greiner!
Immer so ehrbar thut er und tüchtig!
Hat es doch hinter den Ohren wie keiner.
Wie man nicht aufpaßt! — eins, zwei, drei
Vodt er die weishändig' Mondmaid herbei,
Daß sie verkohlen die Glage ihm kraue,
Streichle den Buckel und kigle den Bart,
Süß auch ins wäss'rige Triesaug' ihm schau'e —
Alter Sünder, man kennt Deine Art.

Pilatus.

Schweigst Du endlich, Hänker und Stänker,
Aufgeschwemmte, merr'ige Masse,

Regelstuh, Abhub, Schutthau', Molasse,
Schandmaul, Schwäger, Binbbeutel da!

Nigi.

Hojo! Hojo!

Alle Berge am See.

Hahaha! Hahaha!

Pilatus.

So zu verhöhnen mich einamen Denker!
Der ich das machende Unheil auf Erden,
Einag-Geschmeißes Tüden und Ränke
Sorgend im hohen Haupt überdenke!
Wie sie frecher und frecher nur werden,
Während wir Urzeit-Niesen thallos
Zueh'n dem Thun dieser Menschentöße.

Bürgenstod.

Wahrlich, bin ich doch selber ratlos,
Da sie besiedeln gar meine Höhe!

Nigi.

Hört, den Dreifähehoh! — Ist's nicht zum Lachen?
Ruh' der auch noch sich maußig machen!

Pilatus.

Nacht müß' ich haben! Ich spräche: Geschwinde
Schafft mir Pluten auf Pluten herbei,
Wasser und Bolken, Wetter und Winde,
Daß bis zur Gurgel mir sprige der Brei! —
Anders wird man nicht Herr. Zerschmettern
Mag ich Einen im heiligen Stoll,
Hundert kommen, ihm nachzuffeitern,
Denn die Tiefen sind übervoll.
Darum heiß' ich wütigen Graus,
Neuer Sündflut unendliche Traue,
Trin, was nicht Stein ist, spurlos erlaue,
Kind und Regel und Mann und Maus!

Nigi.

So ein düst'rer, galliger Hasser —
Pu! mir graut vor dem vielen Wasser!

Seequelle.

Wie die groben Klöße sich streiten!
Doch was lausch' ich dem Hochmut der Höh'n?
Wilder Liebling, greif' in die Saiten,
Jubel und Goldklang und Seligleiten
Streu' in die Nacht aus, stürmischer Föhn!

Föhn.

Feurig, Traute, laß Dich umhlingen,
Über Dich strömen Bluthaus und Glanz!

Laß mich auf lorbeergetragten Schwingen
Wein- und Granat- und Orangenduft bringen,
Duft aus des Südens süppigstem Kranz!

Seewelle.

Schmeichler, wie Du erregt mein Gelüsten!

Jöhn.

Marmorfassaden, Loggien, Büsten
Gierig umstrich ich und sog in mich ein
Ammut und Glätte, Schönheit und Schein,
Alles, was an den blühenden Küsten
Trunken geraubt ich, Liebste, ist Dein!

Seewelle.

O wie Du schwärmst von des Südens Sonne!
Kalt und traurig erscheint's Dir bei mir.

Jöhn.

Thörichte Nixe, hög' ich zu Dir,
Hände bei Dir ich nicht Rülke der Sonne?

Seewelle.

Oa, so jausche, laß hellaufl erklingen
Cymbeln und Geigen, schwing' mich im Tanz!

Jöhn.

Heute lobern und lachen und singen,
Mausch und Vergessen, Wohlhau und Glanz,
Glückverfunten sich wiegen und beunen —

Seewelle.

Morgen, ach! unendliches Sehnen,
Bittere Thränen, Jagen und Wehen!

Jöhn.

So ist die Liebe, so ist das Leben!
Aber heute —

Seewelle.

Küssen und Losen,

Vrennende Seligkeit, flammende Glut!

Jöhn.

Deine Lippen sind frisch wie Rosen!

Seewelle.

Dir im Arme wie ruh' ich so gut!

Tödi.

Nachwacht der Herrscherin, merk auf die Stunde!

Stimmen anderer Firnen.

Leise verfließt die Nacht in der Kunde.

Tödi.

Von den süß erhobenen blauen
Schneeigen Stirnen funkeln und sprühen
Uns der Unendlichkeit Feuergedanken:
Dermantelle, Rubinengläuben,
Mit der Sterne gefühlten Glühen
Mondhornenströme Silberläuten.
Aber schon spür' ich morgendlich Himmeen,
Jari eine Welt von Farben beschließen,
Sonnegezeugter Strahlen Schimmern,
Leben erwedend und Luft ergießend.
Spiegelnd Dein Noctentlicht, heilige Frühe,
Grüß' ich Dein Nahen —

Stimmen anderer Firnen.

Ich flamme! Ich glühe!

XI.

Es war die gnädige Frau, als um sechs
Sie wieder die Augen zu öffnen geruhte,
Bewundert, um nicht zu sagen perplex,
Sich wie ein Türle beturband zu sehen; —
Es dauerte fast eine volle Minute,
Bis ihr die Erinnerung kam, was geschehen,
Drauf eilt sie, zu prüfen, mit hurtigen Schritten,
Ob die Frisur der Turban bewahrt.

Sie hat zum Glück nur wenig gelitten;
Auch was der Spiegel sonst offenkundig
Da in dem drohigen Neglige,
Nur unversehrt noch die alte Hermine:
Wohlausgeruht, scharmanter denn je.
Von neuem Honig träumt meine Biene,
Es hängt der Himmel ihr wieder voll Weigen,
Ihr Barometer ist mächtig im Steigen,
Wozu wohl der Frühe blauefrische Pracht,
Der goldhelle Glanz, der die Berge umlacht,
Die duffigen Thäler ein Ubriges thun.
Nemig, an der Seite des Pseudogottens
Voller Verschämtheit sieht man sie, nun
Hinwandeln zwischen sonnigen Matten.

Was träumten zur Nacht dem für komische Sachen!
Was träumt' er so lustig und lebhaft — in dessen
Nur leider schon alles so gut wie vergessen;
Nur eins — von brennender Seligkeit was,
Von heute lobern und lieben und lachen
Klingt ihm im Kopf noch — das kommt ihm zurah

Es sprüh'n seine Augen gefährliches Feuer,
Sie jählings verlegend, blickt sie ihn an;
Poh Blich! ihr ist beinaß nicht gehener,
So ielsam verwandelt erscheint ihr der Mann.
L'appétit vient en mangeant — sie errät,
Erfahren genug in solchen Affairen,
Wohin verstoßen sein Trachten geht; —
Sofort beschließt sie, ihn Mores zu lehren.

Drum als entschlossen mein Felix seht
Den Schwerenöner zu spielen sich anständig,
Wie ist er höchlich bestürzt und entsetzt!
Ja, in den Boden versinken möcht' er
Bei dieser Miene, mit der sie ihn anblickt,
Gleich einer Lehrerin höherer Töchter.

Sodann vernimmt er, ganz indigniert,
Wie einer Wolke entwürfend, sie sagen:
„Mein Herr, ich meine, nach dem, was geschehen,
Nachdem sie mich förmlich kompromittiert,
Wär's endlich Zeit wohl, in sich zu gehen
Und jeder Vertraulichkeit sich zu entschlagen!“

„Mich förmlich kompromittiert!“ — Als jähwemmt'
Ein Sturzbad himweg (so trifft es ihn grade),
Was hüchtig ihm ankog, was feind ihm und fremd:
Gespiel und Getändel und Mosterade!
Und bligblank hervortritt in ehrlicher Blöße,
Besonnt vom Frühlingsglanz seiner Jugend,
Sein Thorontum wieder in ganzer Größe,
Voll Ritterlichkeit und Wiedermannstugend.

Flug überflieg er der Ärmsten Malheur.
So sehr wider Willen sie (forco majeure)
Die Nacht hier verbrachte, ein Zeuge ist da,
Der munter sie beide am Nachmittag sah,
Und da er so boshaft als die, unwillkürlich
Run allerlei schwagen wird — Unsin natürlich —,
Darüber der Ehre Schild ihr zerstückelt.
Mag hundertmal fremd in der Fremde sie sein,
So lieblicher Wittib Ruhm zu entweih'n,
Zusammen schrumpft ja zum Beiter die Welt! . . .
Und einmal im Zug so, mutig erhaben er
Zum Gipfel sich; meinent, sein eigener Name
Gebühr' ihr mit Flug, weil beschimpft der der Dame . . .
Da aber glüht ihm der Kopf wie Zinnobor.

Eilt er voraus schon in kühnem Verlangen,
Schwärmend um sie, die wie Milch ist und Blut,
Goldhaar umkrauft die duftigen Wangen,
Dunkel das Blauaug in grollender Stut?
Schmeckt er im Geiſt schon die köstliche Süße
Dieser äppig schwellenden Frucht?
Weh'n vor dem Kiel her der Sehnsucht Grüße,
Dingesandt nach der lodenden Ducht?

Es ist mein Felix gewiß nicht von Stein,
Und sie ist mehr als hübsch, sie ist schön;
Und dennoch — nein und abermals nein!
Ihm brummt im Kopf, ihm summt in den Ohren:
Weisgehen muß es, doch wenn es geheh'n,
Mein guter Junge, dann bist Du verloren!
So fest, wie sie ist, so pfliffig und schlau,
So wohl bewandert in allen Dingen —
Schwant dunkel ihm ein Pantoffelschwingen,
Wie's nie noch erlebt ein Mann seiner Frau.

Doch eignet des Christen Schmutz mit dem Mut
Des Mameluden ihm — kurz und gut.
Er bietet Hermine Hand und Herz.

Die sagt — sie hielt es vermutlich für Scherz —
Und sagt: „Ich werd' nen Studenten nehmen!
Herr Felix, Herr Felix, Sie sollten sich schämen!
Das hält' ich nie und nimmer von Ihnen
Erwartet — nein, solch' ein Wanfelmüt!
Sie sind mir immer so bieder erschienen,
Zu prüfen hielt ich Sie fast für zu gut.
Nun hab' ich geprüft und — zu leicht Sie befunden.
Sie sind ja der reinste Don Juan;
Herlinda haben Sie gründlich verbunden,
Wie bänden Sie sonst mit der Waie an!
Ach Gott! wie wird das Mädchen sich kränken,
Das leider im stillen noch immer Sie liebt; —
So sind wir — weiß'n noch ein lebend Gedenten
Dem Liebsten, der uns den Todesstoß giebt!“

Und mehr noch der Reden, wundervolle; —
Vorzüglich liegt ihr die neue Rolle.

Herr Felix ist wie in Schweigen begraben,
Kein Wimperlein zuckt, nur das Auge prüht;
Doch hinter dem sprachlos bliden Gehaben
In blindem Bahnhug rast sein Gemüt:

„Göttin und Teufelin, Berman und Bonne,
Blud und nichtiger Zeitvertreib,
Seraph, Sirene, Mege, Madonne,
Mätel der Mätel, Dein Name ist Weib!“

XII.

Es hat ihn beurteilt die schimue Blondine.

So wandert denn Felix still und allein
Der Ruota entgegen ins Land hinein
Nur allzusehr bezeugt seine Miene
Wie gränlich das Herz ihm pendelt im Bujen,
Wie trostlos verlassen von allen Mienen
Im Kapitolum trauert der Wig!

Ganz in sich gefehrt, ganz Tiefinn und Traum,
Bemerkt er das Leben und Treiben laun,
Das Rollen und Tausen und Schreiten um ihn,
Die Völkerscharen, die mit ihm zieh'n
Zu Pferd und zu Fuß, zu Stahlroß und Wagen —
Er ist auf dem Bege nämlich nach Schwyz,
Wo riesengroß unter freiem Himmel
Die Festspielbühne ist aufgeschlagen,
Der nun entgegenströmt das Gewimmel.

Es kommen aus diesen und jenen Kantonen
Viel Eidgenossen, fernhaft und munter,
Manch' schmuckes Dirnelein ist auch darunter,
Das weißlich die Heimatstracht nicht verschmäht;
Es kommen aus nahen und fernem Pensionen,
Ins Land geprenzt von der Retrosität,
Der Reuzzeit Romadenischwärme: Touristen
Und Sommerfrischler und Alpenisten.
Wie überlegen ihr Standpunkt auch sei,
Ein Volksfest läßt man nicht leicht sich entgehen,
Man kritisiert und vergnügt sich dabei,
Und prüft mit der Miene des Orientierten
Kaffee zu Haus in der Illustrierten,
Was man mit eigenen Augen gesehen.

Rußt und Spektakel. Die Wanderer grüßen
Den gastlichen Ort, der, weitihin zerstreut
Mit seinen Häusern und Höfen zu Füßen
Der schlank gegipfelten Mythen, heut
Das Melka der Schweiz ist — prächtig bestekt!
Mit Fahnen und Schilden, mit Kränzen und Raisen,
Von innen und außen blank, wie gelebt.
Da steh'n vor den Schenken in langen Reihen
Kutschen und Karren jeglicher Art;
Es haben der Gegenwart schlichtem Zivil
Sich schon im bunten Kostüm ihrer Rollen
Die wackern Bürger-Rimen gefehart,
Die in der Bühne festlichem Spiel
Vergangene Tage verkörpern sollen.

Vorläufig knüpft die Helvetia
Noch ihrem leiblichen Söhnlein die Nase,
Höchst jovial steht der Gekler da
Und reicht dem Teß die Schnupftabakdose.
Ratsber'n mit Schildnern aus allen Ländern
In holder Eintracht zum Marktplat schludern.
Ein Ritter mit Plauenfedern hier

Lenkt eilig zum Coiffeur seine Schritte,
Da drüben im Möhli host noch beim Bier
Nach alt erprobter germanischer Sitte
Held Winkelried, die Zigarre im Mund,
Mit Vesalozzi und Karl von Burgund.

Tusch und Applaus. Vom Hügel schaut
Die Kirche groß auf das große Gedränge
Der vor dem Rathhaus versammelten Menge,
Die Kopf an Kopf vor der Rampe sich staut.
Dort hat, von Beifall oft unterbrochen,
Der Erste aus der Notabeln Kreis,
Der Herr Rationalrat soeben gesprochen,
Nun fallen die Hüllen auf sein Geheiß;
Und wieder frei im Sonnenlicht baden
Sich kunstgeschmückt die breiten Fassaden,
Und aller Augen vergnüglich schweben
Im Anblick der neuen farbigen Helgen.

Wie redt die Gasse die Zuschauerhaft,
Die Fresken zu schauen, die kräftig schildern
Am Morgengarten den Sieg der Schweizkraft!
Auch Felix kommt allmählich in Zug,
Indes er sinnend steht vor den Bildern;
Zum Idealen nimmt er den Flug:
Preisend dies friedsame Volk, das vom Flug
Hinweggerissen in Kriegslärm und Wirral
Mit heldischer Kühnheit gestaltet' sein Loos,
Das siegreich hervorging, wahrhaft groß,
Der Freiheit Hort in der Zeiten Irral.

Zum eigenen Leitbild führt er sich dann,
Im Ganzen schauend des Einzelnen Streben,
Vor allen den tapferen, thätigen Mann,
Der, klar sich begrenzend, in Freiheit sein Leben
Verbringt und in Zucht — nicht Sklav' noch Tyrann.

Doch nimmer reifen die heißen Garden
Dem Einsamen, Halbes nimmt er nur hin; —
Sieh! — da denkt er der Stauffacherin,
Wie Schiller gemalt sie in leuchtenden Farben.
Berjehnt in die herrliche Frauenblüte,
Erscheint ihm enträtelt das Räsel zur Klarheit:
O lautere Minne voll Treue und Wahrheit,
Bei mutigem Hochmuth die helfende Güte!
Und wieder schwärmen beschwingt die Gedanken
Vom schönen Bunde enträtelt'ger Triebe,
Von seligem Ineinanderranken; —
Und wieder träumt er die Träume der Liebe.

Allein wie er fühlt, daß einzig Gertrude
Sein Herz gehört und keiner als ihr:
Wie jagt er, daß er die Liebliche finde
Vielleicht im Strudel der Menge hier!
Wie mühten Scham ihn hemmen und Neue,
Wie ständ' er vor dem harmlosen Kinde,
Nunten vor seiner goldenen Treue!
Doch treffen auf Fremde nur seine Blicke,
Wohin er auch ängstlich suchend sie schide.

Bewegung kommt jetzt ins Publikum;
Fort drängt ihn der Strom, am Zeughaus vorbei,

Wo spiegelblank die Kanonen bligen.
Schon grüßt triumphierend das Pöbium,
Davor eine Wiege, gedünmig und frei,
Von Bäumen begrenzt, mit zehntausend Eigen.
Das nenn' ich ein Festtheater Natur!
Wo rings die unverfälschte Natur
Die Szene ist mit Heden und Flur.
Die Vergitaneen in Röhre und Ferne,
Ureithiod, Frohnalp, das Ruthenpaar, —
Darüber die hohe Heimat der Sterne.

Trieb rüchsig der Südwind sein Spiel mit dem Spiel? —
Umwölft sind die Gipfel und trüb' ist und grau
Der Himmel, der in der Frühe so blau
Und licht war; — — o weh! schon ein Tropfen fiel.
Doch „Schirme weg!“ — tüt's aus dem Hintergrunde...
Das sehle noch, daß unterm Regenbach
Die Enkel weidlich lauften der Kunde:
Wie todesmuthig in alten Tagen,
Wie trugig die Kneen herum sich geschlagen
Mit allem möglichem Ungemach.

Zur Bühne sind die Blicke gerichtet.
Was Herrliches mehr denn ein halbes Jahrtausend
Die Weltgeschichte im Sturm hier und Drang
Wie alternden Jugendbeuers gedichtet,
Entröllt sich in Szenen und Bildern, brausend
Umstört von gewaltiger Ehöre Besang.
Und ist auch, wie eines Chroniklers Stil,
Nur schlücht die Handlung und kunstlos das Spiel,
Es padt sie doch beim Hören und Sehen
Der Heldenzeiten erhabenes Wehen,
Und wahrlich! sie zeigen nicht mit Applaus.
Schon zogen Sempach und Murten vorüber,
Allein der Himmel wird trüber und trüber;
Auf einmal bricht ein Unwetter aus,
Daß Obdach suchend fern oder nah
Die Völker jach auseinander stieben.
(Die meiten saß Mutter Helvetia
Beischleunigten Laufs ins Wirtshaus schieben.)
Nur wenige sind's, die übrig geblieben,
Und unter den wenigen — sechs oder sieben —
Sieht wie ein Standbild mein Felix da.

Als nämlich die drangvoll gehäutten Reih'n
Sich vor ihm plötzlich zu lichten begannen,
Erblickt er — und fühlt' sich wie zaubergerannt! —
Ein greißes, verwittertes Bäuerlein
Sein uralt' Familiendach äußerst galant
Ob einem Strohhut mit Mohlblumen spannen,
Also beschirmend ein schlantes Figürchen
Mit schwarzem, leicht gefnosstem Haar,
Ein feines Dämchen, dem offenbar
Spaß macht das pudige Aventürchen.

Drauf hängt es dem Männlein sich gar in den Arm.
Und also bekommt er von vorn sie zu schau'n; —
Da staunen zwei Augen köstlich und warm,
Zwei Augen weich wie Sammet und draun,
Mit jener gluthollen Feuchte des Lieblichs
Ungläubig zu ihm herüber und: „Felix? —“
Entbricht's ihrem Mund, und frinem: „Gertrude? —“

Das Männlein duhlet sein langes Begräben,
Ins Trockne zu kommen, treibt es geschwinde,
Die Jungfer zu schützen vor wassen Füßen.

Wie wimmelt's im Krug? Rings drücken die Hände
Der Festgenossen gar viele, und Schwänke
Und Reden und Lieder, entseßelt vom Wein,
Durchschwimmen krätzig die dicke Luft.
Die beiden säßen wohl lieber allein
Als mitten im Lärm hier und Tabakduft.
Doch können sie ungestört sich genießen,
Glücklich einander schau'n ins Gesicht; —
Wie seiner Seele Wolken zerfliehen
Vor ihrer Augen sonnigem Licht!
Nicht quälen ihn mehr vergangene Dinge
Und seiner Räte denkt er nicht mehr;
Groß denkt er: Und härt' ich des Frühlings Schwinge,
Ich sände keine, die lieblicher wär'!

Run aber muß er ihr alles sagen; — —
„Wie kamst Du nur her?“ — beginnt sie zu fragen.

„Dich, Liebchen, zu suchen.“ — O süßes Entzücken,
Das da ihn anlockt! Flugs blüht er sich um — —
Er möchte jubelnd ans Herz sie drücken,
Zum Geier wünscht er das Publikum.
„Ich such' Dich am See rings, doch warst Du nicht da.
Ein Zufall, daß ich hier Dich entdeckte'.
Sag', Mädchen, wo hast Du denn nur gesteckt?!"

„In Brunnen.“

„In Brunnen? — Unmöglich!“

„Ja, ja!

Du mußt nämlich wissen, es wurde Mama
Zu voll im Hotel, zu heiß auch am See.
Da fanden wir eines Tags ein Chalet,
Das hier dem Herrn Huber gehört — sie blüht
Dabei auf das Männlein, das freundlich nicht.
„Sehr hübsch auf der Höhe gelegen, ganz stille
Und einsam am Waldrand — die schönste Idylle!
Da leben wir denn seit ersten Wochen
Wie Gott in Frankreich, möcht' ich fast sagen;
Wir haben ein Mädchen zum Kochen und Stochen
Und brauchen uns mehr nicht, als Spatz macht, zu plagen.
Zwar möcht' ich oft in der ersten Zeit
Sehnüchtlige Blicke nach Brunnen werfen,
Indes Mama diese Einsamkeit
Wie ein Dorado ersah für die Nerven.
Jetzt bin ich's gewohnt. Ich treibe mich munter
Im Wald 'rum, kaum geh' ich zum Strand noch hinunter.
Ich zeichne und male und botanisiere,
Ich stude und hälle und philosophiere
Und lese in Heines Buch der Lieder.
Ich baue auch Krühen hin und wieder
Ich füttr'e die Hühner und gieße die Kessen;
Denk', neulich stand ich zum Scherz gar am Huber —"

„Die Küh' versucht sie auch schon zu melken —"
Sagt trocken das Männchen; —

„Aber Herr Huber! —"

Sie wird ganz rot vor Verlegenheit.

„Ja, wenn Du Dich so in die Einsamkeit
Vergrußt —" bemerkt unter Lachen jegunder
Der glückliche Jüngling — „da ist es kein Wunder,
Daß ich, so viel ich gesucht, Dich nicht fand.“

„Wie? Bist Du denn gar so lang' schon im Land?!"

„Run, eine Woche.“

„In Brunnen?!"

„Sogar

Im selben Hotel, wo mein Liebchen erst war.“

„Ja, kennst Du meine Koufine denn nicht?!"

Da freilich zeigt mein ehlicher Junge
Das richtige Kronejündergesicht,
Er nickt, doch sein Wort will über die Junge.

Beredtes Ertaunen, betroffenes Schweigen. —
Mit jenem Scharfsinn, den Liebe lehrte,
Der nur zu leichtlich der Argwohn eigen,
Im Fluge hat sie die richtige Fährte;
Und reizend im Zorn ihre Augen funkeln,
Indessen purpurn die Wangen dunkeln.

„Das nennt man nun Freundschaft! O diese Schlange! —
Da schmeichelt und bettelt und quält sie so lange
Und nimmt einen gar so lieb ins Gebet,
Wie daß man, vertraulich geworden, ihr endlich
Des Zerrens tiefstes Geheimnis verrät.
Nachher — — hü! leugne nicht, Felix, es steht
Dir auf der Stirne ja — — Selbstverläumdlich!
Verdreht sie doch allen Männern die Köpfe!"

Was soll er nur sagen dem süßen Geschöpfe?
Wie, die so außer sich ist, nur beschwichtigen? —
Er fühlt ja, von lauterem Blute durchdrungen,
So ganz sich von ihrem Liebreiz bezwungen,
Wie Rauchgeringel verweht sind die wichtigen
Gefühle, die ein Moment ihm entzungen,
Und deren mit Schrecken er hört sich bezichtigen!
Wie soll er nur erklären das alles,
Da ringsum hoch sie die Becher heben,
Da Stille heischend draujenden Schalles
Die Vaterlandswirren den Lippen entschweben!

Herr Huber merkt wohl, daß etwas nicht stimmt;
Und weil man daheim ihm strengstens befohlen,
Nur ja nicht zu lange zu bleiben, nimmt
Den Hut er und geht die Kutsche holen.

Indessen Felix sitzt wie auf Kohlen,
Nü hüß-betrübt und bekümmert sie;
Und eh' noch gelöst ist die Viehharmonie,
Sieht er die Liebliche fortstarriolen.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Charles Baudelaire.

Übersetzt von Stefan Zweig.

Der Albatros.

In rohem Spiele fangen sich zu Beuten
Die Schiffer Albatrosse ein, die Vögel,
Die gern das Schiff auf hoher See begleiten,
Breitschaffend flatternd um die hellen Segel.

Doch kaum läßt man sie nieder auf die Planken,
Sie, die so königlich die Luft durchweiten,
So lassen sie die Schwingen niederschwankeu
Und zieh'n sie schleppend nach in schwerem Schreiten.

Und ist der Stolz klägliches Gespötte;
Hellaehend preßt, der grad' die Peise raucht,
Sie in den Schnabel ihm. Und um die Wette
Unälen sie deu, der in den Äther tauchte. —

Wie gleicht der Dichter diesem Fürst der Volke!
Auch ihm, hinabgestoßen auf die Erde,
Anheult vom wilden Hohngeschrei im Volke,
Sind die Titanenschwingen zur Beschwerde.

Harmonien.

Natur, den Tempel, wo die lebensvollen
Tragbalken oft geheime Worte tauschen,
Durchsirr der Mensch und Wälder von Symbolen,
Die ihn vertrauten Freundesblicks belauschen.

Wie lange Echos, die sich fern verschwiftern,
Und sich zu dunklem Einheitsklang verschöhnen,
Antworteten dort im tiefen Abenddüstern
Die Farben und die Düfte leis den Tönen.

Da hauchen Düfte weich wie Kindermund
Und süß, wie wehmütvolles Hüteflößen. —
Doch andre schwer und schwül und wollustwund

Singen dort stolz in reichen, fatten Tönen,
Wie Ambra, Muskat oder Weihrauchqualm,
Der unsfassbaren Dinge heil'gen Psalm.

Der Mensch und das Meer.

Und jeden kraftbewußten Menschen tief
Seit Ewigkeit das stolze Meer. Hier spiegelt
Sich seiner Seele Lust, die ungezügelt
Zum Lebensgrunde strebt so abgrundtief.

Hier sieht er seines Innern letzte Stellen,
Erschaud sein Aug', die Arme und sein Herz
Und hört erbebend seinen eignen Schmerz
In unähmbarem Schrei zum Himmel gehen.

Und beide sind verschwiegen sie und still,
Doch keiner hohnt' des Herres Cirsen künden,
Des Menschen reichste Schätze je ergünden,
Die ihre stolze Scham verbergen will.

Und dennoch sind sie ewig Feind geblieben
Und unverföhlich seit dem ersten Jahr;
Zwei Brüder stets und doch ein Kämpferpaar,
Weil sie das Worden über alles lieben.

Noch heute.

Noch heute steht es klar vor meinen Blicken,
Das kleine weiße Haus, unser Entzücken,
Mit seiner Pennastakur im stillen Park,
Die ihre Schönheit im Kosmette Park,
Wo mit der Strahlen prickelndem Gewimmel.

Die Sonne grell vom tiefen Abendhimmel
Beugier'gen Blicks auf unsre lächlich-kaule,
Schweigelame, lange Speisestunde schaute,
Am auf des hargen Mahles Tisch und Schalen
Die schönsten Farbenfunken hinzumalen.

Die Ratze.

Komm an mein Herz, Du Kästchen so schön,
 Doch berge die spitzigen Krallen
 Und laß in die grünlischen Augen Dir seh'n
 Mit dem Glanz von seudthen Metallen.

Wenn meine Hand dann tastet und irrt,
 Dein knisterndes Fell zu berühren,
 Und in heulicher Wollust nicht müde wird,
 Deinen weichen Körper zu spüren,

Da denk' ich im Geiste an eine Frau.
 So tief, wie Dein Blick, Du freundliches Lier,
 So flehend ist er genau.

Und in verlockendem wilden Begehr
 Hüßt die geschmeidigen Glieder auch ihr
 Ein Pust so wollustschwer . . .

Der Duft.

Bist Du, ihn atmend, oft wie ich erbebt
 In luftberauschtem innigen Genießen,
 Den Weihrauchduft, der von den Kirchenstufen
 Oder von Moschushüssen sanft sich hebt?

Durch seines Wesens Wunderkraft verfliehn
 Da Gegenwart und Stunden längst erlebt,
 So wie sich mit der Liebsten Leib verweht
 Auch die Erinnerung an ferne Süßen. —

Und wie von eines Weihrauchheldes Mund
 Entströmt ein Püßten ihren lieben Haaren,
 Die dunkelschmiegsam und wie Wogen waren.

Und aus dem leise rauschenden Gewand,
 In das sie ihre jungen Glieder tauchte,
 Floß süßer Pust, der mild wie Pelzwerk hauchte.

Semper eadem.

„Woher naht dieses Leid, kannst Du mir's sagen,
 Das wie die Flut die Kisse überspült?“ —
 — „Muß einmal unser Herz sich Rechnung tragen,
 So hat es schon des Lebens Leid gefühlt.

Poch Leiden sind's, die uns mit sich veröhnen,
 Weil sie wie Freuden offenkundig sind. —
 Allein — mag auch die Heugier lieblich tönen,
 Laß ab, dem Neugierforscher, liebstes Kind!

Steh' ab von Peinen unbedachten Keden,
 Du Sonnenkind! — Du ahnst ja nicht die Fäden,
 Mit denen stets uns Meister Tod umfängt.

Und laß die Lüge nur mein Herz umnachten,
 Indes mein Aug' in selbigem Betrachten
 An Peiner Wimpern süßen Schatten hängt.

Was sagst Du heute . . .

Was sagst Du heute, Du verwaiste Seele,
 Und Du mein Herz, dem längst der Tenz entschliel,
 Du ihr, die schön und gut und ohne Fehle,
 Die Dich mit Zauberblick zum Leben rief? —

Sing' Du, mein Stolz, die reichsten Lobeslieder:
 Nichts ist, was ihrer Hoheitsmilde gleicht,
 Ein Engelsduft umspielt die reinen Glieder,
 Vor ihres Blickes Glanz das Dunkel weicht.

Pb mich des Nachts die Einsamkeit umfängt,
 Pb mich der Tag ins Straßenlärmern drängt,
 Ihr Bildnis loht vor mir wie Fackelschein.

Und manchmal spricht's zu mir: Hör', ich befehle,
 Nur ich, nur Schönheit soll Dir heilig sein,
 Die ich Madonna bin und Muse Deiner Seele.

Der Wiederkehrende.

Leise, leise! auf stillen Behen
Will ich in Dein Zimmer gehen,
Wie ein böser Geist der Nacht
Schleiche ich zu Dir mich lacht.

Meine kalten, mondesbleichen
Tippen werde ich Dir reichen,
Eine Schlange, feucht und kühl,
Creibe ich mein Liebespiel.

Heißt der Morgen dann die Kissen,
Wirßt Du wieder mich vermissen;
Frösteln jagt Dir durchs Gedein,

Penn wie andre durch ihr Mienen
Will ich Dich durch Furcht gewinnen,
Auch durch Grauen Herrscher sein.

Die Musik.

Ost hebt die Musik mich, ein wogendes Meer,
Zu meinem Sternenzeichen,
Ob heiter der Himmel, ob wolken schwer.
Laß ich die Schwingen streichen.

Nach vorne die Brust und die Lungen geschwellt,
Die bauschigen Segeln gleichen,
Durchkämpf' ich der Fluten tiefnächtlige Welt,
Mein ferues Ziel zu erreichen.

Ich spüre des schlingernden Schiffes Schaukeln
Im tosenden Wellenschäume.
Dann wieder hauchen nur Winde und gaukeln

Mich wie ein Kind im Traume.
Dann wieder erschauert die Fläche so weit
Auch spiegelt mein Leid.

Der Wein des Einsamen.

Der unsagbare Blick einer verliebten Frau,
Der sich zu uns schleicht wie das Silberleuchten
Der Mondsee, die mit lilienblauen, feuchten
Gliedern sich badet in des Leides Blau.

In eines Spielers Hand das letzte Gold,
Ein frecher Kuß, den eine Pirne spendet,
Musik, die herperschneidend schluchzt und endet
Auch wieder schmerzvoll auf zum Himmel grollt,

All' dies hat nicht den süßen Rauber, welchen
Der Balsamduft aus breitgebauchten Reichen,
Der Wein allein dem frommen Dichter leihet.

Dem er schenkt Hoffnung, kraftgeschwellte Glieder
Auch giebt ihm auch der Beller Höchstes wieder,
Den Stolz und damit die Gottähnlichkeit.

Herbstlied.

Nun wird uns bald die Winternacht bedrängen.
Leb' wohl, Du lichter Glanz der Sommerwelt!
Schon hör' ich, wie mit grabesdumplen Klängen
Im Hof das Brennholz polternd niederfällt.

Erschauernd lausch' ich jedes Blattes Sinken,
Eines Schaffotles Rau löst graus'ger nicht,
Auch wie ein Turm will mich mein Herz bedünken,
Der vor des Sturmbodens Wucht zusammenbricht.

Auch Winter wird bald in mir wiederkehren:
Der Haß, die Angst und stete Schaffensnot
Auch gleich der Sonne in des Nordens Herren
Erkarrt mein Herz zum Eisblock, kalt und rot.

Auch dieses Spiel von hämmernden Akkorden
Löut wie das Bageln eines Sarges her . . .
Wer starb? — Aus Sommer ist es Herbst geworden!
Der Klang drohnt dumpf, als ob's ein Abschied wär' . . .

Kleine Heine-Studien.

Von J. Naßén.

I. Heine und Steinmann.¹⁾

Friedrich Steinmann, der bekannte Jugendfreund Heines, hatte nach seiner eigenen Angabe bereits 1819 begonnen, Notizen zu Heines Leben zu sammeln. Doch veröffentlichte er, soweit die geringen Überbleibsel seines literarischen Nachlasses, die ich bis jetzt aufgefunden habe, ein Urteil zulassen, die erste Lebensskizze unseres Dichters in seinem 1834 bei Friedrich Wundermann in München erschienenen „Taschenbuch für deutsche Litteratur-Geschichte“. Fester (einziger) Jahrgang. 198 S.

Das Büchlein enthält neben anderem Lesenswerthen Seite 67—93 die bisher unbekannt gebliebene Lebensskizze Heines, welche bis zum Jahre 1832 geht und den Titel führt „H. Heine“.

Die Einleitung dieser Skizze lautet:

„Unter den Zeitschriftstellern unserer Tage gehört H. Heine zu den vielgelesensten und geistreichsten. Seine literarischen Leistungen, welche kaum seit einigen Jahren begonnen, haben nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch im Auslande — besonders in Frankreich und England, Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, aber zugleich auch die verschiedenartigsten Urtheile zur Folge gehabt. Er ist sogar vielfach mißverstanden worden. —

Seltfam! er, der klar, nie dunkel, der besonnene, nie leichtsinnige Schriftsteller ist mißverstanden. Man hat sogar seinen Produktionen Schnelle und Augenblicklichkeit vorgeworfen. Wüßten die Tadler nur, wie ruhig kalt, wie langsam bedächtig er fördert, wie jedes Wort wohl bedacht, jeder Gedanke wohl erwogen, jede Gefühlsregung mit Verstand geklärt, jeder Vers, jeder Satz geprüft wird, ehe sie zum Druck für das Publikum niedergeschrieben, sie würden von ihrem Urtheil der Übereizung bald ablassen.

Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß nach Bürger nie ein Schriftsteller und Dichter mehr geehrt hat an dem kleinsten Produkte, nie die horajische Regel „*Novum promatur in annum*“ mehr berücksichtigt hat, als gerade Heine.

Unter den vielen Biographien und Charakteristiken, welche in Deutschland zu Tage gefördert

werden, fehlt noch immer eine biographische Charakteristik Heines. Ich will sie hier liefern.“

Der Inhalt der Skizze selbst bedarf keiner Mittheilung an dieser Stelle, denn er deckt sich zu ziemlich mit den Steinmann-Citaten der *V. Rousscauschen Biographie* unseres Dichters, die ich in meinen „*Neuen Heine-Funten*“ (Leipzig, Bardsdorf 1898, S. 16 f.) wieder veröffentlicht habe. Erwähnenswert ist, daß Steinmann in diesem Büchlein und auch sonst stets das Jahr 1797 als das Geburtsjahr Heines bezeichnet hat.

Zum zweitenmale wollte Steinmann vier Jahre später in seinen anonym herausgegebenen „*Polemischen Blättern*“ eine biographische Skizze über Heine veröffentlichen; denn in der „*auserordentlichen Beilage*“ zur „*Allgemeinen Zeitung*“ (Nr. 304 und 305 vom 10. Juni 1838, Seite 1219) machte der Verlag von B. Engelmann in Leipzig bekannt, daß in der zweiten Sammlung der bei ihm in Kommission erscheinenden Schrift „*Polemische Blätter*“, herausgegeben von dem Verfasser der Schrift: „*Der Erzbischof von Köln, seine Prinzipien und Opposition*“, auch ein Artikel erscheinen werde: „*H. Heine in Bonn und Göttingen, nebst Gedichten und Briefen von ihm.*“ Doch ist diese Skizze nie erschienen; das zweite Heft der Sammlung enthält die Erklärung, daß der Aufsatz aktueller Beiträge wegen habe zurückgestellt werden müssen; auch das dritte und letzte Heft enthält den Aufsatz nicht.

Abermals vier Jahre später erschienen in Steinmanns „*Reisefleisch*“ (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842, 1. Heft, S. 195—213) „*Jugendbriefe von H. Heine*“ und folgende Renien:

H. Heine.

Ach, das Leben ist rauh, wie kann der Wih noch gedeihen;

Mit Pflzreigen bebaut, nimmt er das Hasenpanier.
Schnell ins pyrenäische Bad, damit ich mich rette
Aus dem Strudel und mein Fischen Ehre dazu.

Ach, der Wih nahm Reihaus, die Reputalion ist
zum Trufel!

's ist zum Todschießen. Verdamm! daß so barbarisch
es knallt.

Das Puell:

Himmel, ich danke Dir, daß Du Courage verliehen
Mir, und das würdevollste Klei mir nur die Hüfte
gestreifl.²⁾

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz eines emügen, um die nähere Kenntnis von Heines Leben und Werken wohlverdienten Schriftstellers enthält neben beachtenswerthem Material auch einige Mittheilungen, die meines Erachtens einer weiteren Ausführung, sowie einige Vermutungen, die einer kritischen Befragung bedürfen. Ich habe demselben daher einige Anmerkungen beigelegt, in denen ich meine Ansicht äußere.
K. E. Fr.

²⁾ Nur mit Widerstreben habe ich dem Wiederabdruck dieier ebenjo ablernen, als gefähigen, zudem soichs höchst ungeredeten Angriffe auf den Dichter die Spalten dieser Zeitschrift geöffnet. Es geschah in der Erwägung, daß sie nicht für Heine, wohl aber für Steinmann charakteristisch

Auf S. 243 des „Reisifestes“ findet sich dann noch folgende, offenbar von Steinmann selbst herrührende und auf ihn bezügliche Bemerkung im Feuilleton:

Briefe deutscher Dichtgenossen. Eine solche Sammlung wird vorbereitet, die u. a. Briefe von Arnst, Bürger und seiner Wollu, dem Erzbischof von Proßne-Bischering, Grabbe, Feinr, Müllner, Sprickmann, Weisklog u. a. enthalten wird.¹⁾

Im 4. Teile des „Reisifestes“ (1843) folgen dann S. 1—19 die „Lebenden Bilder von Fr. Steinmann“, darunter ein Portrait Heines. Es hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen, da Steinmann es bereits in seinem Buche: „D. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnis.“ (Prag, Kober 1857) fast wörtlich wiederholt hat (S. 50 ff.). Ebenso ist die im „Reisifestes“ S. 7—19 enthaltene Skizze: „D. Heine in Bonn und Göttingen 1819—1820“ in erweiterter Gestalt in das zitierte Buch übergegangen, wobei nur Unbedeutendes ausgeschieden oder geändert wurde.

Im Jahre 1843 erschien auch Steinmanns dickleibiger „Mufenalmanach“, mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern (Leipzig, Fr. Fleischer) und darin drei Gedichte Heines mit der Bezeichnung „D. Heine“ und der Unterschrift „Paris“, als seien sie eben gedichtet und für den Almanach eingeschickt worden.²⁾

sind. Wie ein roter Faden zieht sich durch das armselige, im Laufe der Jahre immer unabweiler werdende Vitteraten-Leben dieses Mannes das Bestreben, aus dem ungünstigen Zufall, der ihn mit Heine in ihrer Weider Jugendzeit in Beziehung gebracht hat, möglichst viel Kapital zu schlagen. Zunächst (1834) geschieht dies in der Weise, daß er eine sehr anerkennde Studie über Heine schreibt. Dann (1838) will er die drei Briefe, die er von Heine besitzt, sowie die Abschriften der Gedichte Heines, die er nach den Originalen oder aus Probings-Beitragungen angefertigt hat, verwerten und plant den Aufsatz in den „Polemischen Blättern“. Darnach aber erwidert ihm die Sache doch noch bedenklich; er muß ja von vornherein vermuten, daß es Heine an Protesten gegen die unbesagte Veröffentlichung nicht wird fehlen lassen; die bereits angefündigte Publikation unterbleibt. Abermals vier Jahre später (1842) ist er bereits streptolischer; auch ermutigt ihn vermutlich der Umstand, daß Heine nun in viele und verdrückliche Händel verwickelt ist. Er läßt die drei Briefe Heines an ihn (vom 29. Oktober 1820, 20. Oktober 1821 und 10. April 1823) drucken, und fügt die in Form und Inhalt gleich rüden Xenien gegen Heine bei. Man geht wohl in der Annahme nicht irrt, wenn man annimmt, daß dies nach dem Grundlage gesehen ist, der Hieb sei die beste Dedung. Denn die Briefe waren zwar echt, wie dies Heine selbst einige Zeit darauf geteigentlich bestätigt hat, aber ihre Veröffentlichung war doch eine grobe, lediglich aus Geldgier begangene Indiskretion. Heine sollte, fallsultierte wohl Steinmann, nicht bloß dies zu jagen haben, sondern sich auch gegen den Angriff verteidigen; damit vermögste sich dann die Schläge für den Unbedeutenden und der berechtigte Protest bald dann wie eine Polemik gegen die Angriffe aus. War dies, wie ich vermute, Steinmanns Kalkül, so griert er fehl; Heine erwiderte zunächst nicht. Wie ermutigt dies auf Steinmann wirkte, kann der Leser auf Grund der obigen Zusammenstellung Kaffens und meiner folgenden Anmerkungen verfolgen.

Fr.

¹⁾ Steinmann wollte offenbar die drei Briefe Heines nun in Buchform nochmals verwerten. Außer diesen an ihn gerichteten Briefen besaß er wohl nur noch das an Friedrich Kaffmann gerichtete Schreiben des Dichters vom 20. Oktober 1821. Doch er schon damals Fälschungen plante, ist nicht wahrscheinlich.

Fr.

²⁾ Wie man sieht, wußte Steinmann die Courage. Da Heine die Veröffentlichung der drei Briefe und die

Bald nach dem Erscheinen dieses poetischen Sammelbandes kam Heine auch sichtlich die vernichtende Kritik zu Gesicht, die sich in den Blättern für literarische Unterhaltung“ (1842, Nr. 362, 28. Dezember) über seine aus Steinmanns Mufenalmanach dort als Proben abgedruckten Gedichte „Seufzer“ und „Meine Lieder“ findet. Hier sieht man:

„Der berühmten Namen sind wenige; um so häufiger begegnen wir namenlosen Namen, geistlosen Geistern, unpoetischen Poeten. — Doch — eine Korruptur der modernen deutschen Lyrik befindet sich darunter, Heinrich Heine, von dem sich hier ein Gedicht aus dem Jahre 1816 befindet und zwei kleinere lyrische Ergüsse aus Paris, welche den jetzigen hohen Standpunkt, auf welchem Heines Lyrik steht, charakterisieren können. Dem gewaltigen Ansehen Heines gegenüber erscheinen diese Gedichte wirklich kurios, und der bloßen Kuriosität wegen wollen wir sie hier mitteilen:

S u f z e r.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn
Ich hier' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarn,
Dann schwindet all mein Überfluß
Und ich bin bettelarm.

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich schickte sie zu rüden
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein;
Ich schickte sie heimlich alle
Nach Liebheißs Wänglein.

Ich wollte, meine Lieder
Die wären Erbsien fein;
Ich schick' eine Erbsienuppe,
Die sollte köstlich sein.

„Ist je, so lange man den Xenien huldigt, etwas Anderes, Trivialeres, Kindischeres und Lappischeres geworden? — was sage ich, gedichtet? — nein, gebubelt worden?“

„Xenien“ ungerügt ließ, so druckte Steinmann drei Jugendgedichte Heines und noch zudem mit einem Zufug in einer Form, die den Schluss aufdringlich, daß sie eben entstandene Original-Beiträge Heines zu Steinmanns Buche seien. Da Kaffen die Gedichte nicht näher bezeichnet, so seien sie hier verzeichnet, weil die Auswahl, wie die Provenienz für Steinmanns Verhalten charakteristisch sind. Das erste Gedicht: „Wenn ich bei meiner Liebsten bin“ (Strotdmann XV. 54; Elseher II. 8) wurde von Heine „dem Ruffler Josef Klein in Köln zur Komposition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt“ (Strotdmann XIX, 356; den Titel des Blattes konnte Strotdmann nicht feststellen); doch hat Steinmann es aus einer Handschrift Heines bei ihrem gemeinsamen Freunde Selbe abgeschrieben. Das zweite: „Ich wollte, meine Lieder“ (Strotdmann XV. 57; Elseher II. 11.) war bis dahin noch ungedruckt; Steinmann hat es gleichfalls aus einer Handschrift in Selbes Besitz entnommen. Als drittes Gedicht fügte Steinmann Heines, vermutlich 1819 in Bonn entstandenes, zuerst in Nr. 3 des Berliner „Lufchauer“ vom 5. Januar 1822 gedrucktes Jugendgedicht: „Deutschland“. Ein Traum. („Sohn der Thorheit, träume immer . . .“) (Strotdmann, XVII. 227, Elseher II. 159) bei, ein Jugendgedicht, dem er die Jahreszahl 1816 beifügte, da ohnehin jeder Aunbude auf den ersten Blick erkennen mußte, daß es nicht zu Beginn der vierziger Jahre und in Paris entstanden sein konnte. Auch hier war Selbes kleiner Schatz Heines'iger Handschriften seine Quelle.

Fr.

Was muß ein Ausländer, welcher diese Gedichte liest und zufällig von Heines Dichtertrium gehört hat, von uns und der deutschen Kritik denken? Oder sollte etwa der ironische Heine, in prophetischer Vorahnung, mit diesen Gedichten den „Mufenalmanach“ selbst, diese lyrische Erbsenuppe, perhorreszieren wollen? Jedenfalls ist Heine aus dem Schwanenarm der Muse geschieden, und er erscheint uns nun, wie er sich selbst erköhnt — bettelarm. Traurig, daß ein so reichbegabter Geist zu einer solchen Dachtubenart seines Geistes, zu einem solchen Kellereisend seiner Kritik herabzinken konnte!”

Nun erließ Heine, aufs tiefste getränkt, jene bekannte Erklärung in Raubes „Zeitung für die elegante Welt“, vom 8. Februar 1843. Heines Verächtlichung zeigt wieder einmal klar daß er selbst das Geringste, was Steinmann über ihn schrieb, verfolgte¹⁾, überwachte und mit einer gewissen, bei ihm seltenen Zurückhaltung rettifizirte.

¹⁾ Die Ansicht Herrn Rassen's scheint mir nicht mit den Thatfachen vereinbar. Heine war, so lange er in Deutschland lebte, aber dann auch in Paris nach Kräften bemüht, über die deutsche Presse, und namentlich ihre Äußerungen über ihn auf dem Laufenden zu bleiben, aber weder in keiner Korrespondenz, noch sonst irgendwo findet sich auch nur eine Spur, als ob er alles, und nun gar selbst das Geringste, was Steinmann über ihn schrieb, mit besonderem Eifer verfolgt hätte. Im Gegentheil beutet kein Verhalten Steinmann gegenüber darauf hin, daß er nur Wichtiges, was von ihm ausging, zur Kenntnis nahm. Es war doch wahrlich nicht das „Geringste“, sondern etwas für Heine Wichtiges, wenn er plötzlich aus Anknüpfungen erfährt, daß „Jugendbriefe“ von ihm erscheinen sollten. Als er dies las, schrieb er (Paris, 1. Dezember 1841) an Julius Campe:

„Ich schreib' in der größten Eil“ einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im „Hamburger Korrespondenten“ die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Kleist'sches“, die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine“ enthalte. Ich bitte, mir schleunigst per Kreuzfouvert dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Verwandtschaft hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystifiziert oder an mir ein Verrecht geübt wird; vielleicht ist beides der Fall und ich sehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Lacher Eil.“

Wie man sieht, nennt Heine hier Steinmann's Namen nicht; vielleicht war er auch in dem Hamburger Blatte genannt, und er wußte noch gar nicht, daß es sich um Steinmann handelte; angenommen, daß er dies wußte, so kann doch Rassen nicht daraus seinen Schluß ziehen, denn es handelte sich doch wahrlich um eine Sache, die jeden Mann der Offenlichkeit interessieren muß. Das Gleiche gilt gewiß von den Gedichten im Mufenalmanach. Wie sich aber Heine, als er nun sein Schweigen brach, über Steinmann ausließ, erweist die von Rassen zitierte Erklärung (in einem Briefe an Heinrich Raube, den damaligen Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“), die, da sie nicht allen Lesern zugänglich sein dürfte, hier aus Strotdimann (XX 356) folgen möge:

— — — Was Sie mir von dem „Mufenalmanach“ des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüßeren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Zauberrauch ausbreiten, der mir in bösmüthiger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Mufenalmanach zeigen lassen, und ich autorisire Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthaltes in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Druck gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte [„Wenn ich bei meiner Liebchen bin“] nur die kühnsten Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Pflücker erschienen; von dem anderen Gedichte [„Ich wollte, meine Lieber“] habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe

Zeitschrift 4 Jahre später erschien wieder eine Biographie Heines von Steinmann in dessen ganz verschollenem „Neuen Rheinischen Merkur“, (Solingen und Wülheim, a. Rhein. Verlag von Friedrich Amberger, 1847). Steinmann wollte in dieser von ihm selbst redigirten Revue Görres' „Rheinischen Kurier“ fortsetzen, „in die Lebensurne der Gegenwart greifend“. Diese Zeitschrift brachte es von 1846—1847 auf sechs Hefte. Die erwähnte Lebensskizze trägt das Motto: „Jede Zeit ist eine Ephebe, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihre Nisthölz gelöst hat. H. Heine“, und geht bis zum Jahre 1843. Sie findet sich in Heft 5 und 6 dieser seltenen Revue und kann unmöglich Heine unbekannt geblieben sein²⁾, da sie ziemlich umfangreich ist und von manden Zeitschriften und Zeitungen besprochen wurde. Jedenfalls hat Heine nirgends gegen diese Lebensskizzen Protest eingelegt, er, der sonst bei dem kleinsten tabulären Megenhörschen in die größte Aufregung geriet. Und man muß auch sagen. Heine konnte mit Steinmann's Darstellung recht zufrieden sein

Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter anderem Selbstverfälschen meiner damaligen Manier aus meiner Feder kost. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthaltes bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unjemlichkeit gegen mich in Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir druden ließ. Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Verührung, und ich fenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübliche Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs Bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem berechnungswürdigen Publika mittheilen.“

Es ist Ansichtssache, ob man aus dieser öffentlichen Erklärung eine „gewisse, bei Heine seltene Zurückhaltung“ herauslesen will. Eine besondere Wertschätzung für Steinmann ist jedenfalls meines Erachtens weder in, noch zwischen den Zeiten zu finden.

²⁾ Mit gleicher Entschiedenheit, aber, wie ich hoffe, mit triftigerer Begründung spreche ich das Gegentheil aus: daß Heine den „Neuen Rheinischen Merkur“ nicht gekannt hat, ist möglich, ja wahrscheinlich, und nach meiner Meinung ist es sogar erwiesen. Diese Meinungsverschiedenheit betrifft, wie freilich erst der nächste Aufsatz zeigen wird, keine ganz gleichgültige Frage. An der Spitze desselben Heines der Zeitschrift nämlich, in welchem die Biographie Heines beginnt, steht auch ein Jugendgedicht Heines, dem Steinmann drei geistliche Tropfen beigeigt hat, während Rassen, natürlich optima fido, aber aus höchst unzulänglichen Gründen ihre Echtheit vertritt. Natürlich wäre es ein mächtiges Hülfsmittel für jene sonst unhaltbare Ansicht, wenn er wirklich beweisen könnte, Heine habe den „Neuen Rheinischen Merkur“ thatsächlich gekannt, denn dann ständen wir vor dem Dilemma, die offensbare Fälschung für echt zu halten oder zu glauben, daß Heine die Fälschung ohne Protest singenommen habe.

Aber wie steht es um diesen Beweis Rassen's? Zunächst sollen wir glauben, daß für Heine selbst das „Geringste“, was Steinmann über ihn veröffentlicht, von Wichtigkeit war. Wie es darum steht, habe ich bereits beleuchtet.

Ferner ist Heine der Mann, „der sonst bei dem kleinsten tabulären Mezenhörschen in die größte Aufregung geriet.“ Zur Sache, soweit sie Rassen in vorliegenden Artikel vorbringt, gehört die Aeußerung nicht, denn was

Dann wurde unser Dichter, um hier kleinere Sachen zu übergeben, noch einmal in Steinmanns Buch „Waldek“ (Ein Lebensbild für das Volk, Berlin 1849) gestreift. Hier findet sich auf S. 28 folgende wichtige Stelle:

„Heines Einfluß auf uns Jüngere war schon aus diesem Grunde von Belang, da er im Jahre 1797 geboten, also 4 Jahre älter war als wir, und weil er sich zuerst in Frankfurt am Main und

Steinmanns Studie selbst betrifft, die mir Rassen zuzurechnen die Güte hatte, so ist zuzugeben, daß sie in der Tonart unständig, zum Teil sogar liebevoll, und im Urteil im ganzen verständlich ist. Seine hatte also thatsächlich keinen Grund, damit unzufrieden zu sein. In der That soll uns die Bemerkung Rassen nur die Schlussfolgerung nahe legen: Da Heine den „Neuen Rheinischen Merkur“ kannte, da er so empfindlich war, hätte er sich eine Fälschung gefallen lassen? Gewiß nicht, antworten wir, jedoch dazu gehört seine besondere Empfindlichkeit. Aber hiervon abgesehen, ist Rassen's bündige Feststellung über Heines Verhältnis zur Kritik richtig? Keim! Die Wahrheit ist, daß Heine in seinem Verhalten gegenüber persönlichen Angriffen und tabelnden Rezensionen keineswegs gleichmäßig und sonnettauer war, was man ja überhaupt von sehr wenigen Dichtern behaupten kann, und gerade von den größten am wenigsten. Es gab Zeiten und Stimmungen, wo ihm sehr scharfe Angriffe und die ungerechtesten Verunglimpferungen nicht sonderlich nahe gingen, und wieder andere, wo ihn selbst Unbedeutendes erregte. Erwägt man die unangeführte Angriffe auf seine Person, wie sein Schaffen seine unentgeltlich während seiner Pariser Zeit zu erdulden hatte, und vergleicht man damit seine Korrespondenz, wie die Zahl seiner öffentlichen Erklärungen, so wird man Heine im ganzen keineswegs empfindlicher und reizbarer nennen dürfen, als die meisten anderen Dichter. Wäre er thatsächlich, wie Rassen meint, fast stets bei dem kleinsten Tadel in die größte Aufregung geraten, so wäre er aus der Aufregung niemals herausgekommen, was ihm denn doch, wie seine Werke und seine Briefe beweisen, zeitweilig in erfreulichem Maße gelungen ist. Womöglich noch unzutreffender scheint mir die Schlussfolgerung, Heine müsse mit Steinmanns Satze zuriden gewesen sein, weil er sonst dagegen öffentlich protestiert hätte. Es lassen sich Hunderte von Beispielen dafür anführen, daß Heine Angriffe schweigend erduldet. Steinmanns räthelhafte „Xenien“

Hamburg mehrere Jahre hindurch dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, nur um ein halbes Jahr früher zur Universtalt gegangen war.“)

Eine Prüfung der Echtheit der in Steinmanns Buch „D. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnis“ (Prog. Kobler 1857) enthaltenen Materialien soll ein nächster Artikel bringen.

3. B waren ihm zweifellos bekannt; denn das betreffende Best des „Meinofeles“ hat er sich von Campe besorgen lassen und es gelesen; ist etwa auch hier aus seinem Schweißen der Schluss zu ziehen, daß er mit diesen Injurien einverstanden war? Nur zu einer Fälschung hätte er keinesfalls geschwiegen; dies glaube auch ich.

Auch die äußeren Gründe, aus denen Rassen folgert, daß Heine die Zeitschrift gekannt habe, sind nicht beweiskräftig. Der „Neue Rheinische Merkur“ war eine armeisliche, in einem Provinznest sechs Male jährlich erscheinende Zeitschrift, deren täglich zusammengeloppelter Inhalt es verwunderlich genug erscheinen läßt, daß sie es auf ganze sechs Hefte brachte! Die Heine-Biographie, das heißt den bereits 1834 im „Taschenbuch“, 1833 im „Meinofeles“ abgedruckten Kolizen-Kram, ließ Steinmann, ein wenig geändert, nun abermals in den beiden letzten Heften erscheinen, wohl deshalb, weil es ihm an Material fehlte und dem sterbenden Blättchen nichts mehr schaden konnte. Rassen versichert, daß dieser aufgewärmte Kohl „von manchen Zeitungen und Zeitschriften besprochen worden“; große Blätter waren es schwerlich; wir sind wieder darüber, noch über die Art der Verpöndung orientiert, aber ein Beweis, daß Heine dadurch auf die Biographie hätte aufmerksam gemacht sein müssen und nun die Zeitschrift wirklich gelesen hätte, wäre dadurch keinesfalls gegeben.

Fr.

*) Strodtmann verweist in seiner Biographie Heines (I. 677) auch dies Zeugnis Steinmanns; einem Fälscher sei überhaupt nicht zu glauben. Hier scheint mir Rassen's Ansicht die richtige und ich habe darum in meiner Schrift „Heines Geburtstag“, (Berlin Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1900, S. 20) Steinmann unter den Gewährsmännern für 1797 genannt. Steinmann ist zweifellos ein Fälscher und Lügner, aber nur da, wo es ihm irgendwie Augen bringt, was doch von diesem Detail nicht gilt. Zudem geben auch fast alle Jugendgefährten Heines übereinstimmend 1797 an.

Fr.

Litterarische Kolizen.

— Die leibhaftige Vooheit. Roman von Gustav Wied. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen, 1901. — Wir haben, als wir kürzlich an dieser Stelle deselben Autors „Der Satirpielen“ besprachen, weder an Herrn Wied dem Sittenschilderer, noch an Herrn Wied dem Künstler allzuviel Rühmenswertes gefunden. Besser hat uns nach beiden Richtungen ein größeres Wert von ihm gefallen, das derselbe Verlag eben hat erscheinen lassen, der oben genannte Roman. Ni der Autor in den „Satirpielen“ vornehmlich Karikaturist, unterliegt er also dort immer wieder der Versuchung, zu Gunsten eines mehr oder weniger wichtigen Genusses auf Naturtreue zu verzichten, so fehlt es in dem Roman neben zahlreichen Zerrbildern doch auch an einigen lebendiger gezeichneten Menschen nicht. In diesen lauber und stellenweise nicht ohne Feinheit gezeichneten Charakteren, sowie in der, nicht ohne traße Liebertreibung, aber doch im Ganzen mit guter Beobachtung wiedergegebenen Schilderung

des kleinstädtischen Milieus liegen die Vorzüge des Romans, die uns bis zum letzten Blatt haben ausmachen lassen. Ganz leicht ist uns dies allerdings nicht; die Komposition ist ungläublich fahrig, lässig und willkürlich, was eben so zu geringer Reagung in dieser Richtung, wie daran liegen mag, daß Herr Wied es offenbar für „modern“ hält, ja recht fragmentarisch zu erzählen. Wichtiges knapp, Unwichtiges breit zu sagen und mitten in einer Situation abzubrechen, um dem Leser dann erst zwanzig Seiten später erfahren zu lassen, was eigentlich vorgegangen. Höchst unangenehm ist auch ein müßiger Zug, der sich beinahe durch Gleichwohl sind die drei wichtigsten Gestalten, — Krugbad, die „leibhaftige Vooheit“, ein in Wahrheit ethischer Mensch, sein Freund der Oberlehrer, dann der eigentliche Held: der Krämer Thomien und seine Mutter — so gut gezeichnet, daß wir das Buch schon deshalb nicht ganz ablehnen dürfen. Man mag es immerhin lesen, aber wer es nicht liebt, verliert nicht allzuviel.

Neue Bücher.

Rachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension angekommen:
 Bromber, Otto, Herzmuscheln. Singsgedichte. Leipzig 1900 Ludwig Hamann.

Frans, Mathilde, Mitten im Leben. Gedichte. Dresden. 1901. E. Vierlon.
 Reumann, Arthur, Lieder des Herzens. Dresden. E. Vierlon 1901.



Schweigen.

Ergzhlung von S. Ottmer.

(Fortsetzung.)

VII.

Indessen erschien Martinys Abhandlung.

Den wärmsten Anteil an seinen Erfolgen und Kämpfen nahmen Achenbachs. Sie waren auch weit emprter über die gegen ihn gerichteten Anfeindungen, als er selbst. Dafür war in seiner Seele kein Raum. Die Tage hatten zweierlei Schritt für ihn: in rasender Eile schwandten sie ihm in der Arbeit und wieder, dachte er an Dora, schlichen sie auf bleiernem Sohlen. Und er dachte stets an Dora. Er sehnte den Zeitpunkt herbei, wo ihr Kind geboren sein würde und dann wünschte er ihn wieder weit hinausgeschoben; solange es nicht da war, war sie glücklich in der Erwartung.

Ein medizinisches Fachblatt in der Hand, trat ihm bei einem seiner zahlreichen Besuche der Oberst entgegen.

„Es ist unerhört, lieber Doktor. Sie haben es doch gelesen?“

„Was denn?“

„Nun, den Artikel gegen Sie — diese Kaffern! Und da schickt mir noch jemand, ein guter Freund wahrscheinlich, der meine Beziehungen zu Ihnen kennt, das Blatt zu.“

Martiny bersog den Artikel. Ironisch wehmutig zuckte es um seine Lippen.

„Sie werden schon nachgeben,“ sagte er ruhig.

„Einmal gesunde wissenschaftliche Wahrheiten lassen sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Das macht mir wenig Sorge.“

Seine Augen gingen plötzlich ins Weite, ganz unvermittelt fragte er:

„Wie geht es eigentlich Dora Blant? Kommt sie oft hierher?“

„Nein, nie,“ erwiderte Frau von Achenbach halb befremdet. „Unsere drei Treppen sind ihr zu beschwerlich. Sie lebt schon jetzt ganz ihrem Kinde, macht nur täglich den ihr verordneten Gesundheitsspaziergang und sitzt sonst zu Hause und bastelt mit ihren geschickten Fingern allerlei zierliche Sachen für die kleine Aussteuer zusammen.“

„Wie ist denn ihr körperliches Befinden?“

„Sie sieht jammervoll aus, klagt aber nicht. Blant ist bereits wieder fort. Er war Ende Januar kurze Zeit hier. Es ist noch nicht bestimmt, ob er zur Geburt seines Kindes zurück sein wird. Nun —“ Sie hielt mit einem Blick auf Adelheid inne.

Ein paar Tage später empfing sie Martiny, diesmal ohne Adelheid, mit der Nachricht, daß Dora eines Knaben genesen sei.

Martiny erbleichte. „Wie geht es ihr? Ist das Kind gesund?“ stieß er hastig hervor.

Frau von Achenbach sah ihn erstarrt an. „Es geht ihr gut. Der Junge soll sehr zart sein. Ich konnte ihn nicht sehen, er schlief. Ich war nur einen Augenblick bei Dora, ich habe aber noch nie eine solche Seligkeit gesehen; jrnlich verklärt schauen die braunen Augen aus dem schneeweißen Gesicht. Diese strahlende Freude, dazu die natürliche Schwäche ihres Zustandes, hat mich ganz gerührt. Übrigens hat sie mir aufgetragen, Ihnen mitzuteilen, daß sie einen Sohn habe und Sie vielmals zu gren. Ich wünschte gar nicht, daß Sie so befreundet seien.“

Martiny wandte den Kopf ab. Nach einer Weile fragte er: „Werden Sie sich ihrer nicht ein wenig annehmen? Sie ist doch so allein.“

„Ach,“ erwiderte die Frau Oberst, „ich wchte schon (Blant ist übrigens nicht zurück), ich habe Dora wirklich gerne, sie ist ein gutes, feines Geschöpf und sie thut mir so leid. Aber die Frau Baronin ist ja bei ihr und gebärdet sich, als ob sie selbst das Kind bekommen hätte. Sie spricht nur davon, was sie durchgemacht hat und jammert über ihre erschttertten Nerven. Die Person ist mir gräßlich, ich will nichts mit ihr zu thun haben. Übrigens wird sie wohl, denk' ich, über kurz oder lang den Herrn Bankdirektor heimfhren.“

„Mag sie doch!“ dachte Martiny. Was ging ihn das jetzt noch an und auch für Dora schien es ihm von wenig Belang; im Gegenteil, es war besser für sie, wenn ihr Vater das offenkundige Verhältnis legitimierte.

„Und Dora,“ fragte Martiny laut, „wie erträgt sie die Gegenwart dieser Komdiantin?“

„Dora denkt an nichts als an ihr Kind. Die läge mit demselben glücklichen Lächeln da, wenn zehn Baroninnen um sie herum über ihre Nerven stöhnten. Gott erhalte ihr das Kind.“

„Amen,“ sagte Martiny feierlich. Wieder sah ihn die Frau erlaunt an: was hatte denn der Doktor heute, er war so anders als sonst?

Nun es geboren war, ergriff Martiny ein fast unbezwingliches Verlangen, das Kind zu sehen, dessen Dasein ihm so viel bedeutete. Mit der ganzen Schärfe seines ärztlichen Denkens hatte er unzählige Male erwogen, was zu hoffen, was zu befürchten sei. Ein einziger Blick auf das Kind hätte ihm vielleicht die Klarheit gebracht, die alles Grübeln ihm nicht zu geben vermochte. Aber der Weg dazu war ihm verschlossen. Er konnte doch nicht in Manks Haus dringen. So ging er denn immer wieder dorthin, wo er einzig und allein von Dora und ihrem Sohne hören konnte. Doch er erfuhr wenig. Adelsheid sah die alte Freundin nur selten. Frau von Achenbach wich der Möglichkeit, mit der Baronin zusammenzutreffen, völlig aus.

„Wie ist das Kind?“ fragte Martiny Adelsheid.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie zögernd. „Ich verstehe mich nicht auf kleine Kinder, Dora sagt, es sei sehr unruhig, besonders des Nachts. Schön ist es nicht,“ fügte sie hinzu und wurde dann glühend rot.

Zweites war Martiny im Begriff, sich Frau von Achenbach anzuvertrauen, sie zu bitten: „Gehen Sie mir zuliebe hin, vielleicht können Sie mich von einer Qual erlösen, die mich verzehrt.“ Doch die Schmerzen, den Schleier von seiner Seele zu lüften, hielt ihn davon ab und noch mehr schreckte er davor zurück, nun einer dritten gegenüber zu verraten, was er sich nicht hatte entschließen können zur Rettung der Geliebten preiszugeben.

Im übrigen aber war sein Verhältnis zu Frau von Achenbach ein ungemein inniges geworden. Fast wie ein Sohn fühlte er für diese stille Frau, die ihm wie eine gütige Mutter entgegenkam. An allem, was sie betraf, nahm er den herzlichsten Anteil und machte ihre Freuden und ihre Sorgen zu den seinen. Ihn selbst unbewußt, stellte er sich längst nicht mehr nur um Doras willen bei ihr ein. Langsam und allmählich begann der Gedanke an sie in ihm zu verblasen. Ein laues Wohlbehagen überflutete ihn in diesem trauten Familienleben. Seit seiner Kinderzeit hatte er dertei nicht mehr gekannt.

Wenn das einfache Abendbrot genommen war, brachte Adelsheid die beiden Jungen zu Bett. Indes

sah Martiny oft allein mit der Mutter; der Oberst war viel außer Hause, während die Damen nur die wenigen Einladungen annahm, denen sie nicht ausweichen konnten. So frei und ungezwungen hatte er, außer mit Agathe, noch mit niemandem gesprochen. Nur über das Eine, was ihm noch immer oft sein Tiefstes anführte, schwieg er. Ach! einmal den Kopf in den Schoß dieser mütterlichen Frau betten und ihr alles beichten können!

Bis Anfang Mai kam er allabendlich. Lieber arbeitete er bis tief in die Nacht hinein, als auf diese Feierstunde zu verzichten. Dann aber ging es nicht länger.

Die Patienten strömten ihm von allen Seiten zu, besonders aus Süddeutschland wurden ihm viele von dortigen Ärzten, die offenbar mehr von ihm hielten, als seine Berliner Kollegen, geschickt. Dazu kam, daß zu seinem Erstaunen eine neue Auflage seiner Broschüre notwendig geworden war und sofort gedruckt werden mußte. Da Wissenschaftliches aber niemals abgeschlossen ist, vollends bei eben Entdecktem bringt die Erfahrung täglich Neues, mußte die Abhandlung vorerst einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung unterzogen werden.

So war seine Zeit über und über in Anspruch genommen.

VIII.

Wenn des Tages Arbeit gethan war, nahm Martiny nun wieder wie einst am Pult in seinem Laboratorium sein hastiges Abendbrot. Die warme Frühlingsluft strich zum Fenster herein, er aber fühlte sich nicht mehr behaglich in seiner vernachlässigten Umgebung. Hundert Dinge, die ihm früher gar nicht zum Bewußtsein gekommen waren, störten und verdrossen ihn. Wie schlecht seine Lampe brannte! Und da auf dem Regal an seiner Seite lag wahrhaftig fingerdicker Staub. Frau von Achenbachs sauberer Abendbrottisch wollte ihm nicht aus dem Sinn, den er die sanfte Adelsheid so oft hatte geräuschlos bedenken sehen. Das ganze trauliche Heim stieg vor ihm auf und es wurde ihm erst jetzt so recht klar, wie eng verbunden er sich den lieben Menschen fühlte. Seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurte es, um nicht die Feder hinzuwerfen und zu ihnen zu eilen. Doch er überwand sich und arbeitete weiter, bis die Stunde verstrichen war, in der er an die gastliche Pforte hätte klopfen können.

Den Gedanken an Dora zwang er jetzt voll bewußt nieder. „Wir haben nichts mehr gemein,“ sagte er sich, „was geschehen ist, ist geschehen.“

Auch das Teufel, das ich daran habe, ist unwiderstehlich. Ich habe gehandelt, wie ich meiner Natur nach mußte. Nun kann ich das Rad ihres Schicksals nicht mehr aufhalten. In eiteln Grübeleien aber darf ich meine Kräfte nicht vergeuden. Also zurück zu meiner alten Gepflogenheit: vorwärts und durch!

Abermals war eine Woche vergangen, ohne daß er Achenbachs aufgesucht hatte. Da erhielt er eines Morgens einen Brief von der Frau Oberst.

„Lieber Doktor,“ las er. „Wenn Sie es möglich machen können, kommen Sie heute vormittag auf einen Augenblick zu uns. Wir haben Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen.“

Das ganze Haus grüßte Sie und seht sich nach Ihnen.

Ihre Luije Achenbach.“

„Was das wohl sein mag?“ dachte Martiny. Und warum sie es mir nicht schriftlich mitteilt? Es wird sich doch nicht etwa Adelheid — ach Unfinn! Davon hätte ich doch etwas gemerkt!“

Als er bei Achenbachs eintrat, kam ihm die Frau Oberst mit ausgestreckten Händen entgegen, helle Freude auf dem verblühten Gesicht: „Sie sollten es von mir selbst hören. Denken Sie nur — ich kann es noch gar nicht glauben — mein Mann ist zum General avanciert!“

„Da gratuliere ich von ganzem Herzen. Das ist ja aber außerordentlich rasch gegangen.“

„Ja, das ist es. Eine ungewöhnliche Beförderung. Ganz plötzlich ist es gekommen. Wir gehen nach Königsberg, in meine Heimat, soweit ein Offizierskind eine Heimat hat. Meine schönsten Jahre habe ich dort verlebt, meinen Mann dort kennen gelernt; als blutjunger Lieutenant stand er damals unter meinem Vater, der Kommandirender war, und nun kommt er als General zurück.“

„Und Berlin?“

„Ach!“ erwiderte Frau von Achenbach. „Berlin war für mich nichts als Sorge und Dual. In der teuren Stadt mit dem, was wir hatten, ausgenommen und dabei anständig wohnen und anständig gekleidet gehen und die Kinder erziehen. Glauben Sie mir, lieber Freund, es war keine leichte Aufgabe. Ohne meine Adelheid, den Schatz, hätte ich wirklich manchem nicht weiter gekonnt.“

Das Dienstmädchen meldete Besuch.

„Lassen Sie vorne eintreten,“ gab Frau von Achenbach Befehl. Martiny war, seiner Gewohnheit gemäß, geradezu in die Eßstube, die als Familienzimmer diente, gegangen. „Das sind wohl schon die ersten Gratulanten. Kommen Sie mit,

lieber Doktor? Nein? Nun, dann muß ich Ihnen abien jagen und vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Mein Mann ist nicht da, denselliche Wege. Die Zungen hätten Sie sehen sollen! Ganz toll vor Freude, kaum daß sie in die Schule zu bringen waren: der Vater General und in eine ihnen neue Stadt, auf eine Festung! Aber ich muß zu meinem Besuch; ich schicke Ihnen Adelsheid.“

Martiny sah ihr lächelnd nach: die Frau war ja heute förmlich jugendlich-haltig. Was das Glück alles vermochte!

Einen Augenblick später trat Adelsheid ein. Martiny bemerkte bestrebt, daß ihre blassen Züge eher Trauer, als Freude verrieten.

„Ach gratuliere Ihnen, Fräulein Adelsheid. Sie freuen sich doch gewiß auch sehr.“

Sie schluckte zwei-, dreimal, bevor sie antworten konnte: „O ja, für Papa und Mama, sehr.“

„Nun — und für sich selbst?“

Sie sah ihn an mit dem Blick eines hilflosen Tieres. Dann setzte sie sich, als würde ihr mit einemmale eine Last zu schwer, schlug die Hände vors Gesicht und fing zu weinen an. Die Thränen rannen ihr zwischen den dünnen Fingern hindurch und tropften auf ihr schwarzes Schürzchen hinunter, wo sie als glänzende Flecke liegen blieben. Martiny sah sie an, wie sie so dasah und unaufhaltsam, herzbrechend weinte. Und plötzlich durchzuckte ihn wie ein Blitz die Erkenntnis: sie weint um mich, weil sie von hier fort soll, sie liebt mich. Ganz erschreckt stand er noch einen Augenblick, dann strich er ihr sanft mit der Hand über den bloudeu Scheitel und ging leisen Schritts hinans, indem er die Thüre geräuschlos hinter sich zuzog.

Aufgeregt sinuend stieg er die Treppe hinunter. Wie hatte er nur so blind sein können? Nun fielen ihm hundert kleine Züge ein, die ihn über Adelsheids Gefühle hätten aufklären müssen: ihr Erröten bei seinem Anblick, der Eifer, mit dem sie ihm zu dienen suchte, die leidenschaftliche Hingabe an seine Interessen. Im Drange seiner Geschäfte, in seinem Bemühen mit seinem Leid fertig zu werden, hatte er das alles als schwärmende Dankbarkeit hingenommen und sie nicht viel anders behandelt als ihre kleinen Brüder. Daß sie ihn als Mädchen dem Manne gegenüber stand, hatte er mit keinem Gedanken gestreift.

Nun aber konnte ihm kein Zweifel bleiben: sie liebte ihn; wahrscheinlich schon von damals her, da er ihr in ihrer schweren Krankheit genah. Und gleichzeitig drängte es sich ihm auf, daß da ein

Glück für ihn bereit läge, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte. Was sollte ihn davon zurückhalten, mit raschem Entschluß das Mädchen als Frau heimzuführen? Es war nicht wenig, was er damit gewann: eine hingebende Liebe, ein geordnetes Haus, eine treue Mitarbeiterin; diese freilich nicht in dem Sinne, wie seine Schwester sie ihm hätte sein können, wie er sich sie einst, ehe sein Herz gesprochen, nach ihrem Vorbilde als Gattin gewünscht. Dazu fehlte es Adelheid an überlegener Intelligenz, an gelehrtem Wissen, an Erfahrung. Aber gab es überhaupt noch eine Frau wie Agathe? Auch das Glück, das er sich mit Dora geträumt, konnte ihm Adelheid nicht bringen. Dora hatte er geliebt und sie liebte er nicht. War er dann aber berechtigt, um sie zu werben? Ja, denn sie würde auch voll beglückt sein, wenn er ihr nur mit ruhiger Reizung lohnte. Und Dora — sie hatte kein Recht an ihn und was konnte es ihr nützen, wenn er ein einsamer Mensch blieb? Und er sehnte sich danach, auch einen hellen Fleck Erde sein eigen zu nennen, jetzt erst wußte er, wie sehr er sich danach sehnte.

In diesen Gedanken schritt Martiny in der gewohnten, etwas vorgeneigten Haltung, die Augen auf den Boden geheftet, quer durch den Tiergarten seiner Wohnung zu. Da hörte er sich anrufen: „Herr Doktor,“ und dann noch einmal: „Doktor Martiny.“

Er blickte auf.

Auf einer Bank, ein mit hellblauer Seide überspanntes Kindersäckchen vor sich, saß Dora Blank.

„Lieber Herr Doktor,“ sagte sie, „ich kann Sie doch nicht so an mir vorbeigehen lassen.“

Martiny starrte sie sprachlos an.

In ihr blaßes Gesicht hatte sich der Leidenszug noch tiefer gegraben, es war erschreckend schmal geworden, die Gestalt überfahnt. Über den großen Augen lag ein Schatten. Wo war ihre Schönheit geblieben, der Schmelz ihrer Jugend? An dieser jungen Mutter konnten Hunderte vorbeigehen, ohne auch nur zu ahnen, was sie vor wenig mehr als Jahresfrist für ein berückendes Geschöpf gewesen war.

Martiny durchfuhr es. War das eine Wahnung, daß sie da an seinem Wege saß und wie eine Bettlerin die Hand nach ihm ausstreckte im Augenblick, wo er sich ein eigenes Glück gründen wollte? Wie hatte er danach verlangt, sie und ihr Kind zu sehen und nun er mit aller Kraft seines Willens den Gedanken an sie niedergezwungen hatte, stellten sie sich ihm entgegen. Schrie ihm ihr Publikum nicht deutlich zu: Du hast an meinem Unglück mitgebaut

darfst Du Dir nun noch ein Glück zimmern? Eine sinnlose Angst packte ihn: ob sie gesund war, ob diese erschütternde Veränderung nur in seelischem Leid ihren Grund hatte? Unwillkürlich stieß er hervor:

„Sind Sie gesund?“

Sie sah ihn befremdet an: „Ich danke, ja.“

Die Antwort beruhigte ihn nicht, aber er schwieg, nur seine Augen bohrten sich forschend in ihr Gesicht, bis ihr langsam eine leise Röte die Wangen hinaufzog. Da wandte er sich ab und fragte mit einem ängstlichen Blick auf den verdeckten Wagen:

„Und Ihr Kind — geheißt es?“

„Mein Bub!“ — was für ein sonniges und doch schenes Lächeln über ihr Gesicht glitt — „er ist kein Kiese, aber unser Geheimrat meint, er wird sich schon machen. Ich wollte, Sie sähen ihn, aber er schläft —“

„Dann warten wir eben bis der junge Herr erwacht,“ sagte Martiny und suchte seiner Stimme dabei eine möglichst heitere Färbung zu geben. Dann setzte er sich neben sie. Mochten seine Patienten ungebundlig werden! Es gab in diesem Augenblick nichts Wichtigeres auf der Welt für ihn, als den Sängling dort unter dem himmelblauen Dach.

„Sind Sie oft hier?“ fragte er. „Aber Sie haben ja nicht einmal ein Buch mit sich — ist Ihnen das nicht langweilig?“

„Ich habe ja das Kind,“ sagte sie einfach. „Und schläft es, dann hab' ich meine Gedanken: wenn es einmal so weit sein wird, und dann so weit. Ich glaube, neulich war er schon Leutnant!“ Und nun lachte sie, etwas gedämpft zwar, aber doch ihr altes Lachen.

„Soll er nicht Musiker werden?“

„Nein,“ erwiderte sie mit plötzlich völlig veränderter, harter Stimme.

Martiny lenkte ab.

„Bleiben Sie den Sommer über hier?“

Ihre Stirne blieb sorgenvoll.

„Wir sollen nach Soden. Mein Mann hustet seit einiger Zeit, ein verschleppter Katarrh. Er will aber nach Ostende. Dahin kann ich doch ein so kleines Kind nicht mitnehmen — nicht wahr, Herr Doktor?“

Er hatte Mühe, nicht anzustöhnen. Also schon Soden! Und dann Arco und Rizza und Ägypten und dann — wenn er sich wenigstens davon hätte überzeugen können, daß sie gesund war!

Ein quätendes Stimmchen, das aus dem Korb-

wagen drang, machte Dora rasch aufstehen. Sie schlug das bewegliche Dach zurück und sah zu ihrem Kinde nieder:

„Bist Du wach, Söhnig? Gut geschlafen, mein Goldenes?“ Wie weich und zärtlich das klang!

Leise schob sie den Wagen mehrmals hin und her. Als das Stimmchen schwieg, wendete sie sich zu Martiny:

„Sehen Sie sich ihn an, meinen Jungen, lieber Doktor, und sagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“

Martiny stand auf und beugte sich über das Kind. Wie ein Dolchstoß fuhr es ihm ins Herz: „Das wird ja kein Jahr alt!“ Die wachsgelbe Farbe, die faltige Haut, die hochgewölbte Stirn über den eingesunkenen Augen — unerkennbar hatte ihm der Tod schon sein Zeichen aufgedrückt. Immer tiefer beugte sich Martiny hinab: Dora sollte sein Gesicht nicht sehen. Und nun verzog sich der kleine Mund zu einem häßlichen Weinen, nur ein heiserer, kraftloser Ton drang aus der schwachen Brust. Martiny nahm das Kind aus dem Wagen und setzte sich mit ihm auf die Bank. Doras Augen zu begegnen, vermied er; er hätte ihren Blick nicht zu ertragen vermocht. Er legte sein Ohr an Brust und Rücken des Kleinen; aber was bedurfte es dessen, er sah ja genug! Da fühlte er, wie Doras Hand leicht seinen Arm berührte:

„Herr Doktor,“ die Stimme zitterte ein wenig, „Sie finden ihn wohl auch sehr zart?“

Er sah zu ihr auf. Schon hatte er seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen. Daß ihm alles Blut aus dem Gesichte gewichen war, bemerkte sie im grünlichen Schattende der Wäunne nicht.

„Ja, zart ist er,“ sagte er ruhig, „Ihr Arzt hat ganz recht.“ Soust fügte er nichts hinzu. Lügen konnte er nicht im Angesichte dieses unrettbar Verlorenen und es ihr jetzt schon sagen, wäre nutzlose Grausamkeit gewesen.

Sie nahm ihm das Kind ab und drückte es mit leidenschaftlicher Härlichkeit an sich. „Meins,“ stüfterte sie, „mein Alles!“ Plötzlich ließen ihr zwei große Thränen langsam die schmalen Wangen hinab. Martiny konnte es nicht länger ertragen.

„Ich muß gehen,“ sagte er, „es ist spät geworden.“

Doch Dora hielt ihn zurück. „Herr Doktor,“ fluchte sie, „nicht wahr, mein Kind ist nicht krank?“

Und nun antwortete er doch mit einer bewußten Lüge: „Nein!“ Dann ging er mit großen Schritten davon.

In der Dämmerstunde desselben Tages trat Martiny bei Frau von Achenbach ein.

Er fand sie allein zu Hause. Sie saß vor ihrem Nähtisch am breiten Fenster des Berliner Zimmers, die Hände im Schoß, müde von den vielen Anforderungen dieses Tages. Um sie her webten die Schatten, der um das Fenster gegogene Epheu bewegte sich leise in der Abendluft, im Käfig zwitscherte der Kanarienvogel schon halb aus dem Traume.

Martiny zog einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber.

„Das ist lieb von Ihnen, daß Sie noch einmal kommen. Sie wollten wohl meinen Mann sehen? Leider ist er mit den Jungen ausgegangen; die wilden Kerle waren heute zu Hause gar nicht zu bändigen. Adelheid ist auch mit,“ fügte sie hinzu.

Martiny antwortete nicht. Plötzlich sagte er:

„Ich werde nie heiraten.“

Die Frau richtete sich in ihrem Sessel auf und sah ihn erschreckt an.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich kann nicht. Ich bin gebunden.“

„Sie, Herr Doktor!“ rief sie entsetzt.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn aufmerksam.

„Nein, nein,“ sagte er, „nicht so. Das wäre mir unmöglich.“

„Was ist es denn?“ fragte sie leise.

„Ich kann es Ihnen nicht erklären: ich bin in meinem Gewissen gebunden und habe mir doch nichts vorzuwerfen, mein Herz hält mich und doch habe ich längst aufgehört zu hoffen und zu begehren.“

„Ich verstehe Sie nicht —“

„Ich verstehe mich selber kaum,“ erwiderte er trübe, „aber ich kann nicht anders. Verzeihen Sie mir,“ bat er, „verzeihen Sie mir alles!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ murmelte sie gepreßt. Nach einer Weile sagte sie, es war offenbar der Abichluß einer langen Gedankenreihe: „Ich werde Adelheid schon in den nächsten Tagen nach Königsberg schicken. Die Wohnung steht leer — da kann sie alles vorbereiten.“

Martiny erhob sich: „Ich will die Ihrigen lieber nicht abwarten. Sagen Sie dem Herrn General alles Gute von mir.“

Sie hielt ihn nicht. Als er schon an der Thür war, kam sie ihm nach: „Lieber Freund,“ sagte sie herzlich, „wir bleiben die Alten. Hoffentlich können wir uns bald beruhigt wiedersehen.“

Langsam stieg er die Treppen hinunter. So hatte er nun auch die freundliche Zufluchtsstätte

verloren, an der er in den letzten Monaten so viel Liebes erfahren. Nie hatte er sich so einsam gefühlt, als da er nun durch den dunklen Tiergarten schritt. Nichts schien ihm mehr lodend, selbst die Arbeit dünkte ihm nur eine Last, die sein Pflichtgefühl zu bewältigen hatte.

IX.

Und dies dünnpfe Empfinden blieb Martiny, während der Sommer so hinsichtlich. Eigentlich hätte er fortgekommen, etwas zu seiner Erholung thun; in die geliebten Berge, neue Kraft sammeln. Wer nicht gerade muß, sucht Berlin nicht im Hochsommer auf, um sich da behandeln zu lassen. Und die Patienten, denen seine Methode galt, waren eigentlich mehr Leidende, bei denen es auf einen Anstoß von ein paar Wochen nicht ankam, als Schwerkranken. Auch sonst war fort, wer nur irgend konnte. Die neue Auflage seiner Schrift war längst erschienen. Warum also saß er in der glühenden Stadt, fast unthätig und gedrückt wie noch nie in seinem Leben?

Der Gedanke an Dora lähmte ihn. Doch wußte er seit der Begegnung im Tiergarten nichts von ihr, nicht einmal ihren Anseufzalt kannte er. Woher auch, nun, da Achenbachs fort waren?

Martiny verbrachte die endlosen Sommertage in mühseliger, weil unfreudiger Arbeit. Des Abends saß er dann über Zeitungen, die sein Interesse kaum zu erwecken vermochten, einsam im verödeten Restaurant.

So auch an einem glühend heißen Augustabend. Es mochte wohl schon gegen elf Uhr sein, denn erst spät hatte er sich zum Ausgehen aufgerafft. Die Luft hatte den ganzen Tag gewitterschwer über der Stadt gelegen, man fühlte förmlich die elektrische Spannung in der Atmosphäre, doch war es zu keiner Entladung gekommen. In der Ferne weiterleuchtete es: kein Rauch regte sich; wie schweres Fieber brütete die Schwüle über der verschmachtenden Stadt. Martiny starrte durch das Fenster auf die menschenleere Straße, ohne eigentlich zu denken, unfähig abgepannt und verdüstert.

Da wurde die Thüre zum Restaurant so heftig aufgerissen, daß die wenigen Gäste erstarrt herumstuhlen. Ein Mädchen, offenbar eine Dienerin, stürzte herein. Sie mußte heftig gelanzen sein, ihr derbes Gesicht war lebhaft geröthet, der Schweiß rann ihr herunter. Eine losgegangene Flechte bannelte über ihrer Brust, leuchtend flog ihr Atem. „Ist kein Arzt hier?“ stieß sie hervor.

Im Nu war Martiny aus seiner Stumpfheit

aufgerüttelt, schon hatte er Hut und Schirm ergriffen und stand vor dem Mädchen. „Was ist —“

„Kommen Sie schnell,“ rief sie und eilte zur Thüre hinaus — er ihr nach. Wie gepeitscht lief sie vor ihm her, daß ihr die Haare um den Kopf flogen und ihre Röcke sich blähten. Martiny konnte ihr kaum folgen. Sie rannte ein Stück den Kanal entlang, dann bog sie in eine Seitenstraße ab. Er achtete gar nicht darauf, welche es war. Vor einem Hanje etwa in der Mitte der Straße hielt sie still; als er es erreichte, hatte sie bereits den Schlüssel im Schloß umgedreht und stieß die Thür auf. Sie warf sie nur zu, ohne sich damit aufzuhalten, sie wieder abzusperren, ergriff einen Leuchter, der mit brennender Kerze auf dem ersten Treppenabstuf stand und stieg hastig zum zweiten Stockwerk empor. Die Wohnungsthür stand offen. Sie stellte den Leuchter im Vorzimmer aus der Hand und führte den Arzt durch mehrere nur von den Straßenlaternen matt erhellte Zimmer, bis er plötzlich in einem weiten, elektrisch erleuchteten Gemache stand. Im jähen Übergang vom Dunkel zum Licht war er im ersten Moment völlig geblendet; dann sah er eine weibliche Gestalt im losen, weißen Gewand mit aufgelöstem braunen Haar sich über ein Etwas biegen, das ausgestreckt auf einem Divan lag. Nun richtete sie sich auf und wendete sich zu ihm herum. Martiny prallte mit einem halb unterdrückten Ausruf zurück — er sah in Dora Planks geisterbleiches Gesicht. Rasch trat er auf das Ruhebett zu — da lag, noch ganz angekleidet, Gerhard Plank mit verzerrten Zügen, die Hände gegen die Brust gekrampt, zweifellos tot.

Eine Sekunde lang hielt Martiny das Ohr an die Brust des Toten — er hatte nicht den Mut, den Kopf zu heben und Dora ins Gesicht zu sehen. „Mörder!“ schrie es in ihm. Nicht Mörder des Mannes, der da tot vor ihm lag, Edeles hatte er gemordet, als er Dora sich an dieses Geschick ketten ließ. Grauen vor dem Ausbruch ihres Schmerzes schüttelte ihn, jeder Schrei, jede Klage mußte ihn treffen wie eine Verbanannung.

Endlich richtete er sich an. Mit bebenden Lippen versuchte er ihr das Fürchterliche mitzutheilen. Doch da sagte sie mit unnatürlich klarer Stimme: „Tot.“

„Ja — tot,“ murmelte er.

Sie regte sich nicht.

„Wie ist es zugegangen?“ fragte Martiny heißer, indem er sie gespannt anblickte. Was jammerte und weinte sie nicht, was stand sie da, als ob es sie nichts angege?

„Er kam aus dem Grunewald,“ berichtete sie, wie man Gleichgültiges erzählt, nur ihr Gesicht sah ans, als wäre es zu Stein erstarrt, „wohin er eine Madpartie in größerer Gesellschaft unternommen hatte. Ich war gerade im Begriff, mich für die Nacht zurechtzumachen, da kam er herein: feuchend, mit vergerrtem Gesicht, roten Schaum vor dem Mund. Wasser! stieß er noch hervor, doch während ich es ihm reichen wollte, fiel er um. Später haben wir ihn hier herauf gelegt.“

„Sie ist noch gar nicht zum Bewußtsein ihres Unglücks gekommen,“ dachte Martiny, „sie bricht zusammen, wenn sie es zu verstehen beginnt.“

„Sie werden alles ordnen,“ sagte sie, „nicht wahr, Herr Doktor?“

„Wollen Sie nicht Ihrem Hausarzt Mitteilung machen?“ Er sprach leise, als könnte sie ein lautes Wort ans ihrer Verstandeslosigkeit wecken.

„Wozu ihn stören?“ Immer daselbe steinerne Gesicht.

„Aber Ihren Vater?“

„Mein Vater dürfte augenblicklich in Singapur sein. Er macht eine Reise um die Welt mit — mit seiner Frau.“ Auch die Erinnerung an ihren Vater glitt an ihr ab.

Kun aber drang ans einer entfernten Stube ganz leise das Wimmern eines Kindes herüber.

Sie horchte auf. Ein Zucken durchfuhr ihren Körper. Plötzlich warf sie die Arme empor und sank in die Kniee. „Oh mein Gott!“ schrie sie auf, „das Kind, das arme Kind!“

Doch das klägliche Stimmchen weinte fort. Da raffte sie sich mühsam zusammen und schwanke zur Thür hinaus.

Martiny blieb mit dem Toten allein. Unverwandt sah er an ihr nieder. „Seine Schuld ist getilgt,“ dachte er bitter, „über den Tod hinaus geht die Verantwortung nicht. Aber meine That lebt und wächst empor. Nun bin ich es allein, der ihr Leben zersüßert hat. Ich, ganz allein ich, der ihr kommendes Schicksal sah und sie dennoch geopfert hatte, mir geopfert, meiner Philisterei. Wer bin ich denn, daß ich mir ein anderes Leben zum Opfer bringen durfte? War mein Geschick wertvoller als das ihre? Bin ich der Großen einer, nach dessen Wandel sich Tausende richten? Ein elender Egoist war ich, eine feige Memme! Ich habe aber doch nach meinem Gewissen gehandelt,“ schrie eine Stimme zu seiner Rechtfertigung in ihm, „mein Gewissen, was sagt es heute?“

Er stöhnte auf und preßte die Hände gegen die Schläfen.

Das Dienstmädchen, das ihn aus dem Restaurant geholt hatte, schob sich zur Thüre herein.

„Herr Doktor,“ bat sie, „kommen Sie zur Fran. Sie trägt den Kleinen hin und her. Aber sie sieht aus — Ich ängstige mich, daß sie umfallen könnte.“

„Ich komme!“ stieß er mühsam hervor und suchte sich zu fassen.

Als er ins Kinderzimmer trat, fand er Dora, wie das Mädchen es ihm gesagt, darin auf- und abgehend. Ihr Gesicht war noch immer völlig blutlos, doch die Starrheit war einem Ausdruck gespannter Sorge gewichen. Sie hielt die Augen auf das Kind in ihren Armen gerichtet und sang mit halblauter, hoher Stimme einen alten Vers, den er in früheren glücklichen Zeiten oft von ihr vernommen hatte:

„Rot-roter Ake und Thunian;
Die schöne Prinzessin den Anaben nahm,
Vergißmeinnicht und Gelbweigelein:
Kun werden sie selig und selig sein.“

Martiny vertrat ihr den Weg.

„Dora,“ sagte er beschwörend, „geben Sie mir das Kind.“

„Ich thue das oft die ganze Nacht hindurch,“ erwiderte sie, ohne ihn anzusehen. Sie schüttelte seine Hand ab und schritt singend weiter.

„Heute aber —“ Seine Stimme zitterte.

„Ja, Gerhard ist tot,“ sagte sie hart. „Aber das Kind lebt!“ Es klang wie ein Ruf nach Hilfe.

Er machte keinen weiteren Versuch, ihr Einhalt zu thun. Schweigend lehnte er am Thürpfosten und folgte ihr mit den Augen. Jeder ihrer Schritte trat ihm aufs Herz, jeder Ton ihrer Kehle durchbohrte es ihm, ihm, ihrem Verderber!

Als das Kind doch endlich eingeschlafen war, saßte er sie an der Hand und führte sie vor die Leiche. Denn wie er vorhin den Ausbruch ihres Schmerzes gefürchtet hatte, so suchte er ihn jetzt herbei. Alles besser, als dies unheimliche, steinerne Gesicht. Aber es kam nicht, woran er wartete. Sie blickte eine Weile auf das eingefallene Gesicht des Toten nieder, in dem der Schnurrbart noch in zwei scharfen Spitzen emporgebogen war, dann wandte sie sich ab:

„Möge er Frieden finden!“ murmelte sie.

Plötzlich begriff er. So sehr hatte sie gelitten, daß sie keinen Anteil mehr hatte an dem Manne, dem sie sich vor Jahresfrist in Liebe vermählt, so ins Innerste hatte er ihr Herz vergiftet, daß es bei seinem Tode keinen Schmerz empfand. Vielleicht Erlösung? Angstvoll spähte Martiny in ihre Züge.

Auch die nicht — ihr Gesicht blieb steinern. Das war ja tausendfach schlimmer, als wenn sie in Verzweiflung geraft hätte. Die tiefste Wunde kann heilen, wenn sie rein ist, eine mit Bitterkeit durchtränkte Seele aber, kann sie wieder ausblühen? Wie war es nur möglich, was hatte dieß unschuldige Kindergemüt so zu verhärten vermocht? War das noch die Dora Miller, die er so heiß geliebt hatte? Und er hatte sie in den Abgrund gestoßen; wie der Wanderer, der auf schmaler Felswand einem anderen begegnet. Es giebt kein Vorwärts für beide und auch die Umkehr birgt Todesgefahr. Da stößt er den anderen hinab. Aber wie er ihn unten liegen sieht mit zerfahmeterten Gliedern, bereut er und läge tausendmal lieber selbst unten. Doch die That ist begangen. Erich Martiny preßt die Zähne aufeinander, in seinem Herzen ist Nacht.

Als er am nächsten Morgen bleich und übermüdet wiederkam, fand er sie bereits vor ihres Mannes Schreibtisch sitzen, nach verschiedenen Papieren suchend.

„Sein Geburts- und Taufschein und unser Transchein, genügt das, Herr Doktor, oder bedarf es noch etwas?“ fragte sie geschäftsmäßig.

„Nein, geben Sie mir. Ich besorge alles.“

Sie reichte ihm die Schriftstücke hin, warf einen ungeordneten Haufen Briefe in die Lade zurück und schloß diese ab.

Aus dem Nebenzimmer trat der Hausarzt ein. Er sah über Martiny weg und fragte scharf: „Warum haben Sie mich heute nacht nicht rufen lassen?“

„Herr Doktor Martiny hat mir beigehtanden, da wollte ich Sie nicht stören. Zu machen war ja ohnehin nichts,“ erwiderte sie gleichgültig.

Der Herr Geheimrat biß sich auf die Lippen: „Wenn der Herr — Doktor Ihnen heute nacht genügt hat, so übernimmt er wohl auch freundlichst Ihre fernere Behandlung. Ich empfehle mich Ihnen.“

Dora ließ ihn gehen.

„Vieher Freund,“ sagte sie, „wollen Sie sich meines Kindes annehmen? Wir haben gar niemand.“ Sie streckte ihm die Hand hin.

Ihr Vertrauen traf ihn wie ein Hieb. Sie schenkte es ihm ja nur, weil sie ahnungslos war. Sonst hätte sie ihn vielleicht mit Haß und Verachtung von sich gestoßen. Eine Lüge war es, wenn er sie an ihn glauben ließ und doch, konnte er sie in diesem Augenblick mit seinem Bekenntnis beschweren?

Dora wurde noch um einen Schatten bleicher,

da sie sein Zögern sah, ein Erschrecken fuhr über ihr Gesicht:

„Sie wollen nicht?“ murmelte sie.

Da beugte er sich über ihre Hand. Was dachte er denn wieder an sich und nicht nur an sie! Als sie die Hand zurückzog, war ein heißer Tropfen darauf gefallen.

X.

Martiny wußte was die nächsten Wochen bringen würden: das Kind war im Verlöschen. Beim Gedanken daran schüttelte ihn das Grauen. Mochte sie über den Tod des längst nicht mehr geliebten Mannes, über die Erfahrungen, die er sie hatte erdulden lassen, hinwegkommen, an dem Kinde hing sie mit allen Fasern ihrer Seele; alle ihre Liebesfähigkeit, alle ihre Hoffnungen, alles, was sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hatte, auf das jämmerliche Kind hänfte sie es. Mit der ganzen Kraft der Verzweiflung klammerte sie sich daran, verlor sie es, so brach ihr einziger Anker entzwei. Würde sie es überhaupt überleben, würde sie nicht wahnsinnig werden?

Von der furchtbaren Angst, ob sie nicht von ihres Gatten Ubel angeleckt sei, hatte er sich, gleich nachdem ihm das schroffe Vorgehen des Geheimrats ein Recht dazu gegeben, befreit.

Dora hatte sich zwar gegen jede Beschäftigung mit ihrer Gesundheit gestraubt, er aber hatte auf einer Untersuchung bestanden.

„Ich übernehme niemals einen Patienten ohne das. Wenn Ihnen also daran liegt —“

„Sie sollen des Kindes Arzt sein,“ erwiderte sie, „ich brauche keinen.“

„Dann lasse ich auch das Kind,“ jagte er bestimmt.

So ergab sie sich darein, wie man sich in un vermeidlich Lästiges ergiebt, an dem man selbst keinerlei Anteil nimmt. Darum bemerkte sie auch nicht, wie heftig Martiny's Hand zitterte, als er das Hörrohr wieder zu sich steckte. Seine Knie wankten unter ihm, er mußte sich setzen. „Es ist nichts,“ sagte er atemlos, während er sich mit der Hand über die feucht gewordene Stirne strich. Von seiner Seele war eine ungeheuerere Last gesunken: die schlimmsten Folgen, die sein Schweigen hätte zeitigen können, waren ihm gnädig erlassen.

Nachdem das Begräbnis vorbei und alles Unumgängliche geordnet war, erwähnte Dora des Toten kaum mehr. Allein ihrem Kind lebte sie. Martiny sah, wie furchtbar die Sorge an ihr nagte. Sie sprach es nie aus, sie mochte es sich selbst

wohl kaum eingestehen, es war aber nundenbar, daß sie sich der Einsicht verschloß, ihr Kind versalle täglich mehr. Der Arzt stand thätlos dabei, er wußte, es sei nicht zu retten; wozu sie und das Sterbende mit nutzlosen Versuchen quälten. Dora sah ihn schen und gespannt an, wenn er sich aufrichtete, nachdem er sich über den Kleinen gebengt, doch sie sagte nichts. Wie Dolchstöße durchzuckten ihm diese hilflosen Blicke die Brust.

Nur einmal fragte sie:

„Soll ich nicht fort mit ihm? Wir sind den ganzen glühenden Sommer über hier gewesen.“

„Wie kam das eigentlich? Als ich Sie damals im Tiergarten sprach, hatten Sie doch Meißelpflaue?“

„Mein Mann verschob es von Woche zu Woche; er wartete auf seinen Zupreparier. Mit ihm und seinen Leuten ist er auch an seinem Todestag im Grunewald gewesen.“

„Hat Ihr Arzt Herrn Mant das Nabfahren eigentlich gestattet?“

„Im Gegenteil,“ erwiderte sie, indem sie sich abwandte, „er hatte ihn auf das eindringlichste davor gewarnt und ich habe ihn immer wieder beschworen, es zu lassen. Trotzdem betrieb er es in der leidenschaftlichsten Weise. Meinen Sie, daß sein Tod in einem Zusammenhang damit steht?“

„Meiner Ansicht nach, in unmittelbarsten. Seine Lunge —“ Er brach ab.

„Wie er gelebt hat, so ist er gestorben,“ dachte Martini, „ohne Pflichtgefühl gegen sich und andere.“ Und wieder tauchte Mant's wilder Tanz mit Dora vor ihm empor — wollte Gott, daß ihm schon der verhängnisvoll geworden wäre!

„Soll ich also mit Bubi fort?“ fragte Dora.

„Wo denken Sie hin?“ erwiderte er rauh. Doch da sie ihn entsetzt ansah, fügte er hinzu: „Ach bin nicht für das Reisen mit so kleinen Kindern.“

Ein Seufzer hob ihre Brust, aber sie drang nicht weiter in ihn.

Er sah, wie sie litt — wie aber litt erst er, der sie hätte bewahren können!

Manchmal hielt er sich ihr durch ein paar Tage völlig fern. Er vermochte es nicht mit anzusehen, wie sie von Tag zu Tag schattenhafter wurde, wie sie sich aufrieb um das elende Kind, das ihr der fleische Mann hinterlassen. Raft- und ruhelos irrte er von einem Ort zum anderen. Er rührte längst an keine Arbeit mehr und es verging

kaum ein Tag, an dem er nicht ein Dutzend Male gefragt wurde: „Sind Sie krank, Herr Doktor?“

Wenn er doch wiedergekommen war und das Kind von neuem untersucht — Doras wegen, er konnte auch ohne das fast auf die Stunde berechnen, wie lange es noch wahren würde —, überkam ihn zuweilen ein wüthender Haß gegen das elende Geschöpf und der fast unwiderstehliche Drang, ein Ende zu machen, die quälende kleine Mühle zuzubrüden, daß es aus sei. Nur nicht mehr in diese starren Augen blicken müssen, in denen drohend ein Vorwurf stand, dem er nicht entfliehen konnte. Dann wandte er sich ab und schämte sich seiner Negung. Was hatte das arme Kind verbrochen? Andere waren schuldig. Aber den Toten in seinem Grabe erreichte die Vergeltung nicht mehr, an ihn, den Lebenden, hielt sie sich.

Nichts blieb ihm erspart, nicht nur, daß er der Arzt des Kindes hatte werden müssen, auch zum Reichthiger aller Pein der Ehe, in die er sie blind hatte reunen lassen, machte ihn Dora. Es kostete ihn die äußerste Überwindung, ihr nicht in die Kede zu fallen und zuzuschreien: „Erbarmen, ich ertrage es nicht, es sind ja meine Sünden, die Du mir verschälst.“ Aber er schwieg und trug; wie eine Strafe trug er ihr Vertrauen.

Langsam löste sich die Kinde von ihrem Herzen, bittere Klagen kamen. Später sollte noch Schlimmeres kommen, das schlimmste für Martini, die Zweifel, ob nicht eine bewußte Schuld an ihr begangen worden war.

Eines Tages traf er sie an ihres Mammes Schreibtisch, in Thränen. Was war's, das ihre Starrheit gelöst?

„Sie waren doch bisher so tapfer,“ jagte er zitternd; tapferer als er, der fast zusammenbrach unter der doppelten Last der Erinnerung und des Gramens vor der Zukunft.

Sie suchte sich gewaltsam zu fassen und dann begann sie: „Wie müssen Sie sich gewundert haben, daß ich bei meines Mammes Tod so ruhig geblieben bin? Aber Sie wissen nicht, was meine Ehe war!“

Er erwiderte nicht. Er hatte Angst vor ihrem Bekenntnis. Jede Klage war ein Vorwurf für ihn, jede Thräne traf eine wundete Stelle seines Herzens. Nichts reden,“ schrie es in ihm, „mir nichts sagen; ich kann es nicht hören, wie elend ich Dich gemacht!“

(Schluß folgt.)

Schwere Geschwader ziehn herauf
Von Osten und Westen,
Kampfbereit.
Über des Himmels strahlendes Anliß
Breitet sich fahles, graues Aethen:
Bürnen die Götter?

Von satter Felder schwellendem Bett
Heben sich träge weidliche Küste,
Fliehen dahin. —
Ihre schneren, rüchtlenden Schwingen
Sausen und surren um Sträucher und Reiser,
Wühlen sich tief durch die Kronen der Bäume,
Daß sie sich neigen zur Erde hinab.
Welch ein Gedränge in hehender Furcht!
Stauben die Hüse tauenloser Kasse?
Müheilverkühdend
Schreien im Flug verschlagene Vögel,
Flattern und launeln.
Mügerissen rast alles dahin!

Horch, welch ein Grollen! —
War es ein Zensfen
Tief aus der Seele erdferner Welt?
War es der Schlachtrauf streitender Götter? —
Wehe, schon flammt ihr gezacktes Geschloß!
Rings aus den finsternen, drängenden Scharen
Bucht es empor.
Feuerschlangen
Schlendernd der starke Arm der Centauren
Weit in die Ferne,
Hierhin und dorthin —
Scharf blüht ihr gieriger, jischender Zahn.

Bäher und näher
Stürmt der Giganten
Mächtiger Heerhann,
Punkte Massen —,
Daß sie im Ringkampf die Feinde umfassen.
Horch, der Geschwader dröhnender Schritt!

Bäher und nahe
Fauchen die heißen, heuchenden Lungen,

Kampf.

Siegtruf und Watschrei gellen dazwischen,
Knackerndes Cönen
Spitternder Beulen,
Anprall und Fall. —
Greuendos wütel die Schlacht der Centauren,
Rebender Erde zitternde Menschen,
Wer wird sie rellen
Aus Welter und Blüß?

Auf hehren Blüß
Das Haupt im Sternentrann,
Die sein kristallines Schloß erhalten.
Chront der Gewaltige. —
Bogen sieht er,
Was er erschuf;
Sein Herz wird mild,
Mitleid ergreift ihn
Und Born zugleich; ihm schwillt die Stirn.
Dahin, wo heftig hin und her
Des Kampfes Feuerwooge rollt,
Wirft seine Faust
Das Hepter. — —
Donnernd dröhnt das All,
Sein leuchtend' Auge strahlt in Herrlichkeit,
Und gleich wie einß am zweiten Schöpfungsstage
Ceilt sich der Massen ungestüme Macht.
Der Kampf verstummt,
Ein Halt gebot den Größeren der Große,
Gott sprach! —

Gott sprach.
Und seines Pdemis reiner Hauch
Weht durch die Welt.
Und Segen strömt aus goldnen Schalen nieder,
Es hingt das Blatt im Cropsfußfall.
Verdurstet trinkt die alte Erdenkrume
An Ingendborn,
Und alles, was aus ihrem Schoß entsprang.
Ein Lobgesang von tausend Zungen jauchzt
Dem Frieden zu,
Der sonnenstrotz,
In Chränen lächelnd, schreitet
Hin über die erlöste Welt.

Otto Rindt.

Alpenglühn.

Sern sieht man noch die Gipfel grüßend blihen.
Noch quillt es dämmerfenchtl schon aus dem Thal;
Und nur mehr auf den höchsten Bergespitzen
Erglüht des Abends roter Scheidestrah.

Ein fließt der Abend vor der Nacht Bedrängen,
Sein Königsamantel schleift noch auf der Welt,
Und bleibt mit goldbeschwereten Säumen hängen
An Binken, die er purpursauß erhell. — . . .
Armand Brody.

Vor meinem Senfser.

Vor meinem Fenster ist heute Nacht
Der Tenj vorbeigegangen.
Da ist die Erde aufgewacht
In sehndem Liebesverlangen.

Vor meinem Fenster ist heute Nacht
Ein Keis herniedergegangen.
Verweht ist die sprossende Frühlingspracht,
Dahin all das jubelnde Prangen.
Lizze von Westenholz.

Die Schweigsame Stadt.

So lebensmüd', das Herz so schwer,
Fern der Welt Heerstrahl' streift' ich umher
Durch Waldeswildnis, die seitab lag,
Dorthin, wo sterbend versank der Tag.
Und ich ham an schattigen Stromes Bord —
Wild wogte das klagende Wasser dort —
Und ich schwamm hinüber auf schwarzem Floss
Nach der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

Die Baumgänge waren dort schön und glatt,
Drin starrten Blumen mit düsterem Blatt;
Noch nie ein menschlicher Tritt erklingt,
Kein Ton sich durch öde Gassen schwingt;
Cypressen und Eiben trauern bei Nacht,
Wo nie die Dämmung zum Tag erwacht;
Und die Straßen überwuchert das Moos
In der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

o solch seltsame Stadt ist nirgend zu seh'n
Und mag man die Welt zu Ende geh'n!
Und ein eigner Gemeinfinn drinnen wohnt,
Dem Gelds und Born der Welt verschont;
Denn man träumt nicht mehr, das Glück verlohlt,
Die Sorgen schwinden, die Hoffnung ist tot;
Kein Kummer birgt sich, kein irdisch's Los
In der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

Aus dem Englischen des

Und die Häuser all steh'n Wand an Wand,
Wo der Freund und Feind schläft beieinand',
Und wunderbarlich Schmuckwerk, weiß wie Schnee,
Glänzt im Mondenlicht starr in die Höh';
Mit emstiger Sorgfalt in Stein gehau'n,
Ist die Chronik der stummen Bewohner zu schau'n,
In Bilderschrift prangend auf Schild und Boß'
In der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

Und wie lang er die Welt durchzirt in Hast,
Hier winkt dem Pilger ersehnte Raß;
Ein Schlummernder hier nimmer erwacht,
Ob die Erde beb't und der Donner kracht;
Denn die Raß ist süß für den müden Fuß,
Wenn das Herz vor Mühsal brechen muß;
Sanft ruh'n die Häud' hrenweis im Schoß
In der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

Und die Erdenkönige, wie hoch sie steh'n,
Mit ihren Vasallen zur Ruh' hier geh'n;
Der Krieger, beschwert mit Beute und Gold,
Sein Banner sind' er hier aufgerollt;
Manch' Heer, einst strotzend von Übermut,
Im stillen Kivonak hier ruht —
Denn Stolz und Pomp sind Moder bloß
In der Schweigamen Stadt zu Chanatos.

Henry S. Cornwell von Max Kieseletter.

Dein Bild.

Seit Du mir Dein Bild gesandt,
Dein nicht zu vergessen,
Habe ich fast unnerwandt
Vor dem Tisch gefessen.

Drauf das liebe Bildchen steht,
Grad' her zu mir schauend,
Was mein Herz so sehnlich steht,
Hoffend ihm vertrauend.

Habe manchen Schwur gethan,
Dein stets zu gedenken,
Dass ich einst Dich bitten kann,
Selbst Dich mir zu schenken.

Und wenn dieses Liedchen gar
Dünkt Dir halb gelungen,
Wisse, daß Dein Bild es war,
Das mir's vorgesungen.

Jede Zeile, die ich schrieb,
Jeder Lichtgedanke,
Der die Arbeit vorwärts trieb,
Weißt Du, wem ich's danke?

Nur der schwarzen Augen Blick,
Die im Bilde fragen:
Bist Du stark genug, mein Glück
Durch den Sturm zu tragen?

Und ein jeder Federstrich
Bal Dich mir zu trauen,
Wüßte ja, daß er für Dich
Sollt' die Zukunft bauen.

W. L. Vershofen.

Zwei Sprüche.

I.

Keiner, Heide, Lücke, Christ
Wandelt ohne Fehle;
Keiner zeigt sich, wie er ist.
Seine nachte Seele,
Jeder hüllt sie stillig ein
In der Tugend Keinen;

Jeder mächt' nicht besser sein,
Aber besser scheinen.

II.

So lange Venus sith im Schoß
Und Bacchus in der Kechle,
Ist alles Frommsein zweifellos
Eur Sonntagsstaat der Seele.

Th. Vulpinus.

Gregor VII. in Salerno.

Verbannt! — Das Haupt der Christen
Als Flüchtling im Exil!
Der Feind mag nun sich brüsten:
Der Gottesstreiter sie!

O, Herr im Himmel droben,
Wie fürchtbar ist Dein Schluß!
Ward ich so hoch erhoben,
Daß tief ich Kürzen muß?

Nicht stand mein Sinn nach Ehren,
Nach Schätzen dieser Welt:
Dein Reich nur wollt' ich mehren,
Aur thun, was Dir gefällt. —

Ich habe hart gerungen,
Am Dir zu dienen recht,
Hab' jede Lust bezwungen,
Die menschlich war und schlecht!

Und halt' ich schwere Stunden,
So geh' nicht ins Gericht —
Noch ward ich schwach befunden,
Mein Gott, . . . ich weiß es nicht!

Und hab' ich streng gerichtet,
O Herr, ich thal's für Dich,
Im Glauben, unverrichtet,
Daß jeder kann wie ich!

Geführt von diesem Glauben
Erfüllt' ich mein Geschick —
Ihn darfst Du mir nicht rauben:
Er war mein höchstes Glück!

Ich kann von ihm nicht scheiden . . .
Und hab' ich doch gerirt,
So laß den Tod mich leiden:
Ich war ein schlechter Hirt,

War unwert Deiner Güte,
Schmü eitel Trug und Lug.
Als ich zur höchsten Küte
Dein Reich auf Erden trug!

Was mußt' Du erhöhen
Mich tiefgebor'nen Mann,
Wenn ich nur Iertum säen,
Aur Chorheit stiften kann?

Den mächtigsten der Kaiser,
Ihn beugtest Du vor mir —
Da mußt' in Schnee und Eis er
Abbitte thun vor Dir;

Schwer ließ ich mich verfühnen
Ihn, der so Arges that!
— Da ließeß Du mich wähen,
Ich gieng den rechten Pfad . . .

Und nun werd' ich vertrieben:
Was straffst Du mich so schwer?
Derselbe bin ich blieben,
Derselbe auch blieb er!

Erheuchelt war die Reue,
Die Demut tief vor Gott,
Und frech kreibt er aufs neue
Mit Deiner Kirche Spott.

Und mich trifft seine Rache,
Weil immer ich gekämpft
Für die gerechte Sache
Und stolzen Mut gedämpft!

Ihn ward die Kaiserkrone,
Triumph und Sieg besichert —
Wir das Exil zum Lohne,
Mein Lebenswerk zerstückt!

Dein Reich, es brach zusammen,
Und Petri Größe wich,
Rom sank dahin in Flammen!
Und alles das — durch mich! . . .

Die dies mir ansetzte,
Wie hart ist Deine Hand!
Wenn nie ich Zweifel hegte —
Hier köunt' es mein Verstand!

Fürs Recht hab' ich gestritten
— Es war mein höchstes Ziel —
Hab' Murrecht nie gelitten!
Denn sterb' ich im Exil!

Richard Hennig.

Meerleuten.

Es ruht das Meer — nur meine Liebe wach!
Es streicht mein Schiff durch eine Bandernacht
Und läßt die Rahn besät mit gold'nen Funken.
Es scheidt in dieses mittlernächtl'ge Meer
Des Himmels Glanz, das ganze Sterneneer
Und Deiner Augen Pracht hinabgesunken.

J. S. Wallowitz.

Der Dichter.

Es war ein Traum der Sommernacht;
Den ich mir sinnend jüngst erdach,
Ein Traum, so licht wie träbe.
Der Klieder hing in schwerer Pracht,
Die stillen Wolken zogen lacht,
Die Nachtigall sang von Liebe.

Vor mir stand eine schöne Frau,
Goldblond das Haar, das Auge blau,
Waldfensgart die Hände.
Ein Rosenstör, in fremder Au'
Gespflücht, umwand den schlanken Bau
Als Gürtel um die Leude.

Aud wie sie stand so leuchtend weiß,
Ergriff ein Wunsch mich sehnsuchtsleis,
Ein Wunsch zu küsse und hosen.
Und ich umschlang sie sieberheiß,
Und schon nach süß'ger Liebe Preis
Bacht! hübn mein Arm nach den Rosen.

Doch wie ich rang so schwer und wild,
Wuchs sie im Kampf zum Götterbild,
Erschauernd trat ich zurücke.
Den Kranz sie hoch in Händen hielt
Und Worte, seltsam gramersfüllt,
Sprach sie mit dunntem Klische:

„Was nie erkämpft Dein Eigen war,
Wohlan: ich biet' es selbst Dir dar,
Will mich Dir gnädig neigen.
Was Du so heiß ersuch, ins Haar
Schling' ich Dir Rosen, Paar um Paar,
Der Kranz, er sei Dein eigen!

Doch was ersuch als Glück von mir,
Zur ew'gen Wunde wird es Dir,
Kuwissend selbst erkoren,
Erl aus dem Dornenmal herfür
Spricht Dir der Blumen hebde Bier,
In Gram und Schmerz geboren!“

Und sie entschwand durchs Weidenran.
„Kleid“, rief ich nun, „Du Himmelsfrau,
Bimm, was Du gabst, mir wieder!“ — —
Im Frührot glänzte längst der Lau,
Da klagten einsam durch die Au' —
Die Schmerzgebör'nen Lieder.

Karl Nowak.

Kranz im Dorn.

Im Kirchhof, an der Mauer hart,
Wie einen Hund begraben
Hat man die Kiste, eingeschart
Mit ihrem kleinen Knaben.

Weil sie sich ließ von erster Lieb'
Zu feurig heiß umgarnen,
Entzog man ihr die letzte Lieb',
Dem Volk in Ruh und Warnen.

Doch heimlich hing ein treuer Knab'
Der Freund- und Friedeloseu
In einer Sommernacht aufs Grab
Ein Kränzchen wilder Rosen.

Der Pfarrer fand am Kreuz den Kranz
Und warf in hellem Dorne
Ihn über die Mauer des Totenlands.
Nun hängt er dort im Dorne.

Tags draus geht drauß' am Busch vorbei
Der Pfarrer und sieht mit Schreden:
Im grünen Grase hosen zwei
Verliebte unter der Hecken.

Was schiekt die Tod und Sündenlust
Im Sommer Sonnenglanze?
Sie herzen einander Brust an Brust
Und küssen sich unter dem Kranze.

Otto Michaeli.

Es war ein Traum . . .

Es war ein Traum, vom Herbst geboren,
Wie Spätrot — müden Tages Gold —,
Das von der Sonne Glut verloren
Sich kuschler wob durchs Buchengold.

Es war ein Traum, so fromm und innig,
Der sich um späte Rosen schlang
Wie Abendwehen weich und minnig —
Und dennoch vor der Nacht schon bang.

Es war ein Traum von Seligkeiten,
Von Frauen, die kein Himmel beut,
Vom Glück, das über Ewigkeiten,
Dür hurt die flücht'gen Stunden streut. —

Es war ein Traum — vom Herbst geboren, —
Der in der Winternacht terrann! —
Leuz, hättest Du ihn Dir erkoren,
Mein Traum wär' fetig Wachen dann!

Ewald Silvester.

Siegelsleid.

Erbebend blickt das Volk, doch mit Behagen,
Den Kämpfern nach, die bleich im Schallentanz,
Ihr Preisgepaun schräg durch die Rennbahn jagen.

Die schwarzen Hengste, die gleich Augewittern
So jügelstremd und wild durchs Leben gehen,

Daß Frauen jubeln, Männerherzen zittern,
Sie sind des Dichters Eigengut, Ideen.

Doch wer sie lenkt, löst sich vom Haupt den Glatz,
Penn lähmend schleift am besen Siegeswagen
Der Dichterfüllung schattenvoller Kranz.

Emil Schoenich-Carolath.

Wieder daheim!

Ich bin vorübergegangen
Beim alten Vaterhaus.
Es grüßten aus dem Garten
Herblich die Bäume heraus.

Sie nicken und winkten und rauschten
Kugellüft vom Abendchein;
Leise pfliff eine Amsel
Und lodte mich hinein. —

Perwildert Beet und Garten,
Der Epheu wuchert breit
Und spinn aus grünen Ranken
Ein düstres Gräberkleid . . .

Die Amsel schweigt — — nur leise
Fällt Blatt auf Blatt vom Baum.
Es zieht durch meine Seele
Der Jugend süßer Traum . . .

Von all den vielen Rosen,
Die einst im Garten geblüht,
Nur eine noch verlassen,
Verflecht, vereinsamt glüht.

Ich hab' sie still gebrochen.
Mit ihrem Duft so süß
Wird sanberisch lebendig
Mein Kindheitparadies.

Alexander Dache.

Spleen.

Wenn wie mit eines Sargdeckels Wucht
Die grauen Wolken auf das Herz sich senken,
Und der verhüllte Himmel es versucht,
Bodh schwärzeren Schrein, als selbst die Nacht zu schenken,

Wenn dann die Welt ein feuchter Kecker wird,
Wo scheu, mit schweren, schwanhen Schwingenschlägen
Wie eine Flebermans die Hoffnung schwirrt
Der abgefallnen Moderwand entgegen.

Und wenn des Regens gleiches Rieselrinnen
Herabsinkt, das wie Fesselhirren klingt,
Und im Gehirn ein Volk von stummen Spinnen
Geschäftig die verruchten Reize schlingt,

Da stürmen — wie von unsichtbarer Hand
Mit einemmal gerüht — die lauten Glöden
Und kreischen Weisern gleich ins graue Land
Ihr Wahnsinnslied mit höhnischen Frohlocken. —

— Und durch die Seele schreiten Leichenzüge,
Darnach die Hoffnung mit gebeugter Stirn;
Und trohig pflanzt die Angst die stolze Fige
Ihr Etauerbanner auf in meinem Hirn.

Aus dem Französischen des Charles Baudelaire von Stefan Zweig.

Noffurno.

Wenn stumm die Nacht die Sternbesäßen Flügel
Hoch übers Land, das schlummernd-süß, hängt,
Ein seltsam Licht, ein muffisch blaßes, senkt
Sich flimmernd dort auf jenen fernnen Hügel.

Ich frage dann: bist Du ein lauter Spiegel,
Ein Widerschein dess', was mein Herz bedrängt?
Bist eine Fackel, die zur Zukunft lenkt?
Bist ein geheimnisvoll verschlossen Siegel?

Bist meiner sanft gewiegten Träume Kind
Und wie ein Spinnweb' so hart und lind?
Bist Du nur eitel irdend Gauhelspiel? . . .

Ich frage so und frage immerdar,
Doch keine Antwort je von oben fiel
Und nie noch ward mir jenes Rätsel klar.

Jonas Bränkel.



Zwischen zwei Feuern.

Ein Sommeridyll von Josef Oswald.

(Schluß.)

XIII.

War das ein Gesoppe, war das ein Genese
Zu Brunnen heut bei der Table d'hôte!
Die mysteriöse Landpartie bot
Den prächtigsten Stoff der Stammtische.
Sie aber, die in den heiligen Hallen
Mit fraulicher Anmut den Vortag führte,
War feinstewegs auf den Mund gefallen.
Sie diente den Spöttern, wie sich's gebührte,
Red ihnen trogend, zwanglos und munter,
Lag sie das Blau vom Himmel herunter.

Und mit Autorenstolz unter Lachen
Sie ihr behendes Gefabel genoß,
Indes sie im stillen Sinne beschloß,
Nachtträglich es wahr und wirklich zu machen;
Denn Lügen, sagt man, laufen nicht lange,
Und besser ist besser! — dachte die Schlange.

Es kam ihr diese gefeierte Idee
Lust da sie erwachte vom Mittagsschlaf;
Gleich hat sie sich aufgemacht zum Chalet,
Doch wen nicht draußen, nicht drinnen sie traf,
War Fräulein Hertinde — — verklärte Geschichte!
Das Vöglein ist ausgeflogen zum Feste
Und kehrt vor Abend nicht wieder zum Neste.
Was thun? — Es blieb bei der Tante die Richte,
Und als nachher der himmlische Platz
Wege und Stege verwandelt in Matsch,
Entschloß sie sich kurzerhand zu verweilen,
Zwei Betten hat ja das Stämmlein,
Warum 's also nicht mit Hertinde teilen? —
Die kehrt auch pünktlich mit Suber nach Hause;
Indessen — Welch' seltsames Wiedersehen!
Welch' kühler Ton bis zum Schlafengehen! . . .
Zum Glück begiebt man sich bald in die Klausel.

Kaum sind die beiden Klauflinnen allein,
Bemerkt Hermine: „Hör mal — Du mußt Dich
Nicht gut unterhalten haben — lustig
Siehst Du wirklich nicht aus. Oder paßt Dir
Meine Gesellschaft nicht? Bin ich zur Last Dir?“

Wie wetterblüig es im Aug' da, wie glüh'n
Die braunen Waden dem lieben Nadel,
Indes die Lippen sich öffnen läh'n! . . .
Weiß Gott! sie wollte groß sein und edel,
Wollte, bis der Tag sie erlöse,

Schweigend dämpfen des Hamlets Feuer,
Ist ihr das Gastrecht doch heilig und teuer! . . .
Doch also herausgefordert, bricht
Der Sturm im Herzen los, und sie spricht:
„Hermine, ich bin Dir furchtbar böse!“

„Vogelstausend! Und ich bin Dir so gut!
Stimmen wirst Du, wenn ich erzähle! —“
Nicht länger zögert die gute Seele,
Sich zu entscheiden ganz wohlgenut.

„Jawohl, das kenn' ich! So redest Du immer.
Aber ich weiß, was ich weiß. Nein, nein —“

„Pst! Was brauchst Du denn so zu schrei'n,
Man hört ja alles im andern Zimmer.“

„Hermine! Hab' ich mein Herz im Vertrauen
Nicht wie ein Buch vor Dir aufgeschlagen,
Daß alles und jedes Du sonntest schauen,
Wohin Dein Forschen ging und Dein Fragen?
Und dafür zum Dank — wie lohntest Du mir? —
Du hehltest mir nicht allein, daß er hier —“

„Ah! — Das Fräulein traf schon den Junker?
Schade! ich wollte so hübsch Euch teilen,
Euch ein Wiedersehen bereiten —“

„Wolltest Du? — Während ist Dein Geitunker!
Es fehlte doch wahrlich dazu an Zeit
So wenig Dir wie an Gelegenheit.
Aber Du hattest wohl Veff'res zu thun,
Man kennt Dich ja zur Genüge — nun,
Ich kann Dir nicht sagen, wie ich das finde!“ —
Das Rädelchen, hold und blühend und schlank,
Ist ganz moralische Höhe.

„Hertinde,
Bist Du nun fertig? — — Gott sei Dank!“

Es blüht wie aus Schnee hervor, wiederbestreit,
(So weit ist die Nachttoilette gediehen)
Die muntere Frau voller Lieblichkeit.
Nun läßt sie das Goldhaar den Fesseln entweichen,
Und wie im Mäcken das üppige frei
Und lang hin wagt, beginnt sie zu strahlen
Es sanft und schön wie die Lorelei
Und vorforschig küstend dabei zu erzählen.

„Ich weiß nicht, wie Du nur kommst zu dem Ton!
 Wäre ich die Götze nicht in Person,
 Ich liebe Dich einfach zappeln, mein Kind.
 Das bin ich nicht so. Also, bitte, gib acht! —
 Erfort, als ich seine Bekanntheit gentscht,
 Hätte Dein Junker Wirbelwind
 War zu gern, wo Du willst, gewußt.
 Er legt die Bistole mir auf die Brust
 Und wolle partout zu Deiner Mama
 Nun bitt' ich Dich! Sie, die kaum überwunden,
 Daß Ihr Euch damals im Garten gefunden,
 Revös, wie sie ist — es hätte ja
 Bmöglich das größte Unheil gegeben!
 Herr Felix blieb nur mit Widerstreben; —
 Als fruchtlos sein Fragen war, wo Du seist,
 Wäre er beinahe wieder abgereist.
 Ja, Kind, Du hast mir sehr viel zu danken
 Weißt Du, leicht macht sich im Publikum
 Der eine und and're ganz tolle Gedanken . . .
 Ach und der Jüngling — 's ist ja zu dumm!
 Na, ohne mich irgendwie zu genieren,
 Ging ich daran in vertraulichem Verkehr
 Ihm zu erforschen Herz und Nieren.
 Ich wollte doch als verständige Frau
 Vor allem ergründen ganz genau
 Wess' Geistes Kind er eigentlich wär',
 Und was ergab sich? — — Ach sage Dir offen,
 Du hast eine treffliche Wahl getroffen.
 Von seinem Äußern rede ich nicht,
 Vergleichen fällt ja nicht ins Gewicht;
 Allein Charakter, Gemüthsart, Sitten —
 Ich unterzog einem höchst rigorosen
 Examen Deinen Herrn Studiosen,
 Doch hat er vorzüglich abgeköhnt.“

Von dunklem Mißtrau'n zu hellem Jubel
 Hat auf und ab der Gefühle Leiter
 Durchflümt das Mädel im Seeleutabel;
 Jetzt strahlt sie verküßt und Freudengeperl'
 Im Auge schimmernd, entbricht es ihr heiter:
 „Nicht wahr, er ist ein famoßer Kerl!“

„Na, und so kam ich Dich einzuladen
 Für morgen zum Nachtsich — es giebt da am See
 Beleuchtung, Feuerwerk, Feueraden
 Und was weiß ich noch für Genüsse.
 Da magst Du mit ihm imwandeln am Quai. —
 Nun, Mündchen, bist Du denn jetzt zustimmen?“

Und ob sie's ist! — Schon regnet es Küsse.

„Schön. Sei Dir ein seliger Schlummer beschieden!“

Doch damit hat es noch gute Wege,
 Zu mächtig durchpulst sie der Wonne Gefühl.
 Als endlich der Schwarztopf hinfiel aufs Pflüß,
 Kommt ein Verdacht dem Schlaf ins Gehege; —
 Wie, wenn Hermine geschwindelt hätte?

Angs springt sie auf, zu Hermine's Bette;
 Schwören soll sie ihr jetzt auf Ehre,
 Ob all ihre Rede auch Wahrheit wäre!

Doch wie sie niederbeugt sich zum Kissen,
 Vernimmt sie ein Schnarchen, melodisch und lach;
 Und glücklich führt die Nase und lacht:
 „Ach nein, sie hat doch ein gutes Gewissen!“

XIV.

Empor ins dunkle Blau der Nacht
 Mit seinen Sternen still und hehr
 Volt Feuerzaubers wilde Pracht,
 Flammt auf ein gleichendes Lichtmeer.
 Auf jeder Alp gewaltiges Säuge,
 Auf allen Gipfeln lobende Brände,
 Bengaltisch schimmern die Felsenwände,
 Kaskaden schiefen auf und verprühen.

Ob auch mit weichem Dämmerdunst
 Zum Schlummer linder Nachtschuld löst,
 Belebt ist der See mit Ardengeinsel
 Und seine Tiefen sind glanzbefast.
 Und wie der bunte, phantastische Schimmer
 Der gleichenden Gouden sich spiegelt im Fernsten,
 Verdoppelt die lichtellen Meer leuchten,
 Wie überhaucht von wogischem Flimmer
 Es fliegen die Adler, die Dampfer bläuen,
 Rauch erschallt und Gesänge wehen,
 Herüber, hinüber ein Aufen und Winken;
 Doch staunend jetzt aller Augen sehen,
 Wie überm Grenstein ein Gewitter
 Verprühender Girandolen erkracht.
 Wie Feuerlöwen rings in die Nacht
 Leuchtflugein streu'n und Goldregennister.

Wie steht im Volksgewühl am Strand
 Wein junges Paar so selig doch,
 Dem schönen Schauspiel zugewandt,
 Jedes es träumend, Hand in Hand,
 Sich selbst genießt als schön'eres noch!

Und schwärend giebt der Jüngling fund:
 „Zum eigenen Aeste ward uns das Feil,
 Begeh'n doch auch wir unferu ewigen Bund!“

Das Mädchen lächelt und deutet der Frau,
 Die gar so lieb sie gewöhren läßt,
 Und reizend belet von zärtlicher Blut,
 Reigt es ihr zu sein süßes Gesicht,
 Ins Ohr ihr flüsternd: „Wie bist Du so gut!“

Doch tragisch senkt im stillen die Gue:
 „Mir ist ganz großmännlich zu Mute!“



Kleine Heine-Studien.

Von J. Rassen.

II. Steinmanns Erinnerungen an Heine.

Da man für die Echtheit Steinmannscher Veröffentlichungen von Aufsätzen, Briefen und Gedichten Heines im allgemeinen die zu Lebzeiten des modernen Christophanes erfolgte Publikation als entscheidendes Kriterium betrachtet und stillschweigend angenommen hat, so möchte ich nun hier sine ira et studio, gleichsam als wenn die Akten Steinmanns noch nie geprüft worden wären, in durchaus objektiver Weise die wichtigsten, von ihm in seinem Buche: „D. Heine, Tentwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm“ (Prag, Kober 1857) mitgetheilten Aufsätze und Gedichte Heines an der Hand des mir zur Verfügung stehenden neuen Materials, hier und da auch aus andern Gründen, nochmals eine kritische Revue passiren lassen. Dabei dürfte es sich zeigen, daß man in kritischem Urtheile doch zuweilen, wenigstens was das eben citirte Buch Steinmanns betrifft, das ich im folgenden kurz als „Erinnerungen“ bezeichne, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat.¹⁾ Leider habe ich in Steinmanns

Nachlaß, der mir jetzt zugänglich ist, bisher keine Zeile von Heine gefunden. Einigen, Heine betreffenden Notizen werde ich noch nachspüren; sie betreffen Stellen, wo Heine selbst etwas veröffentlicht hat, respective wo über ihn gehandelt wird.

äußeren Gründen beglaubigt ist.“ Auf diesem Standpunkt stand schon Strodtmann, der mit am heftigsten gegen Steinmann auftrat; er nahm in die von ihm redigirte Gesamt-Ausgabe von 21 Bänden (1861–1873) nur auf, was Steinmann oder andere schon bei Heines Lebzeiten publiziert hatten (vergl. Strodtmanns Ausgabe, XV., S. XIV: „Die von Hr. Steinmann unter D. Heines Namen veröffentlichten Picares habe ich nur insofern für recht angenommen, als dieselben vor dem Tode des Dichters publiziert worden sind.“) Diesen Grundlag haben auch die andern Herausgeber von Heines Werken, namentlich auch Essler und Karpeles, eingehalten. Daß dieser Maßstab ein zu strenger wäre, läßt sich nicht behaupten; im Gegentheil wäre vielleicht eine Beschränkung auf die Zeit bis 1831 vorzuziehen gewesen; denn von da ab lebte Heine in Paris und konnte die deutsche Presse nicht mehr so gut überleben, wie bis zu seiner Uebersiedelung. Ich bemerke jedoch ausdrücklich: ich habe bezüglich sämtlicher von Strodtmann, Essler und Karpeles nach dem von ihnen eingehaltene Grundlag als recht aufgenommenen Gedichte gegen kein einziges Bedenken; aber daß Steinmann in einem einzelnen Falle, der im folgenden behandelt werden soll, bereits 1847, also bei Heines Lebzeiten, einen von ihm schon früher publizierten Gedicht Heines einige gefällige Strophen angehängt hat, werde ich allerdings nachweisen können. Wie aber dem auch sei: dieser Grundlag der Heine-Forschung zeigt gewiß nichts von „kritischem Ueberreifer“; eben so keine Handhabung; nur in einzelnen Fällen ist — und darin hat Rassen recht — Strodtmann zu weit gegangen; so wenn er z. B. sogar Steinmanns Zeugnis für 1797 als Geburtsjahr Heines verwirft! Was aber die Praxis betrifft, so stellt sich auch Rassen insofern auf den allgemein angenommenen Standpunkt, als auch er zumeist nur als ungewisselhaft recht annimmt, was zu Heines Lebzeiten publiziert wurde; wo er davon abweicht und aus andern Gründen für die Echtheit plaidirt, scheint mir seine Ansicht nicht begründet und ich habe mich für verpflichtet erachtet, dieser Uebersetzung Ausdruck zu geben. Aber um so mehr scheint es mir geboten, auch an dieser Stelle auf die bleibenden Resultate dieses Aufsatzes hinzuweisen. Ein Punkt freilich, den Rassen's Studien über das Material in Steinmanns Erinnerungen klargestellt haben, bleibt hier aus äußeren Gründen zunächst unerwähnt: es ist dies der Nachweis, daß einige Lieder, die bisher als Fälschung Steinmanns galten, keinesfalls mehr als solche zu betrachten sind; ob sie von Heine herrühren, ist allerdings eine andere Frage; darüber wird eines der nächsten Hefte dieser Zeitschrift Näheres bringen. Aber auch was wir nun bringen, ist wichtig: Diese erste authentische Zusammenstellung all dessen, was in Steinmanns „Erinnerungen“ enthalten ist, kann nicht bloß den Heine-Forscher interessieren. Zweierlei wird zunächst jedermann anfallen. Erstlich: Steinmann ist auch nun von dem Vorwurf der Fälschung nicht frei-

¹⁾ Auf meine Anfrage, wie sich unser Mitarbeiter zu den späteren Publikationen Steinmanns, den Briefen und den Dichtungen, stelle, teilt uns derselbe mit, daß er sich noch mit dem angelegentlichsten Studium der Frage, ob sie als echt oder unecht zu betrachten seien, beschäftige. Hierüber also wird seine Aeußerung abzuwarten sein. Zur Frage der Echtheit der im oben citierten ersten Buche Steinmanns enthaltenen Materialien sei mir folgende Aeußerung gestattet. Nicht etwa bloß nach Weisners und Strodtmanns Uebersetzung, sondern auch nach der aller andern Heineforscher enthält auch dieses erste Buch Steinmanns zweifellos Fälschungen; ein Verzeichnis dieser Materialien, die in dem obigen Aufsatze nicht behandelt sind, und die man zum Theil mit allergrößter Wahrscheinlichkeit, zum andern Theil mit absoluter Gewißheit als Fabricate Steinmanns betrachten muß, gebe ich weiter unten in meinen Anmerkungen (14, 16, und 17); auf Vollständigkeit macht dies Verzeichnis keinen Anspruch. Da also Steinmann ein überführter Fälscher ist und bleibt, so könnte, wie ich meine, auf eine Revision der Akten contra Steinmann nur dann plaidirt werden, wenn Rassen alles, was Steinmann überhaupt oder doch mindestens in diesem ersten Buche als Heine-Reliquien publiziert hat, als echt nachweisen würde. Dies hat er, mindestens in dem vorliegenden Aufsatze, nicht gethan; bei einigen Stücken erscheint zudem ein Beweis der Echtheit meines Erachtens völlig ausgeschlossen, und darum bleibt Steinmann trotz Rassen's heftiger Arbeit, die zu verdienstlichen mir als Pflicht erschien, ein Fälscher. Hält man dies fest, so wird man auch die skeptische Haltung, welche die Heine-Forschung bisher gegen Steinmann eingenommen hat, begründet und berechtigt finden und eine Forderung dieser Haltung nicht wünschen können. Diese Haltung läßt sich wie folgt zusammenfassen: „Nicht alles, was Steinmann publiziert hat, ist gefälscht; zweifellos ist auch Vieles darunter. Aber weil er ein Fälscher ist, so können wir bloß auf seine Autorität hin nichts als echt anerkennen, sondern nur das, was aus andern, inneren und

Ich beginne mit dem auf Seite 8 der „Erinnerungen“ abgedruckten Briefbruchstücke, das jetzt den größten Teil des bei Karpeles (IX, 401 f.) französisch abgedruckten Briefes an St. René Tailandier vom 3. November 1851 ausmacht. Steinmann bezeichnet ihn im ersten Teile seiner Briefe als Fragment, weil er diese Epistel nur teilweise besah und zwar, wie ich glaube, durch St. René Tailandier selbst.)

ausprechen, aber er trifft ihn doch in einer weit geringeren Zahl von Fällen, als man bisher annahm; dies alles nur eben im Hinblick auf die „Erinnerungen“ ausgesprochen. Ferner aber: Wie sorglos ging Heinrich Heine in jungen Jahren mit seinen Versen um; und zwar sowohl mit den Abschriften, wie mit den Abdrücken seiner Gedichte! Wie Vieles hat er in keine Sammlung aufgenommen, weil er es eben nicht mehr besah! Und neben Unbeachtendem hat er auch Schönes verzettelt, so daß wir es nun mühselig zusammenzufinden müssen! Jr.

3) Der Brief ist allerdings unzweifelhaft echt, das heißt: er ist die freilich recht mangelhaft angefertigte Uebersetzung eines Teils eines von Heine an St. René Tailandier in französischer Sprache gerichteten Schreibens. Vollinhaltlich wurde der Brief zuerst in deutscher Uebersetzung von Strodtmann (XXI, 299) 1873 mitgeteilt, der vollinhaltliche französische Text, den nun Karpeles giebt, erschien erst weit später in der „Correspondance inédite de Henri Heine“ (III, 208 ff.). Es ist also begründlich, daß Raffin sich die bereits 1857 erfolgte Publication dieses Fragments einer Uebersetzung durch Steinmann dadurch zu erklären suchte, Steinmann habe es von St. René Tailandier selbst erhalten. Doch ist diese Vermutung sicherlich eine irrige. Denn St. René Tailandier veröffentlichte den Brief Heines teilweise bereits in seinem Esau über den Dichter „Revue des deux mondes“ vom 1. April 1852, und zwar genau nur die Stelle, die Steinmann übersezt hat. Es war ja unheimlich anzunehmen, der französische Literaturhistoriker habe Steinmann nur dieselbe Stelle auch noch abdrücklich mitgeteilt! Herr Raffin wird dem hofentlich bestimmen, auch wenn es ungenügend gewesen sollte, denn er legt offenbar auf die Hypothese, daß St. René Tailandier mit Steinmann in Verbindung gestanden habe, großen Wert. „Steinmann suchte“, schreibt er, „Tailandier in Deutschland als Schriftsteller einzuführen; deshalb gab er in seiner Zeitschrift „Neuer Rheinischer Merkur“, Heft 1, 1846 einen Aufsatz „Der Koth zu Trier und Görres“ mit der Bemerkung: (Nach Tailandier);“ denselben Aufsatz trägt eine Abhandlung „Pietisten und Nichtfreunde“ in Heft 3 desselben Jahrganges. Schließlich finde ich auch im Nachlasse des Jugendfreundes Heines zwei Entwürfe eines Briefes an den französischen Zeitschriftsteller „den gründlichsten Kenner der deutschen Literatur in Frankreich“; sie stammen aus dem Jahre 1864. „Mein 18-jähriger Sohn“, schreibt er an Tailandier, den Uebersetzer Heines „waagt den Versuch, eine Sammlung der besten Gedichte unserer neueren lyrischen Dichter ins Französische überzu-, unter dem Titel „Les poètes lyriques et chansonniers modernes de l'Allemagne“ herauszugeben. In, sein Ziel geht noch weiter, er will sich an H. Heines sämtliche Gedichten in gleicher Weise versuchen.“ Steinmann bittet dann um Tailandiers rücksichtsloses Urteil über einige bereits Uebersetzungen, unter denen sich auch „Die beiden Grenadiere“, die „Tragische Geschichte“ von Chamisso, und noch zwei andere befinden, die mir vorliegen. Steinmann wollte diese Uebersetzung in Paris erscheinen lassen. Da ein Couvert mit der Adresse Tailandiers in unmittelbarer Nähe des Konzeptes sich fand, scheint das Schreiben doch nicht abgelehnt worden zu sein.“ Raffin war so freundlich, mir den Brief entwarf zu überreichen; dertelbe besichtigte durch seine Tomar meines Erachtens jeden Zweifel daran, daß Steinmann vorher (also vor 1864) in keinerlei Beziehung zu Tailandier gestanden hat. Auch der Umstand, daß Steinmann seine Zeitschrift mit unbenutzten Uebersetzungen von Arbeiten Tailandiers füllte, erheischt mir nicht beweiskräftig dafür, daß jemals irgend ein literarischer Verkehr zwischen den beiden Männern bestanden hätte. Jr.

Unzweifelhaft echt ist Heines Jugendgedicht „Deutschland“ („Deutschlands Ruhm will ich besingen“), das Steinmann a. a. O. S. 15 ff. bringt. Ernst Esler hat es in der „Deutschen Dichtung“, Band XXV, S. 7 ff., nach dem ersten Abdruck veröffentlicht. Derselbe erfolgte in den „Allgemeinen Unterhaltungs-Blättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen“, Band 6, S. 246—247, erste Juni-Hälfte des 3. Jahrganges, 1829; Münster und Hamm, in der W. A. Bundermannsches Buchhandlung. Diese Zeitschrift redigirte von 1820—1830 Friedrich Steinmann (vergl. Ernst Rahmann, „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“, Münster 1866, S. 327). Der Druck in den „Allgemeinen Unterhaltungs-Blättern“ von 1829 und der in den Erinnerungen stimmen bis auf einige kleine Varianten ganz überein.)

Wesentlich davon verschieden ist dagegen ein Druck, der sich in Steinmanns bereits erwähntem „Neuen Rheinischen Merkur“, 1847, Heft 5, S. 341—342, findet. Zur Vergleichung mögen hier die Drucke nebeneinander folgen:

Abdruck I.	Abdruck II.
„Allgemeiner Unterhaltungs-Blätter“ 1829 und „H. Heine, Zeitschriften-Teile u. l. m.“ 1857.	„Neuer Rheinischer Merkur“ 1847.
Deutschland.	Deutschland.
Von G. Heine. Gedruckt 1845.	Von G. Heine.
Deutschlands Ruhm will ich besingen.	Deutschlands Ruhm will ich besingen.
Hörst meinen schönsten Sang!	Teufels, hörst meiner Sang!
Hörst will mein Geist sich schwingen.	Kaufwärts will mein Geist sich schwingen.
Mich durchbebet Wornedrang.	Mich durchbebet Wornedrang.
5 Hoc mit liegt das Pnd der Zeiten.	5 Hoc mit liegt das Pnd der Zeiten:
Hoc auf Erden hier geschon.	Hoc auf Erden ist geschon.
Hie das Gut' und Böe streiten.	Hie das Gut' und Böe streiten.
Alles meine Flide lehn.	Alles meine Flide lehn.
Rom aus seinen Frankenlande	Rom aus seinen Frankenlande
10 Einst die Hölle schien, genandt,	10 Einst die Hölle schien, genandt,
Strache Schmach und schände Schande	Strache Schmach und schände Schande
In dem frommen deutschen Vnd.	In dem frommen deutschen Vnd.
Und die Tugend und den Glauben	Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelstiegligkeit —	Und die Himmelstiegligkeit —
15 Alles Gure sie uns ramben.	15 Alles Gure sie uns ramben.
Gaben Tände uns und Reid.	Gaben Tände uns und Reid.
Teufels Sonne wurde dülter.	Teufels Sonne wurde dülter.
Wilt nicht leuchten deutscher Schand'.	10 Wilt' nicht leuchten deutsem Vnd.
Und ein dumpfes Tranzgeflüster	Und ein dumpfls Tranzgeflüster
20 Sich durch deutsche Guben wand.	Sich durch deutsche Guben wand.
Und die Sonne wurde lühter.	Und die Sonne wurde lühter.
Hoc die Hölle rambet Arsch.	Hoc die Hölle rambet Arsch.
Kommen hin die Nachtrücker.	15 Kommen hin die Nachtrücker.
Wollen sühen Schmach und Reid.	Wollen sühen Schmach und Reid.
25 Hnd des Tranz' Altäre wanken.	Und des Tranz' Altäre wanken.
Sühen ein in großen Schand.	Sühen in den großen Schand:
Alle deutschen Guben danten;	Alle deutschen Guben danten:
Trei ist deutscher. heil' get' Grund	20 Trei ist deutscher. heil' get' Grund.

3) Es verlohnt sich nicht, dieselben aufzuführen, da ja beide Drucke dieselbe Unterlage hatten, und zwar noch Steinmanns Mitteilung, deren Richtigkeit ich nicht bezweifle, die in seinen Händen befindliche Handschrift Heines (a. a. O. S. XII). Daß nicht, wie Esler vermutete, F. V. Rouffeau, sondern Steinmann der Mitleiler des Gedichts in den „Allgemeinen Unterhaltungs-Blättern“ sei, und daß sich auch, was Esler nicht angeführt hatte, ein Abdruck in Steinmanns Erinnerungen finde, habe ich bereits in dieser Zeitschrift, Band XXV, S. 30, mitgeteilt. Jr.

Liebst du's lobest doch vom
Berge?
30 Sag, was deut' die Flamme
mild?
's deut' dies Feuer auf dem
Berge.
Deutschlands reines, starkes
Bild.

Aus der Schubenacht entauscht
Erleucht Deutschland unverleht;
35 Koch die dumpfe Stelle raucht.
Wo die Löhne der Adern entigehet.

Aus dem Stamme der alten Fischen
Erzoffen Wästen, herrlich, schön,
Und die fremden Vämmen
weiden;
40 Traulich grüßt das alte Weib.

Alles Schöne kommt wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutsche, fromm und
bieber,
Auch ernstlich sein deutliches Bild

Alle Eute, alle Tugend,
Und der alte Heldennuth.
Schwerter Schwingel! Deutschlands
Auge;
Hermanns Untel schritt sein Blut.

Helden jenseu seine Tauben,
35 Vöhrn gleich ist Hermanns Art;
Doch der Liebe schöner Glanz
Sei mit Stärke mich gepaart.

Ein' nestlich dem Deutschen lehrte
Christus kantes Wort verstehen;
55 's kengt um Weiber drutsche Liebe;
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Kuch die alle fremme Winne
Reht unnd, die Zügelstich.
Juch herrlich, fremme Winne.
60 Deutschen Wonne's Bräuterei.

Ge ist praet aus im Reize
In die heige Aentenblacht;
Um zu töden Weine'sige
Wintz mit gewalt'ger Macht.

Und hoheln die Aanten regent
Viehnoll die sanite Hand,
Und der heil gen Wunden pissenen,
Die gebiet' mir's Vaterland.

Rechtlich in dem schwarzen Reibe
70 Glanz das schone Deutsche Weib
Und mit Blumen und Orchideide,
Femantigkeit schmidt den Verb.

Doch noch herrlicher geschmückt
Mit Behalten ich sie schon.
75 Wenn am Krankebett gebietet
Sorgens schauet die deutsche Frau.

Summe'snach wohl sie gleichet,
Wenn sie letzten Vaterland
Dem verarmten Sieger rechet;
80 Sterbend noch er lächelt Dank.

Waisa sich ein Grab erwehnen
In der Heldblacht — das ist süß;
Doch in Aentenarmen sterben,
Fas ist Gottes Vorbed.

Krute, arme Kranke'sinne,
Euch was nicht das Schickal heit;
In der Eine Strand die Schöne
Publet nur nach selten Gold.

Deutsche Aenten, deutsche Aenten
90 Welch ein Jaube bligt dies Wort!
Deutsche Aenten, deutsche Aenten,
Wühlet lange, blühet fort!

Deutschlands Föhler wie Lise,
Deutschlands Schöne Andrech
gleich.
95 Scht' im Grabe mich kühler!
Verlich blüh' das deutsche Kruid!

Liebst du's lobest doch vom
Berge?
Sag, was deut' die Flamme
mild?
's deut' das Feuer auf dem
Berge,
Deutschlands reines, starkes
Bild.

25 Aus dem Stamme der alten Fischen
Erzoffen Wästen, herrlich, schön,
Und die fremden Vämmen
weiden,
Traulich grüßt das alte Weib.

30 Also sieht im Buch der Zeit,
Drin ich lese Blatt um Blatt,
Wie gewandelt Fried' und
Ereiden,
Just wie sich's begeben hat.

Wie 's vor Zeiten ist gewelen,
Vas ich und vertraut' es Dir.
35 Doch was ich darin nicht lesen
Kann — wie's jetzt ist, sag
mie!

Wie man's treibt im deutschen
Land.
Ob im Kampfe man sich müht?
Ob man Frieden hat geschloffen?
40 Ob es Hoffensstand ist?

Ich halte sowohl die Fassung von 1829 als auch die von 1847 für echt und habe dieser Überzeugung bei der ersten Einbindung meines Fundes im „Neuen Rheinischen Merkur“ an die „Deutsche Dichtung“ Ausdruck gegeben. Dagegen hat der Herausgeber dieser Zeitschrift, Herr Karl Emil Franzos, mir in einem Schreiben vom 10. Juni 1901 folgendes eingewendet:

„Ich meinerseits bin der Meinung, daß es mit dem Gedicht folgende Bewandnis hat: Heine hat das Gedicht ursprünglich 1815 und zwar in der Fassung, wie 1829 zuerst gedruckt, geschrieben, und Steinmann veröffentlicht es auf Grund einer Abschrift, in deren Besitz er 1815 gelangt war. Er ließ dann, als Mann mit weitem Gewissen, das Gedicht 1847 in dem von Ihnen aufgefundenen Druck gleichsam als ein eben erschienenen erscheinen und fügte die drei Strophen selber bei. In den Erinnerungen habe es ihm wieder besser, der Wahrheit die Ehre zu geben.“

Wir ergeht diese Meinung jedoch aus folgenden Gründen nicht stichhaltig.

In demselben Heft des „Neuen Rheinischen Merkur“, worin sich dann eine gemeine und äußerst plumpe Fälschung befände, finde Steinmann seine, in meinem ersten Aufsatz („Deutsche Dichtung“, S. 251) erwähnte längere Biographie Heines an, die durch zwei Hefte geht.

Ich kann mir nicht gut denken, daß der „Neue Rheinische Merkur“ Heine, der viel in den Pariser Lesecabinetten verweilte, unbekannt geliebten sein könnte. Vieh er doch den Hamburger Telegraphen geradezu überwachen. Hätte Steinmann, wie er es sonst oft wohl that, den zweiten Druck aus pekuniären Rücksichten bewerkstelligen lassen, so wäre ihm doch mit den 24 Strophen weit besser gedient gewesen als mit zehn. Ferner sprechen auch die nur dem ersten und dritten Druck gemeinsamen Varianten gegen eine Fälschung. Kurz, man sieht so recht gar keinen Grund, warum Steinmann eine so plumpe und so überaus gefährliche Fälschung hätte begehen sollen, er, der sich durch seine schonungslosen, weisfältig derben Kritiken so wie so verhasst genug gemacht hatte und in vielen Zeitschriften meist übel mitgenommen wurde. Nur wenn er anonym ein Werk herausgab, fand dies oftenterrible, wie ich oft sah, meist eine ehrende Anerkennung.⁴⁾

⁴⁾ Wie der Leser bereits weiß, bleibe ich bei meiner Ansicht und bin von ihrer Richtigkeit nun vollends überzeugt. Nassen tritt für die Echtheit der Fassung von 1817 durchweg aus äußeren Gründen ein, die unwahrscheinlicher sind. Er hielt es in seinem ersten Aufsatz für „unmöglich“, daß Steinmanns Wäntchen Heine unbekannt geliebten sein könnte, er kann sich das auch nun „nicht gut denken“, ich aber halte dies aus den in Anm. ⁴⁾ zu seinem ersten Aufsatz (S. 251 f. der „Deutschen Dichtung“) mitgetheilten Gründen nicht bloß für möglich, sondern für wahr.

Noch mehr mußte mich in vorliegendem Falle der Umstand gegen eine dreifache Fälschung einnehmen, daß Heine noch einem anderen sehr früh gedichteten und sehr bekannten lieblichen Gedichte, durch Änderung des Schlusses

scheinlich. Daß die äußerlich und innerlich gleich armelig ausgeschaltete, in einem kleinen Provinzialstädtchen erscheinende Zeitschrift in die „Pariser Leseblättern“ gedrungen sein konnte, ist sehr zu bezweifeln, und wenn Heine ein Blatt von der Wichtigkeit des Gussowischen „Telegraphen“, von dem er damals Angriffe erduldet, überwandern ließ, so folgert daraus doch wahrhaftig nicht, daß er dem „Neuen Rheinischen Merkur“ die gleiche Aufmerksamkeit erwiesen hätte.

Bemöglich noch unglücklicher erscheint mir die zweite Einwendung Rassen's. Wenn Steinmann durch den Abdruck Geld verdienen wollte, meint er, so hätte er doch für 24 Strophen des Wiederabdrucks des 1815 von Heine gedichteten, 1829 von ihm (Steinmann) zuerst veröffentlichten Gedichts mehr verdient, als durch die Anfertigung einer bloß 10 Strophen umfassenden Fälschung, die er als eben geschriebenes Originalgedicht erscheinen ließ. Rassen vergißt dabei, daß ein „Original-Gedicht“ Heines von 10 Strophen für Redakteur und Verleger einer Zeitschrift von 1847 gewiß den hundertfachen Wert von dem hatte, mit dem sie den Wiederabdruck eines Jugendgedichts Heines tarieren konnten! Zudem mußte ja Steinmann die Seite ohnehin fast ganz selber füllen (das in Rede stehende Blatt 5 3. enthält nur 8 Seiten von anderen, alles andere von Steinmann!) — was verschlug es ihm da, ob das Gedicht 2 oder 3 Seiten füllte?! Die Naupische für ihn war doch eben das Original-Gedicht Heine an der Spitze des Heftes!

Der dritte Einwand Rassen's ist mir nicht verständlich. Ich behauptete: Steinmann hat den ersten Abdruck von 1829 nach dem in seinen Händen befindlichen Original-Manuskript Heines von 1815 erfolgen lassen, den dritten in den Erinnerungen von 1857 auf derselben Grundlage, darum stimmen beide Abdrücke überein; hingegen hat er den zweiten Abdruck von 1847 durchforstigt, gefürzt und durch von ihm „gedichtete“ Strophen ergänzt — und Rassen wendet mir ein: daß der erste und dritte Abdruck gemeinam, von dem zweiten Abdruck abweichende Varianten hätten, spräche gegen die Annahme, daß der zweite Druck eine Fälschung sei! Es spricht ja im Gegenteil dafür!

Wenn Rassen schließlich fragt, warum Steinmann eine „so plumpe und überaus gefährliche Fälschung“ hätte begreifen sollen, er, der ohnehin völlig discreditiert gewesen, so erwidere ich: Eben weil er bereits völlig discreditiert war und nebenbei auch insgeheim hoffte, Heine werde das corpus delicti nie zu sehen bekommen, eine Hoffnung, die ihn denn auch nicht getroffen hat. Auch literarische Feinqualitäten gleiten langsam abwärts, wie alle anderen Vordredner; dafür ist Steinmann ein lehrreiches Beispiel. Zuerst ist er nur froh, ungebührlich, indiscret, aber kein Fälscher; er läßt die Jugendbriefe Heines unbedeutend drucken, oder sie sind edel. Dann, da Heine dazu schweigt, steigt ihm die Kontage; er fügt in „Waffen-Almanach“ zwei Jugend-Gedichten die Bezeichnung „Paris“ bei, fällt also Ort und Datum ihrer Entstehung, und beim dritten fällt er und aus Heine'schen Bruchstücken eine Strophe. Nun laßt Heine's Erklärung auf ihn nieder und er läßt zunächst seine solchen Stüchlein mehr. Dann aber judt's ihn 1847 wieder in den Fingern; er thut, was er 1843 gethan, nur noch größer; wie damals sucht er ein Jugend-Gedicht als eben entstanden und ihm als Original-Beitrag überlassen hinzustellen; wie damals fällt er, nur diesmal nicht eine, sondern drei Strophen! Dies alles weiß Herr Rassen so gut wie ich, warum also ist ihm gerade dies Stüchlein Steinmanns unfaßlich?

Ich wiederhole: nichts spricht gegen eine Fälschung, und alles spricht dafür. Herr Rassen ist von der Echtheit überzeugt — aber wie denkt er sich den äußeren Vorgang?! Glaube er wirklich, Heinrich Heine habe, um seinem hochgeschätzten, als treu bewährten Freunde Friedrich Steinmann einen Dienst zu leisten, vier Jahre, nachdem er ihn in der „Zeitung für die elegante Welt“ coram populo auf die dreifache Fälschung gestopft, sein in Form und Inhalt gleich untreues Jugendgedicht nochmals vorgenommen, es durch-

eine ganz andere Bedeutung gegeben hat. Es ist das herrliche Liedchen: „Im Rhein, im schönen Strome.“)

forstigt, gefürzt, drei Strophen hinzugesümpert und dann zum Abdruck seinen Segen gegeben?! Wer wird, wer kann dies von einem Dichter von so gewissenhafter Arbeitsweise glauben?! Und vergißt Herr Rassen hier, was er im vorliegenden Aufsatz an späterer Stelle nicht bloß selbst behauptet, sondern beweist: „Bald darauf (nach 1843) muß das schon lange nur noch an einem Faden hängende Freundschäftsband ganz zerrissen sein“ —?! Also bald nach 1843 ist es „ganz zerrissen“ und 1847 ist es wieder so fest!

Natürlich hat auch Rassen's Hinweis auf eine allgemein bekannte Thatsache, den von Heine selbst geänderten Schluß eines anderen Liedes, für unser Thema keinerlei Beweiskraft. Beweis kommt es vor, daß ein Dichter einem Lieben einen anderen Schluß giebt, aber der steht dann eben auch anders aus, als die Fälschung!

Und dies Belegstück zuletzt: Man vergleiche beide Texte, und wird dann vollends nicht zweifeln, daß hier ein dreifaches Fälscherstück vorliegt. Man sieht den würdigen Steinmann ordentlich an der Arbeit. Er läßt er das Jugendgedicht ganz ungedruckt, so wird ihm natürlich niemand glauben, daß sein „Arund“ d. Heine es schon in Paris verfaßt habe — das Größte muß also heraus. In Zeile 2 singt der Jüngling „Hörst meinen schönsten Sang!“ — darüber würden sich die Leute wundern, und Herr Steinmann forstigt: „Deutsch! höre meinen Sang!“ Ebenso wird in Zeile 3 das ungeschickte „Hörst“ in das geschicktere „Aufwärts“, in Zeile 6 das plumpe „auf Erden hier geschick'n“ in das etwas bessere „auf Erden ist geschick'n“ umgewandelt. Zeile 9—16 (Strophe 3 und 4) deuten allzu deutlich auf das Entstellungsjahr des Gedichtes (1815); Steinmann streicht sie ganz durch, woagen wieder Zeile 17—32 (Strophe 5—8) wieder nach seiner Meinung vieldeutig genug sind, um belassen zu werden; er „forstigt“ nur Zeile 17 „will“ in „wollt“, Zeile 18 „deutscher Schand“ in „deutschem Land“, Zeile 22 „Eich“ in „Eichen“, Zeile 24 „wollen“ in „wollten“, Zeile 26 „Stürzen ein im großen Schlund“ in „Stürzen in den großen Schlund“, endlich Zeile 30 „deut“ in „deut'“. Zeile 33—36 (Strophe 9) ist gar zu jugendlich ungenet; Steinmann plagt sich nicht erst damit ab, sondern streicht sie durch, woagen Zeile 37—40 (Strophe 10) seines Erachtens auch in ein 1847 geschriebenes Gedicht Heine's paßt. Aber die folgenden Strophen 11—24 (Zeile 41—96) — ach! die sind gar nicht zu gebrauchen; da muß ja jeder merken: das ist so in den Tagen von Waterloo geschrieben, aber nicht jetzt! Und darum streicht sie der Fälscher und schreibt drei neue Strophen hinzu. Man lese sie und beantworte sich dann die Frage: ist es denkbar, daß der Heine von 1847 diese in der Form sümpferhaften, im Inhalt nichtslagenden oder geradezu albernen Verse geschrieben haben kann?! Wer etwa „Ja!“ sagen sollte, der zige uns ähnliche Stümperchen des reifen Heine, sonst halten wir ihn nicht für kompetent.

*) Die durch Steinmann's treffliche Edition (Werke IV. 154—155) auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene, keiner sehr oft zitierte Aenderung ist, wie wohl unsere meisten Leser wissen, die folgende. In dem Abdruck in „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ (Berlin, Dümmler 1823) lautet die legitime Strophe des Liedes:

Es schweben Blumen und Englein
Um untre Liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wanglein,
Die gleichen der Liebsten genau.
Ander's in den gleichfalls 1823 erschienenen: „Wiedern vom Kölner Dom, mit einem Vorworte begleitet von J. B. Rousseau.“ (Köln, L. Chr. W. Schmidt'sche Buchhandlung 1823), wo dieselbe Strophe lautet:
Die Lippen, die Auglein, die Wanglein,
Die sah ich idöner nie:
Es kommt und spricht ein Englein:
„Gegrüßt seist Du, Marie!“

Auch lautet in diesem Abdruck die Ueberschrift: „Der Ruf des Engels“. Welches der beiden Bücher im Laufe des Jahres 1823 zuerst erschienen ist, wissen wir

Run zurück zu Steinmanns Erinnerungen.

Das von Steinmann a. a. O. S. 19 ff. mitgeteilte Gedicht „Traum“ („Sohn der Trostheit: träume immer“; vergl. Hüffer, Aus Heinrich Heines Leben, S. 135 ff.) ist ebenfalls mutatis mutandis echt.)

Echt ist auch das von Steinmann (a. a. O. S. 27) mitgeteilte Sonett Heines: „Goethes Denkmal zu Frankfurt am Main“ („Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen“); vergl. Estler II. 162 und 511. Steinmann druckte es vorher schon) im „Rechtsofenes“ (1843, 4. Teil, S. 18) ad mit folgender Vorbemerkung:

„Als man im Jahre 1821 zu Frankfurt am Main projizierte, Goethe ein Monument zu errichten, schrieb Heine nachfolgendes, in seine Gedichtsammlung nicht wieder aufgenommenes Sonett.“

Der Text deckt sich genau mit dem in den „Erinnerungen“ gegebenen.

Die Varianten des Liedes: „Gefommen ist der Raie“ (Estler I. 205, „Neuer Frühling“ Nr. 4), die Steinmann a. a. O. S. 54 ff. mitteilt, hatte er bereits vorher im „Rechtsofenes“ (S. 17) und im „Neuen Rheinischen Merkur“, 1847, Heft 5, Seite 381 veröffentlicht. Rechtswidrigerweise deckt sich da der Text mit der von Hüffer festgestellten ältesten Fassung.)

Echt sind auch die beiden, von Steinmann a. a. O. S. 56 und 57 abgedruckten Lieder: „Senzer („Wenn ich bei meiner Liebsten bin“) und „Meine Lieder“ („Ich wollte, meine Lieder“) bei Estler II. 8 und 119).

Der von Steinmann a. a. O. S. 58 abgedruckte Aufsatz „Das Nibelungen-Lied“, dem Steinmann die Bemerkung:

nicht; es ist auch gleichgültig; zweifellos ist die in Rousseaus Buche veröffentlichte Fassung die ältere. Aber mit Steinmanns Fassung hat dies nichts zu thun. Fr.

1) Allerdings „mutatis mutandis“. Steinmann hatte Gelegenheit, die Abschrift einzusehen, die Heine an seinen Jugendfreund Christian Sethe gegeben hatte. Er fand dort drei Strophen wie folgt angeordnet:

1. Traum der Grundschiff — —
2. Nacht auch Aberglaube herrschen — —
3. Denn die schöne Jordansperle hat des Römers Geiz verflücht.

Diese Fragmente verdrängte der gewissenhafte Herausgeber zu der schönen Strophe:

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Geiz;
Und die schöne Jordansperle
Hat verflücht des Römers Geiz.

Noch gewissenhafter kann man's wirklich schwerlich machen. Fr.

2) Zu bemerken ist jedoch, daß dieser Abdruck Steinmanns nicht der erste war; Heine selbst ließ das Gedicht zuerst im „Zufchau“ Nr. 82 vom 10. Juli 1821, dann in seinem zweiten „Brief aus Berlin“ im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ vom 17. April 1822, Weidalt Nr. 17 erscheinen. Darin hat niemand, auch Strodtmann nicht, die Echtheit bezweifelt. Wie Steinmanns Text beweist, schrieb er das Gedicht aus dem „Zufchau“ ab. Fr.

3) Das ist leicht erklärt. Steinmann hatte offenbar das in Sethes Händen befindliche Original-Manuskript kopiert (vergl. Hüffer, Aus Heinrich Heines Leben S. 153 ff.). Ganz deckt sich übrigens der Text Steinmanns mit der von Hüffer mitgeteilten ältesten Fassung nicht, weil Steinmann auch hier unachtsam und fälschlich verfuhr. Daraus erklärt sich wohl auch, daß die von ihm im „Rechtsofenes“ und in den „Erinnerungen“ mitgeteilten Varianten unter einander nicht stimmen. Fr.

4) Es sind dieselben Gedichte, die Steinmann 1843 in seinem „Rufenalmanach“ mit der Ortsangabe „Paris“ veröffentlichte. Näheres hierüber S. 250 des laufenden Bandes der „Deutschen Dichtung“. Fr.

lungen beifügt: „In Bonn versuchte sich Heine zuerst in der Prosa. Die Vorlesungen Schlegels über das Nibelungenlied veranlaßten ihn, seine Gedanken über dasselbe kurz niederzuschreiben. Ich besäße den kleinen Aufsatz handschriftlich,“ und: „Der Aufsatz über das Nibelungenlied trat nicht in die Öffentlichkeit,“ dürfte wohl auch echt sein¹⁰⁾. Er lautet:

Das Nibelungen-Lied.

„— Ein Etland am Rhein, der Hofgarten genannt, erinnert an die herrliche Maid, die seiner wartete in Borzeiten, Chriemhilde, und an unser Heldengedicht, das viel verkannt und viel überhäugle Nibelungenlied aus der Zeit der höchsten Blüthe der Poesie des Mittelalters, welches, wie Johannes von Müller sagt, keinen Fall lassen kann. Es ist mehr tragisch-erhaben, als episch schön; neben dem Mythischen und Wunderbaren herrschen christliche Ideen, jedoch treten sie im Ganzen wenig hervor, und kann dies als Waße gelten, daß Grund und Ursprung der Sage über die Zeiten des Christentums hinausreichen. Iherirdische Kräfte wirken wenig darin; nur die Tarnlappe behauptet ihr Recht; außer dem Einspielen der Träume, dem Lindwurm, dem Bluten des Reichthums in

¹⁰⁾ Auch hier kann ich Rassen nicht bestimmen, halte vielmehr den Aufsatz für die Arbeit eines anderen. Ihm so mehr fähle ich mich verpflichtet, dem Leser alles einschlägige Material vorzulegen, und ihm ein eigenes Urtheil zu ermöglichen. Darum habe ich dem Aufsatz Rassen den von ihm für echt gehaltenen Inhalt eingetauscht und gebe auch alles, was er für seine Ansicht ansührt, vollständig wieder.

Nachdem Rassen daran erinnert, daß A. W. von Schlegel (vergl. Hüffer, Aus Heinrich Heines Leben, S. 104) Heine zum Kolleg über das Nibelungenlied leitete hat: „Ausgezeichneten Fleiß und aufmerksame Teilnahme wird von mir mit Vergnügen bezogen“, fährt er fort:

„Heine sagt selbst im 3. Buche seines Werkes „Die Romantische Schule“: „Des Anabens Wunderhorn und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in jener Periode (der Krisis der romantischen Schule). — Es war lange Zeit von nichts anderem als vom „Nibelungenlied“ bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig gérärt, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei. — Nebenfalls ist aber dieses „Nibelungenlied“ von großer, gewaltiger Kraft u. s. w.“ Run schließt gerade Heines Nibelungenaufsatz: „Es ist unsere Ilias.“

„Ferner herrschen in ihm dieselben haltlosen Vorurteile über Goethe, wie noch in dem jüngst in der „Deutschen Rundschau“ 1901, Heft 9 von Prof. Estler veröffentlichten Briefe an Christiani vom 26. Mai 1825, wo er sogar ausruft: „Es giebt sogar unter den Studenten Goethianer!“ — Nachträglich erucht uns noch Rassen brieflich, auf eine andere Stelle im Briefwechsel Heines mit Christiani zu verweisen. Am 7. März 1824 schreibt Heine: „Ich will nicht weiter schreiben, ein Alt-Deutscher könnte mich überfragen und mir den Dolch ins unendliche Herz stoßen mit einem pathetischen: „Stirb, verfluchter Zwingerer und Vaterlandsverräther!“ Aber ich ergebe mich das neben mir liegende Nibelungenlied und halte es als Schild dem jenseitigen Donquixote entgegen, und der Dolch entfällt ihm, und er fällt betend die Hände: O sancta Chrimhilda, Brunhilda et Utha, ora pro nobis.“ Auch wünscht Rassen hervorgehoben, daß Prof. Estler in seinem Kommentar zu diesem Briefe sagt: „Das Nibelungenlied, das er schätzte, wie nur Einer, wies ihm zur Waße gegen feindliche Eiferer.“

„Ferner richtete A. W. Rousseau sein Gedicht „Das Nibelungenlied“ gerade an H. Heine. Hier befragt er Heinrich von Vöerdingen, die Helden des Nibelungenliedes, fordert zu romantischem Zange auf und fährt dann fort:

der Râhe des Mörders, der Wünschelruthe und den wahr-
sagenden Rîgen der Donau sammt dem Werge Albrich
und dem Niesen ist alles klar, und klar und stark prâgen
sich die Charaktere aus, unter denen vorzugsweise Sieg-
fried, Chriemhilde, Gunther, Branghilde, Hagen und Diet-
rich von Bern hervortragen. Siegfried ist heldenmüthig,
redlich, offen; Chriemhilde voll zârtlicher treuer Liebe zu
dem Gatten, der sie zu wüther, unweiblicher Rachsucht und
Grausamkeit anspornt, dadurch aber mehr zum Mitleiden
auffordert, als Haß gegen sie hervorruft; Gunther, ein
Fürstenschwâhling, voll Haß gegen seine Schwägerin;
Hagen tapfer, wild, hinterlistig, grausam, doch in dem
Maße, daß er Theilnahme behält; Branghilde mænner-
haftend, voll Eifersucht und Rachgier; Dietrich von Bern
sanft, doch tapfer und mænlich-liebenswürdig.

Das Rîbelungenlied könnte unser deutsches Nias
werden — ist Johannes von Müllers bekannter Anspruch.
Warum und wie dieses Epos zu dieser Stufe er-
st gelangen soll, ist mir jedesmal, so oft ich das las, oder das
Gedächtnis diese Aeußerung mir zurückerief, angefallen und
eingeringelten paradox erschienen, da es trotz aller Gegen-
äußerungen eher auf die Ehrenstelle Anspruch macht, als
irgend sonst ein episches Produkt deutscher Poesie. Denn

„Dies hab' ich, mein Heine, gesungen mit Dir
der Draehenburg —

Da stiegen die Heldengeister zu uns heraus, herab,
Auch kam ein grauer Meister, der uns die Harie gab.
Wie schlagen wir drein gewaltig, bis daß es wurde Nacht.“

Das Gedicht findet sich bereits im 2. Jahrgang des
Athen-Weisfâl. Museummanachs auf das Jahr 1822.
(Herausgeg. von Fr. Nagmann. Hamm und Münster,
Schulz und Bundermann. S. 49).

Bereits 1820 schrieb Heine an Steinmann, der auch
eine Reihe von Sonetten dem Rîbelungenlied und seinen
Helden widmete (Gedichte. Münster 1834, 167—172):
„Nonneaus Apologie des Rîbelungenliedes enthält wahr
poetische Schönheiten und erregende Stellen.“

Heines Behauptung, daß in Bonn ein Zeit lang das
Rîbelungenlied ihren ganzen Gedankenkreis beerricht habe,
wird auherdem noch durch den Umstand als das durchaus
richtig erwiesen, daß auch Karl Simrock und beider Freund
Waldeck das alte Heldenepos verderblich. Waldecks
Dichtung — er nennt sie „Neue Bearbeitung des al-
tdeutschen Liedes“ — hat uns Steinmann in der von
ihm herausgegebenen Biographie des bekannten Politikers
erhalten.

Vier erklärt Steinmann auf S. 32: „Inbesondere
war es die altdeutsche poetische Literatur, welche uns be-
sonders beschâtigte.“ —

Es wäre seltsam, wenn Heine da nicht auch wie seine
anderen Kompositionen eine Studie zum Rîbelungenliede
geliefert hätte.

Einat er doch noch im October 1849:

„Es kitzelt mir wieder im Gemüth

Die Heldenfrage längst verflungen,

Das eiserne wilde Kâmpfenlied —

Das Lied vom Untergang der Rîbelungen. — —“

Schließlich stimmt auch alles, was in dem An-
fângen Heines über das alte Heldenepos gesagt wird,
sehr genau zu des Dichters sonstigen Anschauungen über
dasselbe. Es ist auch nach meinem Empfinden ganz im
Stille unseres Dichters gehalten und wohl nicht aus dem
Geiste Steinmanns hervorgegangen. Dieser konnte zwar
bei seinem intimen Verkehr mit jenem damals leicht in
den Besitz der seinen Arbeit kommen, ist aber doch offenbar
erst nach dem Jahre 1843 in ihren Besitz gelangt, da er
noch 1843 den Aufsatz „Die Romantik“ als Heines erste
Proja bezeichnet. Zu diesem sei nur bemerkt, daß sich
noch ein Abdruck im „Westföles“ (4. Teil, 1843, 12—16)
beindet, und daß im „Neuen Rheinischen Merkur“, S. 382
kurz auf seine Quelle hingewiesen wird.“

welches deutsche Epos macht ihm wohl diesen Rang streitig?
Etwas das unepische Gedicht Goethes „Hermann und
Dorothea“, welches die frechtischen Goethe-Frösche mit
ihrem ewigen Kaosen gern als das erste und einzige Epos
Deutschlands ausgehrien hätten und wirklich ausge-
rufen haben, ohne jedoch Nachherrer und Nachrufer zu
finden, welches nicht einmal idyllisch, sondern nach Weise
der niederländischen Malerhale ein deutsches Klein- und
Stilleben malt, und fern im Hintergrunde nicht einmal
eine große Landes- und Weltbegebenheit, sondern einen
Zug armer Flüchtlinge auf Wagen und Maulreihen bilden
läßt? Oder will man Klopstocks tiefereitigsten, fromm-
begeisterten Hymnas auf den Messias in das Ge-
schlecht des Epos hinüberprospen, wie viele kritische Wo-
saniter es versucht haben? — Wohl ist es ein läun sich
hinanwindendes Gewâchs im großen deutschen Garten
der Poesie, aber keine epischkräftige, läun aufstrebende
männliche Eiche. Das Rîbelungenlied aber ist die läun lan-
djährige gewaltige Eiche, die im Lauf der Jahrhunderte sich also
ensaltet hat und unverletzt geblieben ist im Sturme der
Zeiten, die heilige Eiche des deutschen Niefengottes, woraus
er zu uns redet mit algewaltiger Stimme. Es ist unser
Nias.

So weit Raffen.

Und nun sei mir gestattet, zu fragen, was mit all
dem bewiesen ist? Ein Beweis für die Autorschaft
Heines wäre durch den Umstand, daß der Aufsatz sich an-
nâhernd mit den sonst bekannten Ansichten des jungen
Heine und seiner Freunde über das Rîbelungenlied deckt,
selbst dann nicht gegeben, wenn Steinmann ein unbedolterer,
als redlich erprobter Gewâhrsmann wäre; nur eine gewisse
Wahrheitsliebe wäre dann gegeben. Nun ist aber Stein-
mann ein wiederholter, dristler und gewissenloser Fâlschungen
überführter literarischer Delinquant. Das dürfen wir
ja seinen Augenbild bezeugen! Und darum sôhnet uns zur
Erklärung der annâhernden Uebereinstimmung zwischen den
Ansichten des jungen Heine und denen dieses Aufsatzes ein
Umstand weit tristiger, als die von Raffen angeführten:
Der jedem Heine-Kundigen bekannte Umstand, daß Stein-
mann mit Heines Werken vertraut, der gemeinamen
geistigen Atmosphäre der Bonner Zeit fundig und auch
bis zu einem gewissen Grade nicht ungeschickt war.

Daneben sei aber noch an folgende Thatsache erinnert,
die im allgemeinen bereits früher bekannt war, aber erst
durch Raffens fleißige, oben wiedergegebene Zusammenstellung
bis zur Evidenz erwiesen ist: Steinmann verwertete zu
Heines Lebzeiten jede echte Zeile, die er von Heine erregelt
oder aus verschollenen Zeitschriften abgeschrieben hatte, immer
wieder: zwei, drei, oft noch mehr Male. Und diese
größeren Wissen, der doch auch mehr Honorar tragen konnte,
als die kurzen Gedichtchen, sollte Steinmann bei Heines Leb-
zeiten im Kalten behalten haben und erst nach seinem Tode
damit herausgerückt sein? Das wäre eine Jurdächtung, die
sich hier industriöse Kropi sonst nicht auferlegte. Als er im
„Rheinisch-weisfâlischen Anzeiger“ von 1820 Heines Proja-
Aufsatz: „Die Romantik“ erregierte, stieß er ihn, wie Raffen
berichtet, 1843 im „Westföles“, vier Jahre spâter im
„Neuen Rheinischen Merkur“ drucken! Das war ja nur
Wiederabdruck! Und ein Mann von solcher Betriehsamkeit
hätte einen Original-Aufsatz im Kalten behalten? Es giebt
nur eine klare, erschöpfende Antwort auf diese Frage: Der
Aufsatz trat erst 1857 ins Licht, weil Heine nun gegen die
Fâlschung nicht protestieren konnte.

Auch ein anderer Umstand, den Raffen selbst mittelst.
ipricht gegen die Echtheit. Im Jahre 1843 also kannte
Steinmann den Aufsatz noch nicht, denn in diesem Jahre
bezeichnete er noch „Die Romantik“ als Heines „ersten
Proja-Aufsatz“. Auch 1847 scheint er ihn noch nicht
gesehen zu haben, denn sonst hätte er seinen „Neuen
Rheinischen Merkur“ doch lieber mit dem Original-Aufsatz
geschmückt, statt diesen alten Aufsatz aus einer Zeitschrift von

Auf S. 69 und 70 der Erinnerungen giebt Steinmann „aus dem Brouillon einige Verse Heines, die, so viel ich mich augenblicklich erinnere, nicht in seine verschiedenen Gedichtsammlungen übergegangen sind.“¹¹⁾ Es sind die vier Lieder: „Die schlafte Wasserlilie“ (Efter I. 209, „Neuer Frühling“ Nr. 15), „Morgens send' ich Dir die Weichen“ (Efter I. 217, „Neuer Frühling“ Nr. 33), „Weil ich Dich liebe, muß ich stiehend“ (Efter I. 212, „Neuer Frühling“ Nr. 21) und „Der Brief, den Du geschrieben“ (Efter I. 218, „Neuer Frühling“ Nr. 34). Steinmann giebt Varianten zu denselben; das vierte Gedicht bereitet in Zeile 4 das metrisch hotprige, unschöne und den Worten „Wenn man den Abschied giebt“ durchaus metrisch nicht entsprechende „Aber“ durch das treffende „Jedoch dein Brief ist lang“. Eßt ist auch das, von Heine an Steinmann gerichtete, in den Erinnerungen S. 77 abgedruckte Sonett: „Die Schlechten liegen, untergeh'n die Badern“; Efter II. 64. Es findet sich außerdem in Fassimile-Nachbildung dem Buch beigegeben und trägt dort das Datum: „Vonn d. 7. Aug. 1820“, und die Unterschrift: „H. Heine, stud. Juris aus Düsseldorf“¹²⁾. Steinmann ließ das Sonett zuerst im „Neuen Rheinischen Merkur“ 1847, S. 383, und dann in seinem Bude „Balder. Ein Lebensbild für das Volk“, Berlin 1849, Seite 28, abdrucken. An diesen beiden Stellen und in Steinmanns Gedichten ist auch das Stammbuchblatt abgedruckt, das Heine als Antwort darauf von Steinmann erhielt, und das wegen seines prophetischen Ausblicks hier wohl eine Stelle verdient:

1820 zum zweiten Mal aufzuwärmen! Wie nun wäre er von 1843 oder von 1847 bis zu Deines Tod in den Besitz des Manuskripts gelangt? In einer Zeit also, wo er Heine bereits schöne angegriffen hatte und vom Dichter nach Gebühr zurückgewiesen worden war?!

Ein viertes Moment, für mich mit das trügerische, bringe ich in aller Bescheidenheit vor, denn hier steht Meinung gegen Meinung. Haasen ist der Meinung, daß der Aufsatz „ganz im Stile unseres Dichters gehalten sei“, und ich bin der entgegengesetzten Meinung. An den jungen Heine, wie wir ihn sonst kennen, erinnert nichts als die Berechnung für das Nibelungenlied und das Vorwort gegen Goethe, und beides teilte er mit vielen seiner Generation; J. V. mit Walder, in dem ich den Autor wohl noch eher suchen möchte, als in Steinmann selbst. Nr. 11) Daß diese Lieder sämtlich bereits seit 1844 in den „Neuen Gedichten“ auch in Buchform vorliegen, wußte Steinmann natürlich sehr wohl, obwohl es ihm hier beherzichte, es nicht zu wissen. Die Varianten entnahm Steinmann einem im Jahre 1840 in der Revolutions-„Europa“ erschienenen Handdruck-Fassimile, das selber in der „Deutschen Zeitung“ (Band I. 156 und 157) nochmals reproduziert worden ist, daher sich ein Verzeichnis der Varianten an dieser Stelle erübrigt. Daß Steinmann dieselben ungenau wiedergiebt, ist bei seiner Arbeitsweise selbstverständlich. Wie gefährlich es ist, Steinmann ohne Nachprüfung zu folgen, erzählt hier Haasen selbst. Denn die Korrektur „jedoch“ für „aber“, die ihm so gut gefällt — mir nicht, ich finde sie absteuend —, ist nur ein Schreibfehler Steinmanns. In Heines Manuskript heißt es: „Aber der Brief ist lang“.

¹²⁾ Auch die Autographen zu dem Buche und ihre Erwähnung in demselben sind für Steinmanns Art charakteristisch. Auf S. 10 der Erinnerungen sagt er ausdrücklich, daß Heine 1797 „als sein Geburtsdatum selbst in mein Stammbuch eintrug“. Das Stammbuchblatt zeigt aber keine solche Eintragung. Das zweite Autograph, das Gedicht: „Die schlafte Wasserlilie“ giebt Steinmann nach dem Fassimile in der „Europa“ von 1840 anfertigen; eine bezeichnende Illustration dazu, wie es unmittelbar nach Heines Tode um seinen eigenen Schatz an echten Heine-Handschriften stand.

An H. Heine.

(1820)

Die Poesie gehört wohl zu den Lasten.
Tagtäglich wird bei mir die Meinung reifer:
Wer Verse schreibt im heil'gen Dichtereifer,
Den zwißt das Publikum mit span'ischen Pfästern.

Wer harmlos selbst bei dürr'gen Feuers Anstern
Und Vampenanfall manch Blatt mit nupf'lichem Geier
Und Kammerjahren näßt, den zählt der Käufer
Gleich zu der tolen Rotz' von Poetastern.

Und ach! auch wir — wir haben Vers' gedreht,
Uns naht der Lohn — mit Dörnern und Fesseln
Beginnen krit'ische Jäger uns zu hegen.

Wir lachen nun; doch einst wird's Blatt gewechselt,
Uns naht der Lohn — mit Dörnern und Fesseln
Beginnen krit'ische Jäger uns zu hegen.

Das Original des Sonetts von Heine findet sich in Steinmanns Album nicht mehr vor. Dagegen liegen noch Stammbuchblätter von Sethe, Rouffeau, Frig Veughem, und vielen andern vor, die meist im Wortlaut der Widmung von Sethe entsprechen, die da lautet: „Vonn, 9. August 1820. Liebe wohl, lieber Steinmann, und denke zuweilen meiner, wie sich auch stets Deiner erinnern wird Dein treuer Freund, Bruder und Landsmann C. Sethe, stud. jur. aus Cleve.“

Das Albumblatt Frig Veughems, stud. jur. aus Cleve, trägt das Datum 25. 3. 1820. Auch J. B. Rouffeau steht nicht. Er giebt eine längere, halb ernste, halb scherzhaftige Widmung ohne Datum in vier Strophen, deren Hauptinhalt die Hoffnung ausmacht, ihre oft angelegenen Ideale, er Emma und Steinmann Bertha, beizuführen. Dabei befinden sich folgende, auf Rouffeau's Namen anspielende Verse, welche sich auf irgend einen Studentensturz zu beziehen scheinen (Auch und sau):

„O halt mein Haupt so fort über den Fluten.“
Nief dies mein Heine nicht beim letzten Stufte?
„Den Rouffeau jäubere mir von Käff' und Kuße“.

Hierauf läßt Steinmann a. a. O. S. 80 ein Brieffragment an den Redakteur des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“ folgen, das gleichfalls echt ist.¹³⁾

Den ebenfalls achten Brief Heines an Steinmann vom 29. Oktober 1820, der in den Erinnerungen S. 90 ff. abgedruckt ist, hat Steinmann schon vorher wiederholt drucken lassen. Er findet sich schon zum Teil in Steinmanns „Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte“, (Münster, Friedrich Wandermann 1834, S. 76) und zwar von „Die ganze Familie: Schmerz bis Grillparzer in Wien“, dann, wie bereits im letzten Teile dieser Zeitschrift mitgeteilt, in vollständigen Abdruck im ersten Heft des „Messiasoteles“ von 1842, endlich ein längeres Bruchstück im „Neuen Rheinischen Merkur“ 1847, S. 385–386

Ebenso hat Steinmann den nächsten, in den Erinnerungen S. 102 ff. folgenden Brief Heines aus Göttingen vom 4. Februar 1821 dem Hauptinhalt nach bereits im „Taschenbuch u. s. w.“ S. 17 angegeben, hierauf folgte ein

¹³⁾ Steinmann entnahm das Fragment dem „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“, Beilage: „Munst u. Wissenschaftsblatt“, Nr. 6 vom 8. Februar 1822. Vergl. Efter VII. 560.

vollständiger Abdruck im „Mefistofeles“ von 1842; ein dritter Druck im „Neuen Rheinischen Merkur“ 1847, S. 386 f.¹⁴⁾

¹⁴⁾ Der Vollständigkeit wegen seien hier einige in den Erinnerungen enthaltene, von Käffen nicht erwähnte Mitteilungen Steinmanns registriert.

S. 112 schreibt Steinmann: „Die Anwesenheit der Sängerin Catalani in Göttingen kurz vor seinem Abgange von dort veranlaßte Heine zu einem Artikel in glänzendem humoristischem Stile; er ist in meinem Besitz und wird in der von mir zu veranstaltenden Sammlung seiner gedruckten Schriften seine Stelle finden.“ Meines Erinnerns spricht Heine über die Catalani nur in den „Reisebildern“ (Efter III. 399); wo ist der angeblich ungedruckte, in Steinmanns Besitz befindliche Aufsatz geblieben? —

Bereits früher, S. 12 giebt Steinmann eine angeblich wörtliche Schilderung Heines von dem Eindruck, den ihm Napoleon in Düsseldorf gemacht habe:

„Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hofmannab: den Kaiser. Er war eben in der Aller des Hofgartens; als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlächten, und dennoch zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Thlr. Strafe nicht mitten durch die Aller reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Aller; kein Polizeibewahrer widerlegte sich ihm. Diese Ausnahme machte auf mich als Knaben besonders Eindruck, daß ich den Fall in Reime brachte.“

Wie man sieht, ein gedrängter, zum Teil willkürlich verthimmelter Auszug aus „Naput VIII.“ des „Buchs Le Grand“ (Efter III. 158 f.). Wo aber findet sich der von mir durch Sperrendruck hervorgehobene Satzinhalt („Die Ausnahme — brachte“)? Nirgendwo; diesen Satz hat Steinmann gefälscht, um einer anderen plumpen Fälschung den Weg zu ebnen: Denn in den „Erinnerungen“ heißt es (S. 12 ff.) weiter:

„Da habe dieses erste Dokument für Heines poetische Ader, das er mit Mitgefühl, sorgsam aufgehoben. Es lautet:

Im Hofgarten zu Düsseldorf
Der Kaiser ritt durch die Aller
Mit grünem Rod und kleinem Hut,
Auf einem Hapen weiß wie Schnee.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Künstler und Publikum. Eine litterarische Studie für Laien von Alfred Möller. Eberswalde, Verlag „Jung-Deutschland“ (S. Fud.) 1901. Die sehr unreiche, teils banale, teils überhiebte Arbeit eines offenbar noch sehr jungen Menschen, der seine Zeit vor allem darauf wenden sollte, etwas Nächstes zu lernen und zu sehen, statt andere Leute d-lehren zu wollen. Dazu ist er noch zunächst wahrlich nicht im Stande. Als ein Sturionum sei hier wiederzugeben, was der „Lai“ nach Herrn Möllers Ansicht von der „neuesten Litteratur“ lesen soll: von Gottfried Keller nichts, von Arthur Schnitzler: „Die Frau des Weizen“, „Sterben“, „Viehhieb“, „Anatol“, „Fremdwild“; von Paul Senje nichts; von Gerhart Hauptmann: „Danneles Himmelfahrt“ und „Wibberpelz“ (also weder die „Weber“, noch „Die verfunzene Glode“); von Konrad Ferdinand Meyer nichts; von Klopkeger: „Stoaustirich“; „Das ewige Licht“, „Die Schriften des Waldschulmeisters“; von Marie

Der alte Kurfürst auf dem Markt
Wedenlich schüttelte den Kopf,
Woran die Krone gewachsen war,
Wie an dem Raden der Popf.

Das Weiten bei fünf Taler ist
In der Aller verboten.
Z. Polizei, wogst dich nicht an
Den Kaiser mit deinen Pfoten!“

Diese stümperhafte Verhöhnung von Heines Prosa sollen wir als echtes Erstlingsgedicht Heines aufnehmen! Wo noch drei Dinge zu konstatieren sind, kann man von uns Steinmann gegenüber auch bezüglich der Erinnerungen seinen blinden Glauben verlangen.

Selbstverständlich ist es mir Pflicht der Loyalität, Herrn Käffen auf diese Punkte aufmerksam zu machen, und ihm eine Neukerung darüber an dieser Stelle anheim zu stellen. Herr Käffen schreibt mir: Was den Aufsatz über die Catalani betreffe, so sei ihm ein solcher in den Publikationen von Steinmann bisher nicht begegnet; doch seien ihm noch nicht alle, namentlich auch nicht die in Zeitschriften verstreuten Heine-Publikationen Steinmanns zugänglich. Ueber die Stelle a. a. O., S. 12, das gefälschte Citat Steinmanns aus Heines Schriften betreffend, schreibt mir Herr Käffen: „Die Stelle ist wohl, wie Sie vermuten, aus Le Grand, Kap. 8. Der Zusatz fehlt in den Heine-Ausgaben.“ Zu dem Gedicht: „Im Hofgarten zu Düsseldorf“ äußert Herr Käffen: „Das Gedicht diebt noch als echt zu erweisen oder als Fälschung auszuscheiden. Vielleicht löst sich die Quelle zu diesen Versen noch in alten Zeitschriften oder in einer von den vielen jetzt verhoffenen Schriften und Zeitschriften Steinmanns oder J. B. Kousseaus nachweisen.“

Ich bin überzeugt, daß mir, wenn sich der Aufsatz über die Catalani oder das Gedicht wirklich schon vor den Erinnerungen gedruckt findet, dann nur eben zu verzeichnen haben werden, daß Steinmann die Fälschung in seinem Buche von 1857 lediglich wiederholt hat. Jedenfalls sind Käffens Gegenbemerkungen keinesfalls geeignet, die allgemein geltende Ansicht über die Unrechtheit des Gedichts und das Nichtvorhandensein des Aufsatzes über die Catalani zu erschüttern, und was das gefälschte Citat betrifft, welches das Gedicht einleitet, so wird ja auch Herr Käffen unmöglich mehr anderer Meinung sein können. Hr.

von Eber-Eichenbach nichts; von Damerling: „Abader“, „Amor und Pfluch“, „Leut“ (die beiden letzteren das Schwächste, was Damerling geschrieben hat) u. s. w. und ein Jüngling von diesem Geschnad, dieser Litteraturkenntnis will andere belehren! Ob die Gründlichkeit oder der Geschnad des Herrn Möller größer ist, ist schwer zu entscheiden. Wenn wir z. B. lesen: „Mayer. Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, so find wir geneigt, den Geschnad höher anzuschlagen als die Gründlichkeit, denn der Verfasser heißt Meyer und sein Bud: „Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts“. Aber wenn wir dann unter den Anknüpfungen, die in die bibliden Rünfte einführen sollen, die Riesenpostarten der Jugend und die Anknüpfpostarten von Wörn verzeichnet finden, so scheint uns wieder die Gründlichkeit größer als der Geschnad.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension angekommen:

Gauguin, Marie von, (M. Manuela), Die Belagerung Wiens. Historisches Schauspiel in 5 Aufz. Dresden 1898. E. Pietsch.

Tom born, Carl, Das Venetianische Volkslied: Die Willota. Heidelberg 1901. Carl Winter.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Hansen in Berlin. — Hochdruck auch im Einzelnen ist unterst und wird halbjährlich verlegt. — Verlag der Germania Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Fund von W. & E. Koenenbal, Berlin C.



Schweigen.

Erzählung von S. Ottmer.

(Schluß.)

Aber sie bemerkte seine Abwehr nicht.

„Alles, was gut und rein in mir war, hat er zertreten,“ fuhr sie fort, „was ich geliebt habe, hat er verpöttelet und sein Kind, das hat er gehaßt.“ Sie sprach immer heftiger und leidenschaftlicher. „Ja, einen Abscheu hat er davor gehabt, weil es nicht gesund und blühend war wie andere. Es war aber doch sein Kind. Vor ihm verborgen habe ich es zuletzt, weil ich es nicht ertragen konnte, daß er sich voll Ekel von ihm abwandte. Und das, sehen Sie, Herr Doktor, das habe ich ihm nicht verziehen, auch übers Grab hinaus nicht.“

Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Martiny saß mit tief gesenktem Kopf. Ihm war's, als ob ihm jemand glühende Radeln ins Gehirn stieße, sie herauszöge und wieder hineinbohre. „Wird das noch lange währen?“ dachte er dumpf.

Jetzt hub sie von neuem an: „Wie sehr ich auch danach ringe, ich finde keine Verjöhnung, immer steht das Kind dazwischen und sieht mich an, als ob es sagen wollte: Willst Du Dich auch gegen mich kehren? Was er mir gethan hat, das soll mit ihm ruhen, daß er mich betrogen hat, schon während ich sein Kind unter dem Herzen trug — hier, hier sind die Beweise!“ Sie schob in äußerster Erregung ein Hänschen Briefe, das auf dem Schreibtisch lag, vor Martiny hin. Abwehrend streckte er die Hand dagegen aus.

Er stöhnte auf.

Dora sah zu ihm hinüber; der Gnte, wie er sie bemitleidete! Dann sagte sie mit völlig veränderter weicher Stimme, während ein herzzerreißendes Lächeln um ihren bleichen Mund irrite:

„Vielleicht werden Sie jetzt schlecht von mir denken und mich verlassen. Und doch weiß ich, daß ich rein und unschuldig gewesen bin. Wenn ich mich nicht hätte verblenden lassen, und die Baronin hat mir den ganzen Tag sein Lob gesungen und Papa war es auch recht — Mit Ihnen habe ich nicht von ihm gesprochen, weil ich empfand, daß Sie einen Abscheu vor ihm hatten und ich schon

vom Eichholzischen Valle her unter seinem Banne stand. Wissen Sie noch, wie böse Sie wegen des Tanzes waren?“

„Weiß Gott im Himmel, daß sie rein und unschuldig war, aber sie haben kein Erbarmen mit ihr gehabt. Nicht nur Blaut, sondern auch er hat sie in seiner Selbstjudt in den Abgrund gestoßen, trotzdem er sie doch so heiß geliebt.“

Er taumelte auf: „Verzeihen Sie,“ stammelte er und stürzte davon.

Und dann kam das Sterben des Kindes. Eines Tages wurde er von einem Kranken weggeholt.

Er fand Dora mitten im Zimmer in einem niedrigen Sessel sitzen, das Kind auf den Knien. Die untergehende Sonne umflutete sie mit blutigem Schein.

„Es hat Krämpfe,“ sagte sie bei Martinys Eintritt, ohne den Blick emporzuheben.

Er bengte sich über das zuckende Körperchen.

„Nein, das waren keine Krämpfe, das war der Tod.“

„Helfen Sie ihm doch, helfen Sie ihm,“ flüsterte sie heiser, als könne ein lauter Ton das Kind erjähreden.

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, kritzelte eilig ein Rezept darauf und jaudte eines der Mädchen zur Apotheke.

Zu helfen war ja nicht, aber der Todeskampf konnte dem unglücklichen Geschöpf vielleicht erleichtert werden.

Doch noch ehe das Mädchen zurück war, kam das Ende.

Während Dora unvernunft auf die konvulsivischen Bewegungen starrte, wurden diese allmählich langsamer und seltener, bis es endlich still wurde, ganz still. Sie schloß einen tiefen Atemzug, sie glaubte, der Krampf sei vorbei, das Kind ans Erjähredung eingeschlafen, wie schon so oft. Es dämmerte im Zimmer, sie konnte seine Züge nicht mehr genau unterscheiden.

So saß sie eine Weile, ohne Bewegung, aus Furcht, das Kind zu wecken. Auch Martiny regte

sich nicht. Er stand hinter ihr und sah auf die Leiche, die Dora für ihr lebendes Kind hielt. Ein Senfzer hob seine Brust. Da wandte sie den Kopf und traf seinen Blick. Fahl's Entsetzen fuhr über ihr Gesicht.

„Es ist nicht wahr!“ schrie sie auf. „Es kann nicht wahr sein!“

Sie warf sich über das Kind; ihre Lippen berührten eine bereits erkaltete Wange.

Da sank sie ohnmächtig zurück.

Während die Mägde sie zu Bett brachten, lag Erich Martiny vor der kleinen Leiche auf den Knien und weinte, wie er seit seiner Jünglingszeit nicht mehr geweint, seit damals, wo er, eiligst heimgekehrt, nur mehr an seines Vaters Sarg hatte treten können. Aber dort hatte er auf lauter Liebe und Treue für den Toten zurückblicken können — und hier? Um seiner Ehre willen war dies alles geschehen. Sollte sie es wirklich wert sein, daß über Dora dieser gräßliche Jammer gekommen war?

Mit schier übermenschlicher Anstrengung mußte er sich bezwingen, als die Magd ihn rief.

Dora lag in ihrem Bett und schrie unablässig nach ihrem Kinde. Und dann plötzlich fing sie an zu singen und machte mit den Armen eine wiegende Bewegung, als ob sie es hielte.

„Sie wird wahnsinnig,“ durchfuhr es Martiny.

Dann aber suchte er sich zu fassen und setzte sich zu ihr. Ihre beiden unthätigen Hände nahm er in die seinen, obwohl sie sich sträubten und zitterten, und dann fing er zu reden an.

Er hätte später selbst nicht zu sagen gewußt, wie die schreckliche Nacht vergangen war. Aber als der Morgen sein erstes Licht durch die Fenster warf, sah er am Bett einer still gewordenen Frau. Regungslos lag sie in den Kissen, fast so weiß wie diese, den Blick vor sich hingewandt, ihre Hand noch immer in der seinen. Eine so herbe Trauer war in ihr junges Gesicht gegraben, daß auch der Fremdeste nicht ohne Erschütterung darauf hätte blicken können; was erst mußte der Mann empfinden, der so eng mit diesem Schmerz verknüpft war!

Welche Worte er gesprochen hatte, um das Eis von ihrem Herzen zu lösen, um sie dem Wahnsinn zu entreißen, er wäre nicht imstande gewesen, eines davon zu wiederholen. Aber er, der Stille, der Schweiger, — die ganze Nacht fast hatte er gesprochen. Der armen Schmerzgebeugten war es nicht bewußt geworden, daß, was da wie ein weicher, warmer Strom auf ihr wund's Herz niederrieselte, eine große, starke Liebe war. Und er hatte nur gegeben und gegeben. Auch er hielt, was aus ihm

emporgquoll, nur für Mitleid, für die brennende Sehnsucht, zu stöhnen.

Sie verlangte nicht mehr nach dem Kinde. Nur als sie hörte, wie man es holen kam, richtete sie sich im Bette auf und horchte; dann als die Thüre zur Treppe wieder geschlossen wurde, sank sie ächzend in ihre Kissen zurück.

Erich Martiny begleitete als Einziger Gerhard Hants Kind zu Grabe. Er sah den Sarg in die Grube senken und hörte das Fallen der Schollen. Doch auch, als der kleine Hügel bereits geschichtet war, machte er keine Miene sich zu entfernen, sondern starrte regungslos auf ihn nieder. Der Regen rieselte herab, er schien es nicht zu merken; er stand gebeugt, auf seinen Stock gestützt, und sah immer auf denselben Punkt: eine einzelne zerdrückte weiße Rose, die sich vom Kranze gelöst hatte, den er dem Kinde ins Grab mitgegeben hatte. Schmutzig und halb entblättert lag sie zwischen der nassen, lockeren, schwarzen Erde.

Jemand rührte an seinen Arm. Es war der Totengräber; er wartete wohl auf ein Trintgeld. Mechanisch griff Martiny in die Tasche und drückte ihm ein Geldstück in die Hand. Der Mann schob verlegen an seiner Mütze: „Herr, Sie sind ja noch so jung,“ jagte er mit derbem Trost. „So ein Kleines ist zu ersetzen.“

Kein, was in dieses Grab gesunken war, das war nicht zu ersetzen.

Dann schlich Martiny vom frischen Hügel zur trostlosen Einsamkeit der unseligen Frau.

War Dora dem Wahnsinn entronnen, so verfiel sie doch in Stumpfheit. Den ganzen Tag sah sie regungslos in der Sofaecke, zu der man sie des Morgens geleitete, und brütete vor sich hin. Das Essen ließ sie unberührt; vom Sofa zum Bett, vom Bett zum Sofa, sonst regte sie sich nicht. Nur Martiny vermochte etwas über sie. Aus seiner Hand nahm sie Nahrung, wenn sie sich auch nach wenigen Bissen voll Ekel wieder abwandte. Ihn gegenüber sprach sie auch so manches aus, was ihre Seele belästete.

„Glauben Sie, daß mein Mann schon lange sehr krank war?“

Martiny schrak zusammen.

„Ja.“

„Woher wissen Sie es? Seine Leiche ist doch nicht geöffnet worden?“

Alter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Was sollte er sagen? Sollte er wieder lügen? Aber durfte er ihr jetzt die Wahrheit sagen? Damit sich

er sie ja in die Verzweiflung. Nein, er mußte ihr Vertrauen tragen, wie er alles andere tragen mußte.

Sie sah ihn befremdet an: „Ober doch?“

„Nein!“ erwiderte er endlich. „Aber des bedürfte es auch nicht. Jeder Arzt konnte ohne das sehen, wie es um ihn gestanden hatte.“

Sie brütete still vor sich hin und sagte nichts weiter.

Nach einigen Tagen kam sie aber darauf zurück:

„Meinen Sie, daß Gerhard von seiner Krankheit gewußt hat, ehe er mich heiratete?“

Martiny stöhnte auf — blieb ihm denn keine Qual erspart!

„Was fragen Sie mich,“ sagte er rauh, „Sie wissen doch, daß ich Herrn Blauk kaum gekannt habe.“

„Papa hat es aber sicher nicht gewußt.“

Es lag eine entsetzte Frage in ihrem Blick.

Nein, aber er, er, den sie ahnungslos zu ihrem Reichthiger machte!

Sie schwieg. Dann öffnete sie die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, nochmals sezte sie an, dann kam es:

„War das Kind krank durch Gerhards Schuld, weil er sein Vater war?“

Er starrte sie an. „Wozu das?“ fragte er fast unverständlich.

„Ich muß das wissen,“ sagte sie aber vor sich, hinnickend. „Ich kann schon gar nicht mehr denken, mein Kopf will nicht mehr, immer daselbe, immer daselbe —“

„Vielleicht,“ murmelte er. „Wahrscheinlich“ —

„Jetzt verstehe ich,“ sagte sie mit ihrer trostlosen Stimme, „darum hat er es gehaßt, darum —“

XI.

So ging es nicht weiter. Das war ihm klar. Daß sie Tag und Nacht dasaß, beschäftigungslos der Vergangenheit nachgrübelnd, sich immer tiefer in Schmerz und Bitterkeit wühlend. Was sie mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung getragen, so lange es ihre Pflicht, so wie sie sie auffaßte, erheischte, stand jetzt gewenstergroß als ein ihr zugesfügtes Uurecht vor ihr auf. Jetzt meinte sie um ihre verlorene Jugend, um ihr zertretenes Glück. Ihre Einsamkeit förderte dies unangesehnte Starren in Gemeines. Hätte sie ihren Schmerz nach außen strömen lassen wie es Frauenart ist, er wäre gelinder geworden, langsam wäre das Gift aus der Wunde gewichen, das nun immer tiefer fraß.

Gleich nach des Kindes Tod hatte Martiny

Dora gefragt, ob ihr Vater benachrichtigt werden solle. Sie hatte verneint:

„Ich weiß gar nicht, wo Papa augenblicklich ist. Von Gerhard ist ihm ja geschrieben worden. Ich habe keine Antwort darauf. Was soll er hier? Trauer ist ihm schrecklich. Und dann — ich hoffe, daß es zu Pappas Glück ist — aber jetzt die Baronin —“

Er dachte an Achenbachs, die Einzigen, die Dora näher standen. Aber konnte er Adelheid oder deren Mutter zum Beistand der Frau herbeirufen, der er Adelheid geopfert hatte?

Nach Blauks Tode waren wohl Leute da gewesen, Dora einen Trauerbesuch zu machen, größtentheils solche, die mit dem Künstler in ihrem Salon gepunkt hatten. Sie hatte sie, ganz mit ihrem kranken Kinde beschäftigt, nicht einmal empfangen. Von des Kindes Tod mußten überhaupt die wenigsten. Einmal kam Frau Eichholz, die Dora doch noch aus ihrer Mädchenzeit kannte. Sie sah eine halbe Stunde da und sprach die landläufigen Trostworte. Damit war die Sache abgethan.

So war Martiny wirklich der einzige, der über Doras Schwelle trat. Doch in der seelischen Verfassung, in der er sich befand, war er nicht der richtige Helfer für sie. Sie hätte eines Menschen bedurft, der sie aus der Nacht ihres Schmerzes aufrüttelte, der sie lehrte, mit der Vergangenheit abzuschließen, und sie mit Zuversicht in die Zukunft wies. Was nützte es, daß Martiny um ihretwillen alles, bis auf das Unabweisbare vernachlässigte. Er war nicht mehr der ruhige, gefestete Mann von früher, dessen milder Ernst Trost und Kraft zu spenden wußte. Seitdem er die Unterscheidung zwischen Unglück und Schuld verloren hatte, schwankte der Boden unter seinen Füßen. Er vermochte sich selbst nicht zu helfen, wie hätte er da ihr ein Retter werden können?

Wochen vergingen so. Sie schwand dahin. Er sah es und stand thatlos dabei, bis er sich eines Tages doch emporraffte.

„Sie müssen fort von hier!“ sagte er ihr.

„Oh nein!“ schrie sie erschreckt. „Wohin soll ich denn? Was soll ich noch?“

„Sie müssen, so kann es nicht weiter gehen. Sie richten sich zu Grunde.“

„Möchte es doch sein!“ schluchzte sie. „Könnte ich doch sterben. Für wen bräuche ich denn weiterzuleben?“

D wie gerne hätte er sie an seine Brust gerufen, wie braunte es in ihm, ihr zuzurufen:

„Meinetwegen! Ich will mein ganzes Sein für Dich einsetzen, nur lebe, lebe!“

Aber er bezwang sich.

„Ich verstehe, Herr Doktor,“ sagte sie mühsam. „Sie haben so viel für mich gethan, mir so viel Zeit geopfert und Geduld mit mir gehabt, Sie waren so gut, so gut. Nun können Sie nicht mehr, nun wollen Sie mich fort haben. Aber lassen Sie mich nur, gehen Sie! Ich kann allein in meinem Winkel sterben.“

„Dora, das glauben sie selbst nicht, daß ich sie meinethalben fort haben will.“

„Aber wohin soll ich denn?“ fragte sie gequält. „Unter fremde Menschen, vor denen mir graut?“

„Nein,“ erwiderte er tastend, „wissen Sie noch, wie ich Ihnen einst, damals, als wir zusammen am runden Tisch saßen, unter der großen Lampe in der Bohstraße, von meiner Schwester erzählt habe, von meiner Heimat?“

Sie nickte. Ob sie es noch wußte. O die schöne, schöne Zeit!

„Jetzt im Herbst ist es schön bei uns, unser Haus rot umspinnen vom wilden Wein. Im Garten blühen altnodische Georginen und Asteren in tausend Farben. Um die Mittagszeit scheint die Sonne noch warm, die Luft ist klar wie nie. Da läßt es sich gut wandern die Oster entlang ober auf einen der Hügel, zu dessen Füßen sich das Land ausbreitet, weit und reich: Feld und Wald, Wiese und Fluß.“

Er sprach halblaut, gedämpft, wie man einem Kinde Märchen erzählt. In ihren Augen stieg ein Träumen auf, der tief gegrabene Zug um ihren Mund wurde fast weich.

„Auch in der Laube vor dem Hause kann man noch sitzen,“ fuhr er fort, „und den Herbstfäden nachsehen, die langsam, langsam und glitzernd in der blauen Luft dahinziehen. Menschen aber, solche, vor denen Sie sich ängstigen, giebt's bei uns nicht. Nur die Banern und meine Schwester — aber wenn sie der nur ein einziges Mal ins Gesicht gesehen haben, ist sie Ihnen schon keine Fremde mehr.“

Er machte eine Pause.

„Darf ich also meine Schwester davon benachrichtigen, daß wir kommen?“ fragte er dann.

„Nein, nein,“ murmelte sie widerstrebend und doch schon halb besiegt. „Was soll ich unter glücklichen, fried samen Menschen?“

„Wenn ich Sie aber darum wie um eine große Gnade bitte,“ sagte er ganz leise, bebende Angst

und Zärtlichkeit in der Stimme, „wie um ein Geschenk, das Sie mir machen sollen.“

Sie sah ihn betroffen an, dann sagte sie unsicher: „Das können Sie Ihrer Schwester ja garnicht zumuten, mich aufzunehmen, so wie ich bin, elend —“

„Agathe! Sie kennen sie eben nicht. Die wird Sie mit derselben mütterlichen Liebe an ihr Herz nehmen wie jedes verirrete Vögelchen, das zu ihr geflüchtet kommt. Agathe ist einzig: ihre Güte ist grundlos wie das Meer.“

Er hielt ihr die Rechte hin. Zögernd legte sie ihre durchsichtige Hand in die seine. Sein Gesicht drohte ihn zu übermannen, vielleicht gelang es Agathe, sie zu retten. Gewaltiam riß er sich empor.

Draußen jagte er zur Dienerin: „Die Frau reißt morgen mit mir fort. Fragen Sie gar nicht, sondern machen Sie ein Kofferchen mit dem Notwendigsten zurecht. Alles weitere kann nachgehandt werden, bis ich wieder hier bin.“

Dann telegraphierte er nach Okerndorf:

„Darf ich Dir morgen mit dem Sechshüßzug eine kranke und unglückliche Frau bringen, die Du zurechtspflegen sollst?“

Und die Antwort kam:

„Selbstverständlich.“

Als er am nächsten Tage Dora abzuholen kam, kanerte sie in einer Ecke und hatte ihren Sinn gewendet.

„Lassen Sie mich hier,“ flehte sie mit dem alten verzweifelten Gesicht. „Was kann es noch ändern?“

Doch er ließ sich in gar keine Erörterungen ein.

„Wir gehen jetzt,“ sagte er bestimmt, so schwer ihm auch zu Mute war. „Es ist alles bereit. Hier sind Hut und Mantel.“

Seine scheinbare Ruhe überwand sie. Sie machte nur noch einen schwachen Versuch des Widerstandes.

„Ich habe ja gar nicht gepackt,“ murmelte sie.

„Ihr Koffer ist bereits auf dem Wagen. Kommen Sie!“

Im Vorzimmer machte sie eine Bewegung nach der Kinderstube zu. Er that, als ob er es nicht bemerkte. Ihren Arm fest in dem seinen, führte er sie hinaus. Doch schienen ihre Kräfte nicht reichen zu wollen, sie schwankte mehrmals auf der Treppe und wäre gefallen, hätte er sie nicht gehalten. Zu Tode ermüdet, legte sie die kurze Fahrt zum Bahnhof mit geschlossenen Augen zurück. Ein Koupée stand für sie bereit, er hatte für alles gesorgt. Er bettete die von der geringen Anstrengung völlig Er-

schöpfte auf Kissen und Decken, breitete eine warme Hülle über sie und setzte sich ihr still gegenüber. Sie ließ alles teilnahmslos mit sich geschehen. Bald nachher schloß sie, von Müdigkeit überwältigt, ein.

Er schaute still auf sie. Das Herz that ihm zum Zerpringen weh: was für unsägliches Leid war in ihr Gesicht gegraben: die Schläfen eingesunken, bläulich die feinen Lider und der Mund, der arme Mund mit der tiefen Schmerzensealte um die Lippen.

Während der Zug in den herbstlichen Nachmittag hineinglitt, zog wieder die ganze Vergangenheit an Martiny vorüber, bis zu dem Punkt, wo er ihr Schicksal in der Hand gehalten und ihm seinen Lauf gelassen hatte. Seine Gedanken blieben wie schon tausend und tanjendmal an dieser Wende ihres und seines eigenen Lebens haften. Was hatte ihr sein Schweigen für Schmerz gebracht! Aber litt er denn weniger? Wie er sie da vor sich sah, die einst die schöne Dora Miller gewesen — gab's einen schärferen Stachel als den in sein Herz geleiteten?

War er schuldig? Wäre Vergangenes wieder heranzubekennen gewesen, hätte er anders gehandelt? Hätte er seine Berufstreue geschändet oder wieder die Geliebte geopfert wie damals? Er stöhnte auf — er wußte es nicht!

Dora lag so totenbläß und regnungslos, daß es anfang, ihn zu ängstigen. Leise legte er die Finger an ihren Puls, doch der ging, wenn auch schwach, in regelmäßigen Takt. Sie machte eine Bewegung, ohne zu erwachen. Er behielt ihre schmale Hand in der seinen und fühlte, wie sie langsam an seiner Wärme erwarnte.

Die Herbstsonne war im Sinken und warf ihre purpurnen Strahlen quer durch das Koupee.

Martiny sah auf die Uhr; sie mußten gleich da sein, er mußte Dora wecken.

Sie schlug die Augen auf und blickte verstört um sich.

„Wo sind wir — wo bin ich?“

„Bald zu Hause. Bei mir zu Hause, wo Sie gesund werden sollen.“

Sie richtete sich empor. „Warum sind Sie so gut?“ flüsterte sie.

Er wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.

Gleich darauf raifte er mit völlig ruhigem Gesicht Dedden und Kissen zusammen.

Da waren sie auch schon. Der Zug hielt.

Martiny hob Dora aus dem Koupee und trug sie mehr als er sie führte zum bereitstehenden Wagen.

„Das Fräulein läßt grüßen,“ (Agathe hieß in der ganzen Gegend nicht anders als das Fräulein) meldete der Koffeleuter. „Sie ist nicht mitgekommen, damit die Frau zu Hause alles recht schön bereit findet. Auf der Fahrt wird der Herr Doktor es schon allein besorgen, hat sie gesagt.“

Martiny suchte es Dora so bequem wie möglich zu machen, aber die Fahrt war lang und der Weg schlecht. Bei jedem Ruck, den der Wagen gab, stöhnte sie auf. Martiny rief dem Kutscher zu, langsam zu fahren, so daß es völlig Nacht war, als sie Oberndorf erreichten. Als sie endlich vor dem Hänschen stille standen, lag Doras Kopf vertrauensvoll wie der eines Kindes an Martinys Schulter, und er hielt ihren zarten Leib fest an sich gedrückt.

Aus dem erleuchteten Hänschen trat Agathe. Sie half dem Bruder Dora aus dem Wagen heben. Als sie das junge vergrämte Gesicht sah, schloß sie die Krawatte in ihre Arme. Dann führten sie Dora die Treppe empor in die für sie bereitete Stube und ließen sie in den alten Sorgenstuhl gleiten, der von unten hierher gebracht worden war. Agathe winkte ihrem Bruder zu gehen.

Eine Stunde wohl sah er allein im Wohnzimmer und wartete. Endlich trat Agathe ein, eine dampfende Schüssel in den Händen.

„So,“ sagte sie, „sie hat etwas Suppe genommen, und jetzt schläft sie. Armes junges Ding. Und nun ist Du.“

Er vermochte es aber nicht — er lehnte wie in tiefster Erschöpfung gegen den Stuhl.

Agathe ließ die Augen prüfend auf seinem Gesicht ruhen.

„Erich,“ bat sie dann, „sag' mir, was ich wissen muß.“

Er blickte vor sich nieder. „Sie hat vor ein paar Monaten ihren Mann plötzlich verloren, den Musiker Wank. Und dann auch ihr kleines Kind. Sie hat das Kind leidenschaftlich geliebt, und es ist vieles in ihrer Vergangenheit, worüber sie nun grübelt. Es war eine sehr unglückliche Ehe, nicht durch ihre Schuld, denn sie — — Agathe!“ er sah stehend zu seiner Schwester hinüber, „es ist mein eigenes Schicksal, das ich Dir anvertraue; meine ganze Hoffnung setze ich in Dich.“

Sie nickte. „Ist sie das Mädchen, das — von dem Du mir sprachst, als Du zuletzt hier warst?“

„Sie ist es.“

„Weiß sie . . . ?“

„Nein! Das quält sie eben, ob ihr Mann

eine bewußte Schuld auf sich geladen hat, als er sie heiratete, ob ihr Kind zu Grunde gehen mußte, weil es sein Kind war.“

„Aljo auch nichts von Dir?“

„Nichts.“

Er versank wieder in Schweigen. Auch Agathe saun.

„Sei nicht mutlos,“ jagte sie dann mit frischer Stimme. „So ein junges Geschöpf, das kommt über alles hinweg. Daß Du sie mir aber gebracht hast! Hat sie niemand, der ihr nahe steht?“

„Niemand. Sie ist mutterlos — ihr Vater hat vor kurzen ihre ehemalige Gesellschafterin geheiratet, mit der er sich auf einer Reise um die Welt befindet. Freude hat Dora nicht, sie war in Berlin noch nicht warm geworden, als ihre Heirat kam und all das Unglück.“

„Mehr brauche ich nicht zu wissen. Alles andere erfahre ich besser von ihr selbst, denn vor allem muß ich versuchen, mir ihr Herz zu öffnen. Nun erzähle mir von Dir, was hast Du geschafft, wie steht es um Dich?“

„Es ist nicht viel zu berichten,“ erwiderte er müde. „Meine populären Striabelien habe ich Dir ja geschickt; auch die Broschüre seiner Zeit.“ Das klang alles so gedrückt, als ob es ihn gar nicht angehe.

Agathe blickte aufmerksam zu ihm hinüber.

„Erich, ich fürchte, Du bist nicht auf dem rechten Wege,“ sprach sie dann fest. „Zuerst hast Du Dein und Deiner Liebsten Glück Deiner Standeshere geopfert und nun scheinst Du mir im Begriff zu sein, über den Schmerz nun die herausbeschworenen Folgen Deinen Beruf zu vernachlässigen.“

„Wer durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe,“ erwiderte er tonlos, „dem schmecken Wissenschaft und Leben egal. Sie und ich — ganz allein. Meine Hand hat sie gehalten, sonst wäre sie in ihrem Jammer verzunken oder ihrem Kinde freiwillig nachgegangen. Mir hat sie ihre wundte Seele ausgeschüttet! O Agathe, und ich hatte mit meiner eigenen Verzweiflung zu kämpfen. Da mußt Du es begreifen, daß meine Kraft erlahmt ist! Ich thue, was meine Pflicht erheißt, aber wissenschaftlichen Problemen nachgehen, mich für die kleinen Leiden mir gleichgültiger Menschen interessieren, während alles nun mich in Trümmern liegt, das ist mehr als ich kann.“

Er stand erregt auf und ging hin und her.

Agathe folgte ihm mit den Augen.

„Höre mich, Erich! Es gilt, Euch beide zu retten. Vor allem müßt ihr jetzt voneinander.

Wenn sie seit ihres Kindes Tod nur Dich gesehen hat, muß sich ihr bei Deinem Anblick ja alles Schreckliche erneuen. Dazu hast Du sie nicht hieher gebracht. Und auch für Dich, Du mußt ins Leben zurück; ihr kannst Du jetzt nicht nützen und Dir schadest Du nur.“

„Ich will ohnedies nicht lange bleiben,“ sagte er trübe, indem er vor ihr stehen blieb.

Sie sah zu ihm auf. „Nein, Erich, Du mußt gleich fort, morgen in aller Frühe, Du mußt ihr die Erschütterung des Abschieds eriparen.“

„Aber,“ wandte er ein, „ich muß doch erst sehen, ob die Reise ihr nicht geschadet hat.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das meinst Du selbst nicht; in dem Sinne krank ist sie nicht.“

Wieder ging er mehrere Male auf und ab.

„Du hast recht, Agathe,“ jagte er endlich.

„Es wird geschehen, wie Du bestimmst: bevor sie erwacht, werde ich fort sein. Aber nicht wahr,“ bat er, „Du berichtest mir oft und viel.“

„Es wird wohl in der nächsten Zeit nicht viel zu berichten sein, aber ich verspreche Dir, Dir regelmäßig zu schreiben. Doch stelle ich eine Gegenforderung. Du kommst nicht, ehe ich Dich rufe.“

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Ich vertraue Dir viel,“ sagte er bedeutungsvoll.

„Ach denke, Du kannst es.“

So ging er wirklich in der grauen Morgenfrühe davon, bevor noch aus Doras Stube ein Laut vernehmlich geworden war.

XII.

Zermaltenen Herzens hatte Martiny Osterdori verlassen, und es wurde ihm auch in den nächsten Wochen nicht leichter, obwohl Agathens Berichte nicht ungenüßig lauteten. „Dora ist ruhig,“ hieß es da. „Sie frägt regelmäßig zu essen an.“ „Der Schlaf ist gut.“ Und dann: „Sie gewöhnt sich an mich und erzählt mir viel. Sie ist ein liebes Geschöpf.“ „Heute haben wir den ersten Versuch zum Ausgehen gemacht, sind aber nicht weit gekommen.“ Etwas später schrieb sie: „Schicke Bücher, ich habe nichts, was für Dora taugte. Laß es nicht zu Heiteres sein, wenn auch selbstverständlich nicht gerade Düsteres.“ „Dora hat an Gewicht zugenommen, auch eine Spur von Farbe hat sie.“

Um Weihnachten herum fragte Martiny an, ob er kommen solle, aber die Antwort kamete: „Nein, thue es nicht, störe sie nicht auf. Sie ist nicht stark genug dazu, laß sie erst Kraft gewinnen. Habe Geduld — es wird gut.“

Er harrete, wenn auch nicht geduldig.

Mit eigener Willenskraft zwang er sich zur Arbeit. Seine Schwester hatte recht: Nuthätigkeit war Schwäche, nun schaffte er wieder wie sonst, rastlos von früh bis spät. Aber nun ihn herum hatte sich so manches geändert. Sein prophetisches Wort war wahr geworden, seine Entdeckung hatte sich allen Naidern zum Troß Bahn gebrochen. Das Wunderbare geschah, einzelne seiner Berliner Kollegen schickten ihm Patienten zu, und eines Tages wurde er eingeladen, in der Berliner medizinischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Er folgte der Aufforderung, sie freute ihn um der Sache willen, persönliche Empfindelheit war ihm fremd.

Und mit seiner Rückkehr ins Leben sanken auch langsam die Nebel von seiner Seele. Festen Auges blickte er in die Vergangenheit. Nun suchte er es wieder, trotz aller Qual, die daraus entstanden war, sein Handeln bis zum Schluss gewesen. Nochmals vor die Wahl gestellt, hätte er wieder sich und die Geliebte geopfert. Und doch gab er sich keiner Täuschung darüber hin, daß er Dora für immer verloren hatte. Wenn ihm selbst gelänge, was er einst nicht vermocht, sich ihr Herz zuzuwenden im Augenblick, wo sie erführe, was er an ihr gethan, mußte sie sich da nicht wieder von ihm kehren?

Aber oft war sein Herz doch stärker als seine Einsicht. Dann riß er den Hut vom Nagel und stürmte hinaus in den Wintertag bis tief in den ärmlichen märktischen Wald hinein, den aber Eis und Schnee mit einer Zauberröhle umgaben, daß er fast aussah wie sein geliebter Heimatwald. Er dachte der Fernen, ob sie fähig sei, die Schönheit zu sehen und zu fassen, die der Winter über das stille Thal breitete, in das er sie gebracht, damit sie gesunde. Er wußte, daß er den Berichten seiner Schwester trauen könne, daß Doras Körper zu erstarren begann. Gesundete aber auch ihre Seele? Wurde ihr Auge wieder klar, ihr Sinn weit, wie er es einst gewesen? Warum schweig Agathe darüber? Hatte sie Furcht, Hoffnungen zu erwecken, die sich dann nicht erfüllen würden? Er wollte sehen, mit eigenen Augen sehen und schrieb wieder, daß er kommen wolle, doch wieder war die Antwort: „Nein, den!“ Cineses Weisprechens und warte, bis ich Dich rufe.“

Da geschah etwas, was all seine Erwägungen über den Haufen warf. Die medizinische Fakultät der Universität Jena legte es ihm vertraulich nahe, sich an ihr zu habilitieren; seine Ernennung zum Professor würde unmittelbar darauf erfolgen. Für sich that er es nicht; der Gedanke an eine akademische Laufbahn hatte ihm bisher völlig fern gelegen, Ehrgeiz nach außen kannte er nicht, auch mangelte

es ihm an Hederngabe. Und tausend Fäden knüpften ihn an Berlin: seine Patienten, das reiche Material, das ihm die Krankenhäuser boten.

Aber Dora! Wäre das nicht die Rettung für sie? Sie konnte doch nicht für immer unter Bauern leben? Fern von Berlin, der Stätte ihrer trüben Vergangenheit, in einer kleinen Stadt, inmitten eines festgefühten Kreises gebildeter Menschen, erschloß dies nicht die Möglichkeit einer lichten Zukunft für sie?

Es schien ihm Pflicht, ihr die Wahl zu stellen, er durfte ihr diese helle Aussicht nicht ungezeigt lassen, in ihre Hand mußte die Entscheidung gelegt sein. Vielleicht zog das Bild sie an. Vielleicht vermochte sie ihn zu vergeihen. Und war's ein „Nein“, das er davontrug, was lag an ihm? Und daß auch sie durch das Befehmtuis, das er ihr nun doch ablegen würde, vielleicht den einzigen Menschen, dem sie vertraute, verlor? Jetzt war er ja nicht mehr der einzige, jetzt hatte sie ja einen besseren, Agathe.

Troß des Agathen gegebenen Wortes fuhr er nach Okerndorf.

In früher Morgenstunde kam er an der Station an. Es war ein glühender, leuchtender Märztag. So weit das Auge reichte, Schnee und wieder Schnee. Auf den Bäumen lag er dichtgeballt und junkelte in den Sträuchern wie Milliarden weißer Neusen. Die Berge hüllte er ein, füllte Spalten aus und stante sich an Felsblöcken zu Hanfen. Er knirschte unter den Füßen und tanzte im Sonnenschein, wenn ein hungriger Sperling beim Geräusch von Martinus Schritten aus einem Nanne aufstog. Wie schön war es hier, wie schön! In seinen Füßen tauschte der Fluß und sang ihm ein Lied von Hoffnung und Furcht. Wie würde er sie finden? Geuejen? Würde ein Schimmer von Gewährung für sein Werben von ihr ausgehen? Nimmer schneller lief er die Oker entlang, als trage sie ihm das Glück fort.

Nun war er am Eingange des Dorfes und wädhigte seinen Schritt. Endlich stand er vor dem Hänschen. Leise drückte er auf die Kluete und hielt im Flur tiefatmend still. Durch die halbhohe Thür zur Apoteker sah er Agathe über das Pult gebeugt sitzen und schreiben. Bei seinem Eintritt hob sie den Kopf.

„Da bist Du ja, Erich,“ sagte sie ohne das geringste Erstaunen, als hätte sie ihn längst erwartet.

„Wie finde ich es hier,“ fragte er hastig. „Wie finde ich sie?“

„Das sollst Du gleich selbst hören.“

Sie trat auf den Flur hinaus und horchte. Dann winkte sie ihm, ihr zu folgen. Behutsam

stiegen sie die hölzerne Treppe empor. Oben stand sie still.

Aus Doras Stube klang eine Stimme, ihm so bekannt und doch so fremd: eine kräftige, junge Stimme, Doras Stimme, wie sie einst gewesen, etwas tiefer vielleicht und ein ganz klein wenig verzehleert, aber nicht tonlos und zermartert, wie er sie wochenlang gehört hatte, wie sie ihm noch im Ohre lag.

„Das soll ein Häschen sein?“ jagte sie. „Ja aber dem fehlt doch was, gerade das Wichtigste fehlt ihm, weißt Du's nicht?“

„Aber ich hab' ihm doch alles hingezeichnet,“ kam die Antwort von einem nachdenklichen Kinderstimmen, „vier Füße und einen Schwanz und Augen und alles.“

„Annelise, komm' einmal her und jage uns, was dem Häschen fehlt.“

„Die Ohren!“ lachte Annelise. „Ein Häschen ohne Ohren!“

„Ein Häschen ohne Ohren!“ fiel ein Chor von vier, fünf Kinderstimmen ein, und immer wieder „ohne Ohren, ohne Ohren!“

„Du, Tante Dora,“ schrieb die erste kleine Stimme trotzig dazwischen, „vielleicht hat man dem Häschen die Ohren abgegeschnitten.“

Und nun lachte sie, wahrhaftig sie lachte, tief und weich wie man unter Thränen lacht, aber sie lachte doch! „Dummer Kerl, dummer kleiner Kerl!“ Und dann hörte man deutlich, wie sie das Kind abküfte.

Erich Martiny wandte sich zu seiner Schwester herum. Die Augen waren ihm feucht geworden, wortlos streckte er ihr die Hand hin.

„Komm,“ flüsterte sie, „Du sollst sie auch sehen, bevor sie Dich sieht.“

Sie traten wieder in die Apotheke. Agathe drehte hinter sich den Schlüssel um.

„Sie wird nämlich gleich hernuterkommen,“ erklärte sie. „Täglich von neun bis gegen zwölf hat sie die Kinder bei sich, die kleinen, die noch nicht zur Schule gehen. Sie zeichnet mit ihnen und lehrt sie Gedichte aufsagen, liest ihnen Märchen vor und ist unerhköpftlich in immer neuen Spielen.“

„Wie hast Du es mir dazu gebracht?“ fragte er erschüttert. „Du einzige Agathe!“

„Ich habe sie an dem gepackt, wovon ihr Herz wund war: an ihrer Liebe zum Kinde. Anfangs freilich wurde es schwer. Wenn ich ihr eines zuführte, brach sie in Thränen aus. Dann fürchtete sich das Kind und fing zu schreien an, und ich mußte es wieder wegnehmen. Eines Tages aber ließ sich

so ein kleines Kerlchen, es war der Buchbäuerin ihr Hans, Doras Liebling jetzt, der vom Häschen ohne Ohren, durch ihr Weinen nicht einschüchtern, sondern kletterte ihr auf den Schoß. Und wie er dann anfing, ihr mit den dicken Händen die Wangen zu streicheln und immer wieder bat: „Nicht weinen, liebe, schöne Frau, nicht weinen!“ da brach das Eis. Sie nahm ihn in die Arme und küßte ihn so leidenschaftlich, daß das Kind fast erschrocken still lag und sie mit seinen großen, blauen Augen verwundert ansah. Von da ab war das Spiel gewonnen. Denn ich schob nun täglich den kleinen Hans zu ihr hinein, und sie begann ihn zu beschäftigen und damit sich selbst. Eines Tages bat ich sie, das Kind nach Hause zu bringen, ich könne nicht abkommen, und den weiten Weg durch das ganze Dorf könne man das Häuschen nicht allein gehen lassen. Da ist sie zum erstenmal über meinen Garten hinausgewesen. Allmählich hat sie dann die ganze Schar um sich versammelt, denn nicht nur die Kleinen kommen, auch die Großen. Wo eine Schulaufgabe nicht gelingen will, wird sie zu Tante Dora gebracht, und in allen Strick- und Häkelruden weiß sie Rat. Auch so mancher Flicker in Rock und Höschen mußte von ihren geschickten Fingern zu erzählen. Aber horch, nun kommen sie.“

Es kam die Treppe heruntergepoltert, ein Dutzend kleiner Füße. Dahinter Doras leichter Schritt. Gleich darauf wurde an der Klinke der Apothekenthür gedrückt.

„Gehne nur, Dora!“ rief Agathe, „ich kann jetzt nicht offnen, ich braue gerade einen besonderen Trant.“

„Adieu, liebe Agathe!“ klang es zurück, und im Chorus: „Adieu Fräulein, adieu!“

Martiny stand am Fenster hinter der Gardine und sah ihr nach. Elastischen Schritts ging sie zwischen den Kindern; die schlauke Gestalt, die wohl etwas zarter geblieben war, als vor der Ehe, von einem knappen Räckchen umschlossen, an dem hüppigen Haar eine schlichte, schwarze Pelzklappe.

„Sie bringt die Kinder nach Hause,“ jagte Agathe vom Tisch her, wo sie sich mit dem Einfüllen von Billen in kleine Schachteln zu thun machte. „Übrigens beschäftigt sie sich nicht nur mit ihnen, sondern zeichnet und malt und macht jeine Handarbeiten, für die sie ein besonderes Geschick hat. Sie hat sich daran gewöhnt, nie müßig zu sein, nur von Müßig will sie nichts hören. Ich habe ihr vor geschlagen, ihr Klavier kommen zu lassen, nachdem sie mir erzählt, daß sie als Mädchen viel gespielt

hat. Mit Heftigkeit hat sie es abgelehnt und dabei ganz verzweifelt ausgesehen."

Martiny nickte. "Das glaube ich wohl."

"Aber sonst, Erich, ist sie eine Genejene an Körper und Seele."

"Wenn sie es ist, warum hast Du mich nicht gerufen?"

Agathe lächelte fein: "Sie sollte sich erst klar darüber werden, ob sie Dich entbehren kann. Je höher ihre Sehnsucht nach Dir wuchs, desto eher besiegte sie alles andere. Und jetzt, Erich, brauchst Du sie Dir nur heimzuholen."

"Auch wenn sie wissen wird, Agathe?"

"Was?! rief Agathe, indem sie ihrer Art entgegen so heftig aufstand, daß Schachteln und Pillen um sie her zu Boden rollten. "Nein, das darfst Du nicht! Du darfst ihr nicht sagen —"

"Soll ich mit einer Lüge um sie werben?"

"Erich!" Sie trat erregt vor ihn hin. "Ich habe mit aller Kraft danach gerungen, zu verstreuen, wie Du damals gehandelt hast, daß Du schwiegst. Heute sage ich: vielleicht konntest Du nicht anders, wenn es mich auch traurig macht, unsäglich traurig, daß göttliches Recht und menschliche Ehre so weit auseinander liegen. Aber bestimmt weiß ich: da Du damals geschwiegen, darfst Du auch heute nicht reden."

"Habe ich dann das Recht, um sie zu werben?"

"Du hast es. Du hast ja gelitten wie sie und willst ihr Glück."

"Und soll ich das Bewußtsein mit durch meine Ehe schleppen, meiner Frau zu verheimlichen, was sie vielleicht als eine untilgbare Schuld ansehen würde?"

"Das mußt Du tragen. Betrachte es als eine Sühne für das, was Du schuldig oder schuldlos an ihr gesündigt hast. Oder willst Du Deine Seele dadurch entlasten, daß Du auf ihre kaum genejene überwältigt, worunter sie vielleicht zusammenbricht? Nein, Erich! Bedenke wie barmherzig das Schicksal Dir gewesen ist. Was wäre aus Dir geworden, wenn sie Dein Schweigen zu Grunde gerichtet hätte?"

Er senkte das Haupt. In ihm wogte ein schwerer Kampf. Jede seiner Fibern brannte danach, vor das Weib, um das er so viel gelitten, hinzutreten und ihr zu bekennen, es klar werden zu lassen zwischen sich und ihr, bevor er sie fragte: "Willst Du mein sein?" Doch seiner Schwester Worte hatten ihn getroffen wie ein Blitz, und nun schrie eine Stimme in seinem Herzen: „Agathe hat recht.

XXX.

Jetzt wäre Neben Selbstsucht. An nichts denken als an ihr Glück: schweigen, schweigen!"

Er hob den Kopf.

"Ich werde schweigen," jagte er fest.

"So geh' und hole sie Dir heim. Sie macht täglich einen weiten Marsch der Station zu. Ich glaube," Agathe sah den Bruder lächelnd an, "sie geht Dir immer entgegen, denn wenn sie zurückkommt, hat sie enttäuschte, sehnsüchtige Augen."

Außerhalb des Dorfes holte er sie ein. Der Schnee dämpfte seine Schritte. Erst als er ihr ganz nahe war, hörte sie ihn und wendete sich um.

"Erich!" jagte sie. "Erich! Nicht, Herr Doktor! Hatte sie so seiner Gedacht?"

Hand in Hand standen sie. Er sah in ihr Gesicht; schmal war es noch immer und ernst, aber die Augen klar und der herbe Zug um den Mund verwischt.

"Wie schön es ist, wie schön!" murmelte Martiny. Meinte er die Winterpracht oder ihr Wiedersehen?

"Ja," erwiderte sie, "hier ist es schön. Ich möchte immer hier bleiben."

"Immer?"

"Oder doch so lange Agathe mich behalten will." Sie schritten jetzt Seite an Seite langsam dem Dorfe wieder zu. "Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie gut Agathe zu mir war, wie sie es noch ist, jeden Tag und jede Stunde. Und doch hat sie mich auch wieder fest angefaßt und emporgesogen. Nicht mit vielen Worten, Sie wissen, das ist ihre Art nicht, aber durch ihr Beispiel. Ich habe bald gelernt, mich vor ihren klaren Augen zu schämen, wenn ich so dalag und nichts that, als meinem armen Kleinen in die Ewigkeit nachzustarren, indes sie nur für andere lebte, Tag und Nacht bereit zu helfen, nie verdrossen, nie müde in ihrer Liebe zu den Menschen."

Er hörte ihr nur immer zu, ganz benommen davon, wie er sie wieder fand.

"Und weil ich arm und hilflos war," fuhr Dora an, "die Ärmste und Hilfsloseste von allen denn ich wollte ja nicht einmal aus meinem Zammer empor, geschweige gar, daß ich es allein gekonnt hätte, nahm sie sich auch meiner an. Und bald ward es mir unmöglich, dem lieben Gott seinen Tag zu stehen, während sie emsig schaffte und Segen um sich verbreitete. Freilich, mein Thun" — es war fast das alte schüchterne Vächeln aus ihren Mädchentagen — "darf man mit ihrem nicht vergleichen. Aber Sie haben es ja selbst gesagt: Agathe ist einzig! Und nie werde ich es Ihnen danken können, daß Sie mich zu ihr gebracht, so

37

wenig wie alles andere, das ich in meiner Dummheit und Stumpfheit hingenommen habe, als müßte es so sein.“

„Sie sollen mir nicht danken. Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, Sie so wiederzufinden. Ja, wir wollen Agathe preisen und es ihr zu vergelten suchen, so gut wir können. Ich wie Sie, Dora, oder ich mehr als Sie. Denn noch ehe Sie Gerhard Blauk je gesehen, habe ich Sie schon geliebt.“

„Ich weiß,“ sagte sie leise, „jetzt weiß ich es längst.“

„Wie habe ich gemungen, dieser Liebe Herr zu werden, als Sie sich ihm verlobten, ihn heirateten. Was habe ich mit Ihnen gelitten, und wie ist meine Liebe in den Schmerzensezeten, die ich mit Ihnen verbracht habe, emporgewachsen, mir selbst unbewußt, riesengroß, Dora, abgrundtief. Und heute komme ich zu Ihnen, Sie zu fragen: giebt es eine Hoffnung für diese Liebe? Wollen Sie es mich versuchen lassen, Ihnen ein Glück anzubauen? Nicht in Berlin,“ fügte er hastig hinzu, „dorthin sollen Sie

nicht mehr, es ist mir in Neua eine Professur angetragen —“

Über ihre tief erblaßten Wangen perlten die Thränen.

„Aber,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, „Sie sollen nicht aus Dankbarkeit gegen mich oder Agathe, ja“ sagen. Wir sind Sie keinen Dank schuldig und Agathe verlangt keinen. Nur an sich selbst sollen Sie denken, an Ihr eigenes Glück. Sie sind noch so jung, es kann ein anderer kommen, für den Ihr Herz spricht.“

Sie suchte ihre Erschütterung zu bemeistern. „Es hat gesprochen, hier habe ich es vertheilen gelernt. Aber wie verdiene ich es dem, daß das Glück, das ich verkannt und nicht über die Schwelle gelassen, wiederkommt?! Ich glaubte, Sie seien längst mit mir fertig und alles nur Mitleid und Erbarmen. Wenn ich Ihnen jetzt noch gut genug bin, nachdem ich Gerhard Blauk angehört habe, nachdem ich durch so viel Schmutz und Elend gezogen worden bin —“

„Komm!“ sagte er, „wir wollen uns Agathens Segen holen.“

Stimmung.

Ein Vogel singt auf dem Weidenbaum;
Der beschattet das rauschende Rohr . . .
Und es lodert am Horizont empor
Wie Fenersbrunn um das goldne Ehor,
In dem sich die Sonne verlor . . .
Und der Abend verglüht in Nacht und Traum . . .

Verflugen laß die Stimmung! In Ruh'
Den Hahn! Das Gewehr aus der Hand!
Ein Entschick steigt in den Himmelsbrand . . .
Wie bald und das glühende Wasserband
Verfinkt in Nebel, das Land
Beht sich mit dem Steruenauteil zu . . .

Rudolf Knußert.

Ich muß Dich lieben . . .

Und war's ein herzlos Spiel auch nur,
Das, Stolze, Du mit mir geliebest,
Und war er falsch, Dein Liebeschwur,
Falsch, wie Du selbst, — ich muß Dich lieben!

Ich muß Dich lieben ewiglich,
So lange Mond und Sterne kreisen,
Und wüßst' ich auch, Du haßtest mich
So tief und wild — ich muß Dich preisen!

Ich muß Dich preisen immerfort,
Und deuth' ich auch nur wen'ger Stunden,
Der Blume Duft, die früh verdoth,
Ich hab' ihn einmal doch empfunden!

Und das ist viel, schon das allein.
Erkraht im Dunkel mir, im kräuben,
Erinn'rungslichter Frührothsein,
Das ist genug, — ich muß Dich lieben!

Karl Nowak.

Herbst.

Nun ist es Herbst. —

Ein müder Himmel legt
Auf meine Berge seine bleichen Hände,
Die roten Buchen lodern zu ihm auf
Die Flammengluten düster Leichenbrände.

Nun ist es Herbst, wo doch rinst Sommer war.
— Einfüngig ramt der Bach die Colenklage;
Es geht ein Flüßlein durch den dürrn Wald,
Ein schlichlich Rücherinnern schöner Tage.

Nun ist es Herbst . . .

Robert Schmidt.

Eines Andern Weib . . .

I.

Frühlingsluft.

Gen't' schwebte in mein dunkles Bimmer
Die Frühlingsluft, die wunderholde Fran,
Umherküpft von einem rosenfar'nen Schimmer,
Schfüllt in Puffe einer jungen An'
Und küßte mich.

Sie strich mir aus der Stirn die Toden
Und sprach zu mir mit leuzsüßem Mund.
— Es klang wie Läuten blauer Blüthenlodden
In einem tiefsmaragd'nen Wiesengrund . . .
So heimlich leis.

„Jetzt hebt sie sich verseht aus heißen Kiss'n
Und schleicht sich fort von Mann und Kind.
Und lauscht, was tief aus Blüthensternennissen
In Sehnsuchtslauten singt der Frühlingswind
Und lauscht und lauscht.

Das Mondlicht rinnt um ihre weißen Glieder,
Der Wind hebt ihres Badsgewandes Saum . . .
Sie schließt das silberfar'ne Fenster wieder . . .
Schläft ein gewiegt von sel'gem Frühlingsraum,
Leis lächelnd . . .“

Die Stimme schweigt, . . . die Laute sind verschollen
So wie der Amsel Lied im Blütenbaum . . .
In blauer Ferne kreises Pommerollen . . .
Ein hübler Hauch . . . ein Schlaf, ein Traum
Voll tiefen Glücks.

II.

Schummerlied.

Prinzeßchen fein, Prinzeßchen fein,
Wann wird unsere Hochzeit sein?
Wie, nie . . .

Prinzeßchen stand ja schon vor dem Altar,
Hatte Myrten im Haar,
Hatte Augen so klar
Wie Mondeslicht
Auf blühender Heide.
Prinzeßchen wußte ja nicht,
Wußte ja nicht,
Daß sie mit ihren kleinen Schuh'n
Aus weißer Seide
Ihr Glück vertrat.
Daß ihr weißheidener Hochzeitsstaat

Der Cokenock ihres Lebens war
Und noch eines jungen Lebens gar.

Still, Still . . .
Prinzeßchen soll ruh'n,
Die langen Wimpern senken.
Nicht denken, nicht denken.
Wir wollen ganz leise und heimlich singen,
Daß wir unser Herzeleid zwingen.
Und macht es uns die Wangen blaffen,
Dann wollen wir uns an den Händen fallen
Wie Kinder zum Hingelrei'h'n . . .

Prinzeßchen fein, Prinzeßchen fein,
Schlaf ein,
Balde soll unsere Hochzeit sein.

Wenzel Goldbaum.

Und waren's nicht Rosen und Hyazinth' . . .

Und waren's nicht Rosen und Hyazinth',
So war es doch weißer Klee,
Das Sträußlein, das zum Angebind'
Mir gab meine Waldesfee.

Und hatte die Tieder auch nicht verfaßt
Ein tonberühmter Mann —

So sang sie die Amsel doch vom All,
Wir hielten den Atem an.

Und fand gleich der Mund kein lösend' Wort
Für das, was in uns gegliiht —
So fand er sicher doch den Pfl,
Wo rote Hüße erblüht!

Rudolf Gärtner.

Geträumtes Glück.

Es war ein Traum — so schnell ist er vergangen,
Gleidwiz des Frühlings sonzig helles Praugen.

Jah bin erwacht — es dämmert in der Ferne,
Am Himmel sehen pitternd noch die Sterne.

In meinen Augen schimmert eine Bähre —
Mir hat geträumet, daß ich glücklich wäre . . .

Ernst Ludwig Schellenberg.

Eine Begegnung.

Im heißen Sonnenlicht auf fremden Wegen,
Auf fremden Meeren, da ich einsam fuhr,
Traust Du mir leise wie ein Gruß entgegen,
Ein Gruß von meiner Heimatskur.

Du legtest Deine Hände in die meinen,
Als wüßtest Du, wie freudelos ich geh',
Und Deine schönen Augen sah ich weinen,
Als kenntest Du mein tiefes Weh.

Du bist, wie ich aus fernem Land gekommen,
Und meiner Sehnsucht hast Du Dich erbarmt —
Ich aber fühlte, wie mein Herz verkommen,
Wie es verwidert und verarmt.

Du mußtest stehn, — kaum daß ich die Lippe
Geküßt, die mir so frohen Gruß gebracht —
Gleich dem Geschickerten auf der Klippe
Blieb ich allein in Sturm und Nacht.

Nur dort, wo Du im Dunkel mir entschwunden,
Hab' ich ein mildes Leuchten oft geseh'n
Wie Feuer, die in stillen Abendstunden
Am Strande glüh'n und rasch vergeh'n.

Georg Edward.

Jungwirthin.

Denk! Du, hezig Kind, daran,
's war in Maiensagen,
Durch die Blumendüfte rann
Wonniges Behagen.

Junges Laub auf Baum und Strauch,
Rings der Klieder blühte,
Und der Sehnsucht warmer Hauch
Eräumte im Gemüthe.

Am uns schläng sich Rebengrün,
Froh die Becher klangen,
Burschenlieder hech und hühu
In die Luft sich schwingen.

Und die Schönste schenkte ein,
Schlank, mit runden Wangen,
Blondgelockt, die Lippen fein
Wekten süß Verlangen.

Und es sprang der eine auf:
„Hoch, Jungwirthin lebe,
Wer ein rechter Bursch', darauf
Seinen Becher hebe!“

Hell erlönte der Kristall,
Als das Hoch verschollen,
Sah man von den Gläsern all'
Nur noch Scherben rollen.

Peter Dochnahl.

Der Sonne entgegen.

Im Westen schwinnt der Sonne Purpurwaden,
Und spinn't ein Netz aus rotem Kupfergold
Und wirft es, um die Welt zu überdachen,
Auf Berg' und Thäler, schimmernd angerollt.

Wollkügig ruht in ihren Strahlenneken
Die Erde, ein gefang'ner Schmetterling,
Und will sich heiß am Sonnenranke lehen,
Der garbenstutend auf sie niederging.

Wir aber schreiten unter Herbedroten
Ostwellen hin zum fernem Flammenquell, —
Vom Glücke, das uns dieser Tag geboten,
Sind unsre Seelen weit und sonnenhell.

Armand Brody.

Sommernacht.

Schon weht in düst're Dämmerstleier
Den Forst die schwüle Julinacht,
Und traumstill steht der sasse Weiser
Im Grunde, wo das Schweigen wacht. —

Ein zieht ein misternüchlig Wehen
Vom Waidried auf der Höhe her,
Und durch die Schlammernwipfel gehen
Die Lüfte heiß und düst'erscher.

Es dröhnt — und wilde Feuerbrände
Durchzischen jäh den brünst'gen Raum,
Die Heißel schwingend aufs Gelände
Der Sturmwind saust im Wolkenstaum. —

Da heult in Wollust sich die Erde
Dem Sommer mit Gigantenklang; — —
Und ehe noch verhallt sein Werde: —
Die Frucht ihr schon im Schoße ruht!

Ewald Silvester.

Billy Blue.

Ihr hörtet von Tommy Atkins,
Seine Uniform ist rot,
Sein liebreich winziges Köppchen
Dem Haupt ihm zu fallen droht.
Doch sein franksakausischer Vetter
Brav, frohig und freu dazu,
Ist der U. S. Soldat der Linie
Billy Blue.

Vielleicht vor seiner Einschreibung
Sein Name ein andrer war;
Doch das Maxim ist sein Bruder,
Das bedient er wunderbar.
Und sein Blut beginnt zu wallen
Beim Crommelschlage im En,
Dem allezeit liebt zu folgen
Billy Blue.

Aufscher geht er ein wenig
In Gräben, dürr oder naß,
Doch pflegt er selbst nicht zu murren,
Wenn er heißen muß ins Gras.
Er ist immer wach und fertig,
Mehr gilt ihm Arbeit als Ruh',
Und nie verläßt seine Pflichten
Billy Blue.

Da ist Jack mastlauf zu klimmen
Und Jimmy im Schiff zur Hand,
Doch ist's Billy, Krieger Billy,
Der den Feind schlägt an dem Strand.
Ob er trägt zerlumpt den Khaki
Mit neuen Knöpfen dazu,
Still bewacht das Sternbanner
Billy Blue.

Wenn das Schwert erst ruht für immer
Und die Flint' hängt huckepack,
Und endlose Reihen marschieren
Zu dem letzten Bivouak,
Wenn die Engelswacht' sie anhält,
Und frög' sie all': „Wer bist Du?“
Antworten würde ein jeder:
Billy Blue!

Aus dem Englischen der Minna Irving von Max Riefewetter.

Schmerz.

Da steht der Schmerz
In meinem Felde,
Gefurcht die Hände:
Ein Sämann, hart,
So hält er Harz
Des Spatens Ende . . .

Er gräbt; er hebt
Die Schollen hoch,
Die dunkel schliefen;
Er senkt das Korn,
Das neue Korn,
In meine Tiefen . . .

Paul Wertheimer.

Auf der Sabri.

Gar lustig ist's, zu fahren
Durch Busch und Feld und Pain,
Vorbei an Dorf und Gärten
Ins weite Land hinein.

Der kette, frische Schwager
Bläß brav auf seinem Horn
Gar liebe, kraute Weisen
Aus deutschen Liebes Korn.

Der Dürser bunte Reute
Kläßt auf am Wagenschlag.
Ich reiß' mir sink ein Brettlein
Vom blüthen-schweren Hag.

Da lacht ein braunes Mägdelein
Mir zu aus gold'nem Korn;
Ich werf' ihr zu die Blüten —
Blas' rasch ein Liebesiedlein,
Schwager, auf Deinem Horn!

Alexander Dache.

„L'irreparable“.

Ob sah ich, müßig im Theater sitzend,
Im Stück, das mich zur Langeweil' verdamnte,
Wie eine Fee mit einemmale blühend
Im dunklen Höllengrund ein Licht entflammte. —
Ob sah ich, müßig im Theater sitzend,

Wie dort ein Wesen, ganz aus Licht gewoben,
Als Sieger über Satans Lücken schwebt.
Allein mein Herz, das das Stürme nie durchstoben,
Ist ein Theater, wo kein Spiel sich hebt
Und nie ein Wesen naht aus Licht gewoben . . .

Aus dem Französischen des Charles Baudelaire von Stefan Zweig.

Hochsommer.

Strombeer blühender, drauf ein Falter mit goldenen Flügeln,
Leopardig gefleckt, sich wiegend im Glanze des Mittags,
So hochsommerlich still und schweigend ruhet der Wald rings. —
Nur ein Wüchlein summt, und drüben auf feinigter Straße
Kasselt ein Wagen. — Vorbei! — Nun wieder die brütende Stille. —

Matkweiß schimmern durchs Grün die Klaster der birnenen Scheiter,
Gleich Sarkophagen und plump aus parischem Marmor gehauen;
Prüben das schwärzliche Reis, — ach todstill trauert die Rodung,
Trauert der schwärzliche Tann als Nachbar. — Und als ein Bahrkuch,
Heidelbeeren so schwarz ins Grüne gewirkt, so deckt sich
Schweigend der Boden, und hahl als Stümpfe stehen die Male. —

Gott, wie empfand' ich so schwer die Armut der menschlichen Sprache,
Seh' ich den herrlichen Strauß da drüben am Fenstergesimse!
Woher nehme ich doch der Rosen verschäuerten Purpur?
Wo der Glocken des Wald's so klares, himmlisches Tiefblau?
Sag', wo sind' ich den Ton und den Glanz der belebenden Farbe? —
Ach, nur ein Schwarzflitz ist mir Armen einzig zu Händen. —

Stilhegefeit ist das Haus, wo die Hauswurz blühet, das Hauslaub
Schön zu Kosekett geformt mit ruhigen Sträußen das Dach schmückt,
Das der Schauer so birgt die heiligen Güter des Segens. —
Haus, o heiliges, Du! Kein Fluch darf über die Schwelle!

Ein ist gesunken das Grab, drin Mütterlein ruhet, die Inschrift
Längst nicht lesbarlich mehr nach fünfunddreißig der Jahre. —
Ach, wie verwischt die Zeit die heiligsten Spuren! — Wie sind doch,
Gottesacker, nun heut' verändert Deine Quadrate!
Nur das bittere Blau des Vergißmeinnicht bleibet das alte. —

Wo an der Tränke am See, so tödlich beschlichen vom Jäger
Purpurne Teppiche schön sich breiten auf dorrendem Rasen,
Stehet ein Waldhaus hahl auf einsam welligem Hügel. —
Iß's der blutige Schweiß vom Reh, von säugender Hirschhuh,
Iß verendet dereinst, der dort uns begrüßet als Helke? . . .

Christian Wagner.

Verbst.

Nach fährt der Wind durchs Stoppelfeld,
Im Garten flirbt der Rosen Glanz.
Ringsum die sonnenmilde Welt
Im Frieden ruht.

Schon hie und da im blassen Baum
Ein reifer Apfel golden blinkt.
Wie reifes Glück, das Dir im Traum
Verlockend winkt.

Leis singt der Fink im Haselstrand
Im Klage-ton sein Abschiedslied.
Erzitternd vor des Windes Hauch
Der Falter flieht.

Ein Kleines noch. Dann schlüßst auch Du,
Das Herz von bangen Träumen schwer.
Erstorben geht die Welt zur Ruh'
Und seudentleer.

Heinrich Heide.

Spruch.

Wenn Dich die Sorge heimlich umkreist
Mit ihren Hyänenangen,
Wenn sie Dir flehend die Zähne weiß,
Das Mark Dir auszusaugen;

Dann sage Dir: was liegt daran,
Ob Du zu Grunde gehst!
Doch kämpfe wie ein ganzer Mann
Und glaube — Du bestehst!

Hans Koder.

Aus dem russischen Studentenleben.

I.

Abendwandern.

Eine Schwüle Eotenrube breitet
Ihre Flügel auf die weiten Felder;
Lagert sich auf mondverklärte Wälder.
Jeder Laut ist in der Luft erstorben.
Nur das Zirpen einer regen Grille
Bittert in der Sommerchwülen Stille.
Einsam zieh' ich meine alte Straße.
Während sich vom Tau die Wiesen feuchten

Bittert über mir das Wetterleuchten.
Und ich wandre meine alte Straße . . .
Atme dankerfüllt des Abends Frieden
Und vergeh' das Ios, das mir beschieden; —
Mir beschieden war so viele Nächte, —
Mir beschieden war so viele Tage
Zwischen Hunger, Durst und Alltagsplage.

II.

Zwei Lichter.

Zwei Lichter brennen auf meinem Tische,
Ich habe den Kopf in den Händen vergraben;
Vor meinen Augen vorüberziehen
Der Jugend Wünsche, Wollen und Haben.

O liebe Jugend! O arme Jugend!
Mit Not geheiligt, mit Hunger genährt!
Wer weiß wie lang' noch Du wirst getreten?
Wer weiß wie lang' noch Dein Hoffen währet?

Ob nicht gar balde Du bist gestorben,
Ein roter Lannfarg Dich wird verhehlen,
Und leise bekent der alte Priester
Indes zwei Lichter am Sarge verschwelten?

III.

Ein Traum.

Von meiner Stirne rieselte der Schweiß
Die eingefallnen, bleichen Wangen nieder.
Der junge Körper glühte fieberheiß,
Und krampfhaft schlossen sich die Augenlider.
Und in der Sonnenglut klomm ich hinauf
Auf meinen Knien mit gebundenen Händen;
Die halm vernarbten Wunden riß ich auf,
Beschlug den Kopf an starren Felsenvänden.
Dem eillen Glücke nach! Hinauf! Hinauf!
Wenn es auch Blut und Leiden kosten sollte!
Selbst wenn ich es mit meinem Blut erkauf!
In schwarzer Tiefe, wo der Wildbach grollte
Und über Dorngebüsch und Steingerölle
Hab' ich mich quälend, ächzend fortgehaßelt,
Indes der Glüchsdurft, dieser Fluch der Hölle,
Auf meiner müden Seele hat gelaßt.
Und einen Schritt vom Ziel stürzt ich hinab
In grauenvolle, steinbefäete Tiefen,
Wo Tausende gefunden schon ihr Grab

Und nun jerschmettert auf den Felsen schliefen.
Poß sich! Schon war ich wieder angelangt
Mit heilen Gliedern und gebundenen Händen
Zwei Schritte vor des Glüches Baum, der prangt
Im Sonnenglanz auf moosgejerten Wänden.
Und als ich bebend angesetzt die Hand
Nach diesem Baum — ward ich hinabgeschloßen.
Ein jäher Schrei sich meiner Brust entwand, —
Und ich verschwand im wilden Höllentosen . . .
Und als ich kämpfend mit den Wellen rang
Hör' ich die Schlucht vor Hohngeächter jitzern,
Was von dem Glüch da droben zu mir drang,
Um mein gequältes Herz noch zu erbittern.
Es schallte wie ein wild' Triumphgeschrei,
Ich süßte jitzend: nun ist es vorbei, —
Und als ich nun versank in Graus und Nach
Klang noch der Hohn wie Jerichos Trompeten.
Verstuchtes Lachen, das uns stets verläßt,
Wenn uns das Schicksal in den Staub getreten!

Rudolf Stern.

Schicksal.

Ein Kachon gleitet den Fluß hinab;
Zwei Frauen sitzen darin.
Die eine schaut leuchtenden Blickes ins Land,
Die andre mit susserem Sinnen.

Die eine hat Haare wie Flammen und Gold
Und Augen wie Sonnenstrahlen,
Und um die Schulter der anderen rollt
Der eherner Mantel der Qualen.

So ziehen sie schweigend durch alle Welt
Im Morgen- und Abendrot,
Die eine bringt Leben und Wonne und Glück!
Die andre Entsagen und Tod.

Ich sehe am Ufer mit blaßem Gesicht
Aufspinnen von magischen Banden.
Ich öffne die Lippen — und frage nicht.
Sie winkten mir beide und schweben . . .

Maria Schneider.

Sehnsucht.

Als ich heut spät in meine Stube trat,
Da mercht' ich's gleich, daß Du bei mir gewesen.
Am Tisch und Bett, in Vorhangsfalten lag
Ein zarter Puff von Deinem süßen Wesen.

Wie ist dies alles seltsam weich gestimmt!
Das Kissen hier, das Deine Thränen weicht,
Die Geige, — oft hab' ich sie Dir gespielt, —
Hier bebten Deine Finger in den Saiten.

Und hier im Glas der junge Blütenstrauß!
Reseden, Rosen, härtlich aufgeseht.
Ich nehm's zur Hand. Der Puff! Ein spür' ich dein
Die ganze Sehnsucht, die noch nicht genesen.

Was wohl der Abend noch an Wundern bringt,
Doch hoch! Regt wo ein Traum die leisen Schwingen?
Dies schmale Büchlein meiner Lieber hier,
Du haßt's geküßt! nun erst, — nun hör' ich's klingen.
Richard Freund.

Sommerabend.

Laß mich Frieden trinken, goldner Abend Du,
An Dein Herz mich sinken, tiefe Sommerruh!

Winde, säusel leise um den Erlenbaum,
Weht mir eure Weise in den Sommertraum.

Leuchstet, Ihr Cyänen aus dem Korngefild,
Blaue Wonnefahnen, reines Friedensbild.

Dämmerungen fallen auf die Kluren schon —
Kieder hör' ich fallen. Horch: Der Postillon!

Wonne laß mich trinken, goldner Abend Du,
An Dein Herz mich sinken, tiefe Sommerruh!

Egon Hugo Strasburger.

In memoriam.

Es war der Tag, da sich Dein Auge schloß, —
Den Rinde ahnte kaum, was es verloren,
Doch — aus dem unbegriffnen Schmerz geboren —
Erstank in seiner Brust der wilde Schoß, —

Die große, rote Blüt', Sehnsucht genannt,
Sehnsucht nach streichelnden Wadonnenhänden,
Nach heißer Frauentlippen süßen Spenden,
Nach jener Liebe, die ich nie gekannt, —

Sehnsucht nach Frauenherzen tiefverwandt,
Du heilen meine nie verharstchten Scharten, —
Doch niemand war, der duff'gen Blüt' zu warten,
Und sie zu brechen, keine weiche Hand.

Vom wunden Herzen pflich' ich heut sie ab
Und zieh' im Geist zur fernern, trauten Stelle
Und lege Dir statt bleicher Immortelle
Sacht meine rote Sehnsucht auf das Grab.

Karl Cuffy.

Das Silberhaar.

Es mag im Silberglanz erbleichen
Mir meiner brannen Locken Pracht —
Weiß ist die Farbe ohnegleichen
Der Sterne im Gewand der Nacht.

Der keuschen Liebe Bild, die Rose,
Dum Kleid die weiße Farbe nahm.
Bis Phöbens buhlendes Gekose,
Erglüh'n sie tief in holder Scham.

Nach Aphroditens grüne Myrte
Mit weißem Blütenschnee sich schmückt,
Und Dens als weißer Schwan sich pieret,
Als Iedas Anschuld er berückt.

Die Liebe liebt die weißen Locken,
Gleich des olymp'schen Schwanes Flaum,
Und Rosenschnee und Myrtenflocken —
Dum bleiche, Haupt, im Liebestraum!

Aus dem Neugriechischen eines Ungenannten von J. S. Wallowiz.

Ich hatte einst . . .

Aus meiner Heimat nahm ich mit ein Lied,
Als ich in ferne Fremde fortgezogen,
Fern, über schaumgekrönte Meeresswogen.

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland“ . . .
Wer sang es doch? Wann hab' ich es vernommen?
War's nicht die Stunde, wo mein Glück genommen? . . .

Und ob es gut, und ob es schlecht mir ging:
Stets klang das Lied mir trauernd in den Ohren, —
Das Lied der Heimat, die ich einst verloren . . .

Karl Körber.

Kleine Heine-Studien.

Von J. Kaffen.

II. Steinmanns Erinnerungen an Heine.

(Schluß.)

Steinmanns Zitate aus Heines „Briefen aus Berlin“ (a. a. O. S. 119 ff.) übergehend¹⁴⁾, kommen wir zu Heines Brief an Steinmann aus Berlin vom 10. April 1821 (a. a. O. S. 128 ff.), den Strodtmann mit Recht „1823“ datiert hat. Im „Meißhoferles“ von 1842, in den Erinnerungen, in Steinmanns „Briefen“, Bd. I, und in einem bisher unbekanntem Druck, der sich im Berliner Zigarro 1841, Seite 1207 ff. findet, — also noch ein Jahr vor dem „Meißhoferles“ — ist allerdings überall als Jahr der Abfassung 1821 genannt. Einige Bruchstücke finden sich sogar im „Taschenbuche u. s. w.“ aus dem Jahre 1834. Den vollständigen Brief bieten nur „Berliner Zigarro“ und „Meißhoferles“.¹⁵⁾

¹⁴⁾ Ich habe sie mit dem Original verglichen. Einzelnes, aber Unwesentliches, ist willkürlich geändert, oder auch vielleicht nur verschrieben. Genau zu zitierten war eben für Steinmann offenbar ein Ding der Unmöglichkeit. Hr.

¹⁵⁾ Abermals eine Affakration zu Steinmanns Arbeitsweise, wie man sie charakteristischer nicht erinnern könnte. Steinmann hat den Brief wohlgezählt teils vollständig, teils in Auszug, fünf Male verwertet (denn auch im „Neuen Rheinischen Merkur“, 1847, S. 388, findet sich ein von Kaffen übersehenes Zitat), und — nur den ersten Abdruck im „Taschenbuche“ von 1834 abgerechnet, wo „1823“ steht — jedesmal mit falscher Datierung! Ob dies nur ein Flüchtigkeitsfehler oder Absicht war, muß dahingestellt bleiben. Allerdings lag Steinmann daran, die Dinge so darzustellen, als wäre sein Verkehr mit Heine ein unangesehener gewesen, und so leitete er denn auch den Abdruck in den „Erinnerungen“ mit den Worten ein: „Das erste Lebenszeichen, welches ich von Heine aus Berlin erhielt, war ein Brief von ihm, gegen 6 Wochen nach seinem vorigen Eintreffen geschrieben.“ Vielleicht also wollte er maskieren, daß Heine durch zwei Jahre schwieg. Immerhin ist bei Steinmanns Art auch ein immer wiederholter Flüchtigkeitsfehler möglich. Charakteristisch für ihn ist auch der Satz von Heine, den er im „Meißhoferles“ hatte drucken lassen, aber nun wegläßt. „Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien“, schließt der Brief in den „Erinnerungen“; im „Meißhoferles“ folgt die Bitte, es nach Durchsicht an einen gemeinamen Freund (wahrscheinlich Seibe) zu geben. „Ach bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken.“ Das mochte wohl Steinmann in einem Buche das u. a. Heines Verschätzung für ihn nachweisen sollte, nicht wiederholen!

Auch die Art, wie Steinmann a. a. O. S. 132 ff. den Brief kommentiert, ist für ihn höchst bezeichnend. Heine hatte sich für die zwölfjährige Pause im Briefschreiben u. a. mit dem „Verlust des Allerliebsten“ entschuldigt. Wer damit gemeint war, weiß nun Jedermann und wußten schon damals die nächsten Freunde des Dichters: Amalie Heine, die sich 1821 mit John Friedländer vermählt hatte. Friedrich Steinmann aber wußte dies auch 1856 noch nicht und fühlte sich doch verpflichtet, etwas zu wissen. Und so schrieb er denn: „Verlust des Allerliebsten“ — schreibt er (Heine).

Des a. a. O. S. 162 kurz erwähnten Operntextes „Der Vatavier“ gedenkt Steinmann öfters, so im „Neuen Rheinischen Merkur“ 1847, S. 389: „Während seines Kufenthaltes zu Berlin schrieb Heine für Joseph Klein in Köln einen Operntext: „Der Vatavier“, der indes wohl komponiert, indes bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen ist.“ J. v. Houffreau dagegen behauptet in seiner in demselben Wortlaute 1840 und 1843 erschienenen Lebensfizzi, nach-

Welcher Verlust war gemeint? Ich knüpfte daran kurz die Erzählung seiner ersten Zugendliebe, worüber bis heute nichts in die Öffentlichkeit gekommen. Seiner ganzen Poesie Hauptthema, dessen Variationen seine feineren Gedichte sind, hat er in dem bekannten Gedichtchen von der unergötlichen Liebe ausgesprochen: „Ein Jüngling liebte ein Mädchen u. s. w. . .“ An diese Geliebte war die schönsten Blüten seiner Poesie gerichtet; ihr widmete er sie unter ihrem Namen Eveline; sie war das „Engelstübchen auf Rheinwingsolgrund“, sie, die Richtige des Dichters in Düsseldorf. Eveline war Geldern, die ihm nicht ward, sondern einem andern kurz vor seinem Abgange von Göttingen nach Berlin sich ehelich verband. Sie schwebte ihm vor in der Julia im „Almanach“, in der Maria im „Matinee“ (sic!).

An der ganzen Geschichte ist keine Silbe wahr; eine Verwandte dieses Namens, von welcher auch F. W. Gubig in seinen „Erebnissen“ jagelt, hat überall nicht existiert (Strodtmann, Heines Leben und Werke I. 48). Da Gubig „Erebnisse“ erst 1868 erschienen sind, so ist der „gute, eheliche Steinmann“, wie ihn Heine in diesem Brief begütigend nennt, der Erfinder des Märchens. Auch hier habe ich Herrn Kaffen freigestellt, sich zu äußern. Er schreibt mir:

„Die seltsame Behauptung betreffs Eveline darf man Steinmann wohl nicht allzu übel nehmen, besonders da Max Heine und andere Glieder seiner Familie auf alle mögliche Weise die Thatsache von der Liebe Heinrichs zu Amalia und Herese zu vertuschen suchten und geradezu gesehnet haben. Er hat sich offenbar in litterarischem Uebereifer täuschen lassen und in etwas leidenschaftlicher Weise das für wahr angegeben, was nicht genau als richtig verbürgt war. Auch haben andere Schriftsteller allerlei über Eveline erzählt, so auch eine in London erscheinende deutsche Zeitung und F. W. Gubig in seinen „Erebnissen“.

Gemäß gehörte die Vertuschung der Leidenschaft Heines für seine Koufne zu den Praktiken der Familie, deren Sündenregister gegen den Dichter überhaupt sehr, sehr lang ist. Aber hier handelt es sich ja um die Glaubwürdigkeit Steinmanns, und es wäre doch recht bedenklich zu sagen: Wenn ein Schriftsteller deshalb eine lügenhafte Biographie schreibt, weil die Wahrheit nicht mißdelos zugänglich war, so darf man ihm dies „nicht allzu übel nehmen“. Ebenfalls ist seine Entschuldigung für Steinmann darin finden, daß die von ihm erzeugte Eveline dann auch bei Gubig und in verschiedenen Zeitungen fortsetzte! Hr.

dem er Heines Brief an Klein von Weihnachten 1825 in vollständiger Fassung hat folgen lassen: „Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb Heine u. a. für Jos. Klein eine einaktige Oper, „Der Batavier“ betitelt, auf die er selbst große Stücke hielt, während der Komponist seinen Gebrauch davon machen zu können erklärte, weil der Dichter aus Unbekanntheit mit der heutigen Bühne die Opernrequisiten zu wenig ins Auge gefaßt hatte. Diese Arbeit ist nie gedruckt.“ In den Erinnerungen endlich sagt Steinmann: „Durch die Schuld des Komponisten, auf dessen Bitte er sich veranlaßt sah, zu diesem Probestück zu schreiben, ist der Operntext bisher nicht bekannt geworden.“ — Und in einer beigelegten Fußnote: „Der Batavier“ wird in einer Sammlung bisher ungedruckter Schriften Heines gleichfalls erscheinen.“¹⁷⁾

Das a. a. O. S. 163 folgende Gedicht: „Vurlesstes Sonett“ („Wie nähm' die Armut bald bei mir ein Ende“) hat Ernst Elster in der „Agrippina“ vom 9. April 1824, Nr. 44, gefunden. (Elster II. 67.)

Run folgen a. a. O. S. 164 und 165 die „Juder-pastillen für die Geliebte“, die Steinmann wie viele andere Schriftsteller für Gedichte Heines hielt. Man vergleiche Strodtmann „H. Heines Leben und Werk“ I. 690 ff. und Hüffer „Aus Heinrich Heines Leben“ S. 110, ferner Max Heines „Erinnerungen“ S. 241. Wie Steinmann aber das Gedicht „Parodie“ für Heines Eigentum halten konnte, ist wirklich höchst seltsam, besonders da es neben dem echten Liebe steht¹⁸⁾. Ebenso sind die a. a. O. S. 164 und 165 abgedruckten „Lieder“ („Frag nicht, Liebchen, was ich habe“ und: „Vertheid'ge nicht, vertheid'ge nicht . . .“) von Steinmann derselben Quelle entnommen: dem „West-

¹⁷⁾ Den Operntext hat Heine thatsächlich geschrieben, wie sein Brief an den Wiener Komponisten Besche von Füllingen (J. Soben) vom 22. Juni 1851 bezeugt: „Für Joseph Klein, den Bruder des verstorbenen Verzagbar Klein, schrieb ich eine Oper, die derselbe komponierte, aber mißami meinem Texte später verloren hat.“ (Strodtmann, XXI. 186 ff.) Wie konnte dann, fragen wir, Steinmann das Erscheinen ankündigen?! Weil er, muß die Antwort lauten, damals noch von dem Verlust nichts wußte und eben dachte: „Entweder bekomme ich den Text, oder ich schreibe selber einen „Batavier“ von Heine.“ Als dann der Verlust ruckbar wurde und der Kampf gegen den erstappten Fälscher von allen Seiten lössig, schrieb er in seiner, von widerlichstem Enghirnismus erfüllten Broschüre: „Der Froschmäufelzug wider H. Heines Dichtungen. Von Friedrich Steinmann“ (Amsterd., Gebrüder Winger 1861) zur Enttäuschung, daß Heine mit seinen Manuscripten sorglich umgegangen, und Steinmann daher nicht in den Besitz so vieler Manuscripte gelangt sein könne. (S. 26):

„Warum vertraute er dann dem Komponisten Herrn J. Klein in Köln den ganzen Operntext: „Der Batavier“ an, ohne selbst eine Kopie davon zurückzubehalten, der deshalb leider ganz verloren ging?“

„Von seiner Ankündigung von 1857 war dabei weiter nicht die Rede.“ Wahrscheinlich ein gewandter Mann! Fr.

¹⁸⁾ Der von J. V. Rouffeau herausgegebene „Westfälische Rufenanmalen“ (1823) enthält neben acht Liedern Heines auch Nachahmungen seiner Nanter, so die fünf „Juder-pastillen für die Geliebte“, deren Verfasser Josef Lehmann (S. Anselmi) war. Dem Heineischen Liede: „Sie haben mich gequält“ (Elster, I. 83, Vhrliches Intermezzo Nr. 47) auf S. 154 des Almanachs stand S. 155 die gleichfalls von Lehmann-Anselmi verfaßte Parodie: „Sie haben mich ennuviert“ gegenüber. Da sowohl die „Juder-Pastillen“ wie die „Parodie“ mit demselben Autornamen (S. Anselmi) bezeichnet waren, so ist es weiter nicht verwunderlich, daß Steinmann, da er die „Juder-Pastillen“ für echt und S. Anselmi“ für ein Pseudonym Heines hielt, auch die

teutschen Rufenanmalen“. Die „Lieder“ finden sich unter dem Titel „Zwei Blumen für Liebe und Freundschaft“ im Jahrgang 1824, S. 258–269¹⁹⁾, die von Steinmann a. a. O. S. 168 f mitgetheilten Gedichte „Wandelnde Blumen in Berlin“ („Ja, Freund, hier unter den Linden“), und „Dresdener Poesie“ („Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe“) lassen sich auf ältere Drucke zurückführen²⁰⁾. Der bei Steinmann dann a. a. O. S. 170 folgende Brief an Maxmann ist echt; ob auch der S. 193 abgedruckte Prolog zur Harzreise erscheint zweifelhaft, wennsich die ersten Verse nach meinem Dafürhalten Heine'sches Gepräge tragen²¹⁾. Das Brieffragment von Steinmann, a. a. O. S. 214 „Ich selber bin des Guerillakrieges müde“, wiederholt Steinmann in seinen Briefen I, 94 f. Es ist offenbar der erste Entwurf des Briefes von Helgoland vom 1. Juni 1830²²⁾.

„Parodie“ aufnahm. Noch in seiner in Anm. 17) zitierten Schimpfprotokolle von 1861 zählt Steinmann (a. a. O. S. 23) „Anselmi“ unter den echten von Heine gebrauchten Pseudonymen auf! Welche Kritiklosigkeit, welche Leichtfertigkeit gehört dazu!

¹⁹⁾ Von Heine sind sie gewiß nicht. Wer der Verfasser war, läßt sich nicht feststellen. Fr.

²⁰⁾ Das erste Gedicht, von Heine selbst im ersten „Brief aus Berlin“ im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“ vom 15. Februar 1822, Beilage Nr. 7, publiziert, ist natürlich zweifellos echt. (Elster II. 8). Das Sonett: „Dresdener Poesie“ erschien zuerst in der von Heines Freunde J. V. Rouffeau redigierten „Agrippina“ Nr. 37 vom 24. März 1824, und zwar ohne Namen mit dem Beisatz: „Eingefandt“. Strodtmann, der die „Agrippina“ bei Zusammenstellung der „Reigen Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine“ benutzte und ihr fünf, nur mit der Hiffer „ . . . e“ versehene Lieder Heines entnahm, überließ dem Abdruck des Sonetts, nahm es jedoch gleichwohl trotz allen Nichttrauens gegen Steinmann aus denen „Erinnerungen“ auf, weil ihm die inneren Gründe für die Echtheit ausschlaggebend erschienen, und zwar ohne Bedenken (a. a. O. S. 70). Ebenso Karpelès (I. 98). Anders Elster, obwohl er den oben erwähnten Echtdruck (zweifellos Steinmanns Quelle) aufsand und gleichzeitig feststellte, daß die Agrippina futz nachher (im April 1824) gleichfalls anonym ein anderes (ebenfalls dann von Steinmann publiziertes) Sonett, das bereits oben erwähnte „Vurlesstes Sonett“ mit einem ähnlichen Beisatz: „Aus Göttingen eingefandt“, veröffentlicht habe; dieses letztere hat sich auch in Heines Nachlaß vorgefunden. Trotzdem glaube Elster, dem Abdruck in seiner Ausgabe (II. 164) die Bemerkung: „Heines Verfasserhaftigkeit ist nicht zweifellos“ beifügen zu sollen. Kaffen hält das Gedicht für echt, ich bin derselben Meinung. Zu dem Vers: „Der König und Fräulein Rositz — o Entzünden!“ giebt Kaffen eine Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß J. Kün in feigiger Mitarbeiter des Blattes war, während Clothide Ecktmie von Rositz und Vändendorf (1801–1850), die Tochter des sächsischen Ministers G. A. G. v. Rositz, fast in jeder Nummer der „Abendzeitung“ von 1823 ein Gedicht veröffentlichte. — Daß Heine das Spott-Gedicht anonym veröffentlichte, kann nicht verwundern; er war gelegentlich selbst Mitarbeiter des verhöhlten Blattes. Fr.

²¹⁾ Ich halte das Gedicht für eine Fälschung, für die jedoch, wie ich glaube, nicht Steinmann verantwortlich zu machen ist. Die Verse sind unbedeutend, unheimlich, aber formal glatter, als Steinmann sie hätte anfertigen können. Wo er die Strophen aufgetrieben hat, wußt Herr Kaffen nicht; auch ich kann die Quelle nicht nachweisen. Fr.

²²⁾ Heines Erschens ist es offenbar eine der dreifachen, aber auch der ungeschicktesten Fälschungen. Die Steinmann auf dem Gewissen hat. Auch hier lasse ich, um dem Leser ein eigenes Urtheil zu ermöglichen, zunächst den Text, dann Kaffens Bemerkungen vollständig folgen.

Das „Zweite Buch“ von Heines „Ludwig Börne“ be-
ginnt (Elster VII. 42) wie folgt:

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— Ich selber bin dieses Guerillakrieges müde und

Es folgt bei Steinmann a. a. O. S. 234 dann das auch in dessen Briefen wiederholte und ergänzte Brief-

sehe mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustande, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischeren Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz freilich hingeben kann. Welche Ironie des Schicksals, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemütlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Bezaglichkeit hervorzuheben und in die Bewegung hineinzuhetzen. Ich . . . mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Bündnisse anstellen, die Leidenschaften aufwachen, den armen deutschen Michel befähigend an der Nase zu pfeifen, daß er aus seinem gesunden Niesenschlaf erwache. . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schmarnenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken. . . Und tust ich heutig an seinem Kopfstützen, so rüde er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrüner Hand. . . Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmühe in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenreichtum, daß sie nur gelinde rauchte. . . und Michel lächelte im Schlummer. . .

Ich bin müde und lege mich nach Ruhe. . . Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. . . Aber in der That, wo soll ich hin? . . . Wieder nach Süden? . . . Oder soll ich nach Norden? Etwas nach Nordosten? . . . Oder soll ich wieder nach dem vertieften England u. s. w.?" So Heine. Steinmann aber behauptet a. a. O. S. 264, ff., daß ihm Heine „unterm 6. Juli von Helgoland“ folgenden Brief geschrieben habe:

„Ich selber bin des Überflatterges müde und verlange nach Ruhe. Es ist wahrlich sehrsam, daß gerade ich aus meinem beschaulichen Leben herausgehört werde, um meine armen deutschen Landelente gleichfalls herauszuwehren aus ihrer Bezaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Peleizei und Zensur herumzulegen. Was mußte ich auch Reiselieder schreiben, politische Annalen redigieren, mich mit der Zeit und ihren Interessen abplagen, den armen deutschen Michel aus seinem taufendjährigen Dachschlaf aufrütteln? Was halts mir? Er schlägt die Augen auf, um sie gleich darauf wieder zu schließen; er gähnt, um sofort wieder nur noch stärker zu schnarchen; er stredt seine steifen ungelassen Gliedmaßen, um gleich darauf wieder im alten Weite seiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben, aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der breite, worauf die „stillen Leute“ ruhen, und wo es Betten gibt, die man „fahl“, „falt“, „fahl“, „dülter“ nennt. Doch nein — für diese Lagerstätte bin ich noch zu warm, zu doll Leben. In Deutschland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn nicht am Ende der Sultan, der über meinen „Almanior“ gelesen hat, und mehr für ihn schwärmt, als für seine Fatimen im Harem, noch zu sich einladet, und mich zu seinem Hofleibzigt ernannt, da er weiß, daß ich in Bonn und Ödtingen studierte, und man in Deutschland den Stagenjammer am besten kennt, weil er am häufigsten hier vorkommt, und am gründlichsten und schmachhaftesten mit Heringalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernst. Gib mir Rath, wohin ich gehen soll? Ueberreife Dich nicht und schreibe mir oft Deine Ansicht; ich bleibe wenigstens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen britischen Gouverneurs des einsamen Eilandseffens.“

Die man sieht, identk Rassen Steinmann vollen Glauben. Heine hat also am 6. Juli 1830 nach Rassen's Ansicht thatsächlich diesen Brief an Steinmann geschrieben. Der Brief war also, folgert er, der erste Entwurf zu dem im Buch über Börne gedruckten Tagebuchblatt aus Helgoland. Rassen fährt fort:

„Weide Lesarten entsprechen inhaltlich ganz dem ebenfalls 1830 entstandenen Gedichte: „Jetzt wohin?“, das selbster Weise ursprünglich „Fragment eines Briefes“ überschrieben war. Für die richtige Datierung

fragment an Aug. Lewald, jetzt bei Karpetes IX. 33 ff.“

bei Steinmann könnte man Heines Bemerkung in einem an sein teureres Lottchen gerichteten Briefe vom 28. Juli 1830 ins Treffen führen: „Ich bin jetzt 3 Wochen hier und bleibe vielleicht noch 3 Wochen hier“. Das Brieffragment zeigt deutlich mal wieder, wie sehr Heine auch selbst an all seinen prosaischen Werken festhielt, und wie er gerade hier alles zu Buchstaben und Studentenhafte ausmerzte. So die tolle, in studentischen Puzelbaumleite hingeworfene Straffstelle: „In Deutschland — einsamen Eilandseffens“. Die anderen Varianten sind inhaltlich weniger verschieden.“

Ich bin überzeugt, daß Rassen dafür bei niemand Zustimmung finden kann und wird. Denn diese Fälschung Steinmanns ist eben gar zu plump, gar zu ungeschickt. Nehmen wir an, es wäre ihm keine andere Fälschung nachgewiesen, diese würde genügen, ihn mindestens in dem einen Falle zu überführen!

Welche Unglaublichkeiten, welche Unmöglichkeitsten muß man annehmen, um diese Fälschung für echt zu halten! Man muß annehmen, daß Heine von dem intimen Brief an den Freund Adhrist genommen und diese aufbewahrt hat; etwas, was völlig Heines Gewohnheiten widerspricht. Ferner aber: wann und wo die Aufsätze geschrieben sind, die Heine, als er im 1839 auf Laubes Kai als „Berg“ dem Manuskript des „Börne“ einfügte, Helgoland Juli und August 1830“ datierte, läßt sich nicht genau feststellen; möglich, daß einiges davon mehr oder minder ausgeführt war, aber daß sie erst in den Herbsttagen von 1839 die Form erhielten, die sie nun haben, ist zweifellos. Also neun Jahre soll Heine den Entwurf aufbewahrt haben, um ihn dann auszuführen!

Noch schlagender ist ein innerer Grund: daß ist nicht Heinerischer, sondern Pseudo-Heinerischer Briefstil. Sätze wie: „Vielleicht wäre u. s. w.“ sind so unheimlich wie möglich. Die Fälscherhand, die nach gegebener Vorlage nachstämper, wird in jedem Satz kenntlich.

Endlich aber ein dritter Grund, der auch dem unbeholdenen Steinmann entgegengehalten werden müßte. Im Frühling 1823 hat er zuletzt einen Brief von Heine erhalten, einen Entschuldigungsbrief für zweijähriges Schweigen. Von andern Briefen Heines erwähnen die Erinnerungen sein Sterbenswörterchen. Und sieben Jahre später sollte ihm Heine unpöblich wieder geschrieben, seinen Rat in solchen Worten erbeien haben? Ferner aber: wäre auch dem unbeholdenen Steinmann mehr zu glauben, als Heine? Mit allem Nachdruck daß Heine zu Beginn des Jahres 1842, wie wir wissen, öffentlich erklärt: „Zeit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Verührung“ — und Herr Steinmann hat nichts darauf beantwortet. Ist dies denkbar, wenn er noch einen Brief von 1830 im Kasten gehabt hätte? Endlich aber: die drei echten Briefe Heines hat Steinmann, wie wir gesehen haben, immer von neuem rafflos drei- bis fünfmal bewertet, und einen dritten, den jüngsten und interessantesten, hätte er nicht publiziert?!

Ich wiederhole: wäre Steinmann sonst unbemerkelt, in diesem Falle wäre er der Fälschung überführt, der in jeder Beziehung ungeschickten Fälschung; er hat z. B. nicht einmal Eingang und Schluß beigefügt! Und nun ist er zudem ein notorischer Fälscher! Dennoch glaubt ihm Rassen. Das ist mir ebenso unbegreiflich, wie sein Hinweis auf das Gedicht: „Jetzt wohin“. Weil dieses Gedicht (Efter I. 412) in Inhalt und Wortlaut an das Tagebuchblatt vom 1. Juli 1830 anknüpft und weil dies Gedicht nach Strodtmanns Mitteilung ursprünglich „Fragment eines Briefes“ überschrieben war, soll daraus die Echtheit des Steinmann'schen Fälschens folgern?!

Vielleicht meint mancher Leser, daß es so vieler Worte gar nicht bedurfte hätte. Aber ich habe meine Gründe, hier alles aufs Bündigste zu sagen.

23) Steinmann entnahm es den während des Todes seines Vaters erschienenen Briefen Heines an August Lewald. Sie wurden in den von Hoerster und Sadländer herausgegebenen „Gausblättern“, Jahrgang 1857, Heft 1—3, zuerst publiziert.

Ende Oktober 1843 reiste Heine nach Hamburg. In den Erinnerungen S. 264 ff. berichtet Steinmann darüber: „Sein (Heines) Weg führte über Aachen und Köln, von wo er am 27. Oktober (1843) zu Münster eintraf. In der Heimat fand er wieder

Die altgermanische Küche.
Sei mir gegräht, mein Sauerkraut,
Goldselig sind Deine Gerüche.

Es war 9 Uhr Morgens am genannten Tage. Ich saß im Bureau, mit Amtsarbeiten beschäftigt, als der Kangleidiener mir meldete, ein Franzose sei da mit einem Lohnlafai: er wünche mich zu sprechen. Ich eilte, neugierig auf den Nachbar jenseits des „freien deutschen Rheins“, hinunter auf den Vorhof des Amtskolats und siehe — Heine stand vor mir, obwohl wir uns in 23 Jahren nicht gesehen, ganz der Alte wie vor fast einem Vierteljahrhundert, nur daß er ein nicht unbedeutendes Emboypoint gewonnen hatte.

Vor einer Stunde mit der Schnellpost eingetroffen, hatte er sich bereits zur Schnellpost nach Osnabrück einschreiben lassen, die um 10 Uhr des Weges nach Hamburg fuhr. Eine Stunde war uns zum Wiedersehen, zur Erinnerung an unser Jugendleben, zum Austausch von Gedanken nur vergönnt; er hatte Münster noch nicht gesehen; deshalb galt es sorgfältige Benützung der knapp uns zugemessenen Zeit, der einzigen Stunde. Wir gingen zum Dom, zum Rathaus, zur Lambertische bis zum Schloße und sahen, was zu sehen war, also im Fluge. Auffallend war es mir, daß er, der die deutsche Muttersprache schreibend in seiner Heimat hatte wie sein anderer, im Sprechen jetzt oftmals die Worte suchen mußte. Er leitete diesen Mangel daher, daß seine Gattin nicht allein Französin, sondern auch sein Haushalt in Paris französisch sei, und er wenig Umgang mit Deutschen dort pflege. Seiner Aeußerung zufolge war er mit einem Werke über seine Erlebnisse während seines Aufenthaltes zu Paris beschäftigt, wovon in öffentlichen Blättern unter der Firma „Memoiren“ häufig die Rede war.

Zum erstenmale sah er hier:

Eine Körbe von Eijen
Die hoch zu Münster hangen am Thurm,
Der Sonci Lamberti gehöhen.

Der Schneiderkönig sah darin
Mit seinen beiden Räthen;
Wir aber benennen die Körbe jezt
Für andere Majestäten.

Also singt er im „Wintermärchen“.²⁴⁾ Für die Geschichte der Wiedertäufer hegte er das lebendigste Interesse, und zu meiner Verwunderung konnte er die Schriften von Kerfensbrod, Jochnus und Kantees — wenig gleich kurze, aber dennoch tiefbegründete — Schilderung jenes ersten kommunikativen Meines genau; er hatte sie mit Vorliebe studiert. Viele Äußerungen über deutsche literarische Notabilitäten und politische Zustände, über die politischen Verhältnisse des deutschen Buchhandels und der Presse in Deutschland, über die Gesamtansgabe

seiner Werke aus seinem Munde dem Papier anzuvertrauen, dürfte hier zur Zeit nicht am Orte sein; daß sie treffend waren, bedarf der Versicherung nicht. (Bei Gelegenheit der bevorstehenden Herausgabe seiner „ungeordneten Schriften“ werde ich — weil erforderlich — dieselben zu seiner schriftstellerischen Charakteristik näher würdigen.) Fünf Minuten vor 10 Uhr waren wir auf dem Posthofe; sie klosten dahin unter fortwährendem Gedankenaustausch; der Postillon blies und die Schnellpost trug ihn der Stadt zu, wohin ihn kindliche Sehnsucht rief.

Da Häfner („Aus dem Leben Heinrich Heines“ S. 72) den Aufenthalt Heines in Münster bestätigt und bemerkt: „Einen Abend brachte er mit dem Freunde (Sethe) zu“, so scheint es, als ob Heine am 26. Oktober bereits in Münster eingetroffen und absichtlich am andern Morgen erst um 9 Uhr zu Steinmann ging, um mit ihm nicht allzu lange zusammen sein zu müssen.

Schon 1847 (im „Neuen Rheinischen Kurier“, Heft 6, S. 446 hat Steinmann Heines Besuch im Oktober 1843 kurz erwähnt²⁵⁾.

²⁵⁾ Also noch bei Lebzeiten Heines. Aber derselbe „Neue Rheinische Kurier“ enthält ja auch eine offenkundige Fälschung! Ich bin der Uebersetzung, daß Steinmanns Bericht von A bis Z erfinden ist, bin es trotz der vielen Details, die er giebt, oder vielmehr gerade wegen derselben. Daß Heine auch in Münster war, glaube ich nicht; vollends aber ist ganz ausgeschlossen, daß er im Oktober 1843 dort war und auch Steinmann besuchte. Im „Wintermärchen“ macht der Dichter die Reise bekanntlich über Aachen, Köln, Hagen, Ulma, Paderborn, Minden, Bieleburg und Harburg nach Hamburg, in Wahrheit gelangte er, da ihm der preussische Geandte den Fuß nicht für die Monte über Aachen und Köln rüsten wollte, über Brüssel, Amsterdam und Bremen an sein Reiseziel, wo er am 30. Oktober 1843 eintraf (vergl. Strodtmanns Biographie, II. 305). Er ist also im Oktober jenes Jahres keinesfalls in Münster gewesen. Die Rückreise trat er am 7. Dezember an; der Weg ging über Hannover, Bieleburg, Köln und Aachen (vergl. die Briefe an Mühlhölde bei Karpeles IX. S. 281 ff. und an die Familie in Emdbens „Heinrich Heines Familienleben“, S. 102 ff.). Wie er den Weg von Bieleburg nach Köln genommen hat, läßt sich im einzelnen nicht feststellen, da er aber im „Wintermärchen“ den Weg über Paderborn und Hagen beschreibt, zudem sehr eilig war, so ist die Annahme, daß er den Umweg über Osnabrück und Münster nach Köln gemacht haben sollte, sinnwidrig. Man sieht, im Oktober 1843 war Heine keinesfalls in Münster, und im Dezember höchst wahrscheinlich nicht. Im Sommer 1844 ging Heine in Begleitung Nathildens zu Schiff von Haare nach Hamburg, den Rückweg im Herbst machte er allein von Hamburg über Amsterdam und Brüssel (vergl. die oben zitierten Quellen). Es ist also nicht anzunehmen, daß Heine überhaupt in Münster war, und vollends nicht sei, daß er im Oktober 1843 nicht dort gewesen sein kann. Aber, wird man einwenden. Häfner beschäftigt ja seinen Aufenthalt dort und seinen Besuch bei Sethe! Nun denn, auf meine Anfrage schreibt mir der verehrte Gelehrte aus Bonn. 28. Juli 1901, wie folgt:

„Die Angabe in meinem Buche beruht auf mündlicher Ueberlieferung; möglich, daß das Wintermärchen oder sogar die Datierung Steinmanns darauf einen Einfluß übten. Sethe wollte am Abend des Tages, an welchem Heine in Münster verweilte, einige Freunde bei sich veranlassen. Meine Mutter war dazu eingeladen und hat später oft bedauert, daß sie der Einladung nicht folgen konnte.“

Man sieht an dem von ihm angegebenen Datum: „Als Heine im Herbst 1843 nach zwölfjähriger Abwesenheit Deutschland wieder besuchte, kam er auf der Weise nach Hamburg in den letzten Tagen des Oktober auch nach Münster“, hält der Forscher nicht fest, betont vielmehr freimütig die Möglichkeit, daß das „Wintermärchen“, ja selbst

²⁴⁾ Die erste Strophe in Kaput IV (Eifer II. 439); daß Steinmann sie ungenau zitiert, bedarf bei ihm eigentlich kaum der Erwähnung. Die folgende Strophe findet sich nur in der ersten Ausgabe des „Wintermärchen“ und in der französischen Uebersetzung; in den folgenden Ausgaben hat sie der Dichter getilgt. Hr.

Wald darauf muß das schon lange nur noch an einem Faden hängende Freundschaftsband ganz zerfallen sein; denn Heine, der Steinmanns „feinbildiges“ Manuskript „Das Haus Rothchild“ auf Campes Tisch fand (?), bat sich ihn aus und behielt ihn. „Wie“, sagt Campe 1856, „habe ich ihn (den Rothchild) zurückgehalten. Ich vermute, daß er (Heine) dem H. v. Rothchild ein Präsent damit gemacht hat.“ Dafür spricht auch sehr Heines Brief an Campe (29. Dezember 1843).²⁶⁾

Steinmanns Angaben auf die mündliche Uebersieferung, der er gefolgt sei, ihren Einfluß geübt hätten. Wie weit dieser Einfluß reichte, steht dahin. Es ist ja nicht unmöglich, daß Heine im Dezember 1843 in Münster gewesen sein sollte, obwohl die oben angeführten Gründe und der Umstand, daß er Künstler im „Wintermärchen“ nicht als Reisetätigkeit erwähnt, was er sonst schwerlich unterlassen hätte, dies höchst unwahrscheinlich machen. Aber ebenso ist es nicht unmöglich, daß etwa aus dem, dann durch die Umstände vereitelten Vorhaben Heines, seinen Jugendfreund Christian Seibe in Münster zu besuchen, jene mündliche Tradition entstand, der Süßer folgte. Er selbst stand damals noch im Knabenalter.

Wie aber kam nun Steinmann gerade auf den 27. October 1843, vormittags 9 Uhr?! Das ist leicht erklärlich. Jünger und Jüdischer sind in der Regel in ihren betagten Angaben viel präziser als ehrliche Leute, die auf ihr Gedächtnis angewiesen sind, während jene eben alles exakt erzählen können. Zudem wissen wir, daß die Hamburger Zeitungen meldeten, Heine sei am 20. October dort angekommen. Das notierte sich Steinmann und tom-binierte nun: „War er am 30. in Hamburg, so kann er am 27. morgens hier gewesen und dann um 10 Uhr über Cöndorf weiter gereist sein. Und warum hätte er nicht dort bleiben sollen?! Weil ich mich wie ein Buchstappler gegen ihn benommen, an seinem literarischen Eigentum vergriffen, seine Jugendversuche wie herrenlosigen Gint verhandelt und gefächelt, wie ihn endlich acht Monate zuvor dazu genötigt habe, mich über Belli zu züchtigen und mich für immer von seinen Nachsätzen abzuschneiden?!“ Aber wer von meinen Lesern von 1857 kennt meine Sünden gegen Heine und seine Erklärung vom 8. Februar 1843? Wir sagt es nun, daß er bei mir gewesen ist, denn so glaubt man mit meine Intimität mit ihm und meinen ganzen Schatz von unverdrossenen Heine-Manuskripten nicht. Also war er eben bei mir!“ Und dann schrieb er seinen Bericht über die Unterredung.

Nebenfalls enthält dieser Bericht nichts, was die Annahme aufwühlt, daß er authentisch sei, und vieles, was das Gegenteil beweist. Unwahr ist, daß Heine das Deutsche mühsam sprach und die Worte oftmals suchen mußte, unwahrscheinlich, daß er wahrheitswidrig behauptet haben sollte, er schreibe nun seine Pariser Erlebnisse nieder. Daß der Verfasser der Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ auch in der Geschichte der Wiederläufer bewandert sei, konnte Steinmann aus dem zweiten Band des „Salon“ (1835) wissen, auch wenn es ihm Heine nicht sagte. Charakteristisch ist der, wie so oft in den „Erinnerungen“ wiederkehrende Hinweis, Näheres werde in den „ungebrachten Schriften“ folgen. Damit sollte die geistige Erde des Buches maskiert und zugleich die Kenner geübt werden.

²⁷⁾ Gleich ist Nassen darin beizupflichten, daß von 1843 ab keinesfalls mehr ein Verkehr zwischen Heine und Steinmann stattfand; der Unterschied zwischen Nassen und — soweit wir dessen — allen anderen Heine-Studien besteht eben nur darin, daß er trotz aller Segengründe, trotz der am 8. Februar 1843 publizierten Erklärung Heines, einzig und allein deshalb, weil er Steinmanns Glauben schenkt, daran festhält, von 1823 bis 1843 habe noch ein dreierziger Verkehr bestanden. Da bleibt denn nur die Feststellung übrig, daß sachliche Gründe nur für die Annahme aller anderen, nicht aber für die Einzel- und Meinung Nassens sprechen. — Ueber die Steinmannsche Schrift gegen das Haus Rothchild berichtet Strodtmann in seiner Heine-Biographie (II. 249): „Die wälschen Zuvoorkommenheiten,

Es folgen nun in Steinmanns Erinnerungen S. 267: „Lebensfahrt“ („Ein Lachen und Eingen! Es blühen und gaukeln“; Ester I. 308) und S. 268 „Nachtgedanken“ („Dank ich an Deutschland in der Nacht“; Ester I. 319). Daran reihen sich a. a. O. S. 271 „Der deutsche Rhein“ und „Die deutsche Flotte“. Sie bilden jetzt Nr. 6 und 7 des Gedichtes „Bei des Nachwächters Antunft in Paris“ (Ester I. 304). Ersteres ist wohl nach dem von Ester erwähnten fliegenden Blatte gedruckt; denn es zeigt dieselben Varianten.²⁷⁾

welche der Baron (Rothchild) ihm erwies, suchte Heine nach Kräften durch Wort und That zu vergelten. . . . So verhielte er durch seine Intervention das Erscheinen einer von Friedrich Steinmann verfaßten Geschichte des Hauses Rothchild, die sehr scharfe und ungerade Inbetteln enthielt. Julius Campe gab, auf Andringen Heines, welcher ihm die Erlangung aller Inforten aus eigener Tasche garantierte, dem Verfasser das geforderte Honorar, ließ aber die Schmähschrift niemals das Licht der Öffentlichkeit erblenden. Freilich konnte er nicht hindern, daß Herr Steinmann dieselbe in späteren Jahren, nach dem zurückerhaltenen Brouillon überarbeitet im Verlag einer anderen Firma (Wag, bei J. Rober 1858) herausgab.“ Dies die Thatfachen. So lang es als anständig gelten wird, wenn ein Schriftsteller aus Dankbarkeit für einen Gönner unter Anbietung persönlicher Opfer gegenüber dem Verleger die Veröffentlichung einer Schmähschrift verhindert, und als unanständig, wenn sich ein Schmähschriften-Schreiber sein Postquill abtaufen läßt, und es dann nach einem zurückerhaltenen Brouillon einem anderen Verleger verkauft, so lang wird auch die Kunst darüber festsetzen, wie sich Heine und wie Steinmann in dieser Affaire benommen haben. — Hier auf Einzelheiten der Affaire einzugehen, ist nicht des Ortes; ich gebe nur einige Notizen zu Nassens Zitate. Der Ausdruck „feinbildiges“ Manuskript rührt von Heine (Brief an Campe vom 29. Dezember 1843; Strodtmann XXI. 365 ff.) her; es ist eine sehr geübte Charakteristik der Schmähschrift. Ob Heine das Manuskript auf Campes Tisch fand, oder ob ihm Campe davon sprach, ist sehr irrelevant; jedenfalls ließ sich Heine, wie auch der eben zitierte Brief beweist, das Manuskript kommen, und hatte seinen Grund es zurückzugeben, weil Campe das an Steinmann beehrte Honorar erstickt erhielt. Campes Neuerung von 1856 steht in einem Brief Campes an Steinmann vom 7. März 1856; Steinmann bot nämlich die „Erinnerungen“ zuerst Campe an, offenbar in der Hoffnung, dadurch an Heines edlen Nachlaß heranzukommen; Campe, der Unrat witterte, hielt ihn mit großer Schamtheit bis zum Dezember 1856 hin, weil er zunächst das ihm zugefallene Buch Alfred Meißners über Heine herausbringen wollte; natürlich suchte der alte Fuchs in diesen hinhaltenen und beschwichtigenden Briefen an Steinmann alle Schuld an dem Nichterscheinen des „Kothschild“ auf Heine zu schieben.

²⁸⁾ Es sind dies die vier letzten Gedichte, die Steinmann mittreibt. Man darf sagen, daß dieser Schlag des Ganzen würdig ist. „Lebensfahrt“ und „Nachtgedanken“ lagen bereits seit 1844 in Heines „Neuen Gedichten“ vor; Steinmann entnahm sie dem Vorne offenbar nur zu dem Zweck, um die Zahl der wertvollen und einmündigen Gedichte in seinem Buche zu vermehren. Erst Steinmanns ist die Mitteilung auf S. 271. Da kommt ihm ein fliegendes Blatt zur Hand, ein von Campe veranfaßter Abdruck des bekannten Dingelstedt-Gedichtes Heines. Aus diesem Gedicht schreibt er je eine vierzeilige Strophe ab, versteht jede mit einem lodenden Ziel und schreibt dazu: „Zwei kleine Gedichtchen aus seiner (Heines) Feder, die im Brouillon vor mir liegen und von denen ich nicht weiß, ob dieselben — ansehend Impromptu — bekannt geworden, lasse ich folgen; sie sind nach einer Angabe auf dem Blättchen des Konzepts aus dem Jahre 1843.“ Man sieht, der Mann verstand sich schon in diesem Buche ganz vorzüglich auf sein traugiges Handwerk.

III. Schüding über Heine.

Die beiden folgenden Aufsätze Levin Schüdings über Heine scheinen mir interessant genug, um reproduziert zu werden.

Der erste, „Ein Blatt aus einem Reise-Tagebuch“ überschrieben, liegt mir im Auschnitt aus einer Zeitung vor; der Kopf derselben fehlt, doch ist es offenbar die „Kölnische Zeitung“, da sich ein Zitat von Karpeles in einem Aufsatz der „Deutschen Dichtung“ (Band XXIX, S. 31), den er einem Artikel Schüdings in der „Kölnischen Zeitung“ von 1846 entnimmt, mit einer Stelle des vorliegenden Berichts wörtlich deckt. Schüdings Aufsatz bringt zunächst Heines Gedicht „Der Schelm von Bergen“ in einer bisher nicht bekannten Fassung, deren Wiedergabe ich mir an dieser Stelle vorbehalte, da sie für die Arbeitsweise des Dichters von Interesse ist, und fährt dann fort:

„Diese Verse gab G. Heine mir beim Abschied; er hatte sie mit der eigenen schlagelähmten Hand mühsam abgeschrieben, und sie sind mir ein rührendes Andenken — ein romantisches Lied, eben erst gedichtet, unschuldig trotz der Wallade eines „rheinishen Poeten!“¹⁾

Inmitten mannigfach verschlungener Verhältnisse, inmitten einer Welt, die alle träumerischen Illusionen zertrübt, wehrt der Dichter des Lannhäuser-Liedes noch die alten Waldspfade aufzufinden, und das Klausnerglöcklein der Romantiker zieht seine Hand noch mit jener ernsthaften Andacht, womit er unter den Fingern des Harnes träumte oder als Knabe den Märchen an den Ufern seines heimatlichen Rheines lauschte.

Es geht mir beinahe mit Heinrich Heine, wie es uns mit den fernern Tagen geht, welche hinter uns liegen. Der genußreichen erinnern wir uns, der trüben gedenken wir nicht mehr — sie verschwinden in nebelhafte Ferne, aus der sie nicht emporzutauchen, wenn wir sie nicht mit Verbeßerungen hervorholen. So erinnere ich mich aus Heines literarischer Wirksamkeit nur dessen, was mich erfreut und in innerer Seele gelobt hat; das andere, die cynischen Reverser der goldenen Münzen, die sein Geist austrägt, existieren für mich nicht; ich habe sie vergessen; ich habe kein Organ dafür. Indem ich mich ungetheilten Gefühls dem Reize seiner anmutigen und zarten Form, seines schlagenden Witzes hingabe, halte ich die Bewunderung seiner poetischen Anlage nicht mit dem Abwägen seiner politischen oder moralischen Peccadillen nieder, über die rechten mag, wer sich dazu als Kritiker oder Literaturhistoriker berufen glaubt.

Ich denke da wie die Frauen, die „trotz alle dem und alledem“ ihr Album mit seinen Viederzullen füllten. „Ja, ja, die Frauen lieben mich doch,“ sagte mir Heine laut lachend, „sie wissen, ich stehe an ihrer Spitze und führe sie an gegen die hölzernen, phylisterhaften Männer.“

In der That, Heine lacht noch, obwohl er viel gelitten hat, obwohl sein Körper gelähmt ist, sein Auge erblindet. Unter den Händen französischer Ärzte hat er schmerzlichen Sturen sich unterworfen. Aber sein poetischer Leichtsinns trägt ihn immer noch, sein Gemüth ist blühend, er geht ungebeugt, sein Wesen ist voll Elastizität, und zu jeder Stunde, wo die verhassten Pariser sich kaum noch aus ihren Rissen er-

hoben haben sah er oft mir gegenüber im ruhigen „Hotel Violet“, unweit seiner Wohnung in der rue du Faubourg poissonnière; wir lachten viel zusammen — wir waren ja von der schönsten Einbildung in allem, was wir sagten. Ja, er gab sogar auch zu er habe eigentlich ein katbolisches Element in sich; seine Wallfahrt nach Revelar hätte er nicht dichten können, ohne ein inniges Verständnis der Poesie, welche im mittelalterlichen Kultus gelegen habe, und er versicherte mit großer Befriedigung, seiner Mutter sei der Antrag gemacht worden, ihn als Knaben einer geistlichen Erziehung zu übergeben, in welchem Falle man sich antheilhaftig machen werde, ihn in die Bahn kirchlicher Ehren zu bringen. Leider habe die Mutter geschwankt, sonst werde er, Heinrich Heine, jetzt wahrscheinlich Cardinal der heiligen römischen Kirche sein! Es sei ewig schade! —

Auch versicherte er, wie er Freiligrath eigentlich so lieb habe — aber — was sich liebt, das neckt sich!

Heine geht damit um, seinen Atta Troll zu vollenden und arbeitet, wie er versichert, an seinen Memoiren. Alles, was man sonst über seine Arbeiten notizelt, ist unwahr; eben so unwahr wie so manche andere Angabe über ihn, die in neuerer Zeit als Zeitungs-Ente schwamm. Er hieß nie anders als Heinrich²⁾, war nie ernstlich Handlungs-Beistehener, und selbst jenes charakteristisch Wort seines viel genannten Oheims über ihn — so „bon trovato“ — ist nicht wahr. An dem schlechten Gedicht: „Auf dem Boulevard du Calvaire“, welches das Album „Die deutsche Flagge“ von Ed. Boas mittheilt, ist er vollends unschuldig — es ist nicht von ihm.

Um sich zu trösten für solche Unbill, rüchert er seine Gedanken in die alten Regionen, in denen einst seine jugendliche Phantasie schwärmte —

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,

Am heil'gen Ufer Lotusblumen ragen,

Empor zu Andras Burg, der ewig blauen, —

dort hat er Anerkennung gefunden: die Japanesen haben seine Werke übersezt³⁾, und die „Calcutta Review“ hat eine ausführliche Abhandlung darüber gebracht. So hat es Doctor Bürger aus Leyden, der lange in Japan war und mit Siebold ein gelehrtes Werk über dies Land edirte, ihm erzählt — als Beweis, wie weit die Reizen deutscher Dichter lönen!

Wir haben uns nun so lange und so oft schon ein Beispiel an den Chinesen genommen, nehmen wir es auch einmal an ihren liebenswürdigen Gränznachbarn, den Japanesen. Sehen wir immer in Heine lieber den Mann des Buches der Lieder als den Verfasser des garstigen Schlußes im Wintermärchen „Deutschland“ oder jenes Buches über Börne, das doch so voll glänzender Partien ist.

Der ungezogene Liebhaber der Grazien ist krank. Niedrig wäre es, sich eine Nacht über den leidenden Dichter durch

¹⁾ Das ist, wie der Leser weiß, nicht richtig. Heine erhielt zunächst ungewisselhaft einen hebraïschen Vornamen, der allerdings, da die Düsseldorf'sche Bekehrungs-Protokolle verloren gegangen sind, nicht bekannt ist, und hieß dann „Hariz“. Ebenso war er wirklich „ernstlich Handlungs-Beistehener“, freilich nahm er selbst diese Episode seines Lebens nicht ernst. Welches Wort Salomon Heines Schüding meint, wissen wir nicht; es waren deren mehrere mit ähnlicher Pointe in Umlauf.

²⁾ Vgl. Strodtmann, S. Heines Leben und Werke. 2. Aufl. 2. Bd. Berlin 1874, S. 438.

¹⁾ Schüding meint das Gedicht von Carl Simrod „Der Schelm von Bergen“ aus „Rheinjagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter“ von Dr. K. Simrod. Bonn, bei G. Weber 1837.

die prosaischen Hebel äußerer Verlegenheiten sichern zu wollen, wie man von gewissen Seiten her zu beabsichtigen scheint. *) Möge er in dieser Beziehung mindestens alle Ruhe haben, um nach und nach den innerlichen Frieden des Geistes und die wahre Schätzung des heutigen literarischen Ruhmes bei sich einziehen lassen zu können, die wir ihm von Herzen wünschen. Ein Dichter dieses Jahrhunderts muß ruhigen Auges nachblicken können, wenn die raschen Bogen der Zeit plötzlich die Insel überströmen, auf welcher er seine Vorkuren pflanzte und sorglos das *beatus illo* des Horaz in ihre Rinde schnitt. Der Schwall führt sie dahin — es ist kein Schwimmer, der die zersplitterten Zweige wieder einholte. Darum — *sod lovius sit patientia, Quidquid corrigere est nefas.*

(Levin) E(duking.)

Ich füge einen andern Bericht aus der Feder Levin Schädings, welcher sich im Frankfurter Konversationsblatt (1847, S. 1147) findet und nach Angabe dieses Blattes gleichfalls der „Königlichen Zeitung“ entnommen ist, bei:

„Geinrich Heine fand ich sehr, sehr leidend und verändert in den anderthalb Jahren, in welchen ich ihn

*) Levin Schädling beteiligte sich auch an dem Federkriege gegen die reichen Verwandten des Dichters. Man vergleiche mein Buch „H. Heines Familienleben“, Jüdis 1835, S. 107 f., wo ich des Näheren über die Köstlich, den Dichter zu nebeln, gehandelt habe. Unterdessen habe ich noch eine Reihe literarischer Zeugnisse gefunden, die einige von Heines Tugenden und Mängeln in ein seltsames Licht rücken. J. N.

nicht gesehen hatte. Die Lähmung seiner Glieder hat sich immer weiter ausgebreitet, die Augenlider sind zuhause gefallen, und nur das eine Auge läßt ihm noch einen schwachen Lichtstrahl zukommen, zwingt ihn aber, das Haupt zurückgebogen zu tragen, um zu sehen. Er war den Sommer über in Montmorency und plagte über die Väder von Bardes, welche er sich selbst verordnet, und die eine viel zu starke Wirkung haben für einen Zustand wie den seinen.

Es gibt in der Welt nichts Erschütternderes als sein Leiden, und doch trägt er es mit einer wahrhaft stoischen Ruhe, mit einer unbegreiflichen Feiertätigkeit und dem Gleichmutes eines Weisen. Sein Gesicht ist unbeschreiblich schön geworden; ausdrucksvoll, bleich und sein Geschlecht, wie eine anistie Name, gleicht es dem Kopfe eines Quaders, der ausgerungen hat.

Ich wünschte, Relling malte diesen Kopf; er könnte ihn als Huhn gebrauchen. Alles, was Dichterisches und Edles in der Seele Heines geschlummert — freilich nur zu oft geschlummert, — hat sich gehoben, die Schläfen sind gesunken, die befreite Nase, die er so oft selbst mißhandelt und ins Antlitz geschlagen hat, ist hervorgetreten und thronet auf seinen Bügen — und man sieht jetzt, wie schön eigentlich diese Nase ist! — Heines letzte Arbeiten sind seinen Memoiren gewidmet gewesen. Über er sie vollenden können — ich zweifle nicht daran, es ist noch eine Fülle von Lebenskraft in ihm, mehr, als er selbst glaubt.

Litterarische Notizen.

— Johann Ludwig Nkland. Von Max Mendheim, Leipzig, Philipp Neclan jun. o. J. — Eine mit genügender Kenntnis der Quellen und recht gewandt geschriebene Biographie, die uns freilich nicht die rechte Mitte einzuhalten scheint: für weite Kreise bietet sie zu viel, für die engeren, die genauere Orientierung wünschen, zu wenig. Für das Publikum, an das sich die Neclambibliothek zumißt wendet, würde auch vielleicht eine ästhetische, mit Proben illustrierte Würdigung bessere Dienste thun. Indes, auch so ist gegen das Büchlein nicht viel einzuwenden.

— In Anst Arnbergs Haus. Roman von Vernt Pie. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen, 1901. Kein herrliches Kunstwerk, das zur Bewunderung hinreißt, aber ein frisches, liebenswürdiges, feines Buch, das man gern lesen und gern empfehlen mag. Vernt Pie, ein Kette Jonas Vies, hat, nach dieser Probe zu schließen, gute Augen für das Leben um sich her, die Fähigkeit, maßvoll und dennoch wirksam zu erzählen, und viel psychologisches Feingefühl. Die eigentliche Heldin des Buches, die „Kleine Karen“ ist vielleicht mit etwas gar zu großer Reivität ausgestattet, um uns noch glaubhaft zu erscheinen, aber die anderen Gestalten sind fast alleamt vortrefflich gezeichnet, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut; einzelne Gestalten, so der Dichter Niels Vörge und der ungläubliche Thomas Logemann, sind meisterhaft gezeichnet. Kurz, Einzelnes hat uns voll erfreut, anderes haben wir mit Begegnen gelesen und geföhrt hat uns in der Lektüre nichts, das heißt: was den Autor betrifft. Die Uebersetzung aber muß Deutsch lernen, ehe sie sich wieder an eine neue Arbeit macht, denn eine ähnlich dreihe, die Reden qualende Verhöhnung unserer Muttersprache ist uns doch gottlos noch selten begegnet. Frau oder Fräulein Mann leistet Sätze wie die folgenden: „Obgleich sie selber bligentlich von dem schrecklichen Buch erinnerte . . .“ (S. 14). „Und noch heut' am Tage wollte sie zu Frau Vöng gehen“ (S. 15, soll heißen: „noch heute“). „Des Fräuleins Maria aber war nahe daran, in Chmacht zu fallen vor Unsigen, daß jemand gehört hatte“ (S. 27, soll

heißen: „zugehört“) u. s. w. u. s. w. den ganzen diesen Band von 370 Seiten hindurch! Daß es Uebersetzerinnen giebt, wie diese Dame, wundert uns nicht, wohl aber, daß ein geachteter Verlag ihnen Uebersetzungen anvertraut, oder — das ist ja seine Sache — diese Mannstripte ohne Korrektur drucken läßt. Das ist glattweg unerlaubt und sollte nicht vorkommen.

— Jakob Schläpffe und andere Geschichten. Von Emanuel von Bodman. München, Albert Langen, 1901. — Vier kleine Geschichten von sehr verschiedener Art, denen nur gemeinlich ist, daß ihr künstlerischer Wert nicht allzuwahr weicht. „Der neue Reich“ ist die ungeschickliche Ausgestaltung eines ernstlichen, aber wirklich humoristischen Gedankens; schade, daß das Können des Verfassers nicht entfernt ausgereicht hat, ihn lebensvoll auszumalen; namentlich der Kleipide lebende Barbier Kommet ist lässlich mißlungen. Etwas besser ist die Charakterzeichnung im „Jakob Schläpffe“ ausgefallen; auch hier hat der Humor einen Stich ins Gynische, der aber doch von Gemeinheit fern ist. Die relativ feinste und beste Skizze im Büchlein ist „Das Karufl“, wogegen „Der Berg“ ganz mißraten ist. Alles in allem: auszuviel kann der Autor nicht — oder noch nicht, denn er scheint noch sehr jung zu sein.

— Aus dem: Buche des Lebens. Zwei Novellen von E. F. Hrynau. Leipzig, Friedrich Fleischer. Schlediges, geschmackloses Zeug, über das man am liebsten nichts sagt. N. B.

— Die Redaktion der „Nedar-Zeitung“ in Heilbronn ersucht uns um Aufnahme nachstehenden Aufrufs: „Für das Kernerhaus in Weinsberg. In die Oeffentlichkeit ist die Kunde gedrungen, daß das Kernerhaus in Weinsberg in fremde Hände kommen soll. Niemand und reinquiert, da er all seine Kräfte, dies zu verhindern, vergeblich sah, hat Theobald Kerner, der 84 jährige, Justinus Kerner's einziger und treuer Sohn dies geäußert. Wehmütig und überraschend hat diese Kunde alle die berührt, deren Herz auch heute noch treu hängt an der Heimat, für die das Dichterhaus am Fuße der Weibertreu auch heute noch umleuchtet ist von dem

Glanze einer Romantik in Lied und Leben, von der uniere Zeit nichts mehr weiß. Tausende sind im Laufe beinahe eines Jahrhunderts hinaus gepilgert zu Julius Kerner's Heim, Fürsten und Herren, Boeten und Musfanten, Männer der Wissenschaft und der Politik, sie alle haben eingelehrt bei Vater Julius und den Ruhm des Kernerhauses weit hinausgetragen in die Lande. Es neuerlich Vermächtnis hat es der Vater dem Sohn hinterlassen, und wie ein Heiligum unermüdblicher Gastsfreundschaft und schöner Erinnerungen hat es hier behütet. Und nun soll dieses Haus einem Fremden gehören? Dieser Schmerz muß dem alten Herrn ersipart bleiben! Darum wenden wir uns an alle, bei denen der Name Julius Kerner noch einen guten Klang hat, denen das Schwabenland heute noch gilt als die Heimstätte frohen Singens und Sagens, uns mitzuhelfen in Rat und That, daß solches nicht geschehe. Das Kerner-

haus muß Weinsberg, muß dem Schwabenlande erhalten bleiben! Und an jeden Schwaben und an jeden Deutschen ergeht darum der Ruf, beizutragen zu solchem Werke. Höher als auf den Zinnen der Barock-Steile um allen der Dichter und die Erinnerung an ihn. Diese Bitte sei gerichtet an jeden, des Standes oder Berufes er sei, jeder teile uns mit, was seines Grachtens gethan werden konnte zur Verwirklichung uneres Planes." Wir entsprechen dem Wunsche der Redaktion der „Recht-Zeitung“, weil wir in der Hauptsache ihrer Meinung sind: es ist wünschenswert, daß das Kernerhaus zu erhalten bleibe, wie es ist. Gleichwohl aber der Ankauf durch eine öffentliche Sammlung und durch das Zusammenwirken aller, die sich dafür interessieren, so muß das Haus dann auch einer zu diesem Zwecke zu bildenden Stiftung oder auch dem Schwäbischen Schüler-Verein gehören. Privat-Eigentum kann es dann nicht länger bleiben.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Attram, C. Verliche Blätter aus meinem Tagebuche. Dresden 1900. C. Pierion.

Dulke, Carl, Die Töchter der Salome. Gedichte. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nf.

Schaufal, Richard, Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Leipzig. C. F. Tieschbach Sep. Co.

Thyrnau, C., Aus dem Buche des Lebens. Zwei Romane. Leipzig. Fr. Fleischer. 1899.

Eisenichig, Friedrich, Ja weil! Acht! Nichtigkeiten für die lieben Mitjungen und Mitwädels. Eberswalde. S. Dnd. Lied, Gustav, Bier Satirpicle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Rathilde Mann. München, Albert Langen. 1901.

Liu, Berni, In Anut Arnebergs Haus. Roman. Einzige berechnigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Rathilde Mann. München, Albert Langen. 1901.

Amhytor, Gerhard v., Wieder eines deutschen Nachtwächters. 2. Auflage. Halle a. S. und Bremen. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1901.

Vaudin, Percy, Emma, Geirrautes und Erdachtes. Mit einem Geleitwort von Felix Dahn. Prag. Gustav Pragerbauer. 1901.

Vunge, Rudolf, Erenlieder. Zweites Tausend. Dresden und Leipzig. C. Pierions Verlag. 1901.

Karpeles, Dr. Gustav, Heinrich Heines Stammbaum väterlicherseits. Breslau. Schleißche Buchdruckerei dorn. Z. Schottlander. 1901.

Strasburger, Egon D., Von der Lieb'. Gedichte. Stragburg i. E. Josef Singer. o. J.

Sachs, Erich, Worte der Seele. Ein Gedichtbuch. Dresden 1900. C. Pierion.

Vjörnsön, Björnshjerne, Geographie und Liebe. Lustspiel in 3 Aufzügen. München 1901. Albert Langen.

Benj, Fried., Duntle Wege. Tragische Liebesgedichte in zweiter Auflage. München. Literaturmagazin Schroeder. 1901.

Vessel, Adolf, Der Aug. Die Waldpelle. Mnafien. Dresden und Leipzig. C. Pierions Verlag. 1901.

Vjörnsön, Björnshjerne, Abfolons Haar. (Kleine Bibliothek Langen Bd. 40). München, Albert Langen. 1901.

Boelzig, Martin, London. Soziale Gedichte. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (S. Dnd.). 1901.

Brodb, Armand, Die Bergesehen. Schauspiel in vier Akten. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland. (S. Dnd.). 1901.

Dufmeyer, Friedrich, Des Stutenmeisters Bergernisse. Eine Komodie in drei Akten. München, Starzemische Verlagshandlung. 1901.

Fulda, Adwvig, Die Zwillingsschwester. Lustspiel in vier Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nf., S. m. b. S. 1901.

Geiger, Ludwig, Therese Huber. 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nf., S. m. b. S. 1901.

Gräbe, Christian, Hannibal. Ein Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von E. Spielmann. Halle a. S., Hermann Wenig. (1901.)

Grisebach, Eduard, Der neue Tanzhäuser. Zwanzigste Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nf., S. m. b. S. 1901.

Henschel, Anna, Feiertags-Geschichten. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (S. Dnd.). o. J.

Jacobowski, Ludwig, Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898. Zweite Auflage. Witten i. Westf., J. C. E. Bruns' Verlag. 1901.

Lienhardt, Fritz, Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Leipzig und Berlin, Georg Reirich Meyer. 1901.

Märchen, Neue. Eine Sammlung für Erwachsene von Emil Weber. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Maeterlinck, Maurice, Der Tod des Timagites. Dabehn. (Mit kleine Dramen für Puppenspiel. Berlin, J. Schneider & Co. 1899.

Kaap, B. A., Königsrecht. Drama in fünf Akten. Witten in Westf., J. C. E. Bruns' Verlag. 1900.

Piper, Otto, In n. Mittelstraß. 'ne plattidisch Gedichte. Wismar, Vintorische Postbuchhandlung. 1900.

Rittershaus, Dr. Adeline, Die Ausdrücke für Gesundheitsempfehlungen in den algermanischen Dialecten. Ein Beitrag zur Bedeutungsgegeschichte. Erster Teil. (Abhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. III.) Zürich, C. Zempel. 1899.

Sainéau, Lazare, Une carrière philologique en Roumanie (1885—1900). I. Les péripéties d'un naturaliste. Mémoire auto-biographique. Bucarest, Emile Storck. Paris, Larousse. 1901.

Salus, Hugo, Reigen. München, Albert Langen. 1900.

Schlisch, Freiherr von, Der nervöse Keunant und andere Miliärihumoresken. (Kleine Bibliothek Langen Bd. 41.) München, Albert Langen. 1901.

Schüler, Gustav, Gedichte. Schmaragd-Berlin, Verlag Renaissance. 1900.

Schultern, Heinrich von, Im Vormärz der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Linz und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. 1900.

Schwarz, Karl Joh., Der Ungeändigte. Roman. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (S. Dnd.). o. J.

Schwarz, Karl Joh., Der Weg zur Ehe. Theaterstück in drei Akten. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (S. Dnd.). o. J.

Stavenhagen, Fritz, Der Lofie. Hamburger Drama in einem Akt. Hamburg, August Harme. 1901.

Stavenhagen, Fritz, Jürgen Pipers. Norddeutsches Volksspiel in 5 Akten. Hamburg, August Harme. 1901.

Stern, Dr., med. Wilhelm, Die allgemeinen Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis. Vortrag, gehalten in der Naturwissenschaftlichen Abteilung der Berliner Zintenschau am 4. Dezember 1900. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung. 1901.

Vörries, Freiherr von Münchhausen. Walladen. Berlin, Breslauer & Menet. 1901.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 08671 9997

